THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

920.0494

B29

1884-85

Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

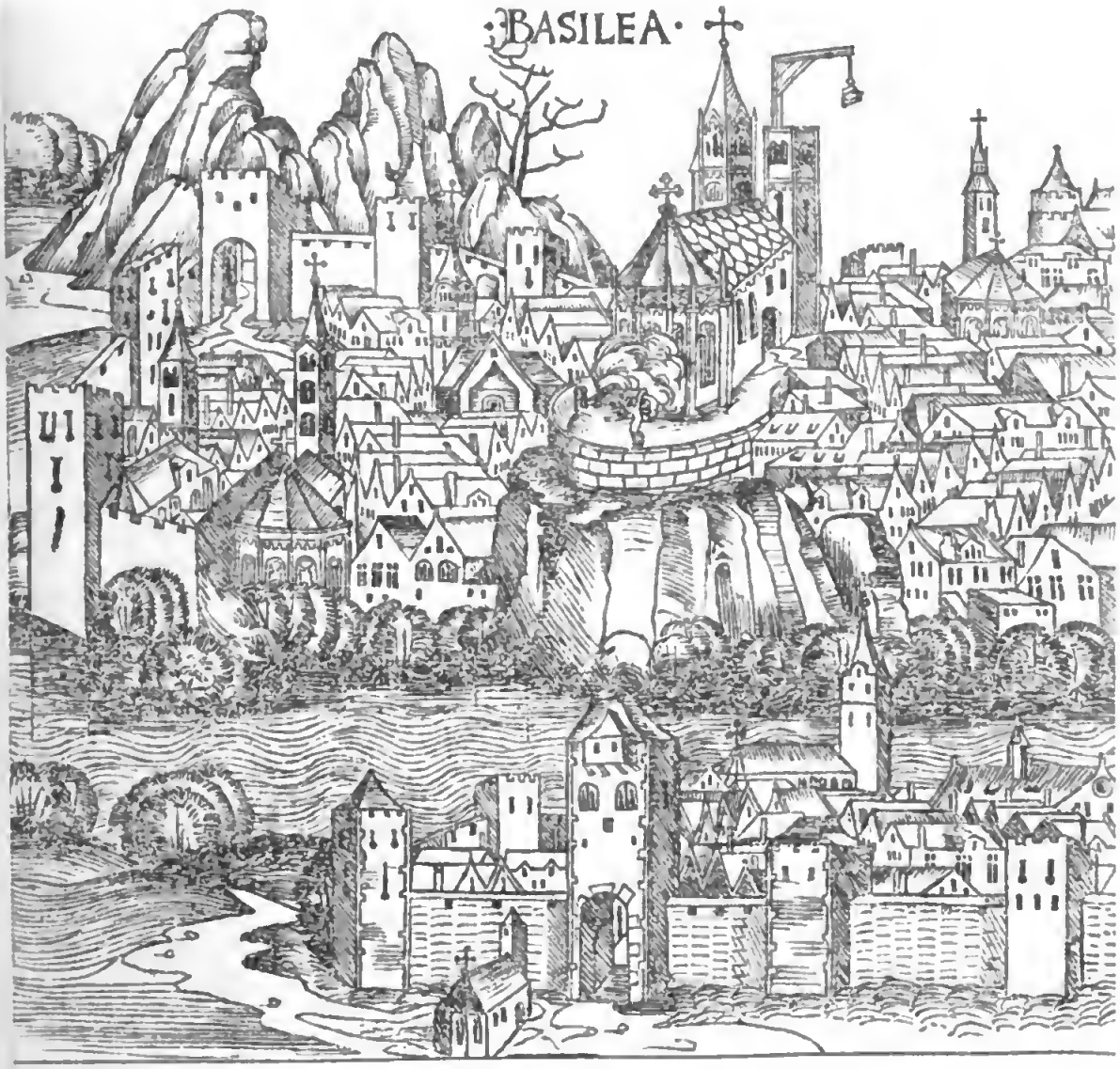
LIBRARY

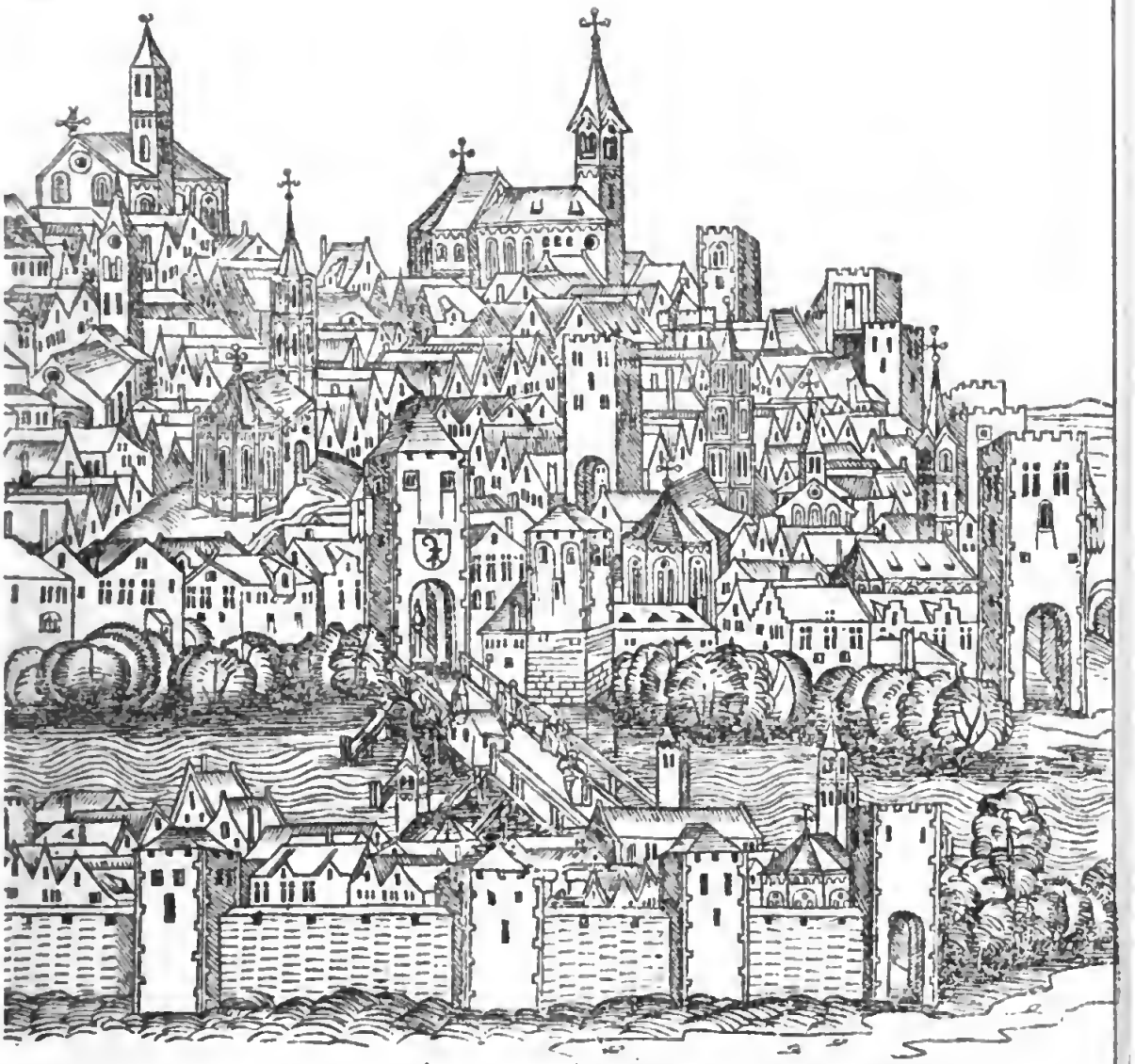
920.0494

B29

1884-85

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS


·BASILEA·



Photolithographie von E. Boissert, Basel.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Digitized by Google

Basler Jahrbuch

1884.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1884.

Digitized by Google

920.0494
B29
1884-85

Vowort.

„Was dieſes zeitliche Leben anbelangt, iſts ein köſtlich „Ding um wahrhaften Bericht vergangener Sachen. Dann „was die ganze Vernunft zu ſittigem ehrbarem Weſen, zu „Erhaltung Land und Leuten, nutzlich ſein ſagt, das bezeugen „die Hiſtorien mit Exempeln. Deshalben ſeind die Ethici „gleich einem Aufreißer menſchlicher Ehrbarkeit und Lebens„maß, die Hiſtorici aber deſſelbigen Illuminierer und Aus„ſtreicher. Sie ſtellen je mit lebendigen Farben für Augen, „was jederzeit geſunde oder gähe Ratſchläge, gute und böſe „Werk, für Endſchaft gehabt, wie es bey den Frommen und „Gottloſen ergangen: daraus ein jeder, ſo die Hiſtorien be„dächtlich und mit gutem Urtheil lieſet, in ſonderbaren und „gemeinen Geſchäften deſto bedächtlicher handlen und wandlen „kann, auch Urſach findet, auf ſeiner Zeiten Läuf und Ge„ſchichte deſto beſſer Achtung zu geben. Welches dann den „Verſtand mehret, ja ſo mans recht erwiegt, iſt aus dieſer „Dingen Wahrnehmung alle Fürſichtigkeit entſprungen."

Alſo der Vater der baslerischen Geſchichtſchreibung, Chriſtian Wurſtiſen. In derſelben Meinung, dabei ebenfalls

172504

Digitized by Google

aus „natürlichem Anmuth zum Vatterland“ haben wir dieſes Basler Jahrbuch vordem auf uns genommen und legen nun auch in dieſem Jahre, zu fröhlichem Winteranfang, einen Band deſſelben in die Hände unſerer Freunde, alter und neuer Freunde, bisheriger und neuer uns geneigter Leſer; mögen jene uns treu bleiben, mögen dieſe ſich zahlreich einfinden! wir glauben beides auch durch das diesmal Gebotene redlich verdient zu haben.

Des vielgewanderten redſeligen Künſtlers Martinus Vogt ſelbſtgezeichnetes Lebensbild verdanken wir der Freundlichkeit zunächſt ſeiner eigenen Familie in Colmar, ſodann der liebenswürdigen Vermittelung des Herrn Archivar Moßmann ebendort, welcher ſeine ſchöne Copie der Originalhandſchrift uns mittheilte; zur Ergänzung der Biographie, die nur bis 1818 reicht, können wir hier beifügen, daß Vogt von Arlesheim als Organiſt nach St. Gallen berufen wurde und 1837 in derſelben Eigenſchaft nach Colmar kam, wo er am 18. April 1854 ſtarb. Eine Ergänzung oder ein Gegenbild zu dieſer Biographie iſt die Darſtellung des Basler Concertweſens im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert: an Stelle des Lettners einer Kloſterkirche zeigt ſie uns das Podium des Concertſaales zu Baſel, an Stelle des etwas verfahrenen Virtuoſentums das emſige wenn auch zum Theil dilettantiſche Streben und Bemühen einer bürgerlichen Corporation. Wie hier ein Vergleich mit dem heutigen muſikaliſchen Baſel nahe liegt, ſo in gleicher Weiſe ein Vergleich unſeres Zeitalters

der Schulhausbauten mit derjenigen Zeit, in welche die Geſchichte der Gemeindeſchulen 1817—1822 uns hineinführt.

Der neuern Zeit gehört auch die Erzählung zweier Kleinbasler Geſchichten aus Helvetik und Mediation an, die Niemand ohne Vergnügen leſen wird; ſie erinnern an jene Periode, in welcher der Same gelegt wurde für diejenigen Zerwürfniſſe, deren bitterſte Frucht der 3. Auguſt 1833 war. Das Gedächtniß dieſes Tages iſt nun zum 50. Male wiedergekehrt; daran glaubten wir durch die Mittheilung des Berichtes eines wackern Mitkämpfers wohl in unſerer Weiſe erinnern zu dürfen und zu ſollen.

Die Darſtellung von Baſels Theilnahme an den Huſſitenkriegen führt in ein ferner entlegenes Jahrhundert, in die Zeit, da Baſel ſich rüſtete, den Weg zum Gipfel ſeiner Macht emporzuſteigen; ein kleines Bild aus der Geſchichte der Zünfte in jenen Jahren, zugleich ein Angeld künftiger umfaſſenderer Darſtellung, iſt der Bericht vom Neubau des Schlüſſelzunfthauſes, der auch einen wohlbewährten Künſtler in einer bisher unbekannten Leiſtung zeigt.

Dies die „Hiſtorien“ aus alter und neuerer Zeit; ſie finden ihren Abſchluß in einem ſtatiſtiſchen und einem chronikaliſchen Rückblicke auf das nächſt vergangene Jahr, Abrechnungen mit dem Geleiſteten, wie ſie vor dem Uebertritt in ein neues Jahr ſich wohl geziemen mögen.

Neben den ruhigen Worten der Erzählung ertönt auch in dieſem Bande ein Klang der Dichtung; der Mund, dem

er entſtrömte, iſt längſt geſchloſſen; um ſo mehr wird jeder Leſer mit uns an dieſen friſchen Tönen ſeine Freude haben.

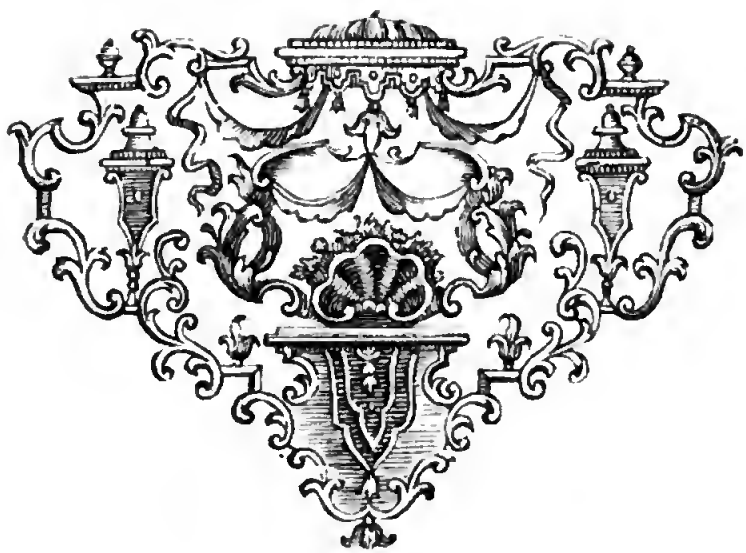
Des Titelbildes iſt im Buche ſelbſt ausführlicher Erwähnung getan. Und ſo ſchließen wir unſer Vorwort mit herzlichem Danke vorab an diejenigen, die durch Beitrag und Mitarbeit uns in unſerm Unternehmen beigeſtanden haben, mit Dank auch an alle, welche dieſem Unternehmen wohlwollend geſinnt ſind und mit uns übereinſtimmen in der Liebe zu unſrer guten Vaterſtadt.

Baſel, geſchrieben an der Vigilie
des erſten Advents 1883

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Martin Vogt	1
Zum Titelbild	100
J. W. Heß: Die Gemeindeſchulen der Stadt Baſel 1817—1822 .	104
Lieder aus dem Nachlaſſe von Albert Brenner (1833—1861) .	135
Dr. Bernhard Riggenbach: Der 3. Auguſt 1833. (Aufzeichnungen eines Augenzeugen.)	145
Dr. Tr. Geering: Der Neubau des Zunfthauſes zum Schlüſſel durch Roman Fäſch 1485—1488	170
Paul Meyer: Baſels Concertweſen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts	181
Dr. G. Biſchoff: Zwei Geſchichten aus der Chronik von Jakob Chriſtoph Pack	237
Der Glockenfortſchritt. (Gewidmet der freien Stadt Baſel.) 1883.	257
Albert Burckhardt: Der Antheil Baſels an dem Huſſitenkrieg von 1421	260
F. Föhr: Repertoriſche Rückblicke auf das Jahr 1882	275
Basler Chronik vom 1. Oktober 1882 bis 30. September 1883 .	300



Martin Vogt.

Gebohren den 3. April 1781, zu Kullmain, Landgericht Stadt Kemnath in der obern Pfalz. Mein Vater war Schullehrer, Organiſt und Verwalter der Güter des Grafen Morowitzky; meine Mutter eine gebohrne Zach, Bierbrauers Tochter aus Fichtelberg. Ich erinnere mich ſehr wohl in meiner Jugend vernohmen zu haben, daß meine Urgroseltern aus Franken ſtammten, und daß meine Mutter eine Anverwandte des berühmten Dommkapellmeiſters und Contrapunctiſten Zach in Mainz war. Mein Vater Ambroſius Vogt war nicht nur ausgezeichneter Organiſt, beſonders Fugiſt, ſondern ſpielte nebſt den Saiten-Inſtrumenten auch noch alle Blas-Inſtrumente, vorzüglich Horn und Trompette. Der ältere Bruder meines Vaters war Benediktiner im Kloſter Weißennoh bey Nürnberg, ebenfalls ausgezeichneter Muſiker; der jüngere Bruder meines Vaters war Weltgeiſtlicher und Muſik-Director im Jeſuiten-Seminario zu Amberg, zu ſelber Zeit berühmt nicht nur als Muſiker, ſondern auch als Componiſt. Ich war vielleicht 7 bis 8 Jahre alt, als der jüngere Bruder meines Vaters aus dem Prieſter-Seminario von Regensburg als geweihter Prieſter nach Hauſe kam, um ſeine erſte Meſſe zu leſen. Zu dieſer erſten Meſſe wurden nun viele muſikaliſche Vorbereitungen

gemacht, denn obwohl alle Sonn- und Feyertage bey dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienſte Vocal- mit Inſtrumental-Muſik gemacht wurde (nur aus Liebhabern, meiſtens Profeſſioniſten beſtehend) ſo wollte man bey dieſer Feierlichkeit doch etwas ausgezeichnetes aufführen. Die Meſſe die aufgeführt wurde, war ſoviel ich mich zu erinnern weis, vom Dreyer, damals einen der berühmteſten Kirchen-Componiſten.

Kurz vor der Feyerlichkeit der erſten Meſſe meines Onkels, war ich unwohl; eines abends ſang er alles was in einem Amte zu ſingen vorkommt: ich lag auf einem Bank, und nach den Endworten der Prefation: Sine fine dicentes, fieng ich an, wie es in allen Kirchen Deutſchlands beim herausgehen des Prieſters am Altar, nach Anſtimmung des Gloria, Credo, nach dem Sanctus, Ite missa est und am Ende der Meſſe üblich iſt, einen ſogenannten Duſchfanfare zu blaſen, und da ich ſchon damals im Geſange ziemliche Fortſchritte gemacht, muſte ich das Benedictus (canto solo) ſingen.

Da mein Vater im Geſange alle tage Unterricht ertheilte, um den Geſang in der Kirche immer zu erhalten, war ich im Geſang bald ſo vorwärts, daß ich alles vom Blatt ſingen konnte, was man mir vorlegte, denn zu damaliger Zeit wurde keine Meſſe aufgeführt, wo nicht 2 bis 3 Fugen darin waren. Es war Muſik im Kirchenſtyle, und nicht Tanzmuſik, wie heutiges Tags. Zu ſelber Zeit noch wurden keine Clavierſpieler, ſondern Organiſten gebildet: deßwegen muſte ich den Anfang mit beziffertem Baß machen, lernte die Accorde kennen und konnte in kurzer Zeit die Meſſen mit Orcheſter auf der Orgel begleiten. Daß ich Clavierſtücke ſpielen lernte, weis ich mich nicht mehr zu erinnern. Ob ich von meinem Vater Unterricht im Violin ſpielen erhielt, erinnere ich mich ebenfalls nicht mehr. Wohl iſt mir ſehr erinnerlich, daß ich am Vorabend

des Namenstages unſeres herren Pfarrers, am 5. Jenner, wo ihm eine Nachtmuſik aufgeführt wurde, Violin ſecond mitſpielte.

Daß ich in meinem zehnten Jahre, bei einem Kaplan unſers Ortes die lateiniſche Sprache zu erlernen anfangen muste, iſt mir noch ganz erinnerlich; ob und was ich aber erlernte, iſt mir durchaus unbewußt. Dieſer Kaplan hielt vorzüglich viel auf Kircheuzeremonien, und da mein Geburtsort zu Böhmen gehörte, ſo wurde vor allen das Feſt des heiligen Johann von Nepomuk recht feierlich gehalten; nicht nur auf jeder Brucke, ſondern in Mitte jedes Ortes iſt die Statue dieſes Heiligen anzutreffen; die Feſtlichkeit dauert acht Tage, und alle Abend wird vor der Statue gebethet und geſungen. Während dieſer Andacht iſt der Platz ſehr ſchön beleuchtet. In meinem Geburtsort iſt Johann von Nepomuk ſehr ſchön und groß von Stein. Da nun keine Lichter angebracht werden konnten, ſo band dieſer Kaplan dem Johann von Nepomuk mehrere Laternen, große und kleine, an Sricken um den Hals. Eines dieſer Lieder welche bey dieſer Feierlichkeit geſungen wurden, iſt mir noch wohl bewußt, und heißt:

O Heil'ger Johannes von Neppermuk!
Du Zierde der Prager Bruck!
Prager Bruck,
Neppermuk,
Neppermuk,
Prager Bruck.

Am 22. Aprill 1791 war mein Vater abweſend: ich ſtieg mit einigen Kameraden in des Pfarrers Garten auf Bäume um Vogelneſter zu ſuchen. Unglücklicher Weiſe brach ein Aſt; ich fiel herunter ohne mir zu ſchaden; allein der Lärm brachte den Pfarrer herbei, der mir gleich drohte es meinem Vater zu

ſagen. Mein Vater war ſehr ſtreng; an Schlägen litt ich keinen Mangel bei ihm, meine Mutter hingegen deſto nachſichtiger. Mein Vater kam abends ſpät nach Haus; den andern Tag war Georg- und Feiertag; wie gewöhnlich gieng er vor dem Gottesdienſt in den Pfarrhof; zu Haus angelangt, nahm er eine friſche birkene Ruthe, deren er immer mehrere in Bereitſchaft hatte, legte ſelbe ins Waſſer und gieng gleich in die Kirche. Ich wußte nun was ich zu erwarten habe, und da ich die Ruthe ſchon im Ueberfluß empfunden hatte, ſo beſchloß ich Vater, Mutter, eine Schweſter die ein Jahr jünger war als ich, und noch zwey jüngere Brüder, Namens Joſeph und Johann, zu verlaſſen. Da Feiertag war, hatte ich meine beſſere Kleider an; ich machte mich alſo, ſobald ich meinen Vater auf der Orgel hörte, auf den Weg. In Amberg, 12 Stunden von meinem Geburtsort, war ein Bruder meiner Mutter als Student: zu dieſem wollte ich mich begeben. In Stadt Kemnath, nur eine Stunde von Kullmain, war ein Franziskanner Kloſter, wohin ſich viele Leute aus der Umgegend zur Frühmeſſe begaben; dort traf ich mehrere Bekannte, die mich fragten wo ich hin wolle? Nach Amberg war meine Antwort. Ich mochte vielleicht drey Stunden gewandert ſeyn, als ich das Städtchen Preſſath erblickte. Da ich Hunger fühlte und auch nicht einen Kreuzer im Sack hatte, beſchloß ich bey dem daſigen Organiſten, der ein guter Bekannter meines Vaters war, anzuſprechen; da ſie eben am Mittageſſen waren, nahm ich die Einladung mit ihnen zu halten gerne an.

Nach dem Mittageſſen ſetzte ich meine Wanderung fort, kam Abends zu einem Verwandten meiner Mutter, der Schullehrer und Organiſt war, und wurde ſehr gut aufgenohmen. Nach dem Nachteſſen erzählte ich nun daß ich von Haus fortgeloffen. Man ſuchte mich dazu zu bereden, wieder nach Haus

zurückzukehren. Da ich aber durchaus nicht dazu zu bereden war, wurde ich den andern Morgens mit 6 Kreuzern verſehen um meine Reiſe fortſetzen zu können. Gegen Abend kam ich dann in Amberg an und erfragte gleich den Bruder meiner Mutter. Dieſer war nicht wenig erſtaunt mich zu ſehen.

Zu damaliger Zeit war beynahe die hälfte der Studenten ſogenannte Bettelſtudenten, die täglich ihr Mittageſſen in Klöſtern oder andern gutthätigen Häuſern, in zwey Häfelchen die aneinander waren, abholten; was ſie dann vom Mittageſſen übrig ließen, wurde als Nachtmahl verzehrt. Mein verehrteſter Herr Onkel hatte nun auch das Glück unter die Bettelſtudenten gezählt zu ſeyn, und vermuthlich hatte er bey meiner Ankunft einen ſehr kargen Koſttag, denn beyde Häfelein waren leer, und Geld hatte der Herr Onkel eben ſo wenig als ich. Zum Glück wohnte er bey einer alten Jungfer, die als Preſidentin der Bettſchweſtern bekannt war. Dieſe half aus der Noth und füllte meinen hungerigen Magen mit Brod das ſie nicht mehr beißen konnte. Dieſe Bettſchweſter hatte auch Studenten in der Koſt; wie ich ſpäter vernahm, wurden dieſe aber für ihr ziemliches Koſtgeld nicht überfüttert: ſie hatte keinen Zahn mehr im Maul, konnte das Fleiſch nicht mehr beißen, lullte ſelbes nur aus, und Nachts bekamen ihre Köſtgänger dieſes ausgelullte Fleiſch wieder geſotten oder gebratten, und ich war ſo glücklich auch öfters mit dieſen bettſchweſtriſchen Ueberbleibſlen geſättigt zu werden.

Gleich nach meiner Ankunft ſchrieb mein Onkel an meinen Vater, ſich erkundigend was er mit mir machen ſolle, fügte meinen Entſchluß bey nicht mehr nach Haus zurückkehren zu wollen. In einigen Tagen langte die Antwort meines Vaters an, daß er gerne billige, wenn ich mich zu ſeinem Herren Bruder, Profeſſor und Muſikdirector in Cham, begebe. Auch

legte mein Vater noch etwas weniges Reiſegeld bey, und ſo machte ich mich auf den Weg, begleitet von meinem Herren Onkel, und langten nach 2 Tagen in Cham an.

Meines Vaters Bruder nahm mich ſehr gefällig auf; da er aber ſelbſt im Pfarrhof in Koſt und Wohnung war, übergab er mich dem Organiſten in Koſt und Wohnung. Meine Stimme als Sopraniſt erreichte damals das dreygeſtrichene F, und die Arien die ich damals ſang, ſchickte mir mein Vater nach Amberg.

Bald nach meiner Ankunft in Cham, war ein Feſttag, an dem aus der Umgegend viele Prozeſſionen ankamen. Ich ſang eine Aria von Madlſeder, und gleich wurde ich als ein Wunderſänger in der ganzen Gegend ausgepoſaunt. In dortiger Gegend waren mehrere Klöſter, und ſchon nach einigen tagen erhielt mein Onkel eine Einladung aus dem Kloſter Schönthal (Auguſtiner Ordens) mich dorthin zu ſchicken. Ich wurde nun in einer Kutſche abgeholt, ſang dort das ganze Amt mit und zwey meiner mitgebrachten Arien, die ſowohl gefielen, daß man mich faſt auf den Händen vom Chor wegtrug. In dieſem Kloſter waren aus anderen Klöſtern wieder Herren anweſend; durch dieſe wurde ich nun bekannt und muſte nun von einem Kloſter zum andern wandern.

Mein Onkel in Cham war ausgezeichneter Muſiker, und da ich nur ſechs Monathe bey ihm war, habe ich doch viel bey ihm gelernt, obwohl ſeine zeit die er mir widmen konnte, ſehr beſchränkt war. An Sonn- und Feſttagen war ich nie bey ihm, ſondern wurde immer in die Klöſter abgeholt. Für einige Tage war er einmal abweſend; ich brachte meine Zeit mit Clavierſpielen und lateiniſch lernen auf ſeinem Zimmer zu; meine Feder war abgenutzt; ich wollte ſelbe in Ordnung bringen, hatte aber kein Federmeſſer; zufällig erblickte ich das

Raſirmeſſer meines Onkels; ich benutzte ſelbes ſogleich eine Feder zu ſchneiden: die Feder war zwar nicht geſchnitten, das Raſirmeſſer aber ganz dahin. Ich war freilich in großen Aengſten, deßwegen geſtraft zu werden; allein mein Onkel lachte dazu und ich auch.

Anfangs Augſt, machte nun mein Vater die Reiſe von ungefähr 27 bis 28 Stunden um mich zu beſuchen, kündete mir auch an daß ich einige Tage vor Michelstag im Kloſter Michelfelden eintreffen müſſe, wo ich als erſter Sopraniſt angenohmen ſey. Anfangs September begleitete mich nun der Bruder meines Vaters nach Amberg, und übergab mich dort dem Bruder meiner Mutter, der mich zu meinen Eltern zurückführte. Bey meiner Ankunft zu Haus, fand ich wieder eine neugebohrne Schweſter, Namens Theres, die fünfte meiner Geſchwiſter. Einige Tage vor Michaeli führte mich mein Vater ins Kloſter Michelfelden, wo ich ſehr gut aufgenohmen wurde. Um damals in einem Kloſter als Singknabe aufgenohmen werden zu können, muſte man eine Prüfung im Geſange beſtehen, und dieſe beſtand darin, daß man dem Sänger eine Fuge aus den älteſten Zeiten vorlegte, die nur vom einfachen Baß begleitet wurde. Mir nun wurde dieſe Prüfung erlaſſen, da ich als Sänger bekannt war, der treffe was man ihm vorlege.

In dieſem Kloſter Michelfelden, eine der herrlichſten Gegenden in Franken, zwiſchen Bayreuth und Nürnberg, waren nun unſer 8 Chorknaben, 4 für Sopran und 4 für Alto; Tenore und Baſſo wurden von Kloſterherren geſungen. Wir hatten folgende Ordnung: Sommer und Winter um 5½ [Uhr] aufſtehen; dan ſeine Aufgaben lernen bis 7 Uhr; um 7 Uhr Meſſe nur für die Singknaben, während welcher immer einer abwechſelnd die Orgel ſpielte und die andern mitunter deutſche

Lieder ſangen. Um ½ 8 Uhr, Frühſtück mit einer guten Suppe. Um 8 Uhr, kam der Profeſſor uns Unterricht in der lateiniſchen und deutſchen Sprache zu geben. Um 9 Uhr, war täglich Amt mit Inſtrumentalmuſik. Von 10 bis 11 Uhr, Unterricht in der Inſtrumentalmuſik. Um 11 Uhr, Mittageſſen, dann Erholung bis 1 Uhr. Von 1 bis 2, Clavier und Orgel-Unterricht; von 2 bis 3, wieder lateiniſch und deutſch. Um 3, Veſper, an Sonn- und Feſttagen muſizirt. Von 4 bis 5, Recreation und Abendeſſen; von 5 bis 6, wieder Unterricht im Clavier und Orgel. Von 6 bis 7, Repetition der Aufgaben für folgenden tag, oder Repetition der Muſik, wenn am folgenden tag ein Sonn- oder Feſttag war. Um 7 Uhr, Nachteſſen; dann Recreation und um 9 Uhr ins Bett.

Der gröſte Theil der Herren dieſes Kloſters waren Muſiker, und darunter ausgezeichnete, ſowohl auf Saiten- als Blasinſtrumenten. Meinen Unterricht auf der Orgel ſetzte ich hier, wie bei meinem Vater angefangen, blos in Partiturſpielen fort; mein Lehrer war Sebaſtian Deiſenberger, der mehrere Werke für Generalbaß drucken ließ. Pater Sebaſtian war ausgezeichneter Baßſänger und Pater Nepomuk ein ausgezeichneter Tenoriſt. Bey einem Duett das ſie an einem Feſttage ſangen, ließ der Baſſiſt ſeiner Stimme vollen Lauf; die zarte Tenorſtimme wurde dadurch übertönt; der Tenoriſt ſchwieg und ſagte, ſich zum Baſſiſten wendend, ganz laut: Er brüllt wieder wie ein Ochs. Der Baſſiſt Pater Sebaſtian war immer überſpannt: von nun an wurde er ſo närriſch, daß man ihn binden und bewachen muſte. Mit der Zeit wurde ſein Zuſtand zwar beſſer, muſte aber noch immer bewacht werden. Indeſſen plötzlich verſchwand er, ohne entdecken zu können wo er hingekommen. Da die ſogenannte Clauſur, wo die Religioſen wohnten, immer geſchloſſen war, und zur Porte niemand außer der

Portner einen Schlüſſel hatte, ſo war es unbegreiflich wo Pater Sebaſtian hingekommen ſey. Es war am Donnerſtag wo er vermißt wurde. Alle Freitag wird auf dem Chor, um 9 Uhr morgens, von den Singknaben Tenebrae factae sunt, mit der großen Orgel begleitet geſungen. Wie nun der Organiſt im Pedal das unterſte I, 16 Fußton antritt, entſteht ein fürchterlich Gebrüll. Vor Schrecken entlauft der Organiſt mit uns Singknaben. Wie nun die Religioſen mit den Bedienten herbeieilen, entdecken ſie den Pater Sebaſtian in der großen Orgelpfeiffe. Hinter der großen Orgel befand ſich eine Stiege die in [den] Kirchthurm führte: vermuthlich wollte Pater Sebaſtian in [den] Kirchthurm, verfehlte die Treppe und fiel in die Orgelpfeiffe. Die Pfeiffe wurde nun herausgenohmen, das obere Blatt abgelöst. Pater Sebaſtian halb todt herausgenohmen, kam nie mehr zum Verſtand und ſtarb bald darauf.

Ich bekenne es ganz frei, dieſem Kloſter habe ich den gröſten Theil meiner muſikaliſchen Bildung zu danken. Nicht nur der gröſte Theil der Religioſen waren ausgezeichnete Muſiker, ſondern ſelbſt alle Angeſtellten waren muſikaliſch, ſo daß an jedem Sonn- und Feſttag wohlbeſetzte Muſik mit Orcheſter war. Indeſſen, wie faſt in allen Klöſtern Deutſchlands, hatten wir Singknaben in dieſem Kloſter auch keinen Mangel an Schlägen und andern barbariſchen Mißhandlungen. Einer meiner Mitſchüler, ein Schullehrersſohn aus dortiger Gegend, muſte wegen einem geringen Vergehen acht Tage lang immer auf dem Boden knien, ſelbſt beim Eſſen. An den drey letzten Tagen konnte er's vor Schmerzen nicht mehr aushalten: er fieng auf den Boden kniend an, den Kopf immer an die Wand zu ſtoßen. Auf unſer Befragen, was er machen wolle? gab er zur Antwort, er wolle ſich todt ſtoßen, um ſeiner Schmerzen los zu werden. Dieß war Waſſer auf unſere Mühle; da wir

auch der Prügelei und anderer Straffen ſatt waren, glaubten wir davon befreit zu werden, wenn wir ihm in ſeinem Unternehmen behilflich wären: wir halfen ihm ſämmtlich den Kopf an die Wand ſtoßen, in der Hoffnung, wenn er ſich todt geſtoßen, wurden doch wir beſſer behandelt werden. Als er aber den Stoß zu ſehr empfand, wollte er doch nicht mehr, ſondern entſchloß ſich davon zu lauffen, das er gleich am andern Morgen that. Aber ſchon am Nachmittag kam ſeine Mutter, hollte ſeine Kleider und ſagte dem Profeſſor ſtatt Dank nur Schand und Spott. Auf dieſen Vorfall hin wurden wir nur noch übler behandelt, und gleich darauf machten wir an einem Vakanztag einen Spaziergang, kamen zu Haſelnußſtauden und füllten unſere Naſtücher mit Haſelnuſſen, die kaum reif waren. Ein Bedienter des Kloſters, der uns auf dem Heimweg antraf, ſah die Haſelnuſſen in unſern Naſtüchern, und da ſelbe blos für den Gebrauch des Kloſters waren, ſo wurden wir ſo durchgeprügelt, daß keiner mehr ſitzen konnte. Auf dieſes hin nahm ich auch die Flucht. Zu Haus angekommen, verbarg mich meine Mutter vor dem Vater, der eben abweſend war, und ließ mich durch den Schulgehülfen ſogleich wieder ins Kloſter führen. Da angekommen, wurde ich auf eine Bank gebunden und mit Haſelnußſtöcken ſo gehauen, daß ich nicht mehr aufſtehen konnte. Der daſige Doctor, damaliger Zeit nur ein Barbier, Aderlaſſer und Laxirgeber, unterſuchte meinen Hintern, der alle Farben wie ein Regenbogen hatte, und um die Schmerzen und Geſchwulſt zu ſtillen, muſte ich nun warme Ueberſchläge darauf machen.

Mit Nahrung und Kleidung waren wir hinlänglich verſorgt. An gemeinen Sonntagen hatten wir graue Röcke, kurze Hoſen und blaue Strümpfe. An ſogenannten Priorfeſten, an denen nemlich der Prior das Hochamt hielt, grüne Röcke mit

rothen Krägen, grüne Hoſen und graue Strümpfe. An großen Feſt oder Prälatenfeſten, grüne Röcke mit rothen Krägen und Goldborten daruun, grüne Hoſen und weiße Strümpfe und Huth mit Goldborten.

Ungefähr 4 Stunden vom Kloſter entfernt war eine Wahlfahrtskirche des H. Lorenz und Bartholome, die zum Kloſter gehörte, mitten in einem Wald, wo nur an den Patronstagen Gottesdienſt gehalten wurde, und dabei befand ſich nur allein die Wohnung des Meßners. An den Patronstagen wurde in dieſer Kirche feyerlicher Gottesdienſt gehalten, der aus der ganzen Umgegend ſehr zahlreich beſucht war. Am Feſttag ſelbs waren Morgens 4 Uhr zwey vierſpännige Kutſchen bereit, welche die Herren, die zu dieſem Feſte beſtimmt waren, mit vier Chorknaben an dieſen Wahlfahrtsort führten. Als Alt-ſolo-Sänger muſte ich auch mit, und die freude für dieſe Reiſe in einer vierſpännigen Kutſche war für uns Knaben über alles. Ich ſtieg nun Morgens 4 Uhr voller freude in die Kutſche; am Ort ſelbſt angelangt, muſte ich dem Profeſſor bey der erſten Meſſe dienen. Dem Altar gegenüber war die Sakriſtei, unter deſſen Thüre ſich viel Volk befand. Während der Meſſe zeigten dieſe Leute unter anhaltender Gelächter auf mich, ſo daß ich auch mitlachte. Als ich zur erſten Einſchenkung die Altarſtuffen hinauftrat, fieng auch der Profeſſor zu lachen an. Vom Altar herabtrettend, blickte ich abwärts: o welcher Schreck! ich hatte an einem Fuß einen blauen, an andern einen weißen Strumpf. Tags vor der Reiſe ordnete ich wohl meine Kleider, allein vor lauter Freude auf die Fahrt, betrachtete ich die Strümpfe nicht, und als wir Morgens abfuhren, war es noch dunkel. Nach geendeter Meſſe aber lief mir alles Volk nach, und während dem Mittageſſen, wo auch die benachbarten Geiſtlichen anweſend waren, muſte ich vor den

Tiſch ſtehen, damit alle meine Fußbekleidung betrachten konnten, hatte aber weder Mangel am Eſſen noch am Trinken.

Ich hatte nun bald zwey Jahr in dieſem Kloſter zugebracht, und länger als zwey Jahr wurde kein Chorknab behalten. Von Seite des Kloſters Michelfelden wurde ich nun mit Empfehlungsbriefen ins Kloſter St. Emmeran in Regensburg verſehen, und mein Vater machte mit mir die Reiſe dahin. In Regensburg angekommen, begaben wir uns in St. Emmeran zu Herrn Emerich, einem Verwandten meiner Mutter, der Preſect der Chorſänger zu St. Emmeran war. Dieſer führte uns zu Herrn Pater Sebaſtian Briri, Chordirector zu St. Emmeran und ausgezeichneter Organiſt. Im Jahr vorher wurde ein Chorknab aus Michelfelden in St. Emmeran angenohmen, und kurz vor unſer Ankunft iſt dieſer davongeloſſen, ſo daß nun der Chordirector keine Chorknaben von Michelfelden mehr annehmen wollte. Herr Emerich führte uns nun zu Herrn Joob, Preſect im Seminario zu St. Paul: dort wurde ich geprüft und ſogleich als Altſänger angenohmen. Dieß war im Monat Juni 1794: ich kehrte alſo nach Michelfelden zurück, wo ich bis Ende Auguſt noch blieb, und dann zu meinen Eltern zurückkehrte. In den Klöſtern Deutſchlands war es damals üblich, daß die Chorknaben den Geiſtlichen nicht nur zu den Namenstägen und neuem Jahre, ſondern auch zu den Weihnacht-, Oſter- und Pfingſtfeyertagen Glück wünſchten, und für dieſen Wunſch mit Geld beſchenkt wurden, welches der Profeſſor aufbewahrte, und jedem bey ſeinem Austritt ſeinen Theil einhändigte. Bis Mitte October blieb ich bei meinen Eltern. Der Bruder meines Vaters, Profeſſor in Cham, hollte mich ab und führte mich Ende October nach Regensburg. Am 1. November 1794, trat ich nun als Student auf, mit einem neuen Mantel, denn damals durfte ſich kein Student auf der

Gasse ohne Mantel sehen lassen, und als Altist zu St. Paul, bey den Jesuiten. Die Studienklassen waren damals eingetheilt in die 1. und 2. Grammatik, Syntax, Poesie, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und in diesen Klassen waren über tausend Studenten. Ich war nun in der ersten Grammatik, in der hundert und in die dreißig Schüler waren. Es scheint mein Professor im Kloster Michelfelden war kein guter Lateiner, oder ich habe nichts lernen wollen, den ich war im lateinischen immer unter den letzten. Im Seminario zu St. Paul waren Studenten aus allen Klassen, selbst Philosophen und Theologen. Unter den 50 bis 60 Studenten im Seminario waren fast alle Musiker, und für die Musik in der Jesuitenkirche verpflichtet, weßwegen sie gar nichts bezahlen durften und ganz frei waren. Nur wenige die nicht zur Kirchenmusik verpflichtet waren, bezahlten das ganze Kostgeld mit 70 Gulden, traf also für die Woche kaum 3 Franken Kostgeld, und die Kost war wirklich gut und im Ueberfluß.

Noch erinnere ich mich mit Vergnügen der herrlichen Kirchenmusik, die wir bey St. Paul hatten, und die als die beste in Regensburg gerühmt wurde. Wir hatten einige Messen, Vespern und Lytaneien von Mozart, die ich seither nie mehr gehört habe. Täglich nach dem Mittagessen, von 12 bis 1 Uhr, wurden Repetitionen für Gesang und Orchester gehalten; Abends von 5 bis 8 Uhr kamen die besten Meister Unterricht im Violin und Blasinstrumenten zu ertheilen. Ich hatte Lust die Oboë zu erlernen, wurde aber wieder Willen zu Erlernung der Violine eingetheilt, da ich schon einen Anfang hatte. Von Tag zu Tag bekam ich mehr Abneigung für die Violine, um so mehr, da unser Lehrer, Herr Kafka, uns nur zu oft und zu stark auf die Finger klopfte, und um der Violine befreit zu werden, griff ich so falsch, daß Herr Kafka selbst dem Herrn

Prefect rieth, mich von der Violine zu befreien, weil ich kein reines Gehör hätte. Im Seminario hatten wir eine Orgel: ich wurde nun zum Unterricht auf der Orgel eingetheilt, und erhielt den berühmten Organiſten Pater Sebaſtian Brixi zum Lehrer.

Ich hatte mich während dieſem Schuljahr in der Muſik ſchon ſehr vervollkommnet, im lateiniſchen aber blieb ich immer unter den letzten. In den Schulen der Jeſuiten wurden die Schüler nach den durch die Woche gemachten Aufgaben in die Bänke eingetheilt, das nannte man ſetzen, und ſo waren diejenigen, welche gar keine oder nur wenige Fehler in ihren Aufgaben hatten, die erſten in den Bänken, und ſo wurde nach der Anzahl der Fehler fortgeſetzt. In jeder Klaſſe waren nun mehrere Schüler aus unſerm Seminario, und der beſte muſte immer aufzeichnen, der wievielte jeder geworden, ſo oft geſetzt wurde, und dieſe Liſte dem Herrn Prefect eingeben. Nun war beſtimmt, daß wer im Setzen unter die 60—70—80 hinunter kam, muſte ſein Nachteſſen ſtehend oder gar auf dem Boden ſitzend nehmen, und da ich immer unter den letzten war, muſte ich mein Nachteſſen nur ſtehend oder auf dem Boden ſitzend nehmen.

Das erſte Jahr verſtrich nun, und ich kehrte Anfangs September zu meinen Eltern in die Vakanz zurück. Während der Vakanz beſuchte ich die benachbarten Klöſter, wo es ſich traf, daß manchmal über hundert Studenten zuſammen kamen: die Muſiker konnten bleiben, ſo lang ihnen beliebte, Nichtmuſiker durften nur drey Tage bleiben: wollten ſie nach drey Tagen nicht abziehen, ſo kam Morgens nach dem Frühſtück der Oekonom mit den Worten: Heute iſt doch herrliches Wetter zum reiſen; es wäre ſchade, wenn man es nicht benutzen würde. Und dann wuſte man ſchon, was man zu thun hatte.

Ende October kehrte ich nun wieder nach Regensburg zurück und muſte die nemliche Klaſſe wiederholen: das nannte man ſitzen bleiben. Die Schüler-Anzahl war die nemliche, und als das erſtemal geſetzt wurde, war ich der neunte, und erhielt mich das ganze Jahr hindurch unter den erſten. Der Profeſſor für dieß Jahr 1795 war ein Jeſuit, und nur zwey Stunden von meinem Geburtsort zu Haus, Namens Mur von Waldeck. Dieſer Profeſſor war ſehr ſtreng und ein Freund vom ſchlagen: begieng ein Schüler einen großen Fehler, ſo wurde der Diener, der die Schulzimmer in Ordnung halten muſte, gerufen, wir muſten die Mäntel überm Kopf nehmen, und dem Schüler wurde der bloße Hintere mit der Ruthe gepeitſcht.

Dieſes Schuljahr vergieng nun, und im Sommer kamen die Franzoſen übern Rhein nach Deutſchland, ſo daß ſchon Anfangs Auguſt die Studenten entlaſſen werden muſten, weil St. Paul zu einem Militärſpital beſtimmt war. Aus meinem Geburtsort waren noch zwey Studenten in Regensburg. Wir machten uns auf die Reiſe, muſten aber durch die ganze öſterreichiſche Armee, und um nicht unter die Franzoſen zu kommen, muſten wir einen Umweg von wenigſtens 12 Stund machen, und zwar zu Fuß. Bald darauf wurden die Franzoſen vom Erzherzog Karl bey Amberg und Würzburg geſchlagen und Deutſchland wieder befreit.

Während der Vakanz begab ich mich nun von einem Kloſter zum andern. In Stadt Kemnath war ein Franziskaner Kloſter: dorthin wurden alle in der Umgegend befindlichen Studenten einmal in der Vakanz zum Mittageſſen geladen. Ueber 40 Studenten waren anweſend. Damit das Bier immer friſch blieb, hatte jeder Student ein halb Schoppenglas vor ſich, welches, wenn es leer war, immer von dem Bruder Portner

wieder gefüllt wurde. Um den Bruder Portner immer zu beschäftigen, waren die obern Gläser schon wieder leer, wenn er die untern anfüllte. Er machte die Reihe etlichemal durch, setzte sich dann an seinen Platz und ließ die Gläser leer. Als der Guardian die leeren Gläser sah, rief er dem Portner zu, er möchte doch einschenken: Es nützt nichts, sie trinkens immer leer, war dessen Antwort.

Mit Ende October begab ich mich nun wieder nach Regensburg, meine Studien fortzusetzen, die den 1. November anfiengen. Da aber für dieß Jahr wegen dem Spital das Collegium noch nicht ganz gesäubert war, fiengen die Schulen erst vier Tag nach dem 1. November an. In der 2. Grammatik erhielt ich einen andern Professor, der kein Jesuit, dessen ohngeachtet ein schätzenswerther Mann war. Ich erhielt mich auch dieses Jahr durch unter hundert Schülern immer unter den ersten; in der Musik, besonders im Orgelspiel, kam ich sehr vorwärts, da der damalige Organist mir bey allen Nebengottesdiensten die Orgel spielen ließ.

Wie schon oben bemerkt, hatten wir zum Frühstück nur ein Stück Brod; nur wer Geld hatte, konnte für einen Kreuzer ein Schüsselchen warme Milch haben. Im gleichen Seminario war auch ein Student aus Lindau in Schwaben, dessen Vater in dem dasigen Damenstift Verwalter war. Dieser Student aß nun die Milch gar zu gerne; auf unser Befragen, ob er zu Haus auch so viele Milch geessen, war dessen Antwort: O gewiß, denn mein Vater hatte sechs Stiere im Stall, und da hatten wir täglich Milch genug. Der nemliche Student war auch Sänger, und wurde in einer andern Kirche ein fest gefeyert, wo nicht Singknaben waren, so wurden wir eingeladen da zu singen. Zur alten Kapelle, einer herrlichen und zwar der schönsten Kirche in Regensburg, wurden wir

begehrt Canto und Alto zu ſingen an einem Hauptfeſte. Wie in ganz Deutſchland überall üblich, wird bey den Meſſen nur Muſik mit Orcheſter gemacht; denn Choral wird nur bey den gewöhnlichen Horas in Klöſtern geſungen: ſo wurde nun auch eine Meſſe mit Orcheſter an dieſem Feſte zur alten Kapelle aufgeführt, und wie gewöhnlich wurde zwiſchen der Epiſtel und dem Evangelio ein Concert aufgeführt; wurde aber die Orgel nur allein geſpielt, ſo nannte man dieß Epiſteltanz. An dieſem Feſte nun wurde ein Violinconcert durch den Hofmuſiker von Thurn und Taxis, Namens Schmid, componirt von Ek in München, deſſen ich mich noch jetzt wohl zu erinnern weis, aus E major geſpielt. Bey ſeiner Ankunft im Seminario ſagte der Lindauer, nichts habe ihm ſo ſehr gefallen als das Violinconcert, denn der Concertgeber ſpielte immer in der Viſicatur (Applicatur).

Unter vielem Lernen im Cornelius und andern Authores, und unter vielem Muſiziren, war nun auch das Schuljahr von 1796 vollendet, und ich brachte nun meine Vakanz auf der Reiſe in den Klöſtern, und zwar ſehr vergniegt zu. Zum Schuljahr 1796 auf 1797 nach Regensburg zurückgekehrt, blieb ich in der 3. Grammatik oder Syntax, und muſte mich mit Ovid, Salluſt, den Briefen Cicero's bekannt machen. Aber, aber und abermal aber, der Organiſt von St. Paul, Namens Beck, war in ein Kloſter gegangen, nach der 2. Rhetorik, und Martin Vogt wurde in der 3. Grammatik ſchon als Organiſt zu St. Paul angeſtellt. Wenn heutiges Tags einer etliche Märſche, Walzer und auf die neuere Mode einige Polkas auf dem Clavier herunter klimpern kann, ſo iſt er auch ſchon ausgezeichneter Organiſt. Allein mir gieng es nicht ſo; ich kannte zu damaliger Zeit nichts von dieſem Geklimper; ich hatte ganz und gar nichts erlernt als den Generalbaß, und nach deſſen Regeln war

mein Orgelſpiel, wie noch jetzt in meinen alten Tagen, geordnet. Der Organiſt in Deutſchland muß bey jeder Orcheſtermuſik den Generalbaß mitſpielen: wie würden ſich manche Organiſten heut zu Tag in Verlegenheit finden, wenn ſie Meſſen wie dortmals von Madelseder, Zach, Brixi, wo die ſchwerſten Fugen nur im Generalbaß geſetzt ſind, begleiten müſten. Ich behaupte es dreiſt, wer nicht den Generalbaß in ſeiner Jugend lernt, wird niemals Organiſt, aber wohl Clavierſpieler auf der Orgel, deren wirklich weit aus die gröſte Anzahl der Organiſten iſt. Der damalige Prefect Weisbirth im Seminario war nicht nur gründlicher Generalbaſſiſt, ſondern ſelbſt ausgezeichneter Componiſt; auch befand ſich damals ein ausgezeichneter Componiſt, Namens Knieſcheck in Regensburg, der die herrlichſten Werke für Kirche componirte: dieſen beyden habe ich zu verdanken, daß ich ſchon damals in meinem fünfzehnten Jahre als tüchtiger Organiſt bekannt war. In dieſem Jahr beſchäftigte ich mich nun mehr mit Muſik, und fieng auch ſchon an mich an einige Kirchencompoſitionen zu ſetzen.

Unweit dem Seminario St. Paul war Obermünſter, ein adeliches Damenſtift, deſſen Vorſteherin immer Fürſtin war. An deren Namenstag wurden nun aus allen Klöſtern in Regensburg die Vorſteher zur Tafel geladen, und wir muſten Tafelmuſik machen, wobei Sinfonien und Chöre aufgeführt wurden. Der oben benannte Lindauer Student war bey dieſer Muſikaufführung gegenwärtig: im Seminario angekommen wurde er befragt, ob viele Gäſte da waren? O ſehr viele, Franziskaner, Kapuziner, Benediktiner, Bernhardiner, Minoriten, Auguſtiner und noch viel dergleichen Lumpenpack, war deſſen Antwort. Auch dieſes Jahr war ich noch immer unter den erſten in meiner Klaſſe; auch wurde in dieſem Jahr die Zauberflöte von Mozart zum erſtenmal in Regensburg

aufgeführt. Die Muſiker im Seminario zu St. Paul erhielten die Erlaubniß in dieſe Oper zu gehen, und dieſe Oper wurde wenigſt 40 bis 50 Mal nacheinander aufgeführt, und immer bey vollem Hauſe. O wie war ich entzückt dieſer Oper beywohnen zu können! In Deutſchland gehen nicht nur die Welt-, ſondern auch die Kloſtergeiſtlichen ins Theater. In der Zauberflöte nun wurde ich mit dem Pater Jacob, aus dem Schottenkloſter in Regensburg, bekannt, der ein vorzüglicher Freund der Muſik war. In dieſes Kloſter zu den Jacobinern oder Schotten kommen Knaben aus Schottland, von 10, 11 bis 12 Jahren, meiſtens aus adeligen Familien. Dieſe machten ihre Studien im Gymnaſio zu Regensburg, kehrten nach vollendeten Studien nach Schottland zurück, oder blieben im Kloſter und wurden Benediktiner. So oft es mir nun möglich war, beſuchte ich dieſen Pater Jacob, und dieſer machte mir ſo große Lobſprüche von dem Schottenkloſter in Wien, daß ich ihm verſprechen muſte, nach vollendeter Rhetorik nach Wien zu gehen. In dieſem Jahr habe ich mich nun mehr der Muſik als dem Studiren gewidmet, war deſſen ungeachtet Ende des Jahres noch immer in meiner Klaſſe unter den Beſſern. Die Vakanz brachte ich wieder in den Klöſtern zu, und beſuchte in dieſer Vakanz die meiſten Klöſter Bayerns, und kam ſogar bis nach Bamberg.

Im Schuljahr von 1797 auf 98, war ich nun in der Poeſie oder erſten Rhetorik; allein das Studium der Muſik war mir mehr angelegen als Poeſie und Rhetorik, und in dieſem Jahr wurden ſchon eine Meſſe, ein Miſerere, eine Lytanie, mehrere Offertorien und Gradualien mit Orcheſter-Begleitung von meiner Compoſition aufgeführt. Nach vollendeter Poeſie giengen die Studenten den Klöſtern zu, und beſonders in den ſogenannten Bettelklöſtern, als Auguſtinern,

Franziskanern, Minoriten, Kapuziner, wurden die Studenten nach der Poesie gerne angenohmen; aber auch in den Prälaturen muste man sich nach der ersten Rhetorik schon melden, um nach der zweiten Rhetorik im Kloster aufgenohmen werden zu können.

Während dieser Vakanz brachte ich nun die meiste Zeit in den Klöstern zu; kehrte Ende October wieder nach Regensburg zurück und vollendete die 2. Rhetorik. Während diesem Jahr erhielt ich aus mehreren Klöstern Einladungen, mich nach vollendeter Rhetorik dahin zu begeben, wo ich mit Freuden aufgenohmen würde. Allein Pater Jacob aus dem Schottenkloster zeigte mir mehrere Briefe aus Wien vor, die meldeten, daß ich auf dem Chor bey den Schotten in Wien als Musiker aufgenohmen werde. Mein Entschluß nach Wien zu reisen war nun gefaßt. Gegen Ende August besuchte ich nun meine Eltern nochmals, die meinen Entschluß nicht billigen wollten, indem sie gerne gesehen hätten wenn ich mich in ein Kloster in ihrer Nähe begeben hätte; allein mein Entschluß war nicht mehr zu ändern. Nur acht Tage hielt ich mich bei meinen Eltern auf, gieng nach Regensburg, traf da zwey meiner Mitschüler, auch Musiker, die ebenfalls entschlossen waren nach Wien zu gehen, ihre Studien fortzusetzen.

Mit einem Empfehlungsschreiben an den Chordirector der Schotten in Wien und einigen Gulden Reisegeld vom Pater Jacob, begaben wir uns in Regensburg auf das Ulmer Schiff oder Floß, nach Wien, und machten die Reise auf der Donau. Wir waren fest entschlossen, unsere Reise von Regensburg nach Wien auf der Donau zu machen, da diese Reise sehr wohlfeil, wegen der Menge der Mitreisenden für uns junge Leute sehr unterhaltend war; allein auf der ersten Station, wo wir übernachteten, in Straubing, trafen wir mehrere bekannte Studenten,

die während der Vakanz ſich nur in Klöſtern aufhielten. Dieſe machten uns eine ſo angenehme Schilderung von dem Vakanzleben in den Klöſtern dieſer Gegend, daß wir unſer Vorhaben, die Reiſe nach Wien auf der Donau zu machen, aufgaben und uns entſchloſſen, mit dieſen Studenten den Klöſtern nachzuziehen.

Am andern Morgen ſchon giengen wir in Straubing, einem kleinen Städtchen, das 6 bis 7 Klöſter hatte, von einem zum andern, und erhielten überall auf unſere Vorzeige der Teſtimonien mit dem gewöhnlichen Spruch — (pauper studiosus rogat humiliter viaticum) — Reiſegeld. Von Straubing wendeten wir uns nach Bogenberg, einer ſehr reichen Prämonſtratenſer Abtei und berühmten Wahlfart. In dieſem Kloſter befand ſich der damals ſo berühmte Kirchencomponiſt Pater Evermod Groll; obwohl ſeine Compoſitionen für Kirche alle im theatral Styl waren, ſo war er doch ſehr geſchätzt und allenthalben wurden ſeine Meſſen mit Beyfall aufgeführt. Von dieſem nun wurde ich ſehr gut aufgenohmen, um ſo mehr, da ich einige Stücke aus der Zauberflöte, die damals alles und alles war, auf der Orgel ſpielte. Bey unſerer Abreiſe erhielten wir zwar alle unſer gewöhnliches Viaticum; allein Pater Evermod Groll beſchenkte mich noch extra mit einem halben Thaler und einem recommendationsſchreiben an Herrn Kraus im Kloſter Metten, ein Benediktiner Kloſter in einer der angenehmſten Gegenden an der Donau. Ich beeilte mich mein Schreiben an Pater Lampert Kraus abzugeben, muſte aber mit Leidweſen vernehmen, daß er wegen zu hohem Alter ganz kindiſch wäre. Indeß ich ſah ihn, und habe noch jetzt Achtung vor ihm, denn die gut ausgeführten Fugen in ſeinen Kirchencompoſitionen ſind mir ein ſicherer Beweis ſeiner gründlichen Muſikkenntniſſe, und noch in meinen alten Tagen

erinnere ich mich mit Vergnügen ſeines Requiem's, in solamen omnium fidelium defunctorum, beſonders des offertoriums, eines recitativs: Responde mihi, quantas habeo iniquitates et peccata.

Von Metten aus beſuchten wir die herrlichen Benedictiner Abteyen Ober und Niederalteich. Aus dieſen beyden Klöſtern wurden beynahe alle Gymnaſien Bayerns mit Profeſſoren verſehen, da darin in allen Wiſſenſchaften die gelehrteſten Männer gebildet wurden; auch Pater Aegidius Sais war aus dieſen Klöſtern. Nun gieng es Paſſau zu, und da wir durch herumwandeln in den Klöſtern unſere Geldſeckel nicht geleert, ſondern vielmehr den Inhalt vermehrt hatten, und da uns auch Studenten in Paſſau ſagten, daß die Studenten in den Klöſtern Oeſtreichs nicht ſo gut aufgenohmen wurden als in Bayern, ſo beſchloſſen wir die Reiſe wieder auf der Donau zu machen. In Engelhardtszell, dem erſten Ort in Oeſtereich, angekommen, muſte alles aus dem Schiff; alle Waaren wurden ausgeladen, ausgepackt und viſitirt. Wir Studenten muſten unſere Torniſter auspacken, unſere Zeugniſſe vorweiſen und waren nun die erſten, die entlaſſen wurden. Da die Viſitation von Morgens 10 bis Abends 4 Uhr dauerte, ſo wurden wohl alle Waaren wieder auf das Schiff gebracht; man konnte aber nicht mehr weiterfahren, muſte nun in Engelhardtszell über Nacht bleiben.

Den andern Morgen fuhrten wir ſehr früh ab und kamen Nachts in einem ſehr großen Dorfe an, um zu übernachten. In Bayern erblickt man auf beyden Seiten der Donau die herrlichſten Wieſen und Aecker, in Oeſtreich hingegen die ſchoenſten Reebgelände. Wer nun Geld hat, ſteigt aus dem Schiffe, um in einem Wirthshauſe zu übernachten; diejenigen die nicht Geld haben, verlangen von den Bauern

in den Scheuren übernachten zu können. Wir Studenten giengen nun einem Wirthshauſe zu, worin viele Gäſte beim Wein ſaſſen. Wir verlangten Bier, erhielten aber zur Antwort, daß man hier kein Bier habe. In der Beglaubigung nun, daß der Wein blos für reiche Herren und die Geiſtlichkeit wachſe, da wir in Bayern nie Wein, ſondern nur Bier in den Wirthshäuſern ſahen; in der Ueberzeugung nun, daß der Wein ſehr theuer und unſere Geldſeckel zu ſehr leeren würde, getrauten wir uns nicht um den Preis des Weins zu fragen. Doch wir faſten Muth und fragten was der Wein koſte: Wir haben achter, zehner und zwölfer, war die Antwort. Auf dieſe Antwort wuſten wir ſoviel als vorher, bis uns ein Gaſt bedeutete, daß die Maas ordinären Wein 8 Kreutzer, beſſeren 10, und vom beſten 12 Kreutzer koſte. Dies war nun Waſſer genug auf unſere Mühle, und wir verlangten ſogleich eine Maas achter, und die Maas in Oeſtreich iſt noch von den gröſten die ich ſah, außer Ungarn. Wir ließen uns nun wohl ſeyn, kannten aber die Kraft des Weines eben ſo wenig als Noe. Wie viel wir nun getrunken und was mit uns vorgefallen, wußten wir nicht, denn als am Morgen wie immer vor der Abfahrt großer Lärm entſtand um alle die mitfahren wollten zu wecken, befanden wir uns in der Scheuer des Wirthshauſes, und zwar in einem betrübten Zuſtand. Es ſcheint der zu viel genoſſene Wein wollte nicht bey uns bleiben, und wir waren wie vom Wein übergoſſen. Um nun die Abfahrt des Schiffes nicht zu verſäumen, muſten wir uns aufmachen. Als wir vor dem Wirthshaus vorbeykamen, ſtand der Wirth unter der Hausthür und rief uns zu: Machet daß ihr fortkommet, denn ſolche Sauhund habe ich noch keine beherbergt. In den Wirthshäuſern Deutſchlands war es zu damaliger Zeit noch etwas ſeltenes auf dem Lande

in Betten übernachten zu können: es wurde nur Stroh in die Wirthsſtube gebracht, die Stühle umgekehrt, das Stroh ausgebreitet, worauf man ſich dann legte. Warum uns nun dieſe Lagerſtätte nicht zu Theil wurde, erfuhren wir auf dem Schiff. Nur einige der Mitreiſenden waren auch in dieſem Wirthshauſe, nicht um zu übernachten, ſondern blos um zu trinken: dieſe erzählten nun, daß wir eine Maas Wein nach der andern kommen ließen, auch andern davon zu trinken gaben, daß unſere Geldſeckel immer auf dem Tiſch lagen, die wir dann dem Wirth hingaben ſich für den gehollten Wein ſelbſt bezahlt zu machen; daß man uns vor dem zu ſtarken Trinken und auch die Geldſeckel zu verſorgen gewarnt: wir achteten aber keine Ermanung bis wir zu Boden fielen, und der Wirth ſeinen Knechten befahl uns in die Scheuer zu ſchleppen. Sogleich ſuchte ich meinen Geldſeckel, der noch zwiſchen 4 bis 5 Gulden enthalten mochte: dieſer war nicht zu finden; auch der des andern Kameraden war weg: der dritte hatte in einer Gurt um den Leib ſein Geld, und dieß war gerettet. Vermuthlich haben diejenigen die uns unſer nächtliches Abentheuer erzählten, oder die Knechte die uns in die Scheuer ſchleppten, unſer Geld an ſich gezogen, um uns für die Zukunft nüchtern zu erhalten. Indeſſen hatte ich noch 3 große Thaler in meinem Torniſter, der auf dem Schiff aufbewahrt war. Das Wetter war an dieſem Tag ausgezeichnet ſchön, und wir konnten unſre Kleider trocknen und reinigen. An Sticheleien hatten wir von den Mitreiſenden keinen Mangel; beſonders ein junger ſchöner Mann ſtrich immer mit den Worten um uns herum: Meine jungen Herren, ſie hatten geſtern eine tüchtige Indigeſtion vom Wein; nehmen ſie ſich in Zukunft in acht! Ich hatte nun für lange Zeit Eckel am Wein.

Unſere Fahrt auf der Donau gieng nun über den Wirbel

vnd Strudel ohne Hinderniß vorbey, und wir kamen glücklich in Wien an. Abends gegen 5 Uhr, langten wir in Wien an und begaben uns in ein Schenkhaus. Schon auf unserer Donaureise, hörten wir öfter erzählen daß die Wiener die gutmüthigsten Menschen seyen, nur halten sie alle Menschen die nicht aus Wien sind, und wenn selbe aus Afrika und Amerika kämen, für Schwaben. Um 4 Uhr Abends nimmt jeder Professionist in Wien seinen Hut und Stock, und geht ins Wirthshaus. In dem Schenkhaus nun wo wir eintraten, trafen wir eine ziemliche Anzahl dieser Bürger. Gleich bei unserm Eintritt wurden wir mit den Worten empfangen: „Ha! diese sind Schwaben die auf der Donau angekommen sind!" Neugierig wie die Wiener sind, da sie außer Wien weder Land, Stadt noch Dorf kennen, wurden wir um alles ausgefragt, und da damals die Franzosen unter Moreau oder Jourdan, dessen ich mich nun nicht mehr wohl zu erinnern weis, ziemlich weit vorgedrungen waren in Deutschland, wurden wir nun um alles ausgefragt. Wir erzählten von dem Kriege der Deutschen mit den Franzosen viel; vielleicht zwey drittheil waren erlogen, unter andern daß wir von den Franzosen ausgeplündert wurden, und wir hatten doch nie Franzosen gesehen. Unsere Erzählung rührte die Gutmüthigkeit der Wiener; wir wurden hinlänglich mit Roßbrattle, Bier und Wein versorgt. Ein Männchen von etwa vier Fuß Höhe, das den Ton anzugeben schien, war besonders für uns besorgt. Er setzte sich zu uns, fragte, ob wir schon Zimmer hätten? Auf unsere verneinende Antwort, da wir hier ganz fremd wären, machte er uns den Antrag mit ihm nach Hause zu kommen, da er immer Studenten bey sich habe. Wir nahmen sein Anerbieten freundlich an und giengen mit ihm nach Haus.

Nächst der Getraidmarkt-Kaserne, in einem Haus im

vierten Stock oben angelangt, war nun unſer Hausherr ein Schneider, der zwei artige ſchon erwachſene Töchter und einen Sohn von 10 Jahren hatte: er ſelbſt war Wittiber. Bey unſerm Eintritt ins Zimmer ſpielte eben eine Tochter Clavier; unſer neue Hausherr ſtellte uns ſeinen Töchtern als Muſiker aus Schwaben vor, und wir wurden ſehr freundlich von ihnen aufgenohmen. Da jeder Hausherr täglich Abends ins Wirthshaus geht, ſo ſcheinet das Nachteſſen der Familie zu Haus kurz beyſammen zu ſeyn, denn wir hörten und ſahen nichts mehr vom Nachteſſen. Indeſſen war unſer Hausherr ſo höflich uns zu fragen, ob wir vielleicht noch Luſt zu weißem, mailänder oder gar plutzer oder horner Bier hätten? Wir bemerkten nun wohl, daß der Hauswirth Luſt habe noch eins auf unſere Rechnung zu trinken; wir wollten nun von jeder dieſer Gattung Bier haben, und ſahen nun daß das weiße ſo ſchwarz wie dinte, das mailänder von der Farbe des deutſchen Biers, aber viel ſchwächer, und das plutzer in geſtoppelten Krügen war. Wir blieben bis nach Mitternacht bey unſerm Bier, und ſchliefen dann in den Betten der abweſenden Studenten, weil eben Vakanz war.

Am andern Morgen gieng unſer Hauswirth mit uns auf die Polizei, wo wir gegen Vorweiſung unſerer Studienzeugniſſe Aufenthaltskarten erhielten. Meine Kameraden, die entweder Jus oder Medicin ſtudiren wollten, trennten ſich nun von mir, und ich gieng dann mit meinem Hauswirth wieder nach Haus, wo ich dann meine Wohnung für monatlich 1 Gulden 12 Kreutzer bey ihm nahm. An dieſem Tag war ich auch Gaſt bey meinem Hausherrn zu Mittag, und ich muß bekennen, hätte ich mein Leben lang ſo gutes Mittageſſen gehabt, ich hätte mirs auf dieſer Welt nicht beſſer wünſchen können. Nachmittags wollte ich nun ins Schottenkloſter, mein Empfehl-

ungsſchreiben abzugeben; mein Hausherr bemerkte mir aber, daß es nicht ſchicklich ſey Nachmittags ein Empfelungsſchreiben abzugeben: ich ſolle bis Morgen warten. Am andern Morgen nun gegen 9 Uhr, begab ich mich ins Schottenkloſter; aber wer ſtellt ſich meinen Schrecken vor, als ich vernahm, der Chordirektor ſey nach Schottland verreist, und der Chor ſey für dieß Jahr ſchon hinlänglich mit Muſikern verſehen. Die Schotten ſind meiſtens aus adeligen Familien, und kommen in dieſe Klöſter, die nur für Schotten geſtiftet ſind, ihre Studien zu vollenden: nach vollendeten Studien ſteht es ihnen nun frei, ins Kloſter zu tretten, oder nach Schottland zurückzukehren und einen andern Stand zu wählen. Wie ich nun vernahm war der Chordirektor, der ebenfalls aus einer guten Familie war, mit mehrern jungen Schotten auf der Reiſe ſie in ihr Vaterland zu begleiten, und der damalige Krieg zwiſchen England und Frankreich werde ihn wohl für längere Zeit in Schottland zurückhalten.

Meine Lage mit nur noch einigen Thalern, ohne Ausſicht etwas zu verdienen, war nun nicht die fröhlichſte. Ich gieng nun zwiſchen den Vorſtädten und der Stadt umher, allenthalben [gab es] Lebensmittel genug, geſottene und gebratene Würſte, und für einen Kreutzer Wurſt und einen Kreutzer Brod hatte ich ein hinreichendes Mittageſſen zu damaliger Zeit. In meiner betrübten Lage bey meinem Hauswirth angekommen, meldete ich ihm nicht, daß ich bei den Schotten kein Unterkommen fände, und auf ſeine Einladung mit ihm dieſen Abend wieder in ſein gewöhnliches Schenkhaus zu gehen, erwiederte ich ihm daß ich lieber ein Schenkhaus vorzöge, wo Muſiker anzutreffen ſeyen. O ja, Sie haben ganz recht, war ſeine Antwort; ich werde Sie wohin führen, wo Sie deren genug antreffen. Er führte mich zum blauen Bock auf der Wieden, und

da befanden ſich Muſiker, Studenten von allen Nazionen: Deutſche, Italiener, Böhmen, Ungarn, Mährer, Schlavonier, kurz von allen Nazionen. Man hörte 4ſtimmigen Männergeſang, Quartetten für Streichinſtrumente und auch Harmonie-Muſik. Mir wurde nun ganz wohl, um ſo mehr da ich meine Reiſekameraden wieder antraf und mit mehrern Muſikern Bekanntſchaft machen konnte. In dieſem Schenkhaus wird nur rother Ofner Wein getrunken, der ſehr wohlfeil und ſehr gut iſt. Mein Hauswirth ließ ſichs wohl ſchmecken, und es ſcheint er habe es mit ſeinen Töchtern abgekartet, uns mit nach Haus zu bringen, denn nicht nur meine Kameraden, ſondern noch andere lud er ein mit ihm nach Haus zu kommen, erklärte uns aber zugleich, daß wir einige Flaſchen Ofner mit nach Haus nehmen müſten. Meine Kameraden und die andern die uns begleiten wollten, lehnten den Antrag Wein mitzunehmen ab, und ich war zu voreilig meinem Hausherrn einen Thaler zu geben, den Wein zu beſorgen. Bey meinem Hausherrn angelangt ſahen wir wohl auf was es abgeſehen war, da ſich außer den Töchtern des Hausherrn, noch einige Frauenzimmer da befanden, ſetzte ich mich ans Clavier und es wurde getanzt bis Morgens 3 Uhr. Für wieviel mein Hausherr aus meinem Thaler Wein gekauft, weis ich nicht; nur ſoviel weis ich daß er nie mehr davon ſprach. Der Thaler war nun weg, und ich hatte nur noch einen und muſte nun noch meine Wohnung bezahlen, da dergleichen von Fremden in Wien immer voraus bezahlt werden muß.

Ich war nun in einer betrübten Lage; obwohl noch jung, konnte ich doch nicht ſchlafen. Nicht weit von meiner Wohnung war die Kirche Maria-Troſt, weiter oben die ſchöne Kirche Maria-Hilf. Ich war früh aufgeſtanden, und kam eben bey der Maria-Hilf vorbei, wo bey der erſten Meſſe eben der

Segen gegeben wurde, und das ganze Volk das bekannte Lied: Heilig, ſingt. Mit meinem abgetragenen Studentenmantel begab ich mich nun in die Kirche: es war Ende October und Morgens 6 Uhr noch nicht ganz Tag. Ganz hinten an der Kirchthür kniete ich nieder, die ganze Meſſe durch voll Andacht, meinen Huth vor mir liegend. Nach geendeter Meſſe wurde das Heilig wieder angeſtimmt und der Segen gegeben. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich beym Herausgehen beſonders viele Frauen Geld in meinen Huth werfen ſah. Ich war zwar ſehr beſchämt darüber; allein da ich keinen Menſchen und auch mich niemand kannte, hielt ich dieß in meiner damaligen Lage für eine Schickung Gottes. Als die Kirche leer war, verließ ich auch ſelbe, und fand in meinem Huth über einen Gulden an verſchiedenen kleinen Münzen, eine namhafte Summe zu damaliger Zeit für meine Lage.

Abends gab ich meinem Hausherrn an, ich ſey von Studenten eingeladen ſelbe in ihrer Wohnung zu beſuchen, und begab mich nun in das bekannte Studentenwirthshaus, das ſo zu ſagen die Zunft aller nach Wien kommenden Studenten war. Es waren nur noch einige Tage bis Allerheiligen, und die Studenten ruckten von allen Gegenden heran; auch aus Schwaben und Bayern waren wieder angekommen, meiſtens arme Teufel und Muſiker, die in Klöſtern unterzukommen oder Koſttage zu erhalten ſuchten. Am andern Morgen begab ich mich vor Anfang der Meſſe wieder in die Kirche nach Mariahilf, und ich war ſo glücklich noch mehr Allmoſen in meinen Huth werfen zu ſehen als geſtern. Dieſes Bettlerhandwerk trieb ich nun mehrere Tage. Den Abend vor Allerheiligen war ich wieder im Studentenverein, und hörte vierſtimmigen Männergeſang. Ich machte bald Bekanntſchaft mit dieſen Sängern. Einer davon, aus der Gegend von Paſſau, fragte mich ob ich auch

Sänger ſey? Auf mein Bejahen, übergab er mir eine Baß-parthie. Ich ſang einige Stücke mit ihnen, und die Bekannt-ſchaft war gemacht. Ich ſtellte dieſen Sängern meine gegen-wärtige Lage offenherzig dar, und ich wurde eingeladen am Morgen am Allerheiligentag in der Kirche der Franziskaner um 9 Uhr im Amt zu erſcheinen. Nun hielt ich mich ſchon für reich genug und hätte vielleicht mit keinem Prinzen getauſcht, und vermuthlich habe ich in meiner zu großen freude ein Glas voll Ofner zu viel getrunken, denn ich erzählte den anweſenden Schwaben und Bayern alles was ich bisher in Wien erlebte, und auch meine ſchöne Einnahme in der Kirche zu Mariahilf. Wie groß aber war mein Erſtaunen am andern Morgen, als ich in die Mariahilfkirche kam, und ſchon drey Studenten da knien ſah, die eben ſo wie ich Allmoſen zu erhalten ſuchten. Da ich ihnen Abends vorher erzählt hatte, durch welche Quelle ich einiges Geld erhielt, wollten ſie dieſe Hilfsquelle auch benutzen. Ob ſie etwas bekommen haben oder nicht, iſt mir unbekannt, denn gleich bei ihrem Anblick entfernte ich mich aus der Kirche, und kam auch niemals in dieſer Abſicht mehr dahin. Um 9 Uhr gieng ich ins Franziskaner Kloſter, wurde freundlich aufge-nohmen und erſucht im Amt den erſten Baß mitzuſingen. Die Meſſen wurden vierſtimmig mit Männerſtimmen geſungen, bey jeder Stimme waren vier Studenten, und im Tutti ſangen auch noch einige Franziskaner mit. Pater Angelus, ein trefflicher Organiſt, war zugleich Chordirektor. Zum Offertorio mußte ich ein Solo von ſeiner Compoſition ſingen; meine Stimme war nicht gar ſtark, aber angenehm; im Treffen war ich geübt genug, und wurde nach dem Amt ſogleich als Sänger aufge-nohmen und zum Mittageſſen eingeladen. Wir Sänger hatten täglich unſer Mittageſſen um 11 Uhr, mit Suppe, Rindfleiſch und Gemüß, und ein Laibchen Brod. Nun war wenigſt für

den Hauptunterhalt geſorgt. In der Burg war die damalige Hofmuſikhandlung Artaria: auch dahin wurde ich durch Bekannte geführt, und da gab es immer Muſik genug zum kopieren, die Seite zu 3 Kreuzer, alſo wieder Nebenverdienſt.

Von nun an machte ich Bekanntſchaft über Bekanntſchaft mit Muſikern; die Adventzeit rückte heran und *ich war täglich* zu einem rorate-Amt beſtellt. So wie in ganz *Deutſchland*, ſind vorzüglich dieſe rorate-Aemter in Wien während der Adventzeit ſehr im Gang, denn es wird nicht leicht eine vermögliche Bürgerfamilie ſeyn, die nicht ihr rorate-Amt halten läßt; auch ſind viele geſtiftet die jährlich gehalten werden müſſen, und ſo nehmen dieſe rorate-Aemter in manchen Kirchen ſchon Morgens 4 Uhr ihren Anfang, und von halb Stund zu halb Stund immer eins bis 7 Uhr. Die Muſiker die in dieſen rorate-Aemtern mithelfen, werden bezahlt. Am erſten Adventſonntag begab ich mich Morgens 5 Uhr mit andern Muſikern in die Michelskirche ins rorate, und um 6 Uhr in die Auguſtinerkirche. Nach geendeten rorate riefen mir die Muſiker mit ihnen zu kommen eine rorate-Wurſt zu eſſen. Ich folgte ihnen in ein nah gelegenes Schenkhaus, wo jedem ohne Begehren ſogleich eine Leberwurſt mit Brod und einem Seidel Wein hingeſtellt wurde. Ohne einen Kreutzer im Sack zu haben, und in der feſten Beglaubigung daß dieſe Wurſt der Lohn für unſer Muſiziren im rorate ſey, verzehrte ich ſelbe mit beſtem Appetit. Als ich aber aufſtand und mich entfernen wollte, packte mich der Wirth an der Thüre mit den Worten [an]: He, Herr Patrone, 6 Kreutzer bezahlt für Wurſt, Wein und Brod! Auf meine Erwiederung daß ich der Meinung war, man bekomme dieſes der rorate wegen unentgeldlich, fiengen der Wirth und die anweſenden Gäſte herzlich zu lachen an; indeß einer der Muſiker ſagte dem Wirth er ſolle mich

gehen laſſen, er werde für mich bezahlen. Ich war nun die ganze Adventzeit durch täglich in 2 bis 3 rorate-Aemtern, wo für jedes, nachdem es blos mit Geſang oder mit Inſtrumental Muſik war, für jeden Muſiker 6 bis 10 Kreutzer bezahlt wurde.

Nun kam die Zeit mich auf der Univerſität zu melden, um meine Studien fortzuſetzen, mußte aber vernehmen daß jedes Fach das man beſuchen wolle, bezahlt werden müſſe. Da ich aber zum zahlen gar keine Luſt hatte, kehrte ich der Univerſität den Rücken und wendete mich der Muſik zu. Pater Angelus, Organiſt bey den Franziskanern, componirte viele 3 und 4 ſtimmige Meſſen. Da es zu ſelber Zeit noch nicht üblich war dergleichen Meſſen drucken zu laſſen, ſo wurden ſelbe nur abkopirt, und in die Klöſter verſchickt, wo ſie ſehr gut bezahlt wurden. Herr Domkaplan Weigl, Verwandter des Componiſten Weigl, damals vielleicht der beſte Violoncelliſt in Wien, war ſehr viel bei Pater Angelus; auch dieſer componirte viel, und mit kopiren hatte auch ich immer Verdienſt bey ihm, muſte aber alles in ſeiner Wohnung kopiren, was mir um ſo angenehmer war, da ich im Winter kein Zimmer zu heitzen vermochte. Durch dieſen Herrn Weigl wurde ich im Prieſter-Seminario bekannt, und durch ihn erhielt ich auch die Erlaubniß die Vorleſungen in der Philoſophie unentgeldlich beſuchen zu dürfen, nemlich Anthropologie, Logik, Phyſik und Metaphyſik; geſtehe es aber aufrichtig, ich war nicht der fleißigſte Beſucher. Wochentlich drey mal kam der Geſangverein beim blauen Bock auf der Wieden zuſammen, von dem ich nun auch Mitglied war. Einmal wollte ich nicht dahin gehen, weil ich kein Geld hatte: man verſicherte mich aber, ich könne ohne Sorgen dahin gehen, der Wirth borge ja. Ich ließ mich bereden, gieng hin und ließ mir den Ofner auch wohl ſchmecken. Der Wirth ſtand

eben vor mir, ich ſtand auf, griff und ſuchte in allen meinen Säcken, und ſagte zum Wirth: „O nun habe ich vergeſſen Geld mitzunehmen!“ — „Geh der Herr nur, ich kenne dieſe Kniffe ſchon: hätte er Geld zu Haus, ſo hätte ers gewies mitgenohmen,“ erwiederte der Wirth. Bei Herrn Weigl war ich nun ſehr viel, und jeden Abend ſpielte er Stundenlang auf dem Violoncello; ich hörte ihm mit Vergnügen zu, beſonders wenn er ſeine Phantaſien ſpielte. Auf ſeine Frage ob ich nicht auch Luſt hätte Cello ſpielen zu lernen? war meine Antwort daß ich wohl freude es zu erlernen, aber die Mittel nicht dazu hätte. Dem iſt bald geholfen, ſagte er, gieng ins Nebenzimmer, holte ein Cello heraus, übergab es mir mit den Worten: Morgen wollen wir damit anfangen. Schon früh am andern Morgen war ich am Cello. übte die Gammen und ſchon einige Wochen [darauf] war ich ſo glücklich, mit Herrn Weigl Duetten ſpielen zu können. Ich verwendete nun alle meine Zeit zur Erlernung des Cello, und ſchon an Oſtern war ich ſoweit, Duetten von Reicha mit ihm ſpielen zu können. Am Oſterdienſtag begaben wir uns mit unſern Cellos nach Kloſterneuburg, unweit Wien. Nach Tiſche ſpielten wir Duetten, und ich wurde als junger Violoncelliſt allgemein bewundert, mit dem Erſuchen ja doch ſo oft hieher zu kommen als mir beliebe, und beim Abſchied drückte mir noch ein Pater einen Bancozettel von 5 Gulden in die Hand, mit der Einladung doch recht bald wieder zu kommen. Wer war froher über dieſes Geſchenk als ich, da ich wirklich keinen Kreuzer im Sack hatte. Kloſterneuburg iſt von Wien aufwärts gegen Krems; man fährt dahin mit Fiakern oder Zeiſſelwägen, wo 30—40 Perſohnen darin Platz haben; allein zurück nach Wien fährt man auf der Donau. Da Herr Weigl im Hinweg für mich bezahlte, war ich mit meinem Bancozettel gleich bereit den Rückweg auch für ihn zu bezahlen; allein er

gab mir den Bancozettel zurück und bezahlte auch die Rückreiſe. Da die Tage ſchon länger und es nicht mehr ſo kalt war, hatte ich das Violoncello bey mir, um mich zu Hauſe üben zu können. In Wien angekommen begab ich mich ſogleich mit meinem Cello zum blauen Bock auf der Wieden, wo die Singgeſellſchaft verſammelt war. Nachdem einige Quartetten geſungen waren, ſpielte ich ein Adagio auf dem Cello, und da ſich unter den Sängern auch mehrere und zwar gute Violinſpieler befanden, wurde auch ſogleich eine Geſellſchaft für Quartette in Saiteninſtrumenten errichtet.

Unſere Sing- und Quartettengeſellſchaft zog nun im blauen Bock immer mehr Gäſte zu, denn die Wiener leben und ſchweben in Muſik, beſonders wenn man ihnen auch ein luſtiges liedchen zum beſten giebt, an denen es nie fehlte, und ſo waren wir Muſiker immer zechfrei.

Herr Weigl hatte einen Bruder, der ebenfalls Domkaplan in Sant-Pölten war; mit Herrn Weigl war ich nun in der Vakanz in Sant-Pölten, einer ſehr artigen Stadt, wo ein Prieſterſeminar und ein Franziskaner Kloſter iſt. Von hier beſuchten wir mehrere Klöſter, als die berühmte Benedictiner Abtei Mölk, Lilienfeld und noch mehr andere, deren Namen mir entfallen, und im Rückweg nach Wien die ſchöne Abtei Kettwein. Studenten die Muſiker ſind, finden in den Klöſtern Oeſterreichs überall gute Aufnahme, Nichtmuſiker aber haben die gaſtfreundliche Aufnahme nicht zu erwarten, wie in den Klöſtern Bayerns, Schwabens und in Franken. Ich kam in dieſer Vakanz wohl beſchenkt in den Klöſtern nach Wien zurück, und traf die meiſten meiner alten Bekannten unter den Studenten wieder an; auch unſere Sing- und Saitenquartette wurden wieder fortgeſetzt. Gegen Neujahr wurde die Schöpfung Haydn's aufgeführt: da Herr Weigl als Violoncelliſt mitwirkte,

nahm er auch mich mit, und dieß war die erste große Musikaufführung die ich mitmachte. An Sängern und Instrumentalisten mochten wohl über tausende [gewesen] sein; Haydn selbst dirigirte am Flügel. Bey dieser Aufführung machte ich Bekanntschaft mit vielen Musikern, und man suchte mich für das Theater in der Josephsstadt mit einer fixen Besoldung als Violoncellist zu engagiren; allein Herr Weigl hatte es mir höchst mißrathen, und ich danke ihm jetzt noch dafür, denn ein junger Mensch, ein Bekannter von mir, der zur nemlichen Zeit als Violonist angestellt wurde, ist durch eine Komediantin, mit der er Bekanntschaft unterhielt, so ins Elend gekommen, daß er bei Nacht und Nebel Wien verlassen muste. Einige Jahre später traf ich ihn auf meiner Reise nach Venedig in Villach, als Direktor einer Komediantentruppe, aber auch im höchsten Elend.

Das Jahr 1801 fieng unruhig an; die Franzosen fielen in Deutschland ein. In Wien sowie in allen Städten Oesterreichs wurden freiwillige als Soldaten angeworben; von Morgens 10 Uhr an den ganzen Tag hindurch, zogen Werber mit Geld auf Tellern und Musik voran in den Städten herum, um freiwillige als Soldaten nur für die Kriegsdauer anzuwerben. In jeder Vorstadt hatten diese Werber einige Schenkhäuser, wo Tag und Nacht hindurch getanzt wurde, und wirklich bei der Nacht wurden viel mehr angeworben als bei Tag. Mit einigen meiner Kameraden kam ich auch einmal wieder Willen in eines dieser Werbhäuser; wir wurden da herrlich bewirthet, und man versprach uns alle nur möglichen Avancements, so daß wir in kurzer Frist Generäle seyn konnten. Allein mein Weg führte mich täglich bey der Alster-Kaserne vorbey, wo alle Morgen Executionen mit Spießruthen lauffen, Arschprügeln und dergleichen waren; nur ein, höchstens zwei mal war ich Augenzeuge dieser tyrannischen Behandlung, und

alle Luſt zum Soldatenleben war mir benohmen. Indeß die Franzoſen näherten ſich Oeſterreich, und da die Akademiker ein eigenes Bataillon errichteten, dem die Kaſerne Maria-Thereſia ſelbſt einen Fahnen ſchickte, bewarb ich mich unter die Muſik dieſes Bataillons zu kommen, und wurde auch wirklich als zweiter Horniſt angeſtellt, obwohl ich vorher niemals ein Horn an den Mund gebracht hatte. Wir hatten nur einen Marche; wer ihn componirt, weis ich nicht mehr, nur der Marche ſelbſt iſt mir noch wohl im Ohr, und die Töne, die ich auf dem Horn zu blaſen hatte, waren blos e g c. Indeß glaubte niemand daran, daß wir Wien jemals verlaſſen müſten; allein wir waren irrig daran, denn unvermuthet kam Befehl zum vorwärtsrücken, da alle Truppen abweſend waren, und wir nur für den Dienſt der Garniſonen beſtimmt waren. Wir muſten alſo Wien verlaſſen, und ich mit meinem Horn mitmarſchiren. Am dritten Tag unſers Marſches kamen wir nach Sant-Pölten, wo wir Raſttag hatten. Da ich früher ſchon da war und Bekannte hatte, wurde ich ſehr wohl aufgenohmen. Ob wir in Sant-Pölten bleiben oder noch weiter marſchiren ſollten, iſt mir unbewußt; nur weis ich ſehr wohl, ich war den zweiten Tag unſerer Ankunft in Sant-Pölten bey den Franziskanern zum Nachteſſen eingeladen, als plötzlich Lärm entſtand, die Franzoſen ſeyen ſchon im Anzug. Ich ſuchte meine Kameraden auf und fand ſie ſchon auf der Flucht Wien zu. Ich ſchloß mich ihnen eiligſt an, und im Schrecken vergaß ich mein Horn mitzunehmen, das bey einem Barbier lag, bey dem ich einquartirt war. Wie ich auf dem Rückmarſch war, habe ich geſehen, daß mehrere unſerer Muſiker ihre Inſtrumente zurückgelaſſen, den in dieſem Schrecken in welchem wir uns befanden, würde die Harmonie nicht erbaulich geweſen ſeyn. Wirklich kamen die Franzoſen auch bis Mölk, wo Friede geſchloſſen

wurde. In den ersten Tagen unserer Ankunft in Wien wurden wir wohl als Vaterlandsvertheidiger überall mit Jubel empfangen, und da wir unsere Heldenthaten erzählten, auch allenthalben wohl bewirthet, und zwar überall gratis: da wir aber nach dem Abschlusse des Friedens nur als Schwaben angesehen wurden, hatten wir keine Lust mehr in Wien zu bleiben, wir errichteten ein Quartett für Streichinstrumente und begaben uns auf Reisen, zuerst durch Ungarn bis Ofen und Pest, wo wir bey den Franziskanern acht Tage lang gastlich bewirthet, aber voll von Gewandläuse zurückkamen.

Unsere zweite Reise gieng durch Mähren, einen Theil von Polen und Böhmen durch Prag. Die dritte Reise gieng durch Steyermarck, wo sehr viele Klöster und wir überall gastlich aufgenohmen wurden. Im Kloster Admont war der damalige Prälat ein ausgezeichneter Violoncellist; er lebte nicht für das Kloster, sondern nur für die Musik. Während unsers Aufenthalts daselbst wurde beinahe immer musizirt, besonders ich muste sehr viele Duetten für Cello mit ihm spielen. Dieser Herr Prälat gewann mich so lieb, daß ich mich entschloß, mich von meinen Kameraden zu trennen und da zu bleiben. Dieses Kloster Admont, wie die meisten Klöster in Steyermark und Kärnthen, haben sehr viele Eisenbergwerke, an denen die daselbst Angestellten fast immer Musiker sind. Ich hatte nun das Vergnügen in dem Winter 1802 mit diesem Herrn Prälaten von einem Hammerwerk zum andern im Schlitten fahren zu können, ein großes Vergnügen in diesen kalten Gegenden. Um diese Zeit erschienen Haydn's sieben Worte in Quartetten, und diese wurden überall durchgemacht. Den folgenden Sommer hindurch versah ich den Organistendienst in einer benachbarten Pfarrey, und die Woche durch ertheilte ich den Zöglingen des Schullehrer-Seminars, die für ganz Steyermark in

Admont verſammelt waren, Unterricht im Geſang und Orgel, unter der Leitung des Pater Andreas, dieſes Kloſters. Dieſer Pater Andreas war ausgezeichneter Komponiſt und Organiſt; er erhielt alle neuern Muſikalien aus Wien, den er war mit allen Komponiſten Oeſterreichs in Correſpondenz. Um dieſe Zeit erhielt Pater Andreas die ſieben Worte von Haydn vom Domorganiſten Albrechtsberger für die Orgel arrangirt. Ich übte dieſe Stücke auf der Orgel ein, und ſpielte ſelbe einmal auf der Kloſterorgel, in Gegenwart mehrerer Muſikliebhaber. Man munterte mich auf, dieſe Stücke auch an andern Orten zu ſpielen, und mein Entſchluß war bald gefaßt, ich fieng wieder an zu reiſen.

Mit Empfehlungsbriefen in die Klöſter hinlänglich verſehen, gieng ich durch Steyermark nach Kärnthen. In Klagenfurth war alles überfüllt von franzöſiſchen Gefangenen. Man kann ſich keine Vorſtellung machen wie wohlfeil man damals in Klagenfurth lebte; in den Kaſernen (den ehemaligen Klöſtern) konnte man für 6 Kreutzer ſehr gut zu Mittag eſſen. Bald hatte ich Bekanntſchaft in Klagenfurth gefunden, und wurde auf die benachbarten Hammerwerke eingeladen, wo ich ſehr wohl empfangen und gut bewirthet wurde. Mit einigen Herren kam ich nach Villach, wo eben ein Feſt der Bergwerker gefeyert wurde. Bey dem Gottesdienſt ſpielte ich die Orgel, und wurde nachher zur Tafel geladen. Hier machte ich Bekanntſchaft mit einigen tyroler Studenten (ebenfalls Muſikern), die nach Italien reisten, und ich ſchloß mich ihnen gerne an. In Villach erhielt ich 5 Gulden Bankozettel. Von da begab ich mich mit dieſen Studenten Italien zu, und zwar nach Trieſt. Der Weg von Villach nach Trieſt iſt ſehr bergigt; auf der Höhe angekommen, hat man eine herrliche Ausſicht übers Meer; allein in Trieſt wurde ich mit meinen Empfehlungsſchreiben in den

Klöstern nicht so gut aufgenohmen als ich erwartete. Zu damaliger Zeit waren in und in der Umgegend von Triest viele Klöster und auch darin viele Religiosen, besonders aus den österreichischen Staaten; allein die Vorsteher waren immer Italiener und Hasser der Deutschen, besonders zu damaliger Zeit wo die Franzosen beinahe ganz Italien inne hatten. In einem Kaffeehaus trafen wir mehrere Deutsche, die uns ersuchten mit ihnen zu kommen; diese führten uns in keinen der ersten Gasthöfe, aber in ein Schenkhaus, wo gar zu viele Deutsche versammelt waren. Wir ließen dort ein vierstimmiges Lied ertönen; soviel ich mich noch zu erinnern weis, war es das: „Stille, Stille," von Haydn, und wir waren geborgen; von allen Seiten wurde uns zugesprochen am andern Abend wieder zu erscheinen, und wirklich war die Gesellschaft viel zahlreicher als am vorhergehenden Abend. Wir sangen sehr viel, besonders spaßhafte Lieder; ein Deutscher übernahm es für uns einzusammeln, und wir hatten überflüssig die Kosten zur Überfahrt nach Venedig zu decken. Indeß wurden wir eingeladen am andern Tag nochmals in diesem Schenkhause zu singen, und wirklich die Einnahm übertraf unsere Erwartung, denn nun glaubten wir Herren zu seyn. Wir hätten in Triest unsern schönen Lebensunterhalt gefunden; allein einer unserer Reisegefährten wollte durchaus nicht mehr bleiben, und wir begaben uns mit wohlgespickter Börse aufs Meer nach Venedig.

In Venedig angelangt, waren wir betrogen, den in den Gast- Kaffee- und Schenkhäusern allenthalben Gesang genug, und nichts als Gesang in allen nur erdenklichen Sprachen. Da wir Geld hatten, besahen wir das Merkwürdigste, und begaben uns nach Padua, wo wir sehr gastfreundlich von den Franziskanern empfangen wurden. Es war Abends 5 Uhr, als wir da anlangten, und wir wurden eingeladen in der Li-

tauey mitzuſingen. Ich war noch jung, doch war mir und meinen Kameraden das Spiel des Organiſten, eines Italieners, zu eckelhaft, denn aus Deutſchland kommend waren wir dieſes italieniſchen Opernſpiels in der Kirche nicht gewöhnt. Nach der Litauey zum Nachteſſen und auch zum Übernachten bey den Franziskanern eingeladen, nahmen wir die Einladung gerne an, und unterhielten nach dem Nachteſſen dieſe Franziskaner, die vom erſten bis zum letzten alle Italiener waren, mit unſerm vierſtimmigen Geſang ſo ſehr, daß ſie uns noch mit Cypernwein bewirtheten, der erſte und auch der letzte den ich in meinem Leben getrunken. Unſer Vorhaben war, in dem berühmten Kloſter von Padua einige Tage zubringen zu können; des andern Tags aber wurden wir von niemand eingeladen noch länger da zu bleiben. Wir begaben uns alſo wieder nach Venedig zurück, wo wir durch Vermittlung des Herrn Bratea, der mit uns Student in Wien war, alles ſehenswerthe beſehen konnten. Ins Inquiſitionsgericht eingeführt, verloren wir allen Muth länger in Italien zu bleiben, da die Anſicht der darin verhafteten jedes menſchliche Gefühl empört; wir beſichtigten nur einige der Behältniſſe unterm Kupferdach, wo im Sommer die Hitze ſo groß, daß die Gefangenen in immerwährendem Schweiß daſitzen. Meine und meiner Kameraden Luſt Venedig weiter zu beſehen war nun geſtillt, und wir ſchifften wieder nach Trieſt zurück.

Von Trieſt aus beſchleunigten wir unſere Reiſe ins Tyrol und kamen glücklich in Insbruck an, vernahmen aber zu unſerm gröſten Leid daß in Bayern alle Klöſter aufgehoben worden. Einige meiner Kameraden bezogen jährlich Unterſtützungen aus den Klöſtern Bayerns: da dieſe nun aufhörten, konnten ſie ihre Studien nicht mehr fortſetzen, und wir trennten uns in Insbruck. Ich begab mich nach Fiecht, einem benediktiner Kloſter

bey Schwatz, wo ich Herrn Pater Jacob Briefer, von Einſiedlen, antraf. Dieſer war als Emigrant in allen Klöſtern Oeſtreichs bekannt, wurde in Salzburg mit Abbé Vogler bekannt, der im Benediktiner Kloſter zu Sant-Peter die Orgel nach ſeiner neuen Art einrichtete. Pater Jacob hatte ſehnliches Verlangen den Orgelbau kennen zu lernen, und war immer in Briefwechſel mit Abbé Vogler, und erhielt eben einen Brief von ihm, in dem er meldet daß er ſich wirklich in München befinde, wo er die Orgel in der Theatiner-Kirche ſimpliſizire. Pater Jacob machte mir den Antrag die Reiſe nach München mit ihm zu machen. Ich entſchloß mich um ſo lieber dieſe Reiſe mitzumachen, da ich ſehnliches Verlangen hatte meine Eltern und Geſchwiſter wieder zu ſehen, indem ich volle vier Jahre nichts von ihnen und ſie nichts von mir vernohmen. Vor unſer Abreiſe beſuchten wir noch das herrliche Bernardiner Kloſter Stams. Bald hatten wir die Tyroler Berge hinter uns und kamen in Bayern in den ſogenannten Pfaffenwinkel, wo ſich von halb Stund zu halb Stund ein Kloſter befindet. Aber welch ein trauriger Anblick gegen vorher in dieſen Klöſtern, alles öde und ſtill, die Küchen und Keller leer, der unentgeldliche Aufenthalt für die reiſenden Studenten war verſchwunden: sic transit gloria mundi. An dem Chiemſee angekommen, übernachteten wir in einem Dorf am See, wo wir mehrere Religioſen aus den benachbarten aufgehobenen Klöſtern antrafen, unter denen ſich auch der Organiſt aus dem aufgehobenen Kloſter Chiemſee befand. Wie es bei Muſikern geht, wir waren bald miteinander bekannt. Er machte uns den Antrag, er wolle uns am andern Morgen in einem Schifflein ins Kloſter rudern, wo wir an der noch gut erhaltenen und berühmten Orgel Vergnügen haben werden. Am frühen Morgen ſaßen wir ſchon im Schifflein, und der

geiſtliche Herr ruderte mit uns dem Kloſter zu, das auf einer ſehr erhöhten Inſel liegt. Alles im Kloſter war verſchloſſen; ein Bruder des Kloſters der Koch war, hatte einige Gebaulichkeiten gelehnt und eine Wirthaft errichtet für die zahlreichen Fremden die im Sommer dorthin kamen. Dieſer hatte die Schlüſſel und wir konnten im Kloſter die leeren Zimmer und Säle alle beſehen. Da außer dem Kloſter gar keine Häuſer, alſo auch keine Pfarrei da war, wurde die Orgel gar nicht mehr gebraucht und auch kein Gottesdienſt in der Kirche gehalten; allein ich muß [es] bekennen, die Orgel übertraf meine Erwartung. Der Organiſt ſpielte die Orgel; auch er war ausgezeichnet und Meiſter ſeines Inſtrumentes. Wir wurden eingeladen im Wirthshaus ein Frühſtück zu nehmen, das wohl ſehr mager ausfiel, weil nichts zu haben war als ſchwarz Brod, Rettig und Bier; indeß vergaßen wir Hunger und Durſt bey den Erzählungen des Organiſten. Wie er uns erzählte, habe er ſeine Studien in München vollendet, und konnte ſelbe als Muſiker in den daſigen Klöſtern unentgeldlich vollenden. Seine Vakanzen brachte er in Klöſtern zu und fand die beſte Muſik in Chiemſee. Der damalige Prälat des Kloſters war ſo ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik, daß er gar keinen als Bedienter in Kloſter nahm, der nicht Muſiker war, viel weniger einen der Religios werden wollte. Kaum war der Organiſt ein halbes Jahr im Kloſter, ſtarb der Prälat und deſſen Nachfolger war ein Erzfeind der Muſiker: er liebte vorzüglich die Jagd und Fiſcherey und andere Ergötzlichkeiten mehr als die Muſik. Auf unſer Befragen, welch Ordens ſie waren, war ſeine Antwort: Wir waren regulirte Chorherren exempti ordinis, und zwar im Eſſen, Trinken und ſchlaffen regulirt, in Kirche und Chor aber unregulirt. Nicht ganz eine Stunde von dieſem Kloſter iſt auch ein Nonnenkloſter im See; wie

uns der Organiſt erzählte, hatte ein Religios ihres Kloſters Bekanntſchaft mit einer Kloſterfrau; dieſer hatte wochentlich ein Schifflein in der Nacht losgemacht, worin er ſich zur Kloſterfrau begab, die ihn an einer Strickleiter in ihr Zimmer zog. Während er einmal auf dem See war, kam ein Sturm, das Schifflein ſchlug um, er ertrank und wurde erſt nach acht Tagen im See wieder gefunden. Ob dieß war, kann ich nicht beſtätigen, denn ich war damals noch nicht auf der Welt, und wäre ich ſchon da geweſen, ſo wäre ich doch nicht im Waſſer ertrunken, da ich niemals ein Freund vom Waſſer war.

Von da weg nahmen wir nun unſern Weg über Roſenheim nach München, aber welcher Abſtand gegen früher! Die vielen ſich in dieſer Gegend befindenden Klöſter waren alle leer, und wir muſten, wie früher in Klöſtern, nun in Wirthshäuſern übernachten. In München angelangt traf ich viele meiner ehemaligen Mitſchüler, die aus den aufgehobenen Klöſtern kamen; alle waren ſehr gut mit Geld verſehen, und ſo brachte ich einige vergnügte Tage in München zu. Abbé Vogler war wirklich nicht in München anweſend, und Pater Jacob wollte deſſen Ankunft abwarten, ich aber reiste mit einigen Kameraden nach Landshut, wo ich auf der daſigen Univerſität wieder mehrere meiner alten Mitſchüler antraf, und wieder einige Tage ſehr vergnügt mit ihnen zubrachte. Von da gieng ich nun nach Regensburg, wo ich vorher ſechs Jahre im Seminar zu Sant-Paul zubrachte, und wo ich noch viele meiner Bekannten antraf, und auch einige Tage zubrachte. Von Regensburg bis Amberg beſuchte ich noch viele meiner ehmaligen Bekannten, wo ich überall mit Freuden empfangen wurde. In Amberg zum Thor hereintrettend, wurde ich von einem meiner ehmaligen Mitſchüler aus Regensburg angeredet, der mich ſogleich erkannte: von dieſem erfuhr ich nun wer von meinigen

ehmaligen Mitſchülern aus Regensburg hier anweſend war. Kaum war eine Stunde verfloſſen als alle ehmalige Bekannte um mich verſammelt waren. Auf einem Berg bey Amberg iſt ein Wahlfahrtsort, Mariahilf, wo immer die Geiſtlichkeit verſammelt iſt. Dorthin begab ich mich mit meinen Kameraden, und traf da einen meiner beſten Freunde, Namens Schoeneker, einen Landsmann aus Boehmen, der mit mir ſechs Jahre lang im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war. Er trat nach der Rhetorik ins Kloſter Waldſaſſen, Bernardiner Ordens; als alle Klöſter in Pfalz und Bayern aufgehoben wurden, ſetzte er ſeine Studien mit erhaltener Penſion in Amberg fort. In dem Wahlfahrtswirthshaus, wo alle meine Bekannten verſammelt waren, machten wir uns luſtig. Bey der Trennung gab mir mein ehemaliger Freund Schoeneker 6 Batzen, mit dem Bemerken als Almoſen, und dieß ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich nicht Abſchied von ihm nehmen konnte. Die andern Kameraden begleiteten mich in mein Abſteigquartier: ihnen meine Bekränkung über Schoenekers Behandlung mittheilend, ſagten ſie mir daß ers allen andern ſeinen ehmaligen Bekannten ſo mache, denn aus einem reichen Kloſter austrettend, beziehe er eine Penſion gleich einem Domherrn.

Von da begab ich mich nun nach Haus zu meinen Eltern, langte in der Nacht um 11 Uhr ſehr ermattet dort an, klopfte an der Hausthüre und auf Befragen meiner ältern Schweſter: „Wer klopfe?“ nannte ich ihr meinen Namen, ſie kam mir öffnen, fiel mir um den Hals mit den Worten: „Ach! lieber Bruder, wie freut es uns dich wieder zu ſehen! Wir glaubten dich nie wieder zu ſehen.“ Meine Eltern und Geſchwiſter waren ſogleich da mich zu umarmen, und verweilten bis gegen Morgen, indem ich ihnen meine Erlebniſſe und Reiſeabenteuer erzählen muſte. Der Bruder meines Vaters war Pfarrer in meinem

Geburtsort, zugleich der Prior des aufgehobenen Kloſters Weiſſenohe, ebenfalls meines Vaters Bruders, beyde ausgezeichnete Muſiker, bey ihm, und da am Tag nach meiner Ankunft zu Haus Sonntag war, ſpielte ich im Amt die Orgel und wurde nach dem Amt von allen Freunden und Bekannten bewillkommt. Ich hatte im Amt mehrere neue Orgelſtücke geſpielt, die ich aus Oeſtreich mitgebracht, die allgemein gefielen. Die wenigen Tage die ich bey meinen Eltern zubrachte, war ich faſt immer auf der Orgel, oder es wurde im Zimmer muſizirt, denn die benachbarten Geiſtlichen aus den aufgehobenen Klöſtern waren immer bey uns auf Beſuch; allein meine Eltern hatten dadurch gar keine Unkoſten, da wir immer bey Herrn Graf von Morawitzky zur Tafel geladen waren.

Der Aufenthalt bey meinen Eltern währte nicht lange; ſchon acht Tage nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief von Pater Jacob aus München, daß ich mich Mitte October in München einfinden möchte, indem er für einen Platz im Benedictiner Stift in Salzburg auf dem Chor für mich beſorgt war, und ich die Reiſe von München dahin mit ihm unentgeldlich machen könne. Die Trennung von meinen Eltern war wohl ſchmerzhaft, denn ich ſah ſie zum letzten Mal, und ich hatte keine andere Wahl, muſte nothgedrungen den Wanderſtab wieder in die Hand nehmen. Auf meiner Reiſe nach Amberg gieng es mir ſehr wohl; faſt in jedem Ort traf ich Studenten auf der Reiſe dahin mit wohlgefüllten Geldſeckeln. In Amberg ſelbſt war die gewöhnliche Zuſammenkunft auf dem Mariahilfsberg. Von Amberg bis Regensburg gieng es eben ſo; die Reiſegeſellſchaft vermehrte ſich von Ort zu Ort, ſo daß wir ſo zu ſagen wie ein ganzes Regiment in Regensburg, oder vielmehr im Bayriſchen Hof, wo jedes andere Haus eine Bierbrauerei iſt, einzogen und dort übernachteten. In der Gegend

von Amberg und Regensburg befinden ſich ſehr viele Klöſter aller nur erdenklichen Orden; daher kam es daß ſo viele Studierende in Regensburg zuſammenſtrömten, die theils die Profeſſion ſchon abgelegt, ins Prieſterſeminar tratten um Geiſtlich zu werden, oder diejenigen welche die Profeſſion noch nicht abgelegt hatten, erhielten hinlänglich Geld ihre Studien fortſetzen zu können. Ich verlebte alſo unter dieſen aus den Klöſtern vertriebene Jugendfreunden in dulci jubilo mehrere Tage. In Regensburg ſammelte ſich wieder Geſellſchaft nach Landshut, meiſtens aber Juriſten und Mediziner, wenige Theologen. In Landshut hielt ich mich wieder einige Tage [auf]; meine ehemaligen Kameraden begleiteten mich einige Stunden weit, und ſo kam ich Morgens 10 Uhr in München am nemlichen Tage an, an dem abbé Vogler ſein letztes Orgel-Concert in der Theatinerkirche gab, welche Stücke nachher bey Falter in München der Königin von Bayern gewidmet, unter dem Titel Pelymelos für das Clavier arrangirt herauskamen. Schon am andern Morgen reiste ich mit Pater Jacob nach Salzburg ab, und wurde auf deſſen Empfehlung hin ſogleich auf dem Chor im Kloſter zu Sant-Peter angenohmen.

Die Muſik in der Kirche war blos von Studenten beſetzt und faſt lauter Studenten aus Schwaben, denn da in Bayern die Klöſter alle aufgehoben waren und die Studenten die Muſiker waren, nun keinen Unterhalt mehr fanden, ſo ſtrömte alles Öſtreich und Salzburg zu. Michel Haydn war Kapellmeiſter in der Domkirche, und dirigirte zugleich das Orcheſter zu Sant Peter. Für Sopran und Alto waren 24 bis 30 Studenten aus den erſtern lateiniſchen Klaſſen, die im Kloſter täglich ihr Mittag- und Nachteſſen bekamen. Die Tenor und Baſſe, ſo wie die Streichinſtrumente waren durch

die größere Studenten beſetzt, und dieſe Anzahl war immer 40 bis 50. Blasinſtrumente waren außer Horn und Trompetten keine andern. Dieſe größern Studenten waren nun in zwei gleiche Parthien getheilt; während die eine Parthie ihr gewöhnliches Mittageſſen mit Suppe, Fleiſch und Gemüß erhielt, begab ſich die andere Parthie ins Convent und erhielt die Speiſen die vom Tiſch der Religioſen abgetragen wurden, denn es durften auf dem Tiſch der Religioſen nie aufgewärmte Speiſen aufgetragen werden, und ſo kam es daß die Parthie die im Convent war, manchmal mit hungrigen Magen abziehen muſte, und nichts bekam als die Gerſtenſuppe die immer am Ende des Eſſens noch aufgetragen wurde; indeſſen wurde auch manchmal ſo viel abgetragen, daß wir davon im Überfluß geſättigt wurden, und noch davon verkaufen konnten, wozu ſich im Kloſterhof immer Abnehmer fanden die darauf warteten, beſonders an Feſttagen. Auch hatte die Parthie die Mittags im Convent war, den Vortheil zum Nachteſſen auch dahin gehen zu können, außer im Advent und [in] der Faſten, wo hingegen die andere Parthie nie etwas zum Nachteſſen bekam, und ſo wechſelten dieſe beide Partheien täglich [ab]. Überdieß bekam noch jeder täglich 1 ℔ Brod, das von drei zu drei Tagen ausgetheilt wurde.

Die Kirchenmuſik im Kloſter Sant-Peter war für einen Muſiker wirklich ein Kunſtgenuß. Außer den Kirchencompoſitionen von Michel Haydn und den Compoſitionen vom Domkapellmeiſter Michel, wurden nur claſſiſche Kirchencompoſitionen aus ältern Zeiten aufgeführt, und zwar Meſſen, Veſpern, Litanien, denn täglich war Amt und Veſper mit figural Muſik, auch ſehr oft Litanien in der Kloſterkirche oder in einer andern Kirche der Stadt, wobei wir zu erſcheinen verpflichtet waren.

Pater Aegidius Jais war Rector magnificus an

der Univerſität, und ich war nun Theolog; Profeſſor der Kirchengeſchichte war ein Benediktiner aus dem Kloſter Weingarten, ausgezeichneter Muſiker und auch Compoſiteur; bei dieſem brachte ich weit mehrere Stunden in der Muſik als in der Kirchengeſchichte zu. So wie in Wien war auch in Salzburg Mangel weder an Quartettgeſang noch an Quartetten für Streichinſtrumente. Bey den Auguſtinern, wo Michel Haydn alle Abende bey dem guten Bier zubrachte, war alle Abend Quartettgeſang; von da gieng es in die Schenke zu Sant-Peter, zu dem guten Offner Wein, und von da zu dem Hofwirth, der eine Wirthſchaft nächſt der Reſidenz hatte, denn der Fürſt von Salzburg hatte für alle vier Jahreszeiten eine andere Reſidenz. Bey dieſem Hofwirth nun, der ledig und vorzüglicher Freund der Muſik war, war unſere Quartettgeſellſchaft ſowohl für Geſang als Streichinſtrumente alle Abend verſammelt, und deßwegen kamen auch die beſten Bürger aus der Stadt dahin, da der Wirth ſelbſt wegen ſeiner Heiterkeit, da er noch ledig war, und auch unſere Muſik ſie anzog. Der Wirth ſelbſt war beinahe alle Abend ſo berauſcht, daß man ihn ins Bett tragen muſte. Wie überall in Deutſchland hangen an den Wänden ſchwarze Tafeln worauf Numero gezeichnet ſind; jeder Gaſt der täglich erſcheint, hat ſein Glas mit einem zinnernen Deckel, worauf ebenfalls ein Numero gezeichnet iſt, und ſo viele Gläſer er austrinkt, eben ſo viele Striche werden mit der Kreide auf der an der Wand hangenden Tafel gemacht, um zu wiſſen wie viele Schoppen er getrunken. Die Studenten, wie überall gebrauchlich, waren nicht gewöhnt täglich ihre Zeche zu zahlen; deßwegen wurde aufgeſchrieben und immer aufgeſchrieben, und war nun die Tafel ganz mit weißen Strichen angefüllt, ſo trug der Wirth den Kellnerinen auf die Studenten bezahlen zu machen. Was geſchah nun? Sobald

der Wirth zu Bette gebracht war, fieng man zu tanzen an, worauf ſich die Kellnerinen ſchon den ganzen Tag durch freuten. Unſer erſter Violinſpieler Namens Leonard, der immer am wenigſten Geld und am meiſten Durſt hatte, hatte auch gewöhnlich die meiſten Striche auf der ſchwarzen Tafel; während dem Tanz ſtellte er ſich als glitſche er aus, fiel an die ſchwarze Tafel, rieb mit ſeinem breiten Buckel darauf herum und wiſchte die weißen Striche aus. Die Kellnerinen jammerten freilich, allein die Sache wurde dadurch wieder gut gemacht, daß jeder ſoviel an ſeine Zeche bezahlte, als er Geld im Sack hatte. Indeß hatte der Wirth doch keinen Schaden an uns, denn unſer muſiziren brachte ihm viele Gäſte zu, die uns öfters bewirtheten, welches dem Wirth ſchönen Gewinn brachte. Für dieſe Geſellſchaft componirte ich nun ſehr viele drey und vierſtimmige Lieder, wovon die meiſten bei Häcker in Salzburg gedruckt wurden. Da man immer wieder etwas Neues hören wollte, machte ich mich bey meiner Ankunft zu Hauſe, Nachts um 11 oder 12 Uhr, an die Arbeit, und am Morgen war wieder etwas Neues compouirt und copirt. Es nahm mich ſeither ſchon oft Wunder, wie ich mich bey ſo wenigem Schlaf ſo wohl befinden konnte. Ich hatte ein ganz kleines Zimmerchen, und da ich das Papier für Copirung der Noten ſelbſt raſtrirte, ſo war öfters davon nicht nur Tiſch und Kommode, ſondern ſogar Bett und der Boden voll. Ein Auguſtiner kam einmal zu mir, mit dem Erſuchen Abends in der Litanei bey ihnen die Orgel zu ſpielen. Bey ſeinem Eintritt muſte ich erſt das friſch raſtrirte Notenpapier vom Boden wegräumen: zu Haus erzählte er nun daß er heute bei einem Muſiker war, der dieſen Namen auch in Wahrheit verdiene, denn dieſer ſitze, gehe, ſtehe und liege auf Noten.

Auch in dem Keller zu Sant-Peter fanden wir uns

Abends ſehr oft entweder beim Bier oder guten Offner Wein. Auch hier ließen wir wie gewöhnlich auf die ſchwarze Tafel weiße Striche machen; allein wir kamen hier nicht ſo wohlfeil weg als beim Hofwirth, denn länger als einen Monath wurde nicht geborgt: konnte dann einer nicht bezahlen, ſo gieng der Kellner zum Chordirector und legte Arreſt auf das was wir für Leichen oder andere Gottesdienſte, wofür wir bezahlt wurden, zu beziehen hatten, und dennoch blieben immer noch von mehreren weiße Striche bey ihrer Abreiſe von Salzburg auf der ſchwarzen Tafel ſtehen, denn beim Herannahen der Vakanz betheuerte jeder auf Leben und Tod daß er Salzburg nicht verlaſſen werde, weil immer die Hälfte zur Unterhaltung der Kirchenmuſik auch in der Vakanz dableiben muſte. Wer nun viele weiße Striche auf der ſchwarzen Tafel hatte, blieb beim Anfang der Vakanz noch einige Tage, gieng alle Abende in den Keller, den Kellnern glauben zu machen er bleibe da; aber plötzlich iſt er verſchwunden, und ſo gieng es auch mir: wenn meine weißen Striche auf der ſchwarzen Tafel nach meiner Abreiſe von Salzburg nicht ausgewiſcht worden ſind, ſo ſtehen ſie gewiß noch jetzt dort.

Im Seminario der Domkirche gab Michel Haydn den Zöglingen die für Geſang in der Domkirche beſtimmt waren, Unterricht in der Compoſition und dazu hatte jeder Student mit Bewilligung Michel Haydns Zutritt, und dieſen Unterricht beſuchte ich weit fleißiger als meinen theologiſchen. Michel Haydn war damals ſchon ziemlich alt; konnte er den Unterricht nicht ertheilen, ſo waren von ſeinen Schülern da, die Unterricht gaben, ſo Hacker, Pater Martin von Sant-Peter und noch viele andere ausgezeichnete Theoretiker. Pater Martin von Sant-Peter, der die Leitung und Anordnung der Muſik in der Stiftskirche zu Sant-Peter zu beſorgen hatte, war ein

Schüler Michel Haydns und Theoretiker dergleichen es vielleicht wenige giebt; er brachte viele seiner Compositionen als Messen, Vespern, Litaneien, auf dem Chor zur Aufführung; die Composition selbst war ohne Tadel und ganz schulgerecht, allein ohne Saft und Kraft, ohne Gedanken und Erfindung; deßwegen wurden diese Compositionen immer mit Wiederwillen und ohne Begeisterung aufgeführt. Sein musikalischer Unterricht in der Composition hingegen war ausgezeichnet. Auch der Domorganist Paris componirte viel für Kirche, aber wie? Er war weder Organist noch Componist, wurde vom Erzbischoff Colloredo auf Kosten des Domstiftes nach Italien geschickt, sich für die Musik auszubilden, und wie Michel Haydn sagte, er gieng als Esel nach Italien und kam als Esel nach Salzburg zurück. Als die geistlichen Fürsten ihrer Länder beraubt wurden, bekam der Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz von Östreich, Grosherzog von Toskana, Salzburg als Grosherzogthum; dieser brachte einen geistlichen Kapellmeister, Namens Gade, aus Italien mit, und Paris wurde pensionirt. Der Erzherzog Ferdinand war, wie alle Prinzen des Hauses Östreich, nicht nur ausgezeichneter Musiker auf mehreren Instrumenten, sondern selbst Componist, so wie dessen Herr Bruder Rudolph, Erzbischoff in Ollmütz und Cardinal, Schüler Beethovens, der mehrere Messen componirte und vorzüglicher Protector des Sohnes Mozart war, den er wahrlich fürstlich unterstützte.

Bei seiner Ankunft in Salzburg, brachte der Großherzog nur einige Musiker von seiner Hofkapelle, meistens Deutsche, mit; durch die Protection eines Kaufmanns in Salzburg, wurde ich als Violoncelliſt für die Winterconcerte angestellt, so wie auch im Theater, wo wochentlich zwei Opern gegeben wurden, und ich befand mich in oekonomischer Hinsicht sehr

wohl, und wurde wohl Salzburg nie mehr verlaſſen haben, wenn ich nicht dazu gezwungen werden wäre. Im Jahr 1805 rückten die Franzoſen, Ende October, in Salzburg ein; am 1. November konnte nirgends Gottesdienſt gehalten werden, da alle Kirchen mit öſtreichiſchen Gefangenen angefüllt waren. Noch muß ich beifügen daß während dieſem Sommer abbé Vogler die Orgel zu Sant-Peter nach ſeinem Simplifications-Syſtem errichtete und Anfangs October noch einige Concerte darauf gab. Nachdem Abbé Vogler verreist war, begab ich mich mit mehreren Studenten auf eine Reiſe durch das Salzburgiſche; allein allenthalben trafen wir ſchon öſtreichiſche Truppen an, die Deutſchland zu marſchirten. Gegen Ende October vernahmen wir allenthalben daß die Öſtreicher unter General Mack in Ulm kapitulirt, die ganze öſtreichiſche Armee gefangen ſey. Auf dieſe Nachricht hin tratten wir unſere Rückreiſe nach Salzburg ſogleich an, und zwar über die Gebirge, da ſich mehrere Studenten zu uns geſellten, die alle Gebirge wohl kannten. In Berchtoldsgaden angekommen, ſuchten wir eine Fuhre die uns am nemlichen Tage noch nach Salzburg bringen ſollte. Mit vieler Mühe konnten wir einen Fuhrmann dazu bewegen uns zu führen; allein kaum eine halbe Stunde von Berchtoldsgaden entfernt, ſahen wir ſchon von weitem franzöſiſche Huſaren gegen uns kommen. Der Fuhrmann kehrte ſeinen Wagen um, jagte in vollem Gallopp wieder Berchtoldsgaden zu, ohne von uns eine Bezahlung zu fordern; wir aber blieben ſtehen bis die Huſaren bei uns waren. Der Unteroffizier dieſer Huſaren ſprach ſehr gut deutſch, und ſagte uns daß wir heute nicht in die Stadt könnten, indem wir mit ihnen ins Lager muſten, das eine Stunde außer der Stadt ſey. Es war ſchon ziemlich dunkel als wir bey den erſten Vorpoſten ankamen, und dieſe Truppen waren

bayeriſche Dragoner. Die Offiziers ſagten uns ebenfalls daß wir heute nicht mehr in die Stadt könnten, indem wir von den vielen Truppen nicht durchgelaſſen würden, und da in den umliegenden Gegenden alle Häuſer mit Soldaten überfüllt waren, blieb uns keine andere Wahl, als die Nacht im Lager zuzubringen. Wir ſetzten uns zu den Soldaten ans Feuer, und wurden im Überfluß mit Bier, Brandwein und Brod verſehen. Morgens zwiſchen 4 und 5 Uhr gerieth alles in Bewegung, und die Truppen marſchirten der Stadt [zu]. Wir folgten den Soldaten nach und kamen erſt gegen 9 Uhr in die Stadt. Es war der Vorabend von Allerheiligen, an welchem Tage wir uns Muſiker alle auf dem Chor zu Sant-Peter in der Veſper einfinden ſollten. Bey unſerer Ankunft in Salzburg waren alle Häuſer ſo mit Soldaten angefüllt, daß wir nicht einmal in unſere Wohnungen konnten. Wir giengen alſogleich nach Sant-Peter, und waren ſehr willkommen, denn wir wurden ſogleich beordert den Soldaten Speis und Trank zu bringen. Außer der Clauſur waren alle Zimmer ſo mit Soldaten überfüllt, daß ſelbſt noch in dem großen Kloſterhof Tiſche aufgerichtet werden muſten. Ein Theil von uns Studenten hollte nun die Speiſen aus den Küchen, die andern das Getränk aus den Kellern. Der Ab- und Zugang der Soldaten war Tag und Nacht gleich, ſo daß wir unaufhörlich mit Aufträgen beſchäftigt waren. Indeſſen befanden wir uns ſehr wohl dabey; manchen Laibbrod, manches Stück Fleiſch und manche Kanne Bier machten wir auf die Seite, wozu wir immer Liebhaber fanden, die uns ſelbe gerne abkauften. Am Allerheiligentag hörte man in der ganzen Stadt keine Glocke; in keiner Kirche war Gottesdienſt, denn alle Kirchen waren mit öſtreichiſchen Gefangenen angefüllt. Bernadotte wohnte im Winter-Pallaſt des Grosherzogs, und verließ am

3. November Salzburg; mit ihm zog der gröſte Theil der Truppen ab, und zwar nach Öſtreich, Steyermark und Tyrol. Der größere Theil der Truppen die noch in Salzburg zurückblieben, waren Bayern und Würtenberger. Nur ſieben Stunden von Salzburg, in Lofer, iſt der Durchpaß zwiſchen engen Bergen ins Tyrol. Dieſe Berge waren von den tyroler Scharfſchützen beſetzt. Die Bayern wollten den Durchpaß zwingen; allein am andern Tag ſchon wurde der bayriſche General mit vielen Wägen voll Bleſſirten nach Salzburg gebracht. Leider zeigte ein Verräther den Bayern die Wege über die Berge, und die Tyroler muſten weichen, um nicht gefangen zu werden. Die Univerſität wurde nun als Spital benutzt und wir hatten Ferien. Zum Glück für uns wurde das Theater wieder eröffnet, und wir Muſiker bekamen wieder Verdienſt. Erſt nach der Schlacht von Auſterlitz wurde die Univerſität wieder eröffnet, und Salzburg kam an Öſtreich. Ich glaubte mich nun geborgen, und lebte in der ſicherſten Hoffnung nun für immer in Salzburg bleiben zu können. Da aber in Deutſchland alles geändert wurde, ſo kam auch mein Vaterort an Bayern. Für alle Ausländer die auf der Univerſität waren, denn die wenigſten Akademiker waren Salzburger, der gröſte Theil waren Bayern, Würtenberger und Badenſer, wurde dieſe Länderumkehrung bald fühlbar. Schon gegen Oſtern wurde uns Ausländern angezeigt, wer ſeine Studien auf der Univerſität in Salzburg fortſetzen wolle, müſſe von ſeiner nunmehrigen Landesregierung die Bewilligung hiezu vorweiſen.

In Salzburg befand ſich ſchon ſeit einigen Monaten ein Schmiedeknecht aus meinem Geburtsort, der mich öfters beſuchte. Es war am 1. Mai 1806, an welchem Tag immer die Keller mit dem Merzen- oder Lagerbier eröffnet wurden. Ich beſuchte mit meinen Kameraden mehrere Keller und kam ſpät nach

Haus. Am andern morgen ſagte mir mein Hausherr, daß mein Landsmann da war, der mich erſuchen laſſe zu ihm zu kommen. Sogleich begab ich mich zu ihm, und er gab mir einen Brief von meinem Vater der an ihn addreſſirt war. Mein Vater meldete mir daß er vom Landgericht Stadt Kemnath die Weiſung erhalten habe, mir anzuzeigen daß ich mich nach Verfluß von drey Monaten zu Haus einfinden ſolle, da ich der Conſcription unterworffen und ſpielen müſſe. Vor Schrecken entfiel der Brief meinen Händen; ich wußte mir weder zu rathen noch zu helfen. Nach Verfluß von einigen Wochen, war ſchon der größte Theil der Akademiker die Ausländer waren, aufgefordert ſich in ihrem Geburtsorte einzufinden, und da eben damals der ganze Rheinbund oder beinahe ganz Deutſchland an das Sklavenjoch Napoleons geſpannt war, ſo hatten die wenigſten von uns Luſt unters Militair und ſich für Napoleon todt ſchießen zu laſſen. Täglich entwarfen wir für unſere Zukunft einen andern Plan, denn wir Theologen konnten uns unmöglich darzu verſtehen, für die Dogmatik und Moral unterm Arm, ein Gewehr auf die Schulter zu nehmen. Wir Muſiker wollten uns nun durchaus nicht trennen, beſonders unſere Quartettgeſellſchaft für Geſang und Streichinſtrumente, und wir waren feſt entſchloſſen eine muſikaliſche Reiſe durch Ungarn und von da entweder nach Rußland oder gar in die Türkei zu unternehmen. Allein homo proponit, Deus disponit. Unſer erſter Violinſpieler bekam eine Anſtellung im Orcheſter beim Erzherzog Ferdinand, der für Salzburg Würzburg bekam, und dadurch wurde unſere Quartettgeſellſchaft aufgelöst. Ich ſchloß mich nun einer andern Geſellſchaft an, die nach Rom zu den Redemptoriſten gehen wollte, und war auch ſchon ganz dazu entſchloſſen, als Pater Jacob von Einſiedeln nach Salzburg kam. Dieſer machte mir nun den Vorſchlag mit ihm in die

Schweiz zu gehen, wozu ich ſogleich entſchloſſen war. Ich machte nun mit Pater Jacob, der ſein eigen Pferd und Kutſche hatte, die Reiſe bis Regensburg, in der feſten Hoffnung meine Schriften für ins Ausland erhalten zu können. Ich wendete mich deßhalb an einige bekannte Profeſſoren, erhielt aber die traurige Antwort, daß ich mich hiefür nur nicht bemühen ſolle, denn Fürſt Primas Dalberg ſey ein eingefleiſchter Napoleoniſt, und da ohnehin Bayern durch die Aufhebung der Klöſter von Geiſtlichen nur zu überladen ſey, ſo liefere Fürſt Primas dem Napoleon lieber Soldaten. Ich wollte auch meine Eltern nochmals beſuchen; es wurde mir von jedem Bekannten mißrathen und mir gerathen Bayern ſo geſchwind als möglich zu verlaſſen. Da Pater Jacob ſeinen Weg durch Franken nahm, indem ſich Abbé Vogler eben damals in Würzburg befand, ſo wendete ich mich Augsburg zu, um deſto geſchwinder in der Schweiz zu ſeyn. Am 1. Auguſt wanderte ich früh Morgens Augsburg zu; da ich ſehr viele Leute in Sonntagskleidern antraff, vernahm ich daß bei den Franziskanern in Augsburg das Porticiunculafeſt gefeyert werde. Welch freudige Nachricht für mich! In Augsburg angelangt, begab ich mich ſogleich auf den Chor zu den Franziskanern, da das Amt ſchon angefangen hatte. Eine vierſtimmige Meſſe wurde aufgeführt, und ohne dazu aufgefordert zu ſeyn, ſtellte ich mich zum zweiten Baß. Gleich nach dem Amt nahm uns der Organiſt, ein Franziskaner, mit ins Refectorium, wo wir zum Mittageſſen eingeladen wurden, und erſt da bemerkte ich daß alle Sänger die auf dem Chor waren, Studenten, Theils aus Augsburg oder München, waren, meiſt Theologen, die am Anfange der Vakanz ſich zu dieſem Feſte hieher begaben. Am Mittageſſen waren über hundert Gäſte anweſend, Theils aus Augsburg ſelbſt, vorzüglich aber viele Geiſtliche aus der Umgegend. Meine

Bekanntſchaft mit den Studenten war bald gemacht, und da ich mehrere Quartette für Geſang vom Michel Haydn bey mir hatte, die dieſen Sängern noch ganz unbekannt waren, ſo drangen alle in mich eines dieſer Quartette ſingen zu laſſen. Wir machten nun den Anfang mit dem Quartett: Leiſe, leiſe, von Michel Haydn, das ſo wohl gefiel daß wir es drei Mal wiederhohlen muſten. Nachdem dieſes Quartett vollendet war, kamen mehrere Geiſtliche zu mir, unter denen auch Herr Bühler, der berühmte Kirchencomponiſt und Chordirector an der Domkirche in Augsburg. Ich wollte am nemlichen Tag ſchon wieder von Augsburg verreiſen; allein Herr Bühler drang in mich noch einige Tage bey ihm zu bleiben, welche Einladung ich mit Freuden annahm. Ich hielt mich noch drey Tage in Augsburg [auf], und Herr Bühler nahm mich jeden Abend in eine Muſikgeſellſchaft mit, gab mir bey meiner Abreiſe ein ſchönes Reiſegeld und noch eine Marſchroute, in welcher ich von Augsburg weg bis Lindau an alle Pfarrherrn und die noch exiſtirenden Klöſter anempfohlen war.

Ich benutzte nun meine Marſchroute. Traf ich Mittags in einem Pfarrhof ein, wurde ich zum Mittageſſen geladen; ebenſo zu Nacht; bey den andern Pfarrherrn wo ich weder zu Mittag noch Nacht anſprach, bekam ich immer Reiſegeld. Am 3. oder 4. Tag meiner Reiſe kam ich in einen Pfarrhof, zeigte mein Empfehlungsſchreiben und wurde gleich zum Mittageſſen eingeladen. Der Herr Pfarrer war ein Kloſtergeiſtlicher aus der Benediktiner Abtey in Regensburg, und als ich ihm erzählte daß ich ebenfalls ſechs Jahre im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg zugebracht, war ich ihm nun deſto willkommener. Der Herr Pfarrer hatte ein ſchönes Clavier, denn in Deutſchland giebt es wenige Pfarrhöfe, wo man nicht ein Saiten- oder Blasinſtrument antrift. Ich ſpielte nun Varia-

tionen: „Zu Stephan ſprach im Traume," von Mozart, dann noch die Fantaſie in c mol von Mozart. Als dieſe geendet, packte mich jemand rückwärts am Kopf und gab mir einen Kuß: ich ſah mich um, und wieder ein Benediktiner, aus der berühmten Abtey Ottobeuren, und zwar der Organiſt und Chordirektor, ſtand vor mir. Dieſer wollte mich noch dieſen Abend mit ins Kloſter nehmen, allein der Herr Pfarrer bey dem ich zu Mittag war, ließ mich nicht fort, verſprach aber mich den andern Morgen ſelbſt nach Ottobeuren zu begleiten. Gegen abend begleiteten wir dieſen Herrn von Ottobeuren eine Strecke weit; bei unſerer Zurückkunft im Pfarrhof war der Tiſch ſchon für mehrere Perſonen gedeckt, und bald darauf erſchien ein Edelmann mit drey Frauenzimmern aus der Nachbarſchaft. Ich hatte das Glück neben einer Dame zu ſitzen, die man Gräfin nannte, leider erinnere ich mich des Geſchlechts nicht mehr; indeſſen waren alle große Muſikliebhaber. Nach dem Nachteſſen muſte ich auf Verlangen des Herrn Pfarrers die Variationen von Mozart wiederhohlen, und noch wußte ich nicht daß der Herr Pfarrer ſelbſt Clavierſpieler ſey, bis er die Sonate von Mozart zu vier Händen in c aufs Clavier legte, die wir dann miteinander ſpielten. Bis nach Mitternacht wurde nun muſizirt, und beym Abſchied druckte mir der Edelmann 2 Kronenthaler in die Hand. Am Morgen vor 6 Uhr weckte mich der Herr Pfarrer ſchon, ich muſte ihm während der Meſſe die Orgel ſpielen. Nach dem Frühſtück begaben wir uns auf den Weg nach Ottobeuren, wo wir am Thor vom Organiſten ſchon erwartet wurden. Nachdem wir dem Herrn Prälaten vorgeſtellt waren, wurden wir ins Tafelzimmer zum Mittageſſen geführt, wo ſchon mehrere Gäſte verſammelt waren. Gleich nach der Tafel führte man mich in die herrliche Kirche, wo ſich drey herrliche Orgeln befinden. Zuerſt

ſpielten wir auf den drey Orgeln abwechſelnd, dann ſpielte ich mehrere Fugen auf der großen Orgel allein. Ins Tafelzimmer zurückgekehrt, ſpielte ich noch einige Stücke auf dem Violon cello allein; als ich geendet, kam der Herr Prälat und ſagte mir: „Wäre unſer Kloſter nicht aufgehoben, wir würden Sie nicht mehr von uns fortlaſſen.“ Als wir uns am Tiſch zum Nachteſſen ſetzten, kam der Organiſt, verlangte mein Teſtimonium und gieng damit fort. Als er zurückkam, übergab er mir mein Teſtimonium auf einem Teller, der mit 6 und 12 Kreutzerſtücke belegt war; der Organiſt gieng nemlich mit meinem Teſtimonio ins Refectorio, wo noch über achtzig Religioſen beym Nachteſſen verſammelt waren, und ſammelte für mich; auch brachte er mir noch 4 Kronenthaler vom Herrn Prälaten. Nach dem Nachteſſen begleiteten wir den Herrn Pfarrer, der mich ins Kloſter gebracht hatte. Nach der Zurückkunft ins Kloſter verlangte ich mich zur Ruhe begeben zu dürfen, denn ich hatte keine Ruhe mehr bis ich wußte wie reich ich nun ſey. Als ich von Augsburg verreiste, hatte ich noch 10 Gulden, und nun war ich 84 Gulden reich. Am andern Morgen war ich ſehr früh auf und wollte weiter reiſen; allein ich muſte noch im Amt, wo die drey Orgeln geſpielt wurden, auch noch beim Mittageſſen bleiben; dann aber ließ mir mein Reichthum keine Ruhe mehr, ich muſte weiters. Man gab mir noch Empfehlungsſchreiben nach Memmingen und Kempten mit.

Dieſer Theil des Schwabenlandes war vorher öſtreichiſch; nach der Schlacht von Auſterlitz wurde er bayriſch, und deßwegen ſtark mit bayriſchen Truppen und Franzoſen beſetzt. Die Klöſter waren zwar alle ſchon aufgehoben; die Religioſen muſten aber noch beyſammen bleiben, weil die Penſionen noch nicht geregelt waren. Weder in Memmingen noch in Kempten waren mir meine Empfehlungsſchreiben von großem Nutzen,

denn beyde Städte waren mit Soldaten überfüllt, und jedermann hatte genug für ſich zu ſorgen; außerdem war alles ſehr theuer, und da man mir gerathen, wegen den immerwährenden hin- und herzügen der Soldaten lieber zu fahren als die Reiſe bis Lindau zu Fuß zu machen, ſo befolgte ich dieſen Rath zum großen Nachtheil meines Geldſeckels. In Lindau wollte ich einen Kameraden beſuchen, der mehrere Jahre mit mir im Seminario zu Sant-Paul in Regensburg war und deſſen Vater Verwalter in dem adelichen Damenſtift in Lindau war; allein mein Kamerad war ſchon unter dem bayriſchen Militär. Ich wollte Abends auf dem See nach Rorſchach, gieng indeſſen in dem Städtchen herum, hörte in einer Bierbrauerei 4ſtimmigen Männergeſang, trat ein und fand da eine Geſellſchaft Studenten, von denen zwei auch am Porticiuncula [faſt] bey den Franziskanern in Augsburg waren, und die mich gleich erkannten. Ich blieb bey dieſer Geſellſchaft ſitzen, während dem das Schiff nach Rorſchach abfuhr. Indeſſen überredeten ſie mich am andern Morgen mit ihnen eine Reiſe ins Vorarlberg zu machen.

Wir giengen über Bregenz in die eine halbe Stunde von da entfernte Benediktiner Abtey Mererau, die auch ſchon aufgehoben war, und wo eben bayriſche Kommiſſarien anweſend waren, das Inventarium aufzunehmen. Nach dem Mittageſſen begaben wir uns wieder nach Bregenz und von da in ein benachbartes Bad, wo ſehr viele Badgäſte waren. Wir blieben da über Nacht, und ich ließ mich zum Spiel verleiten; man ſetzte nemlich etwas gewiſſes auf eine Karte; mir war das Glück gar nicht günſtig und ich verlor die Hälfte meiner Barſchaft. Den andern Morgen giengen wir auf den Adlerberg im Gebirge herum, und kamen Abends wieder in das nemliche Bad zurück; ich verſuchte mein Glück nochmals im

Spiel, allein umſonſt; das Glück war mir nur zu ungünſtig. Ohne Abſchied von meinen Reiſegefährten zu nehmen, wanderte ich am andern Morgen ſehr früh Lindau zu, und hatte eben noch ſo viel Geld um ein Frühſtück und die Überfahrt nach Rorſchach bezahlen zu können. Ohne Geld kam ich nun in Sant-Gallen; in der ſichern Erwartung etwas Reiſegeld zu bekommen, gieng ich gleich dem Kloſter zu, wurde aber am Thor von einem Polizeidiener zurückgewieſen. Ich erkundigte mich ob noch Klöſter in der Nähe wären? Man nannte mir Teufen, ein Frauenkloſter. Ich wanderte den Weg hinauf; die Nacht überfiel mich und ich muſte in einem Bauernhaus auf dem Heuſtock übernachten. Am andern Morgen, es war Sonntag, gieng ich im Kloſter Teufen in das Amt, meldete mich nachher im Kloſter und wurde zu dem Beichtiger geführt. Dieſer war ein Religios des Kloſters Fiſchingen, und nahm mich ſehr freundſchaftlich auf. Während dem Mittageſſen erzählte ich ihm meine Lage; er gab mir einen Kronenthaler Reiſegeld und Empfehlungsſchreiben an benachbarte Frauenklöſter, die ich alle beſuchte. Endlich am 14. Augſt, gegen Mittag, kam ich in Einſiedeln an, und da ich mehrere Empfehlungsſchreiben hatte, wurde ich ſehr wohl aufgenohmen. Da am 15. Augſt Mariahimmelfahrt und ein großes Feſt war, wurde die Veſper am Vorabend feierlich gehalten. Ich ſpielte die Orgel, die eben vom Herrn Orgelbauer Bergenzel verfertiget und noch nicht vollendet war. Am 15. Auguſt ſelbſt, ſchon Morgens 5 Uhr, war ein Amt, und ſo von Stund zu Stund; um 9 Uhr das Hochamt. In allen dieſen Ämtern half ich mitmuſizieren, bald auf dieſem oder jenem Inſtrumente oder der Orgel. Am 16. war wieder ein feierliches Hochamt, in welchem der damalige Fürſtabt den Contrabaß und ich neben ihm Violoncello ſpielte. Nach dem Gottesdienſte wurde ich zu dem Fürſt-

abt Beda Kittel beruffen, der mir ein ſchriftliches Zeugniß übergab, daß ich mit Freuden in dem Stifte Einſiedeln aufgenohmen werde, wenn ich nebſt der landesherrlichen auch die biſchöfliche Entlaſſnng beybringen könne. Der Fürſtabt ſagte mir noch mündlich, daß ſie mich wegen meinen muſikaliſchen Talenten gar ſo gerne in dem Stifte aufnehmen würden, allein ohne dieſe Entlaſſungen könnte es nicht geſchehen, indem ſie erſt kürzlich einen talentvollen Mann aus dem Vorarlberg, das eben von Öſtreich getrennt und mit ganz Tirol zu Bayern kam, aufgenohmen, den ſie wieder entlaſſen muſten, und der ſogleich in Bregenz unter das bayriſche militär genohmen wurde. Da ich verſichert war daß ich die Entlaſſung nicht erhalten werde, wollte ich nicht wieder nach Bayern zurück, ſondern entſchloß mich die Schweiz zu durchreiſen. Ich kam nach Zürich, kehrte beim Raben ein, traf da mehrere Deutſche, unter denen auch Studenten, die ſich unter die Schweizer Truppen in franzöſiſchen Dienſt hatten anwerben laſſen. Die Werber, ſo wohl als die Angeworbenen, umgaben mich gleich und machten mir Anträge. Da ich aber niemals Luſt zum Militär hatte, ſo war mir in der Lage in der ich mich nun befand, nicht mehr ganz wohl. Ein honett gekleideter Mann, der meine Verlegenheit mochte bemerkt haben, winkte mir ihm zu folgen; drauſſen ſagte er mir: „Junger Menſch, wenn ſie nicht Luſt haben Soldat zu werden, ſo trachten ſie ſo geſchwind als möglich von hier fortzukommen.“ Ich befolgte deſſen Rath und gieng Baden zu. Eine halbe Stunde hieher Baden hörte ich in dem daſigen Bernhardiner Kloſter Wettingen mit allen Glocken läuten; auf mein Befragen was dieſes bedeute, erhielt ich die Antwort, daß Morgens am Bernhardstag das Hauptfeſt ſey. Ich meldete mich an, wurde in ein Zimmer geführt wo ſchon viele Muſiker aus der Umgegend für das morgige

Feſt verſammelt waren. Nach dem Nachteſſen wurde die Meſſe für folgenden Tag probirt; da am Morgen noch mehr Muſiker, beſonders aus Zürich, erwartet wurden und jetzt ſchon jedes Inſtrument doppelt, ja dreifach beſetzt war, blieb ich Zuhörer, und wirklich am andern Tag war der Chor ſo voll, daß die Muſiker ſich ſelbſt kaum bewegen konnten. Die Menge der Gäſte war ſo groß, daß ich mich gleich nach dem Mittageſſen entfernte und Baden zu gieng. In Baden angekommen, ſah ich vor einem Wirthshaus die nemlichen Werber die in Zürich waren, mit mehreren Rekruten; ich kehrte ſogleich um und gieng Baſel zu; den Werbern auszuweichen, vermied ich nun die Landſtraße und nahm Seitenwege. Da ich auch vernahm daß ſich in Baſel mehrere Werbungen befanden, gieng ich auch nicht in die Stadt Baſel, ſondern auf Seitenwegen in das Badiſche.

Nicht weit noch von Baſel entfernt, ſah ich auf einem hohen Berge ein Gebäude das einem Kloſter glich: ich gieng dahin und dieß war eine Propſtey des berühmten Stiftes Sant-Blaſien, nemlich Bürglen. Der damalige Probſt, Pater Martin, nahm mich gaſtfreundlich auf. Von dieſem erfuhr ich nun daß die Klöſter im Badiſchen ebenfalls alle aufgehoben und dem Fürſtabt von Sant-Blaſien vom Kaiſer in Öſtreich ein Kloſter in Kärnthen angewieſen worden, das er mit ſeinen Religioſen, die Luſt zum auswandern haben, als Eigenthum beziehen könne. Wie mir der Herr Probſt ſagte, werden die jüngern Religioſen und Novitzen alle mit dem Fürſtabt nach Kärnthen wandern, und wie er vernohmen, werden ſich dieſer Wanderung aus dem benachbarten Kloſter Sant-Trudpert auch noch Religioſen und Novitzen anſchließen. Ich nahm nun meinen Weg Sant-Trudpert zu, und langte am andern Morgen gegen Mittag daſelbſt an. Im Kloſterhof angelangt, traf

ich einen Religioſen, den ich als Student um ein Viaticum anſprach; er langte in [den] Sack und gab mir ein 24 Kreuzerſtück. Da es eben Mittag war, erinnerte mich mein Magen auch an ſein gewöhnliches Bedürfniß, und ich ſprach dieſen Herren auch um ein Mittageſſen an. Er nahm mich mit ins Kloſter, führte mich ins Zimmer zu einem jungen Bruder, der eben Violin ſpielte, und empfahl dieſem für mich das Mittageſſen zu beſorgen. Dieſer Bruder ſpielte eben das Thema über das bekannte Lied: „Ä Schüſſerl und ä Rainerl," und ich fand daß es ſehr muſikaliſch war. Der Bruder gieng nun ins Convent zum Mittageſſen; auch mir wurde das Mittageſſen gebracht. Während dem Eſſen nahm ich das Papier in die Hand worauf das Thema geſchrieben war, das der Bruder geſpielt hat; ich fand noch Raum darauf und ſchrieb noch etliche Variationen dazu. Wie mir der Bediente ſagte, der mir das Eſſen brachte, ſeyen im Convent viele Gäſte anweſend die noch längere Zeit am Tiſch bleiben werden. Da ich ganz allein war und lange Weile bekam, nahm ich das Violoncello das an der Wand hieng und ſpielte darauf. Das Speiſezimmer war nicht weit von dem Zimmer entfernt, in dem ich mich befand, und ich hörte wohl daß man dort ziemlich lebhaft war; nicht lange ſpielte ich auf dem Cello, als ich auch merkte daß es dort ſtille wurde. Während ich das zweite Stück ſpielte, öffnete ſich die Zimmerthüre und herein trat der Religios den ich im Kloſterhof antraf, mit noch einem andern Religioſen und dem Bruder. Bey ihrem Eintritt hörte ich zu ſpielen auf; ſie drangen aber in mich fort zu ſpielen, und als ich geendet, nahm mir der Bruder das Violoncello aus der Hand, und ich muſte mit ihnen in den Speiſeſaal. Hier waren Religioſen aus den benachbarten Klöſtern und auch weltliche Beamte aus der Umgegend verſammelt. Ich ſpielte mehrere

Stücke auf dem Violoncello, wurde von der ganzen Gesellschaft umringt und wurde befragt, ob ich nicht auch Orgel spiele? Als ich dieß bejahte, gieng die ganze Gesellschaft in die Kirche; ich wurde auf die große Orgel geführt und ersucht etwas zu spielen. Ich spielte eine Phantasie im gebundenen Style, und darauf eine Fuge von Albrechtsberger, nach deren Beendigung ich ersucht wurde das Thema das man mir auf der untern Orgel im Choral Chor angaben werde, zu beantworten. Der Organist der auf der untern Orgel spielte, war ein Religios aus dem Kloster Sant-Trudpert, Namens Augustin Violand, der mehrere Messen componirt, die gedruckt wurden. Dieser fieng nun, dessen ich mich noch sehr gut erinnere, aus d mol zu spielen an, immer im freien Styl, den ich auf der großen Orgel immer wiederhohlte. Nun wurde auf der untern Orgel ein Fugen Thema in f dur und zwar nur der Führer angegeben, und ich führte dieß Thema in allen 4 Stimmen durch; beim Wiedereintritt des Thema mit 4 Stimmen fiel ich durch den verminderten Sept Accord auf Dis in c dur; statt aber dieß Thema in e zu beantworten, blieb die untere Orgel still, und Pater Roman, ebenfalls Religios in Sant-Trudpert und einer der ausgezeichnetsten Organisten damals bekannt, wußte durch diesen Übergang von f ins e das Thema nicht mehr zu finden. Von allen wurde ich nun mit dem Ruf umringt: „Oh! der hat ihn erwischt!“ Pater Augustin und Pater Roman kamen nun auch auf die große Orgel, und letzterer gab mir noch einige Fugen Thema an, die ich durchführte. Auch der Herr Prälat kam auf die Orgel; auch ihm mußte ich noch einige Stücke spielen. Da es schon Abend wurde, entfernten sich die meisten Gäste, ich speiste mit den Religiosen im Convent zu Nacht, wurde dann auf die Abtei geführt, wo ich noch auf dem Clavier und Violoncello spielen muste, wo auch der

Herr Prälat anweſend war, der mich nun einlud bey ihnen zu bleiben. Herr Blaſius Metzger, Großkellner, war ein ſehr guter Clarinettiſt; Herr Trudpert Müller ein guter Violiniſt und Baßſänger, und Bruder Joſeph ebenfalls guter Violiniſt. Als ich zu ſpielen aufhörte, kam der Bruder mit dem Notenblatt, worauf ich ihm zu dem Thema einige Variationen geſchrieben, und fragte ob ich dieſe Variationen aufgeſetzt? Als ich es bejahte, erſuchte er mich noch einige dazu zu ſchreiben. Als ich nun ins Schlafzimmer geführt wurde, verlangte ich noch raſtrirtes Notenpapier, Dinte und Federn; man brachte mir das Verlangte; ich fieng zu ſchreiben und verfertigte ein Quartett für Clarinett, Violin, Viola und Violoncello. Unter Tags ſchrieb ich die Stimmen aus, und nach dem Nachteſſen wurde das Quartett mit großem Beyfall aufgeführt, und ſo brachte ich faſt täglich etwas neues, entweder für Geſang oder [für] Inſtrumente; auch am erſten Sonntag meiner Anweſenheit führten wir ſchon eine Meſſe für 4 Männerſtimmen und Orgel von mir auf.

Ich verlebte da mehrere glückliche Wochen, bis endlich zwei Kommiſſäre aus Karlsruhe zur Aufhebung des Kloſters ankamen, und da beide Kommiſſäre vorzügliche Muſikliebhaber waren, ſo führten wir fort alle Abende zu muſiziren. Der Herr Prälat kam weder Mittags noch Abends zum Tiſch; er war leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd, und wurde auf einer Jagd aus Unvorſichtigkeit von einem Jäger in den Hintern geſchoſſen; deßwegen konnte er nicht ſitzen, und wie man mir erzählte, war dort die Jagd ſo ergiebig, daß man die Rehe, Hirſchen und Wildſchweine von den Kloſterfenſtern aus ſchießen konnte. Während der Anweſenheit der Kommiſſäre kam Herr Profeſſor Hebel, Verfaſſer der Allemaniſchen Gedichte auf Beſuch: ich ſetzte die meiſten dieſer Gedichte für Geſang

mit Clavier oder Guittaren Begleitung, die nachher in Karlsruhe gedruckt wurden.

Die Zeit der Auflösung des Klosters rückte nun heran, und mir wurden zu meiner künftigen Versorgung die vortheilhaftesten Anträge gemacht; ich konnte mich aber zu nichts entschließen bis Pater Joseph aus Mariastein, der mit Pater Aloys als Emigrant in Sant-Trudpert war, zu mir kam, und mir anzeigte daß er eben einen Brief aus dem Kloster Mariastein erhalten, mit der Anzeige daß der dortige Organist Pater Ambrosius gestorben, und man dort einen Organisten suche. Wieder in einem Kloster unterkommen zu können war mein Wunsch, und ich entschloß mich nach Mariastein zu gehen. Bevor ich aber Sant-Trudpert verließ, wurde ich noch am Narrenseil geführt. Der dasige Conventdiener Hans hatte Bekanntschaft mit einer Bauerntochter auf einem Berg, eine gute Stunde weit vom Kloster, und jedermann wußte daß er alle Abende dorthin gieng, zu Kilt gehen, wie ers nannte. Wenn wir Nachts länger aufblieben als sonst gewöhnlich, und der Hans gerufen wurde um noch Wein zu bringen, hieß es gewöhnlich: „Oh! der ist schon zu Kilt gegangen!" Neugierig was dieses Kiltgehen bedeute, sagte er mir gleich er wolle mich einmal mitnehmen. Schon nach etlich Tagen fragte er mich nach dem Nachtessen, ob ich heute mit ihm zu Kilt gehen wolle? Und ich war dazu bereit. Nach 9 Uhr Nachts, es war eine stockfinstere Nacht, giengen wir aus dem Kloster und den Berg hinauf. Beim obersten Bauernhaus angekommen, führte er mich an der Hand in einen Holzschopf und befahl mir ja vorzüglich an mich recht still zu halten, daß mich der Hund nicht wittere, der sehr bös sey, und mich zerreissen würde, und da es schon Mitte Oktober und ziemlich kalt war, versprach er mir mich bald ins Haus hinein abzuhohlen. Ich setzte mich

in das Eck wohin er mich geführt hatte, und getraute mich wegen dem Hund nicht zu bewegen, und war vor Kälte faſt ganz ſteif, aber der Hans kam nicht mich abzuhohlen. Endlich als ich beinahe ſchon halb verfroren war, kam der Hans, nahm mich bey der Hand und gieng ſtatt ins Haus hinein mit mir wieder den Berg hinab. Ich fluchte den ganzen Weg ab und Hans lachte. Um 4 Uhr Morgens im Kloſter angekommen, gieng ich gleich zu Bette, konnte mich aber nicht erwärmen. Kaum war der Tag angebrochen, trommelten Religioſen und Bediente an meiner Zimmerthüre und fragten ob der Kiltgang luſtig war, denn Hans hatte es vorher ſchon allen im Kloſter erzählt, welch Poſſen er mir auf den Kiltgang ſpielen werde.

Herr Pater Joſeph erhielt nun einen Brief aus Mariaſtein, mit der Anzeige daß ich dort erwartet werde. Herr Großkellner und Herr Trudpert begleiteten mich bis Schliengen; dort nahm ich einen Lohnkutſcher der mich nach Baſel führte. Bey Herrn Beda, Religios von Mariaſtein und katholiſcher Pfarrer in Baſel, ſtieg ich ab; da ich nicht übernachten wollte, begleitete mich der herr Pfarrer zum Thor hinaus und zeigte mir den Weg nach Mariaſtein. Als ich am Berg ankam, wurde es ſchon dunkel; ich gieng den Berg hinauf, und ſtatt ins Kloſter, gieng ich in die franzöſiſche Feſtung Landskron. Eine Dame die am Thore ſtand, fragte mich, zu wem ich wolle? Als ich ihr ſagte daß ich den Herrn Prälaten zu ſprechen wünſche, fragte ſie mich ob ich vielleicht der Organiſt ſey den man erwarte? Als ich dieß bejahte, gab ſie mir einen Bedienten mit, der mich ins Kloſter führte.

Man war am Nachteſſen als ich dort ankam. Noch waren mehrere Religioſen dieſes Kloſters in auswärtigen Klöſtern in Emigration; nur Herr Prälat mit noch einigen

Religioſen war anweſend. Während der Revolution in den 90er Jahren wurde das Kloſter Mariaſtein, ganz an der Grenze Frankreich, beinahe gänzlich zerſtört; bey meiner Ankunft daſelbſt war man in voller Arbeit ſelbes wieder herzuſtellen. Herr Prälat Placidus war großer Liebhaber der Muſik, und da ſchon ſeit einigen Jahren das Knabeninſtitut wieder errichtet war, war es leicht die Muſik wieder empor zu bringen. Vom verſtorbenen Organiſten Pater Ambroſius waren noch mehrere 3ſtimmige Meſſen da, die ich durch die meinigen vermehrte, und ſo fiengen wir auch bald mit inſtrumental Muſik an. Pater Columban war ſehr guter Clarinettiſt und wir brachten es ſo weit daß wir ſchon an Faſtnacht eine kleine Operette, der Telegraph, mit ſchwacher inſtrumental Begleitung aufführen konnten. Beim Sopran und Alt waren immer ausgezeichnete Stimmen. Dort ſetzte ich ein Heiliggeiſtlied, das noch jetzt in der Schweitz und im Ellſaß unter dem Namen: „der große heilig Geiſt," bekannt iſt. An den drei Pfingſttagen wurde in Dornach bey den Kapuzinern die Seeligſprechung des Bruders Kriſpin gefeiert, wo wir an den drey Tagen Amt und Veſper mit inſtrumental Muſik machten. Alle Religioſen und Studenten aus Mariaſtein, die Muſiker waren, befanden ſich an dieſen drey Tagen in Dornach. Das war wirklich ein ſeeliges Leben, und hätte dieſe Feyerlichkeit nur noch drey Tage gedauert, ſo wären wir alle ſeelig geworden.

Ich war dortmals noch gar zu großer Liebhaber vom Bier, und da in Mariaſtein keins zu bekommen war, gab mir der Herr Prälat an Vakanztagen öfters Geld, um in Baſel Bier trinken zu können. Pater Johann Baptiſt, ebenfalls Religios aus Mariaſtein und Pfarrvicar in Baſel, war ebenfalls großer Liebhaber vom Biertrinken; einmal giengen wir zuſammen auf die Gerberzunft, wo immer das beſte Bier

in Flaſchen zu haben war. Herr Pfarrer wußte wo wir uns beim Bier befanden, und da wir um 7 Uhr zum Nachteſſen nicht erſchienen, kam er uns abzuhohlen; allein der Tiſch an dem wir ſaßen war ſo mit Bierflaſchen überfüllt, daß er uns gar nicht ſah. Endlich bemerkte er uns hinter den Bierflaſchen, und wir begaben uns mit nach Haus. Beim Nachteſſen war der Herr Vicar ſehr geſprächig; immer rief er: „O Herr Pfarrer! mir iſt wohl, keinem Menſchen iſt ſo wohl wie mir; ich höre die Engel ſingen!“ Dieſe Ausrufungen dauerten ſo lange bis der Herr Vicar todtenblaß wurde, und wir ihn ins Bett bringen mußten.

Am Endsfeſt der Studenten führten wir ebenfalls wieder eine kleine Oper auf, und nachdem uns die Studenten alle verlaſſen hatten, machte ich auch eine Vakanzreiſe durch die Schweitz. Ich gieng nun, wie gewöhnlich in Deutſchland, den Klöſtern nach, und kam bis Diſſentiß in Graubündten. Dieſes Kloſter wurde in den 90er Jahren, wo ſich die Öſtreicher mit den Franzoſen daſelbſt ſchlugen, ganz abgebrannt, der Prior des Kloſters erſchoſſen; nur die Mauer des Kloſters blieb noch ſtehen. Als ich nach Diſſentiß kam, war das Kloſter wieder ſoweit hergeſtellt, daß man es bewohnen konnte. Ich wurde in Diſſentiß ſehr gut aufgenohmen, und Herr Prälat ſowohl als alle Religioſen drangen in mich bey ihnen zu bleiben. In dieſer Gegend von Graubündten wird Romanſch geſprochen, ein Gemiſch aus allen Sprachen, vorzüglich aber italieniſch, und wie man mich verſicherte, lerne dieſes Volk alle andern Sprachen am leichteſten. Die Sprache ſowohl als die geringe Liebhaberei für Muſik hielten mich davon ab da zu bleiben, denn ein muſikaliſches Amt das ich da mitmachte, beſtand aus zwey Singſtimmen, einer Violine, einer Flöte, einer kleinen und großen Trommel. Außer gedörrten Rind-

und Bärenfleiſch kömt in dieſer Gegend kein anders Fleiſch auf den Tiſch; ſelbſt die Suppe iſt von dieſem Fleiſch, und für Brod wird meiſtens nur Käs, wovon immer ein Laib wie bey uns Brod auf dem Tiſche ſteht, in die Suppe gebrockt. Die Viehzucht iſt in dieſer Gegend zwar ſehr groß; allein man mäſtet das Vieh, treibt es nach dem Herbſt nach Italien und verhandelt es gegen Wein. Der Veltliner Wein iſt [ein] ausgezeichnet rother Wein, und für den gewöhnlichen Gebrauch zu theuer; deßwegen wird meiſtens Brandwein getrunken. Mit einem Herren von Illanz, der früher in römiſchen Dienſten, Liebhaber der Muſik und auf Beſuch in Diſſentiß war, verließ ich nun das Kloſter und gieng mit nach Illanz. Herr Planta, ſo hieß dieſer Herr aus Illanz, hatte ein Clavier das ſeine Frau aus Italien mitbrachte, und ſchon am erſten Abend unſerer Ankunft in Illanz, war beynahe das ganze Städtchen bey Herrn Planta verſammelt, um Clavier ſpielen zu hören; ſelbſt der Herr Pfarrer mit Frau und Töchtern war anweſend, und da ihm Herr Planta ſagte daß ich auch Orgel ſpiele, wurde ich vom Herrn Pfarrer eingeladen den folgenden Tag die Orgel in der Kirche zu ſpielen. In der ganzen Umgegend befanden ſich viele adelige Gutsbeſitzer, die alle eingeladen wurden und Nachmittags 3 Uhr war die Kirche ganz von Menſchen angefüllt. Ich ſpielte faſt bis 6 Uhr Abends, und wurde erſucht am folgenden Tag nochmals auf der Orgel zu ſpielen. Herr Planta machte durch mich gute Geſchäfte, denn als wir aus der Kirche giengen, ſtrömte alles ſeinem Wirthshauſe zu, und ich ſpielte wieder bis nach Mitternacht auf dem Clavier. Am andern Mittag kamen mehrere Gutsbeſitzer aus der Umgegend zum Mittageſſen, und [um] 3 Uhr begab ich mich auf die Orgel, und die Kirche war wieder überfüllt von Menſchen. Eine Stunde lang hatte ich auf der Orgel geſpielt,

als der Herr Pfarrer kam und mich erſuchte ein wenig auszuruhen. Die Orgel war nun ſtill und der Herr Pfarrer ſprach zu den Zuhörern: Der Herr Vogt hatte ſchon geſtern und auch heute die Gefälligkeit uns die Orgel zu ſpielen; er wünſche daß man für dieſe Gefälligkeit erkenntlich ſey, und er werde nun eine freiwillige Beiſteuer einſammeln. Ich fieng nun wieder an zu ſpielen, und der Herr Pfarrer gieng in der Kirche herum einzuſammeln. Bey Herr Planta angekommen, brachte mir der Herr Pfarrer 5 Louisd'or in Gold, auch war ein ſchönes Nachteſſen bereitet. Als ſelbes vollendet, ſetzte ich mich wieder ans Clavier; man erſuchte mich Tänze zu ſpielen und bis um hellen Morgen wurde nun getanzt. Den andern Morgen führte mich Herr Planta in ſeiner Kutſche nach Reichenau, wo ehmals in dem daſigen Inſtitut König Louis Philipp als Profeſſor war; man zeigte mir noch deſſen Zimmer. Ich wollte von Reichenau ſogleich nach Chur; allein Herr Planta hielt mich noch zum Mittageſſen zurück. Nach Vollendung deſſelben, wanderte ich Chur zu.

In Chur angekommen gieng ich ins erſte Wirthshaus das ich antraf; in dem Gaſtzimmer ſtand ein Clavier, worauf ein Mann ſpielte, und ich vernahm daß der Wirth Organiſt in der Stadtkirche ſey; unſere Bekanntſchaft war bald gemacht, und ich wurde ſehr wohl bewirthet. Am andern Tag verließ ich Chur und kam nach Ragatz. Die vielen Kutſchen die ich da antraf machten mich neugierig, und auf mein Befragen erhielt ich die Antwort, daß dieſe Kutſchen Reiſenden wären die ſich im Pfäffers Bade befänden. Ich wußte nun daß das Kloſter Pfäffers nicht weit ſey; ich gieng den Berg hinauf und kam ins Kloſter, wo ich über Nacht blieb. Am andern Morgen nach dem Frühſtück äußerte ich den Wunſch die Bäder beſehen zu können; man ſagte mir daß ich mich beeilen müſſe, indem

heute die meiſten Badgäſte verreiſen werden. Man beauftragte einen Bedienten mich in die Bäder zu führen. Im Bad angekommen führte mich der Bediente in einen Saal wo man ſich eben zu Tiſch ſetzte, und ſagte zu dem Badverwalter: „Hier iſt noch ein Herr.“ Dieſer nahm mir gleich meinen Huth und Regenſchirm ab, und wies mir einen Platz am Tiſche an. Da ich niemand kannte, ließ ich mir das Eſſen wohl ſchmecken. Als die Geſellſchaft vom Tiſche aufſtand, erhob ich mich ebenfalls, nahm Huth und Regenſchirm und wollte zur Thür hinaus; der Verwalter hielt mich mit dieſen Worten an: „Hat der Herr ſchon bezahlt?“ Ich ſagte ihm ganz trocken, ich ſey ein Student und habe kein Geld. Er nahm mich am Arm, führte mich oder ſtieß mich vielmehr zur Thüre mit den Worten hinaus: „Lumpenhund! warum ſetzeſt du dich zur Tafel, wenn du kein Geld haſt? Packe dich ſo geſchwind als du kannſt!“ Und ich gieng ſogleich den Berg hinab, ohne nochmals ins Kloſter zurückzukehren. Wie ich nachher erfuhr, hat dieſe Geſellſchaft die verreiste, das Mittagsmahl früher genohmen, und da man mir im Kloſter ſagte, ich ſolle mich beeilen und der Bediente mich dem Badverwalter übergab, ſo glaubte ich ſicher man habe mich dahin geſchickt, um da zu Mittag zu eſſen. In Ragatz erwartete ich die Churer Poſt, und fuhr mit nach Zürich, wo ich mich einige Tage aufhielt, um meines Geldes los zu werden. Von Zürich begab ich mich nach Kloſter Muri, verweilte einige Tage und war eben anweſend als der neue ſchöne große Saal eingeweiht wurde, wo ich ein Violoncello Concert ſpielte. Von Muri gieng ich nach Kloſter Sant-Urban; da man eben ein Knabeninſtitut errichtete, machte man mir Anträge als Organiſt und Muſiklehrer bey ihnen zu bleiben. Ich begab mich von da nach Baſel, wo ich bey Herrn Pfarrer Beda den Herrn Pfarrer Berger von Hüningen antraf, der mir

ſagte daß er den Auftrag habe, mich für das Inſtitut des Herrn Moll in Eſchenzweiler als Muſiklehrer zu engagiren, und als ich in Mariaſtein ankam, war wirklich ſchon ein Brief vom Herrn Moll da, der mir nebſt freier Koſt und Wohnung 12 Louisd'or Beſoldung antrug. Ich zeigte dieſen Brief dem Herrn Prälaten, der die Beſoldung ſehr hoch fand, und ſagte daß man in den Klöſtern nicht ſo hohe Beſoldungen geben könne, indem man die gute Koſt hoch anſchlagen müſſe; indeſſen gab er mir den Rath, ich ſollte ſelbſt nach Eſchenzweiler gehen um zu ſehen wie es mir gefalle.

Den andern Tag früh Morgens trat ich meine Reiſe an, und war Abends ſchon in Eſchenzweiler. Herr Moll, der Director des Inſtituts, war ein Geiſtlicher des aufgehobenen Maltheſer Ordens; ſein Herr Bruder Peter und ein Schweſterſohn, Herr Lecoeur, waren ihm im Lehrfach behilflich. Herr Moll [der] Johanniter, war ein leidenſchaftlicher Muſikliebhaber; ſein Herr Bruder Peter hingegen war ausgezeichneter Clavier- und Violinſpieler; auch war noch Herr Alexander, Einnehmer in Eſchenzweiler, ebenfalls ein Bruder und auch muſikaliſch. Schon am erſten Abend meiner Ankunft wurde bis Mitternacht Muſik gemacht. Am andern Morgen ſagte ich Herrn Moll zu bey ihm zu bleiben, gieng nach Mariaſtein zurück und war am dritten Tag darauf ſchon wieder in Eſchenzweiler um da zu bleiben. Im Inſtitut befanden ſich 30 bis 40 Knaben aus den beſſern Häuſern im Elſaß; die meiſten davon lernten Clavier, nur einige Violin. Alle Abend nach dem Nachteſſen wurde Muſik gemacht bis 10 oder 11 Uhr. Herr Moll [der] Johanniter lernte ſogar noch Violoncello bey mir, und ſo blieb ich ganze Nächte auf, Muſik zu verfertigen und zu ſchreiben, die wir am andern Abend einſtudierten, und ſo vergieng der Winter bis in der Woche vor der Charwoche,

Herr Moll krank wurde und am ſiebenten Tag ſeiner Krankheit ſtarb. Dieſer Todesfall brachte mich nun wieder in Verlegenheit, denn ich war in dieſem Hauſe ebenſo angeſehen als gehörte ich zur Familie. Herr Peter Moll behielt nach dem Abſterben ſeines Herrn Bruders das Inſtitut noch bey, allein er bekam eine Anſtellung in Düſſeldorf und das Inſtitut löste ſich auf.

Ich machte nun wieder eine Reiſe in die Schweiz, vernahm in Baſel daß man in Sant-Urban vernohmen daß ich nun ohne Anſtellung [ſey] und mich dahin zu engagiren ſuche. Ich begab mich nun ſogleich nach Sant-Urban, und da die Zöglinge des Inſtitutes erſt ſeit etlich Tagen angekommen waren, wurde ich ſogleich als Muſiklehrer im Inſtitut und als Organiſt in der Kirche angeſtellt. Der Herr Prälat des Kloſters Sant-Urban war Herr Ambroſius Glutz, eine der beſten Familien in Solothurn, deſſen Herr Bruder Schultheiß in Solothurn war, und gleich nach meiner Ankunft in Sant-Urban, daſelbſt zum ſpaniſchen Ritter geſchlagen wurde. Acht Tage nach dieſer Feierlichkeit, am Karlstag, machten wir nach dem Nachteſſen Quartettmuſik im Zimmer des Herrn Lorenz Fremer, Kornherrn, dem der Metz[g]er, Bäcker und Müller den Betrag der an Auswärtige verkauften Waren alle Abende abliefern muſte. Wir ſpielten eben ein Quartett von Pleyel, als der Bediente kam und meldete daß Gäſte aus Luzern angekommen ſeyen. Der Herr Großkelner Friedrich Pfluger, der Violin second ſpielte, entfernte ſich die Gäſte zu empfangen; bald darauf wurde auch Herr Kanzler geruffen, der Violin prim ſpielte. Da wir nicht weiter ſpielen konnten, wollten wir uns am Wein erfreuen; allein kaum hatten wir die Gläſer in die Hand, wurde an der Thüre des Herrn Kornherrn geklopft, Herr Stadtſchreiber Amrhyn mit einem Secretaire und

Standesweibel wendete ſich mit den Worten an Herrn Kornherrn: „Wir ſind von der hohen Regierung in Luzern beauftragt ihre Schriften und Gelder zu verſiegeln.“ „Wie Sie befehlen, gab Herr Kornherr zur Antwort; nur muß ich Sie durch mein Schlafzimmer ins innere Zimmer führen, wo ſich die Schriften und Gelder befinden.“ Er öffnete die Thüre; die Abgeordneten giengen voran, und Herr Kornherr deutete uns noch auf zwey Körbchen, die auf ſeinem Schreibpult ſtanden; in dieſen zwey Körbchen befand ſich das an dieſem Tage abgelieferte Geld, und Herr Pater Martin, Herr Steiner, ein ehemaliger Officier in napolitaniſchen Dienſten, der als Profeſſor für die franzöſiſche und italieniſche Sprache und auch fürs Exerciren angeſtellt war, und ich, wir leerten den Inhalt dieſer Körbchen in unſere Taſchen; allein es war ſehr wenig, und wir wollten den Abgeordneten nur die Mühe erſparen, ſelbes nicht auch zu verſiegeln. Kaum aber hatten ſich die Abgeordneten aus dem Zimmer entfernt, ſo vernahmen wir ſchon daß auch beym Herrn Prälat, bey Herrn Großkellner und Herrn Kanzler alles verſiegelt ſey.

Am andern Tag wurden alle Religioſen des Kloſters ins Kapitel beruffen; der Regierungscommiſſär zeigte ihnen an daß die Regierung von Luzern ſchon ſeit mehreren Jahren vom Herrn Prälaten einen Ausweis über die Einnahmen und Ausgaben des Kloſters verlange, und da ſich der Herr Prälat immer weigere dieſen Ausweis der Regierung zu übergeben, ſo ſey er nun von der Regierung geſandt die ſämtlichen Religioſen des Kloſters zu fragen, ob ſie ſich auch weigern werden der Regierung Rechnung zu ſtellen. Als ſich alle Religioſen einſtimmig zur Ablegung der Rechnung erklärten, wurde ſogleich der Standesweibel nach Luzern abgeſchickt, und ſchon am andern Abend kam der Standesweibel mit noch einem

Commiſſär und 20 Mann Cavallerie aus Luzern zurück. Der Herr Prälat bekam ſogleich zwey Mann Wache vor ſein Zimmer. Nochmals begaben ſich die Commiſſäre, ſo wie auch alle Religioſen zum Herrn Prälaten, ihn zu Ablegung der Rechnung zu bewegen; allein er war nicht dazu zu bewegen, und am andern Morgen wurde er als Gefangener nach Luzern abgeführt.

Im Kloſter war nun alles drunter und drüber; die Zöglinge des Inſtitutes wurden alle von ihren Eltern und Verwandten abgeholt. Ich war alſo wieder ohne Anſtellung; doch wollte man mich nicht entlaſſen und mich als Organiſten behalten, indem man hoffte daß das Inſtitut wieder hergeſtellt werde. Herr Steiner, der als Sprachlehrer ebenfalls ohne Beſchäftigung und aus Luzern war, machte mir den Antrag mit ihm nach Luzern zu gehen. Überall hörte man nur von der Gefangennehmung des Hern Prälaten von Sant-Urban reden, und folgendes wurde uns erzählt.

Als während der Revolution die Franzoſen in die Schweitz drangen, verließ der Herr Prälat das Kloſter und gieng ins Ausland, wo er mehrere Jahre blieb. Als es in der Schweitz wieder ruhig war, kam der Herr Prälat wieder ins Kloſter zurück. Da die Religioſen während den Unruhen immer im Kloſter beyſamen blieben, und da die meiſten aus den beſſern Familien der Stadt Luzern waren, ſo ſcheint es habe man ſich an die Regierung in Luzern gewendet, um zu erfahren wie das Kloſter in finanzieller Hinſicht ſtehe. Auch vernahmen wir daß zur Gefangennehmung des Herrn Prälaten vorzüglich viel dazu beigetragen, da als ſein Herr Bruder, Schultheiß Glutz in Solothurn, im Kloſter Sant-Urban zum ſpaniſchen Ritter geſchlagen wurde, nebſt allen auswärtigen Geſandten auch aus allen benachbarten Kantonen Regierungsräthe eingeladen, und

aus Luzern gar niemand dazu eingeladen wurde. Der Herr Prälat war nun als Gefangener im Franziskaner Kloſter, und im Kloſter Sant-Urban blieb Herr Stadtſchreiber Amrhyn [ſamt] Herrn Rusconi und Herrn Schmidlin aus Luzern, die das Inventarium machten. Beynahe ein halbes Jahr hatten dieſe daran zu arbeiten, und als alles fertig war, wurde der Herr Prälat abgeſetzt, erhielt eine Penſion, die er aber nicht im Kanton Luzern verzehren durfte. Im Kloſter ſelbſt wurde eine Commiſſion ernannt aus Herrn Prior, Herrn Großkellner und Herrn Kornherrn, die die Verwaltung des Kloſters beſorgten.

Das Penſionat wurde nun aufgehoben, und ich hatte nun keine andere Beſchäftigung als während der Woche im Amt, Veſper und Complet die Orgel zu ſpielen, und an Sonn- und Feſttagen beim Gottesdienſt das Orcheſter zu dirigiren. Nebenbey übte ich mich täglich noch einige Stunden auf der Orgel, beſonders die Fügen von Bach und andern ältern Meiſtern; auch machten wir den ganzen Winter durch alle Abende nach dem Nachteſſen Quartetten für zwey Violin, Viola und Violoncello, wobey die Quartetten von Pleyel, Gyrowetz, Fränzel immer den Vorzug hatten; auch von Haydn und Mozart wurden die Quartetten eingeübt; die „Sieben Worte" von Haydn in Quartetten blieben aber immer die Lieblingsſtücke, ſo daß wir öfters nach der Epiſtel oder ſtatt dem Offertorio davon ſpielten. Es iſt in ganz Deutſchland üblich, nach der Epiſtel wird an einem Feſttag eine Symphonie oder ein Concertſtück auf einem Inſtrumente geſpielt, und dieß nennt man Epiſteltanz. In Sant-Urban ſpielte ich dann an Feſttagen ein Flöten- oder Clarinettſolo.

Ich wurde nun in Langenthal, einem berühmten Handelsſtädtchen im Kanton Bern bekannt, und man erſuchte mich in

mehreren vornehmen Häuſern den Kindern Unterricht in der Muſik zu geben. Ich konnte mich während der Woche um ſo leichter vom Kloſter entfernen, da Langenthal nur eine kleine Stunde von Sant-Urban entfernt war, und Bruder Michel das Choral gut ſpielen konnte; Verſetten hingegen ſpielte er immer und immer die nemlichen. Einmal ſagte Herr Prior in Gegenwart des Bruder Michel zu mir, ich möchte ihm doch einige andere Verſetten und Stücke lehrnen, denn es ſey gar ſo langweilig Jahr aus Jahr ein das nemliche zu hören. „Herr Prior, antwortete Bruder Michel, wenn Sie einmal ein anders Dominus vobiscum ſingen, dann werde ich auch andere Stücke auf der Orgel ſpielen.“

Faſt täglich waren fremde Gäſte anweſend, beſonders am Hauptfeſt Bernhard aus der ganzen Gegend umher verſammelten ſich an dieſem Tage die Muſiker aus Luzern, dem Stift Münſter, Surſee; auch Herr Conradin Kreuzer war im erſten Jahr als ich da war, an dieſem Tage anweſend und erfreute uns Abends mit ſeinem Spiel auf dem Panmelodicon. An dieſem Feſte lernte ich Herrn Chorherr Mohr und Herrn Kaplan Lipps, aus dem Stifte Münſter, kennen. Dieſe luden mich ein an ihrem Hauptfeſte Michaeli nach Münſter zu kommen, indem an dieſem Tage die Muſiker alle aus der Umgegend ſich dort verſammeln.

Am Tag vor Michaeli gab mir der Herr Prior ein Empfehlungsſchreiben nach Münſter. Ich kam Abends in Münſter an, und gab mein Empfehlungsſchreiben auf der Kapitelſtube ab, wo alle Muſiker die ankamen eingeſchrieben wurden. Von da weg beſuchte ich Herrn Kaplan Lipps, der mich um 7 Uhr auf die Kapitelſtube führte. Alle angekommene Muſiker waren ſchon da verſammelt, und deren Namen abgeleſen. Endlich wurde auch abgeleſen: „Seiner Hochwürden Herr Pater Martin Vogt, Organiſt in Sant-Urban.“ „Dreck iſt er Hochwürden!“

brüllte Herr Kaplan Lipps darin. Ich glaubte vor Scham umſinken zu müſſen, denn unter unaufhörlichem Gelächter ſah alles auf mich. Derjenige der die Namen der Ankommenden einſchrieb, hat mich nicht geſehen, und hielt mich nach dem Empfehlungsſchreiben für einen Religioſen des Kloſters Sant-Urban. Am Feſttag ſelbſt durfte ich mich nicht auf der Gaſſe ſehen [laſſen], denn jedermann zeigte mit den Fingern auf mich mit den Worten: „Dieß iſt der Dreck-Hochwürden.“ Im Hochamt ſpielte ich dann ein Concert auf der Orgel, und erhielt 6 Neuthaler Gratification. Von den andern anweſenden Muſikern erhielt jeder einen Michelspfenning, eine Silbermünze ungefähr 3 fr. an Werth. Als ich am Montag verreiſen wollte, machte mir Herr Chorherr Mohr den Antrag, er werde mich begleiten und den kürzeſten Weg nach Sant-Urban führen. Nicht nur Herr Chorherr Mohr, ſondern auch Herr Kaplan Lipps begleitete mich. In allen Wirthshäuſern wurde eingekehrt und tüchtig gezecht: ſchon im erſten Wirthshaus in dem wir einkehrten, entſchuldigten ſich beyde, Geld mitzunehmen vergeſſen zu haben. Beide begleiteten mich nun ſo weit, bis ich von meinen 6 Thalern keinen Kreutzer mehr hatte. So lang ich in Sant-Urban war, kamen beide auf das Bernhardsfeſt nach Sant-Urban und luden mich ein am Michelsfeſt nach Münſter zu kommen; allein die Luſt zu dieſem Feſte zu gehen iſt mir ſchon im erſten Mal vergangen, und ich kam nicht mehr nach Münſter.

Es war nun Herbſt und täglich waren viele fremde Gäſte da; das Kloſter hatte viele Waldungen, und aus [der] Umgegend kamen viele Herrn zur Jagd. Nach dem Nachteſſen wurde immer Muſik gemacht. Obwohl wir keine fremde Hilfe zur Muſik hatten, nur die Religioſen des Kloſters für Geſang und Inſtrumente, und einige Bediente für Blasinſtrumente, ſo

wurden unſere Meſſen an Sonntagen ſehr gut aufgeführt. Bruder Michel ſang den Tenor, hatte während dem Geſang immer eine Brille auf der Naſe; war ein Stück geſungen, nahm er die Brille ab und legte ſelbe auf das Notenpult. Einmal nach dem Gloria legte Bruder Michel ſeine Brille wieder aufs Pult und kam zu mir wie gewöhnlich, wenn er nicht zu ſingen hatte, an die Orgel; Pater Martin und Pater Vincenz nahmen indeſſen die Gläſer aus der Brille; beym Credo ſetzte er die Brille ohne Gläſer wieder auf die Naſe und ſang das Credo mit; erſt nach vollendetem Credo zeigte man ihm daß er keine Gläſer in der Brille habe. Als Organiſt hatte ich 5 Louisd'or Beſoldung, nebſt freier Koſt und Wohnung. Die Koſt war wirklich fürſtlich; früher war ich mit an der Tafel des Herrn Prälaten; nachdem dieſer nach Luzern abgeführt war, ſpeisten alle im Convent beyſammen; nur wenn Gäſte mit Frauenzimmern kamen, wurde auf der Abtei geſpeist, wo nur einige Herren mitſpeisten. Um dieſe Zeit erſchienen die Werke von Mozart und Haydn für Clavier. Dieſe wurden alle angeſchafft, und was zu dieſer Zeit immer Neues herauskam, erhielt ich aus der Muſikhandlung des Herrn Hans Georg Naegeli in Zürich. Drey Nachmittage in der Woche brachte ich in Langenthal mit Unterricht in der Muſik zu; die andere Zeit ſtudierte ich die Werke Mozarts und Haydens, ſo daß ich ſelbe alle auswendig ſpielen konnte. Durch die vielen Gäſte die immer nach Sant-Urban kamen, wurden nun meine Compoſitionen in der Schweitz bekannt, und hätte ich alle Beſtellungen befriedigen wollen, ſo hätte ich Tag und Nacht ſchreiben müſſen. Beſonders ins Frauenkloſter nach Zug lieferte ich viele Compoſitionen, gieng auch alle Herbſt dahin auf Beſuch, blieb manchmal acht Tage da: allein Tag und Nacht muſte ich Muſik ſchreiben. Eine meiner Schülerinnen im Clavier in

Langenthal war Jungfer Desgouttes, Tochter eines Advocaten; dieſe hatte einen Bruder der erſt von einer Univerſität aus Deutſchland zurückkam; er ſollte ebenfalls Advocat werden; allein er blieb nie zu Haus, ſchweifte immer herum und führte ein lüderliches Leben, das ſeinen Eltern großen Kummer verurſachte. Wenn er ſeinem Vater Geld ſtehlen konnte, machte er ſich damit davon und kam nicht zurück bis ihn die Noth dazu zwang. Einmal war er im ſtrengſten Winter ſchon über vierzehn Tage von Haus fort; ich war bey ſeinen Eltern, die mir klagten daß ſie, aller Nachforſchungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren können. Kaum war ich Abends in Sant-Urban angelangt, wurde ich ins Wirthshaus geruffen, und traf dort Desgouttes an. Er hielt bey mir dringend an, ich ſollte ihn bey mir über Nacht behalten. Da er ſehr betrunken war, blieb ich noch bis 10 Uhr bey ihm im Wirthshaus, und nahm ihn dann mit in mein Zimmer. Er hatte einen Huſarenſäbel bey ſich, den er mit ins Bett nahm. Er rief mir unaufhörlich, ich ſollte zu ihm ins Bett kommen; allein ich hatte furcht vor ihm, ſetzte mich ans Pult und fieng zu ſchreiben an. Bis gegen 2 Uhr rief er mir noch immer zu ihm ins Bett zu kommen; da ich durchaus nicht kommen wollte, und vorgab daß ich noch bis Morgen früh nothwendig Muſik abſchreiben müſſe, wurde er ſtill und ſchlief ein. Morgens 5 Uhr muſte ich in die Kirche und als ich zurückkam, war er fort. Nachmittags gieng ich nach Langenthal und wollte es ſeinen Eltern anzeigen, daß er verfloſſene Nacht bey mir war; ſeine Mutter ſagte mir daß er dieſen Morgen angekommen ſey, ſie habe ihn aber im Hauſe verborgen müſſen, damit ihn der Vater nicht ſehe. Schon war ich einige Jahre in Arlesheim, als mich Herr Statthalter Gyſendörfer rufen ließ und mich fragte ob ich einen jungen Advokaten Namens Desgouttes in Langenthal gekannt habe:

als ich dieß bejahte, zeigte er mir an daß er vom Criminal-gericht in Bern ein Schreiben erhalten habe, worin angezeigt wird daß dieſer Desgouttes den Schreiber ſeines Vaters um-gebracht habe und nun im Gefängniß in Bern ſey. In ſeinen Verhören habe er bekennt daß er einmal über Nacht bey mir in Sant-Urban war, und da er wußte daß man aus meinem Zimmer durch die Thüre, wovor mein Schreibpult ſtand, in das Zimmer des Kornherrn kommen konnte, wo er die Gelder der täglichen Einnahmen hatte, ſo wollte er erſt mich umbringen, dann ins Zimmer des Kornherrn bringen, auch dieſen um-bringen, die Gelder nehmen und ſich damit auf und davon machen. Die Verhöre des Desgouttes wurden in Bern zum Verkauf gedruckt; allein da die Familie Desgouttes eine der vornehmen Familien in Bern war, wurden alle Exemplare von ihnen zuſammengekauft und vertilgt. Desgouttes hat in ſeinen Verhören drey verübte Mordthaten eingeſtanden, und wurde gerädert.

Im Jahr 1809 war das erſte ſchweizeriſche Muſikfeſt in Zürich; ich gieng mit Herrn Kornherrn und Herrn Pfarrer in Pfaffnau zu dieſem Feſte; wir wurden bey den Bürgern einquartirt; Herr Kornherr und ich kamen zu einer alten Wittfrau, die uns ein Schlafzimmer mit zwey Betten anwies, wo wir übernachteten. Den andern Tag war die Aufführung des Concerts; nach ſelbe ein Eſſen dem alle Muſiker bey-wohnten. Wir kamen den ganzen Tag nicht in unſer Quartier, und als wir um Mitternacht an der Hausglocke zogen, rief die Frau zum Fenſter heraus: „Wer läutet?“ „Wir!“ war unſere Antwort. „Bey ſo ſpäter Nacht wird mein Haus nicht mehr geöffnet.“ Wir begaben uns in ein Wirthaus zum übernachten. Am andern Morgen ſchickte mich Herr Kornherr in das Quartier ſeinen Reiſeſack zu hollen, da er nicht mehr

in dieſes Haus wollte, und gab mir einen halben Thaler, ſelben der Magd als Trinkgeld zu geben; ich hollte den Reiſe-ſack, behielt aber den halben Thaler in meinem Sack.

Beſonders im Herbſt wenn die Jagdzeit kam, war es in Sant-Urban lebhaft: von allen Seiten ſtrömten die Jagdlieb-haber herbey; während des Tages waren ſie immer auf der Jagd, und des Nachts nach dem Nachteſſen, wurde dann manchmal bis am hellen Morgen mit Karten geſpielt, und zwar ſehr hoch. Zu den Jagden waren immer die Herren Suter und Sutermeiſter von Zoſſingen gekommen; auch Chor-herren aus Münſter kamen gewöhnlich dazu. Ich war bey dieſen Herren ſehr beliebt, und wenn ſie die ganze Nacht ſpielten, muſte ich bey ihnen aufbleiben, luſtige Lieder ſingen und Spaße erzählen. Wenn dann ein hohes Spiel ſtand, manchmal zwey bis drey und mehr Louisd'or, ſagte einer: „Vogt, halte den Daumen, wenn ichs gewinne, gebe ich dir fünf Batzen.“ Ein anderer ſagte ſechs Batzen und andere noch mehr. Auch richtig erhielt ich immer etwas, ſo daß ich manch-mal drey bis vier Neuthaler am Morgen beyſammen hatte. Dieſe Herren von Zoſſingen giengen auch jährlich ein oder zwey Mal zu den Kapuzinern nach Olten zum Mittageſſen, und brachten ein Faß Wein, Wildbrett oder Geflügel mit. Bey einer dieſer Jagden wurde nun auch ſo eine Zuſammen-kunft nach Olten verabredet, und beſtimmt daß man ein Kalb kaufen wolle, das aber ich ſelbſt nach Olten führen müſſe. Herr Doktor Ruckſtuhl und Pater Martin waren nun auch von der Partie, und durch vieles Anhalten brachte ich es da-hin einen Knaben mitnehmen zu dürfen, der das Kalb führe. Am beſtimmten Tage kam ein Knabe aus einem Lehnhof des Kloſters mit einem ſchönen Kalb. Wir machten uns auf den Weg. Beym erſten Haus in Arburg, das im Kanton Argau

iſt, kam ein Landjäger auf uns zu, mit der Frage: „Wem dieſes Kalb gehöre?“ Der Knab deutete auf mich. Der Landjäger fragte mich: „Ob ich einen Erlaubnißſchein habe dieſes Kalb außer dem Kanton führen zu dürfen?“ Da ich ihm erwiederte daß dieß Kalb nur ein Geſchenk für die Kapuziner in Olten ſey, erklärte er mir, ich müſſe mit ihm zum Burgermeiſter aufs Rathhaus. Ich muſte nun dem Landjäger folgen, und Pater Martin mit Herrn Doktor Ruckſtuhl kamen unter unaufhörlichem Lachen langſam nach. Im Städtchen ſelbſt waren alle Fenſter beſetzt; man ſah nichts als Köpfe und hörte nichts als Gelächter. Auf dem Rathhaus wurde ich wieder um einen Schein zur Ausfuhr des Kalbs befragt: da ich keinen hatte, da das Kalb nur als Geſchenk für die Kapuziner beſtimmt ſey, wurde mir angezeigt das Kalb ſey nun konfiszirt; ich habe aber drey Tage Gefängnißſtrafe auszuhalten. Kaum war das Urtheil mir angekündet, öffnete ſich eine Seitenthüre und die Herren von Zoffingen traten unter unaufhörlichem Lachen ein, und ich ſah nun daß ich ihnen den Narren habe machen müſſen. Wir giengen nun alle nach Olten, wo wir beym Mittageſſen alle ſehr luſtig waren.

In dem Jahr 1809 machten Herr Doktor Ruckſtuhl und ich die Oſterbeicht bey den Kapuzinern in Olten; von dort begaben wir uns auf die Kreutzſtraße zum Mittageſſen. Während dem Mittageſſen kam ein Reiſender an, mit der Nachricht daß die Öſtreicher von den Franzoſen in Eckmühl gänzlich geſchlagen wurden, und die Franzoſen vermuthlich ſchon in Wien ſeyen. Doktor Ruckſtuhl war ein Anhänger Napoleons dergleichen es wenige gab; [er] war über dieſe Neuigkeit ſo erfreut, daß er von den beſten Weinen die man da hatte, kommen ließ, allen einſchenkte die da waren, und

aufs Wohl Napoleons mit ihnen trank; mir aber als eingefleiſchter Öſtreicher ſchmeckte weder eſſen noch trinken mehr. Unſere Heimreiſe war dann nicht gar erbaulich, denn wir packten einander bey den Haaren.

In dieſem Jahr lernte ich auch Herrn Stiftskaplan Baumgartner in Luzern und Herrn Xaver Schnyder von Wartenſee kennen; ſie waren einige Tage bey uns in Sant-Urban, und wir muſizirten Tag und Nacht ohne Aufhören fort. Auf ihrer Rückreiſe begleitete ich ſie; Mittags kamen wir nach Uffheim [sic]; da der Herr Pfarrer abweſend war, lud uns die Köchin zum Mittageſſen ein. Da ich weder Herrn Pfarrer noch die Köchin kannte, ſprach ich kein Wort. Während dem Eſſen war die Köchin doch begierig zu wiſſen wer ich ſey. Sie gaben ihr an ich ſey ein Italiener, war einige Tage im Kloſter Sant-Urban; da ſie aber gefunden daß ich ein Lump ſey, ſo ſeyn ſie von den Herrn in Sant-Urban erſucht worden mich nach Luzern mitzunehmen, damit ich wieder nach Italien zurückreiſen könne. Da die Köchin ſah, daß ich weder aß noch trank, ſo winkte ſie mir um mich dazu aufzumuntern; meine Begleiter aber ſagten ihr, ſie brauche mich nicht aufzumuntern; denn wenn ich einmal zu ſaufen anfange, wird ſie wohl nicht Wein genug herbeibringen können, worauf mich die Köchin ſcharf anſah und ſagte: „Man ſieht es ihm wohl an daß er gern ſauft;“ worauf ich nun das Lachen nicht mehr erhalten konnte, und nun war ich ſtatt einem Italiener wieder der Organiſt von Sant-Urban. Von da weg begleitete ich beide noch bis Surſee zu Herrn Amtsſchreiber Schnyder, der ein trefflicher Muſiker und deſſen Frau, eine Schülerin Clementi's, ausgezeichnete Clavierſpielerin war. Die ganze Nacht hindurch wurde nun wieder muſizirt; am Morgen giengen beide wieder [nach] Luzern, und ich Sant-Urban zu. Herr Xaver Schny-

der widmete ſich nun ganz der Muſik, begab ſich nach Wien Unterricht in der Compoſition bey Beethoven zu nehmen; mehrere Jahre hielt er ſich dann in Frankfurt auf, wo er uebſt vielen andern Compoſitionen auch eine Oper componirte; die Ouverture davon wurde 1840 beim ſchweitzeriſchen Muſikfeſt unter ſeiner Direction in Baſel aufgeführt. Mit Herrn Kaplan Baumgartner hatte ich mehrere Jahre lang Briefwechſel; 1834 beſuchte ich ihn noch von St. Gallen aus, und brachte noch einige ſehr vergnügte Tage bey ihm zu: ſchon im folgenden Jahr ſtarb er.

In dieſem Jahr kam auch Herr Conradin Kreutzer mit dem von Herrn Leppich erfundenen Panmelodicon von Luzern aus nach Sant-Urban, und gab im großen Saale Concert auf dieſem Inſtrumente. Ich hörte ſeither dieſes Inſtrument weder mehr ſpielen, noch auch davon reden. Der Ton dieſes Inſtruments glich dem einer Orgue expressive, und die Bauart ebenſo; vermuthlich ſind für das Panmelodicon die Orgues expressives entſtanden, denn niemals hörte ich mehr etwas von dieſem Panmelodicon. Nach dem Concert machten wir im freien noch einige Adagio mit einer B-Clarinette, zwey Violen und Violoncello, und dieſe Muſik war dem Panmelodicon ſo ganz ähnlich, daß man in der Ferne das Panmelodicon zu hören glaubte. Ich begleitete nun Herrn Kreutzer nach Bern und Thun, wo er auf dem Panmelodicon Concerte gab; beſonders in Thun machte er gute Geſchäfte, wo ſich damals mehrere vornehme griechiſche Familien auf der Flucht befanden. Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn Kreutzer auf einer Kunſtreiſe in Baſel [an], wo er Clavier Concerte gab; ich fragte ihn wo ſich nun das Panmelodicon befinde? Er ſagte mir, Herr Leppich habe ſelbes nach Rußland mitgenohmen; da ſich eben damals die Franzoſen in Rußland befanden, habe Leppich

eine Maſchine erfunden die ganz Moskau in Brand ſteckte, und Herr Leppich befinde ſich nun wohl in Rußland; Herr Kreutzer, habe ſeither nie mehr etwas von dem Inſtrumente Panmelodicon vernohmen; ſelbſt die innere Einrichtung dieſes Inſtrumentes war ihm gänzlich unbekannt.

Herr Pfarrer Lutz in Lauffelfingen, ein Basler, kam ſehr oft ins Kloſter, und brachte auch öfters Herren aus Baſel mit; dieſen muſte ich nun die Orgel ſpielen und wurde auch durch dieſe Herren in Baſel bekannt. Im Spätherbſt des Jahrs 1811 kam Herr Pfarrer Lutz mit Herrn Sulger-Sprecher und ſeiner Frau aus Baſel, und wurden im Kloſter gaſtfreundlich aufgenohmen. Nach dem Mittageſſen ſpielte ich lange auf der Orgel; dann giengen wir in den Hofgarten. Herr Sulger gieng mit mir im Garten auf und ab, während die andern das Treibhaus und die Blumen beſahen. Herr Sulger fragte mich ob ich nicht Luſt hätte mich in Baſel niederzulaſſen, entweder als Organiſt oder Unterricht im Clavier zu geben, wozu er mir hinlänglich Stunden verſchaffen könnte. Da ich ihm erwiederte dieß vorher überlegen zu wollen, lud er mich ein zu ihm für einige Tage nach Baſel auf Beſuch zu kommen. Ich ſagte Herrn Sulger dieſen Beſuch zu. Schon ſeit längerer Zeit hatte ich Bekanntſchaft mit Jungfer Adam, der Schweſter des Wirths in Sant-Urban; dieſer theilte ich meine Unterredung mit Herrn Sulger mit, und ſie rieth mir die Reiſe nach Baſel zu machen. Schon die andere Woche darauf, machte ich mich auf die Reiſe nach Baſel; beſuchte aber bevor ich nach Baſel gieng Herrn Vicar Vogelſang in Dornach; da traf ich auch Herrn General Vicar und Domherr von Mahler [an], der mich von Mariaſtein aus noch kannte, und der mich einlud mit ihm nach Arlesheim zu kommen und bei ihm zu übernachten. Ich nahm dieſe Einladung

gern an und gieng mit Herrn von Mahler nach Arlesheim. Bey dem Nachteſſen ſchenkte mir Herr von Mahler von ſeinen guten Weinen tüchtig ein; die Zunge war mir durch ſeine guten Weine gelöst, und ich geſtand ihm daß ich wirklich auf Antrag von Baſeler Herren auf der Reiſe ſey mich in Baſel als Organiſt oder als Muſiklehrer zu ſetzen; ſetzte ihm aber bey daß ich gerne hiezu bereit wäre, wenn mir nicht die Schriften zur Niederlaſſung fehlten, die ich nicht erhalten kann, da ich der Conſcription entflohen bin. Herr von Mahler ſagte mir er könne mich dieſer Verlegenheit entziehen; der Organiſt in Arlesheim, der zugleich Schullehrer war, ſey ſchon ſeit längerer Zeit wegen Altersſchwäche unfähig dieſen Platz zu verſehen, und wenn ich Luſt habe dieſen Platz zu übernehmen, ſo könne er mir dazu behilflich ſeyn, und da Arlesheim zu Frankreich gehört, ſo brauche ich ſpäter keine Schriften mehr, falls ich mich in Baſel niederlaſſen wolle. Mir war dieſes Waſſer auf meine Mühle. Schon am andern Morgen gieng Herr von Mahler mit mir zum Herrn Maire Fontenay, einem franzöſiſchen penſionirten Officier; dieſer ließ den Gemeindrath bey ſich verſammeln; ich muſte mit dem Gemeindrath auf die Orgel. Nachdem ich eine Stund lang auf dieſer prächtigen Orgel geſpielt, kehrten wir in die Wohnung des Herrn Maire zurück, und ſogleich wurde meine Anſtellung als Organiſt und Schullehrer in Arlesheim ausgefertigt. Den andern Tag gieng ich nach Baſel, und zeigte dort meine Anſtellung in Arlesheim vor, und dieſe Herren die mich gern in Baſel gehabt hätten, waren um ſo mehr erfreut, da ſie mich nun in der Nähe hatten. Ich kehrte nach Sant-Urban zurück, machte meine Sachen zuſammen; mehrere Herrn des Kloſters begleiteten mich bis Olten, wo wir bey den Kapuzinern uns beym Mittageſſen recht luſtig machten, und ich wanderte nun Arlesheim zu.

Eben als ich dieſes ſchreibe, den 28. Auguſt 1853, muß ich in meiner Lebensbeſchreibung um faſt 60 Jahre zurück. Ich war nemlich im Jahr 1793 zu Sant-Paul in Regensburg im Seminario als Altiſt, und ſowohl meine Stimme als auch mein Vortrag im Geſang fand überal Beyfall, und ſo wurde ich in den damaligen Klöſtern an Hauptfeſten zum Singen verlangt. Eben an dieſem Tag war das Hauptfeſt der Auguſtiner; der Herr Präfekt des Seminars wurde erſucht mir die Erlaubniß zu geben in der Litaney des Abends ein ſolo zu ſingen, das der damalige Organiſt bey den Auguſtinern eigends für mich componirte. Das Solo wurde nach Wunſch geſungen; ich muſte beym Nachteſſen bleiben, und die Herren Auguſtiner machten mich ſo voll von ihrem guten Bier, daß man mich nach Hauſe tragen muſte. Der Herr Präfekt hatte Mitleid mit mir, in der Meinung dieß könne meiner Stimme ſchaden; gab aber dem Chor-Director der Auguſtiner einen derben Verweis, und ich durfte von da an in keiner andern Kirche mehr ſingen.

Ich tratt nun gleich nach dem neuen Jahr 1812 meinen neuen Berufspoſten in Arlesheim an. Viele Jahre war dieſe Gemeinde während der franzöſiſchen Revolution ohne Pfarrer und ohne Schule. Bey meinem Antritt war der daſige Pfarrer ein Mann in den achzig Jahren; er konnte weder Amt noch Veſper mehr halten; auch in der Schule hatte man kein anders Unterrichtsbuch für die Kinder zum leſen, als den franzöſiſchen Katechismus Napoleons. Indeſſen ſchon nach zwey Monaten wurde Herr Gürtler aus Allſchweiller, der Vicar in Schlettſtadt war, als Pfarrer in Arlesheim angeſtellt, und ſo wurde nun der Gottesdienſt, wie auch die Schule, wieder in Ordnung gehalten. Schon im erſten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Baſel erſucht, Muſikunterricht in Baſel zu

geben; auch wurde ich ersucht in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dieß war nun sehr mühsam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich allso in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren muste, um Sonntag Morgens im Gottesdienste zu seyn. Abends gieng ich wieder ins Concert nach Basel. Da ich schon in Sant-Urban immer Schüler für Musik hatte, theils Schweitzer, theils Deutsche, so wollten mehrere von diesen den Unterricht bey mir in Arlesheim wieder fortsetzen. Da ich selbst in die Kost gieng, so konnte ich diese Schüler nicht annehmen; ich verheurathete mich mit Jungfer Adam aus Sant-Urban, und da ich nun eigene Haushaltung hatte, konnte ich diese Schüler annehmen, um so lieber da unter ihnen immer Schullehrer waren, die für mich die Schule hielten, und ich konnte dem Musikunterricht in Basel ungehindert nachkommen, der sich so vermehrte, daß ich den ganzen Tag beschäftigt war. Ich befand mich nun bey meiner vielen Arbeit sehr wohl; allein am 21. Dezember 1813, Abends 3 Uhr, kamen die deutschen Truppen von Basel her in Arlesheim an, und bis Nachts war die ganze Umgegend so mit Truppen überfüllt, daß in keinem Hause mehr Platz war. Ich hatte sechs Stockböhmen im Quartier, und da meine Frau Kindbetterin war, bediente ich diese Soldaten mit Zwetschenwasser, wovon wir dieß Jahr sehr viel gemacht hatten. Sie waren bey mir sehr wohl zufrieden und marschirten am Morgen um 5 Uhr wieder ab. Täglich gabs nun Einquartirungen, wovon ich aber nun befreit war, da ich in der Mairerie die Einquartirungsbillete schreiben muste. Einmal da schon alle Häuser voll einquartirt waren, kam noch ein Östreichischer Hauptmann, und verlangte das beste Quartier. Es war schon dunkel Nacht: ich sagte dem

Bannwarth, er ſolle eine Laterne nehmen und dieſen Officier in das Schloß des Herrn von Andlau führen. Der Officier nahm dem Bannwarth die Laterne aus der Hand, übergab ſie mir mit den Worten: „Du muſt mich dahin führen.“ Was wollte ich machen? Ich nahm die Laterne, gieng voraus; zwiſchen zwey Gärten in einem engen Gäßchen, ſtolperte er, machte ſich auf und hieb mir mit ſeinem Rohr eins tüchtig übern Buckel. Ich warf die Laterne im Garten hinein, lief das Gäßchen hinab; er brüllte immer: „Halt! du ſchweizer Kuh!“ Leider war es ſehr finſter; ich muſte übern Bach der ſehr angelauffen war, verfehlte den Steeg und fiel in [den] Bach. Der Meßmer der gerade gegenüber wohnte, das Haus auch voll Soldaten hatte und eben vorm Haus ſtand, hörte den Fall, glaubte es wäre ein Soldat und rief: „Gottlob, es hätt ſo en Hund! Verſauf du!“ Ich hatte durch meinen Fall weiter keinen Schaden außer ganz durchnäßt [zu ſeyn] und verlohr die Kappe, die man erſt im Frühjahr auf den Matten wieder fand.

Noch läſtiger als die Einquartierungen waren die Lieferungen ins Lager nach Häſingen, wegen der Belagerung von Hüningen. Da muſte wochentlich Brod, Wein, Fleiſch, Gemüſe, Holz und noch andere Artickel geliefert werden. Die Kirche in Häſingen war voll geliefertes Brod, wovon der gröſte Theil verſchimmelte. In der Weihnachts Nacht wurde Hüningen am ſtärkſten bombardirt, ſo daß ſelbſt in Arlesheim alle Fenſter zitterten. Ein einziges Mal hatten wir Koſaken im Quartier, und dieſe betrugen ſich weit beſſer als die Böhmen, Ungarn, Polaken und auch die Deutſchen; wenn die Koſaken nur Brantwein genug hatten, dann waren ſie zufrieden.

Nachdem nun die Alliirten in Paris eingezogen waren, wurde es in unſerer Gegend ruhiger, und die Einquartirungen

waren nicht mehr ſo zahlreich, denn das Fürſtenthum Pruntrut wurde von Frankreich getrennt und Baron von Andlau wurde als gouverneur ernannt, und reſidirte als gouverneur in ſeinem Schloſſe in Arlesheim. Jedermann erwartete daß der Fürſtbiſchof das Land wieder in Beſitz nehmen werde; allein Herr von Andlau blieb gouverneur bis nach dem Wiener Congreß, wo das ganze ehemalige Bisthum Pruntrut zur Schweitz kam; nur die nächſt um Baſel liegenden Ortſchaften, darunter Arlesheim, kamen zu Baſel, das ganze Fürſtenthum zu Bern. In Baſel waren noch längere Zeit immer deutſche Truppen, beſonders Öſtreicher und die Officiers waren gröſtentheils ausgezeichnete Muſiker, im Clavier, Flöte oder Violin; ſie kannten aber außer Mozart, Haydn und Beethoven, keine andere Claviermuſik. Im Frühjahr kam Herr Sulger-Sprecher aus Baſel, mit einigen öſtreichiſchen Officieren nach Arlesheim, den engliſchen Garten des Herrn von Andlau zu beſehen. Herr Sulger kam mit dieſen Officieren zu mir; auf meinem Clavier lagen Compoſitionen von oben genannten Componiſten; ein Officier ſetzte ſich ſogleich ans Clavier, ſpielte Sonaten von Mozart und Beethoven ausgezeichnet; wir ſpielten noch zuſammen die Sonate in c von Mozart zu vier Händen; ich begleitete ſie in den engliſchen Garten, von da auf die ſchöne Orgel, wo ich ſie mit einigen Fugen ganz entzückte. Am andern Morgen erhielt ich ſchon ein Billet von Herrn Sulger, mit der Einladung heute zum Mittageſſen zu ihm zu kommen. Um 1 Uhr war ich ſchon bey ihm; nach dem Mittageſſen giengen wir auf die Orgel in der Peterskirche, wo ſich mehrere Officiers einfanden; von da weg wieder zu Herrn Sulger, wo bis ſpät in die Nacht hinein Clavier theils vierhändig, theils mit Begleitung der Violin und der Flöte geſpielt wurde, und ſo gieng es fort ſolang die Officiers in Baſel waren.

Sobald die deutſchen Truppen die Schweitz verlaſſen hatten, fieng ich die Unterrichtsſtunden in Baſel wieder an, und da ich mehrere Schüler hatte die die Schule verſehen konnten, ſo war ich dienſtag, donnerſtag, ſamſtag immer in Baſel, und hatte den ganzen Tag hindurch, von Morgen 8 Uhr bis Abends 6 Uhr, immer Unterrichtsſtunden. Herr Tollmann, der damalige Muſik-Direktor in Baſel, ein Mann für die Muſik dergleichen wenige mehr gefunden werden, ſorgte mehr für fremde Künſtler, die nach Baſel kamen, als für ſich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichneter Muſiker nach Baſel, ſo war er unermüdet demſelben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bey ihm waren alle Künſtler wie zu Hauſe, und eben bey ihm lernte ich kennen Fränzl aus München, den berühmten Violinſpieler und compositeur, Winter, Kapellmeiſter in München, der mehrere Jahre nacheinander eine ſeiner Schülerinnen als Sängerin für die Winterconcerte nach Baſel brachte, Carl Maria von Weber, der zwey Concerte gab, Kapellmeiſter Spohr, Vioncelliſt Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all dieſen Künſtlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Baſel ſollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Clavierſtunde geben ſollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Tollmann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Beſuch kommen können, da ich ſchon von Jugend auf ein leidenſchaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Baſel, in dem er nur Compoſitionen von ſeinem Vater ſpielte. Aber immer erfreut es mich herzlich den Sohn Mozarts geſehen und geſprochen zu haben.

Da wir ſchon zwey Kinder hatten, ſo quälte mich meine

Frau unaufhörlich, ſie wolle eine Gais haben, der geſunden Milch wegen für ſie und die Kinder. Ich wollte ihren Willen erfüllen, nahm einen Knaben mit mir, gieng nach Grellingen eine Gais zu kauffen. Als Abends die Heerde von der Weide zurückkam, wurde die Gais in meiner Gegenwart gemelkt; ſie gab viel Milch, und ich kaufte ſelbe um zwey Neuthaler. Es wurde ſchon dunkel als wir von Grellingen mit der Gais abgiengen. In Dornach beym Scherno befanden ſich noch mehrere von Arlesheim, der Knabe führte die Gais in den Stall, und wir giengen zu den andern ins Wirthshaus. Es war ſchon zimlich ſpät als wir nach Arlesheim kamen; wir führten die Gais in den Stall und giengen ins Bett. Sehr früh am andern Morgen wekte mich meine Frau mit den Worten, ſie wiſſe nicht was vorgehe, vor dem Stall ſeyen viele Menſchen verſammelt, die unaufhörlich lachen. Ich machte mich eiligſt auf, kleidete mich an, gieng hinunter und wurde mit unaufhörlichem Lachen begrüßt, den im Stall war ſtatt einer Gais ein Bock. Allein die Verwechslung klärte ſich bald auf: im Wirthshaus zu Dornach befanden ſich mehrere luſtige Kameraden; während wir tranken, ſtellten ſie ſtatt der Gais einen Bock von der nemlichen Farbe in den Stall, und da es ſehr Finſter war, führten wir den Bock. Aber ſchon am andern Tag als ich nach Baſel kam, fragten mich alle Bekannte was der Bock mache, und der Spaß daß Vogt ſtatt einer Gais einen Bock nach Haus gebracht, war in der ganzen Umgegend bekannt.

Um dieſe Zeit wurde von einem Orgelmacher aus Stauffen im Breisgau in die Sant-Martinskirche in Baſel eine neue Orgel gemacht, welche ich bey der Einweihung ſpielen muſte; da die Orgel aber nur ein Clavier hatte, ſo wurde ich von allen Seiten beſtürmt doch auf der Orgel in der Sant-Peterskirche, die ein Werk von Silbermann war, ein Orgelconcert

zu geben. Ich ließ mich dazu bereden, und das Concert war ſehr zahlreich beſucht. Gleich nach dieſem Concert drang man wieder in mich, doch den Platz als Organiſt in der Sant-Peterskirche anzunehmen, da der damalige Organiſt ſchon ſehr alt war, und den Platz nicht gehörig mehr verſehen konnte. Die Anträge waren ſo vortheilhaft daß ich gantz entſchloſſen war den Platz anzunehmen; allein meine Frau hatte im Kloſter Sant-Urban einen Oncle, der Geiſtlicher im Kloſter war, und dieſer wuſte meine Frau dahin zu bereden daß ſie in mich drang doch keinen Platz als Organiſt in einer proteſtantiſchen Kirche anzunehmen, und ich ließ mich überreden, blieb in Arlesheim und hatte Unterrichtsſtunden genug in Baſel. Auch in den Winterconcerten wurde ich als Violoncelliſt angeſtellt und hatte ſowohl für Probe als auch für die Aufführung jedesmal einen Neuthaler. Von der gemeinnützigen Geſellſchaft in Baſel wurden nun zwey junge Muſiker ausgeſucht, die mir übergeben wurden ſie zu Organiſten zu bilden, Namens Matzinger und Fäſch. Während der Woche gab ich ihnen Unterricht in der Theorie; an Sonntagen kamen ſie zu mir nach Arlesheim, wo ich ihnen Unterricht auf der Orgel gab. Beyde bildeten ſich zu tüchtigen Organiſten, Herr Matzinger wurde als Organiſt zu Sant-Peter und Herr Fäſch zu Sant-Theodor angeſtellt; leider iſt Herr Matzinger in ſeinen beſten Jahren ſchon geſtorben. In dem Hauſe des Herrn Imhof, in der Papiermühle zu Sant-Alban, war ich wie zu Haus; ich hatte zwey Söhne und eine Tochter im Clavier-Unterricht; wochentlich wurde bey dieſer Familie ein Concert gegeben, wobey nur die Kinder und einige Liebhaber mitwirkten. Nach dem Concert hatten wir immer Nachteſſen, und ich blieb dann dort über Nacht. Auch bey Herrn Sulger-Sprecher, zu den Hörnern in der freyen Straße, war ich wie bey Hauſe; ich war wochentlich ein bis zwey Mal bey

ihm zum Mittageſſen. Herr Sulger war ſowohl ausgezeichneter Theoretiker als auch Clavierſpieler; wir arbeiteten zuſammen viel in Theorie, und ſpielten alle Werke von Haydn, Mozart, Clementi für Clavier manchmal durch. Ich hatte mehrere 3 und 4ſtimmige Meſſen componirt, die ich an Sonn- und Feſttagen mit jungen Leuten in Arlesheim aufführte; Herr Domherr von Mahler hatte immer die Güte die Baßpartie zu übernehmen, und beſonders im Sommer hatten wir immer viele Zuhörer aus Baſel und der Umgegend. Während dem Sommer war auch Herr Hofmeiſter Nadler mit der Familie des Herrn Baron von Andlau, ein ausgezeichneter Muſiker, [da] ſo wie der Secretaire des Herrn von Andlau in Arlesheim, und an dieſen hatten wir für unſere Kirchenmuſik große Beyhilfe. Da meine Meſſen in der Schweitz mehr bekannt wurden, erhielt ich auch einen Brief vom Herrn Dolder, katholiſchen Pfarrer in Bern, der ehvor Kaplan im Stift Münſter, Kanton Lutzern, war, der mich erſuchte ihm eine meiner Meſſen zu ſenden. Ich ſchickte Herrn Pfarrer Dolder eine 4ſtimmige Meſſe mit Orgelbegleitung, erhielt aber bald wieder einen Brief von ihm, worin er mich dringend erſucht, doch ſelbſt nach Bern zu kommen, dieſe Meſſe auf der Orgel zu begleiten, indem mir die Reiſekoſten hinlänglich vergütet würden. Ich begab mich nach Bern, und die Katholiken hielten das erſtemal ihren feyerlichen Gottesdienſt in der franzöſiſchen Kirche, bey welcher Feierlichkeit ich dieſe Meſſe auf der vor kurzem vom Herrn Moſer in Freyburg neu erbauten Orgel begleitete. Herr von Talleyrand war franzöſiſcher Geſandter in Bern, nicht nur Liebhaber ſondern ſelbſt ausgezeichneter Muſiker; dieſer war im Gottesdienſte gegenwärtig, und mir ward die Ehre mit Herrn Dolder bey ihm zum Mittageſſen geladen zu werden. Nach dem Mittageſſen wurde ich erſucht auch auf der Orgel im

Münſter zu ſpielen. Herr von Talleyrand und Herr Pfarrer Dolder hatten hievon mehreren Geſandten und andern Muſikliebhabern in Bern die Anzeige machen laſſen. Ich ſpielte von Abends 5 bis 7 Uhr vor vielen Zuhörern, und nach geendetem Spiele wurde ich ſchon erſucht ein Orgelconcert zu geben.

Den darauf folgenden Tag, 13. April 1818, wurde das Concert im Bernerblat auf den 14. angezeigt. Sämtliche Ambaſadoren, viele der gröſten Gutsbeſitzer der Umgegend, eine große anzahl der Einwohner von Bern waren gegenwärtig, ſo daß die Kirche von Zuhörern angefüllt war. Abends wurde ich von Talleyrand zum Nachteſſen eingeladen, während deſſen er mir immer von Paris ſprach und mich engagirte mit ihm zu gehen, er werde ſorgen für mich und die ganze Familie, und für mein Glük zu machen ſey geſorgt. Nach der Ankunft in Arlesheim, machte ich den Vorſchlag von Herrn Talleyrand meiner Frau knud; da ich ſchon eine zahlreiche Familie hatte, ſo bat mich meine Frau weinend dieſem Vorhaben zu entſprechen. In Baſel wurde die ſache auch bekannt, und gleich wurde eine Deputation nach Arlesheim geſandt, beſtehend von Baron von Andlau, [Herrn] Sulger-Sprecher, Imhof, Tollman und Merian, mit dem Auftrag aller meiner Schüler, ſie nicht zu verlaſſen, und willigte auch ein hier zu bleiben. Durch dieſen Entſchlnß wurde die Freundſchaft aller Bekanten noch enger geſchloſſen, ſo daß ich in allen Familien wie zu Hauſe war. Im Sommer und Herbſt war Baſel ſehr beſucht mit Fremden; faſt jeden Sontag gab ich abends Concert auf der Orgel in der Peterskirche oder im Temple neuf und in der Münſterkirche, auch in Arlesheim ſelbſt gab ich Sonntag öfters Concert. An den Montagen gewöhnlich kamen viele fremde Engländer, Ruſſen, Franzoſen ꝛc. nach Arlesheim; obwohl ſelbe mich in Baſel Tags vorher ſchon gehört, mußte ich in Arlesheim wieder auf die Orgel. Ein zweiter Vorſchlag

wurde mir wieder gemacht am 15. Weinmonath 1819. Ich gab ein großes Concert in der Peterskirche den 14. Des andern tags, Montag, kam herr Tollmann mit zwei Engländern aus London, zu mir nach Arlesheim, ich mußte wieder auf die Orgel, und verlangten noch einmal die große Fuge von Haendel, die ſie geſtern im Concert gehört hatten. Nach geendetem Spiel führten mich die Herrn in den Gaſthof zum Ochſen, wo vorher ein prachtvolles Abendeſſen beſtellt wurde. Während dem Eſſen nahm einer der Herrn das Wort und ſagte mir: „Herr Vogt, ich bin beauftragt ihnen einen Organiſtendienſt in London anzutragen mit einem Gehalt von 200 liv. ſterl. und die Reiſekoſten bezahlt, machen ſie einen Verſuch von drei Monat, gefällt es Ihnen nicht, ſo ſind ſie frei, die Rükreiſe wird verköſtiget und Ihrer frau werden 25 liv. ſterl. hinterlegt um Ihren Verdienſt während den drey Monaten zu erſetzen.“ Herr Tollmann machte große Augen und ſagte zu dieſen Herrn: „Hätte ich Ihre Abſicht gewußt, ſo würde ich Sie nicht nach Arlesheim begleitet haben: Herr Vogt wird und kann dieſe Gegend nicht verlaſſen, wo er ſo geſchätzt und geachtet iſt von allen ſeinen Freunden in der Stadt wie auf dem Land.“

Zum Titelbild.

Als künſtleriſche Beilage zu unſerm Jahrbuch geben wir dieſes Mal ein Bild, welches gewiß von manchem unſrer Freunde mit Intereſſe und Freude aufgenommen wird, es iſt dies wohl eine der älteſten Anſichten unſrer Vaterſtadt. Dieſelbe findet ſich als Holzſchnitt in der 1493 zu Nürnberg bei Anton Koburger erſchienenen Weltchronik des Hartmann Schedel, einem Geſchichtswerk, welches als ein Vorläufer von Sebaſtian Münſters Cosmographie zu betrachten iſt. Schedel ſchrieb ſeine Chronik in lateiniſcher Sprache, allein dieſelbe wurde bald nach ihrem Erſcheinen durch Georg Alt ins Deutſche übertragen und fand ſo im ganzen deutſchen Reiche eine allgemeine Verbreitung. Zu ihrer Berühmtheit mögen nicht wenig die vielen Bilder beigetragen haben, welche theilweiſe von bedeutenden Nürnberger Künſtlern der damaligen Zeit, wie von Michael Wohlgemuth, herrühren.

Die beiliegende Abbildung Baſels läßt zwar in mehrfacher Hinſicht vieles zu wünſchen übrig. Der Zeichner hat ſich keiner kleinlichen Genauigkeit befliſſen und iſt manchmal beſonders im Verkürzen mit kindlicher Unbefangenheit vorgegangen; auch in der Darſtellung der einzelnen öffentlichen Gebäude, wie der Kirchen, der Thore, der Kapellen und Schwibbogen hält

er sich durchaus nicht an die Wirklichkeit, sondern er giebt die Gegenstände wieder, wie er sich dieselben vorstellt, wie sie ihm und seiner Zeit typisch geworden sind. Manches ist auch geradezu verkehrt gezeichnet, wie die beiden Münsterthürme, von welchen auf unserm Bilde der Georgsthurm als unvollendet mit dem Krahn erscheint, während doch dazumal nur noch der kleinere St. Martinsthurm seinem Abschluß entgegen sah. Andere Verstöße ähnlicher Art aufzufinden, wird dem aufmerksamen Beschauer nicht schwer fallen. Nichtsdestoweniger behält gerade diese Abbildung ihren Werth, nicht nur wegen ihres hohen Alters und ihrer kräftigen Zeichnung, sondern auch des Umstandes halber, weil trotz aller Freiheit, der Künstler sich bestrebt, eine individuelle Ansicht des damaligen Basels zu geben. Wer die Kirchen auf dem Bilde genau verfolgt, wird sehen, daß auch nicht eines unsrer gottesdienstlichen Gebäude vergessen ist, sogar die längst verschwundene kleine Kapelle vor dem Riehenthor hat hier ihre Wiedergabe gefunden. Wir erkennen die Linde auf der Pfalz, die Eisbrecher an der Rheinbrücke, das Rheinthor, die Universität und den Salzthurm; drohend ragen über der Stadt die Felsen des Jura, wohl des Gempenstollens empor, während der Rhein friedlich an den Halden von St. Alban und der Augustinergasse vorbei zieht. Stattlichkeit und Wohlhabenheit, welche Eigenschaften schon Aeneas Sylvius als den Charakter Basels hervorhebt, kennzeichnen auch dieses Bild, und wenn schon die Befestigungen den Anforderungen des italienischen Beschreibers nicht entsprechen, so offenbart sich doch in denselben eine Wehrhaftigkeit, welche für deutsche Begriffe hinreichend erschien, besonders wenn hinter diesen Mauern und auf den Thürmen eine muthige und einige Bürgerschaft als Vertheidiger zu erblicken war.

Statt einer weitern Beschreibung lassen wir nun den

Chroniſten Schedel ſelbſt ſein Urtheil über unſre Vaterſtadt abgeben, dasſelbe lautet folgendermaßen:

„Baſel iſt eine weyte und faſt namhaftige ſtatt ſchweytzerlands an eim königclichen ende erpaut. dann ſo diſe ſtatt lateiniſch genennt wirdt, ſo iſt es nach art des kriechiſchen gezüngs ſovil als königclich geſprochen. Oder aber diſe ſtatt hat iren namen von dem maugel der grundfeſte auß urſachen der vilfeltigen erdpiden und auß bedeutnus des lateiniſchen namens diſer ſtatt. wiewol man in der gemainde ſagt, das etwen ein Baſilisck alda verborgen gelegen ſey von dannen her diſer ſtatt ir namen entſtannden und pliben ſey. Der Rhein fleußt ſchier mitten durch diſe ſtatt, doch iſt darüber ein prugk von einem teyl zu dem andern. Derſelb fluß des Rheins entſpringt in dem gepirg und wirdt durch mancherley anſtöße zwiſchen gehen ſcharpffen felſen alſo eingezwengt, das er einen erſchrecklichen ſaus von ime gibt, ſunderlich fleußt er bey Schafhauſen mit großer ungeſtümigkeit uberwaltzende, und under dem ſtetlein Lauffenberg wirdt er mit felſen alſo eingedrenngt, das er vor zwanckſale und geſtöße als ein weiſſer ſchaym erſcheint. Von dannen rinnet er grauſamlich ſchaymende in weytem Schlund bis gein Baſel, dieſelben ſtatt und prugk heymlich beſchedigende, dann er flößet die geſtadt hin ſucht neue genng, hölert das ertreich und füllet es dann mit wind und waſſer. Daher kömbts, das diſe ſtatt mermals mit erdpidem beſchedigt worden iſt. Diſe ſtatt hat von dem Rhein darauff man daſelbſthin und von dannen in ſchiffen vil gütere füret große nutzperkeit. Sant Urſula die heillige iunckfrau hat auch (als die hyſtorien ſagen) mit iren weggeferten von Cölm auff dem Rhein gein Baſel auffgeſchiffet. Und wiewol der Rhein den die dabey wohnen zu zeiten vil ſchadens zufügt, ſo gibt er inen doch einen fruchtpern erdpodem. Diſer ſtatt iſt in unßern zeiten mit

zygelſtaynin neuen faſt ſchönen behauſungen groſſen Clöſtern und Kirchen mit weyten ſpitalen und andern einer ſtatt notürftigen dingen mit groſſem umbkrays und zynnen und mit tieffen greben geziert und beſeſtigt und hat zwiſchen den pergen ein weyte feldung, an getrayd unnd gutem wein faſt fruchtper. Aber wiewol in diſer löblichen und alten ſtatt vil anzaigung und überbleibung ſer alter gepeu erſcheinen, ſo ſind doch dieſelben aus paufelligkeit und erdpidem auch auß alter alſo entſtelt, das man nicht erkennen kan, was geſtaltnus und zu welchem gepranch dieſelben gepene gemacht geweſen ſeyen. Aber diſe ſtatt iſt wunderperlich geauffet und nach dem erdpidem wider erpaut, unnd zu unszern zeitten daſelbſt ein hohe ſchul auffgericht. Diſe ſtatt ligt im Elßas ettwen Schweitz genant ettwen Galliaz yetzo in teutſche land gehörende.

Als Ludwig der Viennſch delphin die von Baſel ſchier mit aller galliſchen ritterſchaft überfiele, do ſchickten die Schweitzer ire aydgenoſſen 4000 woltüchtiger mann zu hilff, davon hernach weyter meldung beſchicht. Diſe ſtatt hat zwo ſeyten. In der gröſſern ſeyten ſind drey berg auff dem einen iſt die biſchöflich kirch, der heiligen innckfrauen Marie thumſtift mit hilff des ſeligen Kaiſer Heinrichs des anderen gezieret. Auff dem andern wonen die geregelten Chorherren zu ſant Leonhart. Auff dem dritten ligt ſant Peters kirch. Das erſt cloſter mit der ebbtey zu ſannt Alban ligt an der ſpitz diſer ſtat. In diſer ſeyten haben auch die parfüßer Augnſtiner und prediger brüder ire clöſter und die creutzherren und teutſchen herren ire heußer, auch die cloſterfrauen zu ſant Katherinen zu ſant Claren und zu ſant Mariam Magdalenen ire clöſter. Aber in der klainen ſeyten iſt ein faſt treffenlichs carthaußer cloſter und ſant Theodora (sic!) und ſant Niclaſen kirch und andere gotzheußer. In diſer ſtatt iſt auch nicht wenig heyligthumbs."

Die Gemeindeschulen der Stadt Basel

in den Jahren 1817—1822.

Von

J. W. Heß.

Die folgende historische Darstellung beruht auf den Akten, welche zum ersten Protokoll der Aufsichtsbehörde der hiesigen Gemeindeschulen, der Inspektion, gehören. Außerdem sind noch andere Berichte, amtliche und nicht amtliche, verschiedener Art benützt worden. Jene Akten enthalten in Bezug auf Persönlichkeiten und Zustände allerlei Bemerkungen und Mittheilungen, welche, oft von ganz individueller Natur, keineswegs den Vorwurf der Schönfärberei verdienen. Sie geben den momentanen Eindruck des eben Angeschauten, Beobachteten und Gehörten wieder und gewinnen auf diese Weise eine Unmittelbarkeit und Frische, welche wir namentlich jetzt mit Dank begrüßen, wo die Reihen derer sich immer rascher lichten, welche uns aus eigener Erfahrung über den Gegenstand zu berichten im Stande sind, den wir zu behandeln uns vorgenommen haben. Wenn heute, nach beinahe 70 Jahren, jene den Akten entnommenen Mittheilungen, welche zunächst nur für den engen Kreis einer aus wenigen Mitgliedern bestehenden Schulbehörde

bestimmt waren, zur Schilderung damaliger Schulzustände benützt werden, so glaube ich dies thun zu dürfen, ohne mich dem Vorwurfe auszusetzen, als verletze ich über dem historischen Interesse die den Persönlichkeiten und den damaligen Einrichtungen schuldigen Pietätsrücksichten.

Daß unser städtisches Schulwesen verbessert und auf einen befriedigenden Stand gebracht werde, war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts der Wunsch und das Streben aller der Männer gewesen, welche von der geläuterten Einsicht des aufwachsenden Geschlechtes eine Neubelebung und eine ersprießlichere politische und soziale Einrichtung unseres ins Stocken gerathenen Staatswesens erwarteten. Männer wie Johannes Bernoulli der Ältere, der große Mathematiker, und später Isaak Iselin, der für alles Edle und Gemeinnützige begeisterte Menschenfreund, wendeten einen großen Theil ihrer Thätigkeit den auf die Hebung des Schulwesens gerichteten Bestrebungen zu. Ihren einsichtigen Rathschlägen war es unter der Mitwirkung anderer bedeutender Männer zu verdanken, daß zuerst im Jahre 1729, darauf im Jahre 1760 nicht unwesentliche Umgestaltungen und wichtige Verbesserungen hatten vorgenommen werden können. Der letzte im 18. Jahrhundert der Hebung des Schulwesens gewidmete Versuch, im Jahre 1796, fiel in eine politisch zu ungünstige Zeit, als daß namhafte Änderungen die Folge gewesen wären.

Kaum schien nach den Stürmen der Revolutionsjahre und der Helvetik wieder einige Ruhe einzukehren, als auch der Wunsch nach Verbesserung der Unterrichtsanstalten sich neuerdings geltend machte. Zunächst galt diese Absicht der Umgestaltung und Hebung der zwar altehrwürdigen, aber hinter den Anforderungen der Zeit bedenklich zurückgebliebenen Universität. Am 9. Oktober 1805 wurde durch den Großen Rath eine be-

ſondere, aus 8 Mitgliedern beſtehende Univerſitätskommiſſion niedergeſetzt mit dem Auftrage, „darüber zu berathen und ein Gutachten abzugeben, wie die Univerſität auf eine den Zeiten angemeſſene Weiſe könne eingerichtet und gemeinnütziger gemacht werden.“

Die Kommiſſion beeilte ſich mit der Löſung ihrer Aufgabe keineswegs; ſei es daß die politiſchen Zeitumſtände der Beſchäftigung mit einem auf die Pflege der Wiſſenſchaften gerichteten Gegenſtande überhaupt nicht günſtig waren, ſei es daß die Schwierigkeit der Sache ein längeres Erdauern und Erwägen gebot, genug, es gieng bis zum 17. Mai des Jahres 1813, bis der Kleine Rath der geſetzgebenden Behörde einen auf das Gutachten der Kommiſſion ſich ſtützenden Geſetzesentwurf über die Neugeſtaltung der Univerſität vorlegen konnte. Die weitere Entwicklung dieſer Umgeſtaltung, ſoweit dieſelbe die Hochſchule angeht, berührt uns hier nicht. Wir haben aber der Sache darum Erwähnung thun müſſen, weil durch das Gutachten der Univerſitätskommiſſion die Frage der Reorganiſation der Schulen überhaupt und damit auch der Gemeindeſchulen war angeregt worden.

Die Mitglieder der Kommiſſion waren nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß mit einer Umgeſtaltung der Univerſität allein nicht viel geholfen wäre; „es ſollte vielmehr bei der genauen Verbindung der niedern Schulen und der auf ſie folgenden, zu höhern Studien vorbereitenden Lehranſtalten mit der Univerſität jenen Schulen nothwendigerweiſe eine ſolche Einrichtung gegeben werden, daß von der niedrigſten bis zur höchſten ein angemeſſener Stufengang im Unterrichte beobachtet und durch zweckmäßige Verbindung der einzelnen Anſtalten zu einem wohlgeordneten Ganzen die wohlthätige Abſicht des Großen Rathes erreicht werde.“ Auf Grund dieſer Anregung wur-

den neue Untersuchungen über die Einrichtung und Umgestaltung der untern und mittlern Schulen angestellt. Das Ergebniß dieser Berathung war ein Gutachten über die Organisation der Stadt-Gemeindeschulen, der Realschule, des Gymnasiums und des Pädagogiums nebst einem Gesetzesentwurfe über die öffentlichen Lehranstalten, welcher am 13. Juni 1817 vom Kleinen und fünf Tage darauf vom Großen Rathe angenommen wurde.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Verhältnisse aller unserer Schulanstalten einer eingehenden, auf alle damit im Zusammenhange stehenden Fragen sich erstreckenden Untersuchung unterworfen wurden, war die Prüfung speziell der Gemeindeschulen einer besondern Kommission zugewiesen worden. Ihrem vom 15. Oktober 1817 datirten Berichte entnehmen wir größtentheils die folgenden Angaben.

Für die Knaben bestanden vier, für die Mädchen zwei Gemeindeschulen in der Stadt. Jede Knabenschule bestand aus zwei Abtheilungen, einer Ober- und einer Unterklasse, jene unter dem eigentlichen „Schulmeister", diese unter einem „Provisor" stehend. Für die Mädchen gab es nur in Großbasel eine Schule mit zwei Abtheilungen; die Schülerinnen der Kleinen Stadt bildeten eine einzige Klasse. Es mag bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse sein, die Frequenzverhältnisse aus dem Oktober 1817 zusammenzustellen. Die Knabenschulen wurden besucht:

1. Münsterschule:	Unterklasse	von 67	Schülern	
	Oberklasse	„ 43	„	110 Sch.
2. St. Petersschule:	Unterklasse	„ 51	„	
	Oberklasse	„ 45	„	96 Sch.
			Übertrag	206 Sch.

			Übertrag	206 Sch.
3. St. Leonhardsschule (zu Barfüßern):	Unterklasse	von 43	Schülern	
	Oberklasse	„ 33	„	76 Sch.
4. St. Theodor:	Unterklasse	„ 52	„	
	Oberklasse	„ 20	„	72 Sch.
			Zusammen	354 Sch.

Zur Vergleichung führen wir an, daß im Mai 1883 die Knabenprimarschulen in 47 Klassen zusammen 2130 Schüler zählten, von denen auf die 32 „ in Großbasel 1457 „
„ „ 15 „ in Kleinbasel 673 „
kamen.

Für die Mädchen-Gemeindeschulen ist uns aus dem Jahre 1817 kein Verzeichniß aufbehalten. Wir besitzen Angaben über die Frequenz erst aus dem November 1819. Damals betrug die Anzahl der Schülerinnen

1. zu Barfüßern:	Unterklasse	87 Sch.	
	Oberklasse	58 „	145 Schülerinnen
2. zu St. Theodor — angeblich, siehe unten —			40 „
		Mädchen Total	185 Schülerinnen
		Knaben	354 Schüler
		In allen Gemeideschulen	539 Kinder.

Im Mai 1883 waren die Mädchenprimarschulen besucht:

1. Steinenschule:		von	845 Schülerinnen
2. St. Petersschule:		„	736 „
	Großbasel zusammen	„	1581 Schülerinnen
3. Kleinbasel:		„	725 „
	Total:	„	2306 Schülerinnen.

Wir fügen hinzu, daß die Stadt Basel im Jahr 1817 wenig über 16000 Einwohner zählte.

Schauen wir uns nun zunächst in den Lokalien der Gemeindeschulen um.

Die Knabenschule der Münstergemeinde besaß für beide Schülerabtheilungen nur ein einziges Klassenzimmer. Dasselbe befand sich auf dem Münsterplatz im Vordergebäude des Gymnasiums links vom Eingange. Mitten in diesem Zimmer stehen noch heute die beiden Säulen, woran sich ehemals die von den beiden Fensterwänden aus amphitheatralisch ansteigenden Schulbänke beider Schülerabtheilungen anlehnten. Der gegen den Münsterplatz gekehrte Theil des amphitheatralischen Raumes war von der Oberklasse, der rückwärts davon gelegene, gegen den Hof schauende von der Unterklasse besetzt. Über das Lokal wird die Bemerkung gemacht, daß die Bestuhlung unzweckmäßig und der Fußboden voller Löcher sei; auch stand die daselbst untergebrachte Anzahl von 110 Kindern in keinem Verhältniß zur Größe des Zimmers.

Ungesund und feucht waren die beiden Klassen zu St. Peter. Damals diente das heute mit Nr. 2/3 bezeichnete Haus am Peterskirchplatz als Schulhaus. Die Klassenzimmer waren an den Berg angebaut; man stieg eine Treppe tief zu ihnen hinunter.

Die Lokalien der Gemeindeschule zu St. Leonhard lagen auf dem Barfüßerplatz auf dem ehemaligen Areal des Barfüßerklosters, etwa da, wo sich jetzt der öffentliche Durchgang zwischen Kasino und Musiksaal befindet. Nur das Zimmer der Oberklasse der Knabenschule wird „brauchbar" genannt. Das der Unterklasse war so feucht, daß der Aufenthalt darin auf die Gesundheit von Lehrenden und Lernenden nachtheilig einwirkte. Immerhin war die Knabenschule noch besser daran

als die Mädchenſchule, von der es im Berichte heißt: „Die Schulſtube der Unterklaſſe iſt ein feuchtes Loch, wo die Schülerinnen aufeinander gedrängt ſind und ein Theil davon wenig oder nichts ſieht.“ Auch die Oberklaſſe war ungeſund und viel zu klein; dazu entbehrte ſie eines beſondern Einganges, was in der anſtoßenden, zudem nur durch eine dünne Bretterwand getrennten Unterklaſſe eine nie enden wollende Störung des Unterrichts verurſachte.

Die Schullokalien in Kleinbaſel (an der Kirchgaſſe, gegenüber dem jetzigen Schulhauſe, 1882 niedergeriſſen) waren ſämmtlich zu klein und mangelhaft beleuchtet.

Den ungenügenden und mangelhaften Lokalien entſprach die äußerſt dürftige, ſich auf das allernothwendigſte beſchränkende, veraltete Ausſtattung. Die uralte Beſtuhlung war defekt, unzulänglich und von ſchlechter Konſtruktion. Die allereinfachſten Lehrmittel fehlten. Die Wandtafeln waren entweder durchaus ungenügend, oder es waren keine vorhanden. Feuchte, dumpfe und enge Schulſtuben, ſchlechte Beſtuhlung, durchgetretene Fußböden, kahle altersgraue Wände — unmöglich konnten die Kinder Vergnügen an dieſen Räumen gewinnen, wo ſie zudem noch, unter ſtrenger Zuchtruthe ſtehend, mit dem ewigen Einerlei des Auswendiglernens ermüdet wurden.

Aus dem Bilde, welches die Expertenberichte und ſonſtige Aufzeichnungen von den Lehrern und ihrer Lehrweiſe entwerfen, gewinnen wir einen wo möglich noch traurigern Eindruck von den damaligen Schulzuſtänden, als von den Notizen über die Lokalien. Der Oberlehrer an der Münſterſchule, Kandidat Hagenbach, wird ein durch den alten Schlendrian ganz verwöhnter Greis genannt, dem die Erhaltung der Schuldisziplin unmöglich und bei welchem daher Zuchtloſigkeit herrſchend geweſen ſei. Sein Kollege, der Unterlehrer Magiſter Ernſt, ließ ſeine Schule

in einen ſo traurigen Zuſtand der Verwilderung gerathen, daß der Bericht ſagt, ſelbſt die geringſte Dorfſchule habe nicht hinter ihr zurückgeſtanden. Man ſtelle ſich nun dieſe beiden Lehrer vor, die in einem und demſelben Raume zwei auf verſchiedener Stufe ſtehende Abtheilungen von Schülern unterrichten ſollten! Wenn ein ſolches Verhältniß ſchon unter tüchtigen, einander in die Hand arbeitenden Lehrern Anlaß zu Übelſtänden mannigfacher Art bieten würde, wieviel mehr mußte dies in der damaligen Münſterſchule der Fall ſein, wo zu der gänzlichen Unfähigkeit der Lehrer noch das unkollegialiſche, ja geradezu feindſelige Verhältniß hinzukam, welches ſie gegenſeitig zum Schaden der Schule unterhielten. Es kam öfter zwiſchen ihnen zu den ärgerlichſten Auftritten, deren Zeugen dann die Schüler waren. Von der kleinlichen und ſchikanöſen Weiſe, wie der Streit geführt wurde, giebt folgende Thatſache einen Beweis. Zum Territorium des Oberlehrers gehörte die einzige in das Klaſſenzimmer führende Stubenthüre. Damit nun nicht ein Schüler der Unterklaſſe während der Lehrſtunde das Zimmer verlaſſe und ſeinen Unterricht ſtöre, zog der Oberlehrer mit Kreide einen dicken Strich auf dem Fußboden als Grenze zwiſchen ſeinem Gebiete und demjenigen des Unterlehrers und unterſagte das Überſchreiten dieſer Linie bei harter Züchtigung. Wenn nun dennoch ein Knäblein aus der Unterklaſſe auf den Hof hinaus gehen mußte, ſo blieb dem Unterlehrer, um ſeine Schüler vor körperlicher Strafe zu bewahren, nichts anderes übrig, als dieſelben zum Fenſter hinaus zu laſſen und auf demſelben Wege wieder ins Zimmer hineinzuziehen.

Der Oberlehrer an der Knabenſchule zu Barfüßern, Magiſter Johann Heinrich Herſperger, war ein rechtſchaffener Mann; in frühern Zeiten hatte er das Lob eines geſchickten, thätigen und mit Erfolg arbeitenden Lehrers beſeſſen. Im Jahre 1817

aber ſtand er in einem Alter, das auf ſeine Leibes- und Geiſteskräfte nachtheilig einwirkte. Er war mürriſch, trocken und abſchreckend geworden, dazu langſam und ſchläfrig und ſelbſt beim beſten Willen nicht mehr im Stande, ſeine Schüler in Zucht und Ordnung zu halten und die Menge der Schulverſäumniſſe zu hindern. Sein Kollege, der Unterlehrer Heinrich Weiß, war kein unbegabter Lehrer, der vermöge einer durch eigenes Nachdenken gewonnenen Methode mit ſeinem Unterrichte befriedigende Reſultate erzielte. Allein ſein Charakter und ſein ſittliches Verhalten ließen deſto mehr zu wünſchen übrig. „Leider", heißt es im Bericht, „iſt er voll Schalkheit und Eigendünkel, auch rappelt es in ſeinem Kopfe; von Schulden iſt er ziemlich gedrückt und bisweilen dem Trunk ergeben." An einem andern Orte wird über ſeine „Unſtelligkeit" Klage geführt und ihm vorgeworfen, daß ſein Beiſpiel in moraliſcher Hinſicht von nachtheiligem Einfluſſe ſei.

Magiſter Stehelin, früher Pfarrer zu St. Jakob, hatte aus Geſundheitsrückſichten ſein Pfarramt gegen den Schuldienſt umgetauſcht und war „Mägdlein-Schulmeiſter" zu Barfüßern geworden. Da ihm jedoch das Geſchick, eine ganze Klaſſe miteinander zweckmäßig zu beſchäftigen, gänzlich abgieng, ſo taugte er trotz ſeinen ſonſtigen guten Eigenſchaften als Lehrer nicht viel. Außer dem Schreibunterrichte wurde in ſeiner Klaſſe im allgemeinen wenig geleiſtet. Da ſein Schullokal überdies feucht und ungeſund war, ſo ſah er ſich wegen fortwährender Kränklichkeit genöthigt, ſeinen Unterricht häufig zu unterbrechen. Beim Mangel an tauglichen Kräften mußte er ſich in ſolchen Fällen durch „mittelmäßige vicarios" erſetzen laſſen. Er wartete auf die erſte Gelegenheit, den Schuldienſt wieder gegen ein Pfarramt umzutauſchen. Als Lehrer ganz unfähig war auch der Unterlehrer an der Mädchenſchule, Kandidat Engler, von

welchem berichtet wird, er habe in ſeiner Klaſſe nichts anderes getrieben als etwas Buchſtabieren und Leſen. Außer ſeiner geringen Befähigung wurde er durch ſein Nebenamt als Siegriſt bei St. Martin wegen Hochzeiten und Leichenbegängniſſen öfter als erſprießlich war von ſeinem Hauptamte abgehalten.

An der St. Petersſchule amtirten Magiſter Euler und Kandidat Euler, Vater und Sohn, jener als Oberlehrer, dieſer als Proviſor. Beiden fehlte es nicht an Begabung. Wenn ihre Leiſtungen dennoch hinter den Erwartungen ſoweit zurückblieben, daß ihr Unterricht nicht nur „mangelhaft", ſondern auch „jämmerlich" und ihre Methode „unfruchtbar" genannt wird, ſo war dies geringe Reſultat mehr dem Mangel an gehöriger Anleitung und an äußerer Anregung zuzuſchreiben. Die Expertenkommiſſion gab ſich wenigſtens der Hoffnung hin, beide Lehrer ſeien noch zu beſſern Leiſtungen zu befähigen.

Dem Oberlehrer an der Kleinbasler Knabenſchule, Kandidat Jak. Meyri, fehlte es weder am guten Willen, noch am Eifer. Es wird ihm nachgerühmt, er habe ſeine Pflichten „con amore" und mit Gewiſſenhaftigkeit erfüllt. Allein was hilft aller gute Wille, wenn die pädagogiſche Begabung mangelt? Der Lehrer beſaß weder Kraft noch Muth, weder Lebendigkeit noch die Gabe, ſeine Gedanken zu entwickeln. Von Natur äußerſt ſchüchtern und verzagt, ertheilte er ſeinen Unterricht in einem monotonen, weinerlichen Kanzeltone, wie er denn auch gerne als Prediger auftrat und der Kürze ſeiner Predigten wegen beliebt war. Bei vorkommenden Unordnungen oder bei Ausſchreitungen pflegte er larmoyante Strafreden zu halten, wobei er dadurch auf das Gemüth ſeiner Schüler Eindruck zu machen vermeinte, daß er ihnen vorhielt, ſie ſeien die einzigen Feinde, die er habe.

Da war das Auftreten ſeines Amtsgenoſſen, des Provi-

fors Magiſter Riedtmann, ein ganz anderes: dem mangelte es keineswegs an Lehrgeſchick, und er wußte eine gute, ans Militär erinnernde Zucht unter ſeinen Schülern aufrecht zu halten. Nach der Anſicht der Schulbehörde fehlte ihm aber eben das, was den Oberlehrer auszeichnete, die Berufstreue. Der Bericht meint auch, Riedtmann hätte mehr leiſten können, wenn er weniger hohe Begriffe von ſich ſelbſt und weniger Vorliebe für militäriſche Einrichtungen beſeſſen hätte.

Ein ganz abſonderlicher Kauz ſcheint „der Mägdleinſchulmeiſter der Mindern Stadt", Namens Scherb, geweſen zu ſein, der einzig nicht akademiſch gebildete Lehrer unter den übrigen Magiſtern und Kandidaten. Seines Handwerks urſprünglich ein Modelſtecher hatte er den Beruf zu Höherem in ſich verſpürt und war im Jahre 1803 durch die Protektion irgend eines Gönners zu einem Schulamt gekommen, zum nicht geringen Verdruß begabter und im Schulunterrichte erfahrener Bewerber. Bei ihm war die ganze weibliche Schuljugend Kleinbaſels in einer einzigen Schulſtube vereinigt. Das will freilich nicht viel heißen; denn wir finden auf dem vom Lehrer im Oktober 1818 vorgelegten Schülerverzeichniſſe nur 40 Namen angegeben, von denen 24 der obern, 16 der untern Abtheilung angehörten. Auf einem zweiten, im Februar 1819 angefertigten Verzeichniſſe finden ſich nur noch 17 Schülerinnen; der Lehrer giebt als Grund an, die 23 übrigen hätten „den Reißaus genommen". Überdies ſteht noch bei den Namen von 14 unter jenen 17 Schülerinnen, ſie ſeien fortgezogen oder weggeblieben. Die Schuld dieſer auffallenden Erſcheinung lag weſentlich am Lehrer. Das Protokoll ſagt von ihm, er habe zwar einen „Hochſchein" von Elementarkenntniſſen beſeſſen, ſeine Behandlung des Unterrichtes ſei aber alles Ernſtes und aller Würde bar geweſen. Der Rechenunterricht war „erbärmlich", die vom

Lehrer selbst zusammengestellten Diktate waren „gemein und unschicklich“. Das sittliche Verhalten des Lehrers wird auch geradezu ein schlechtes genannt. Darf es uns da verwundern, wenn wir vernehmen, daß viele Eltern ihre Kinder aus der elenden Schule herausnahmen, und daß sie dieselben lieber in die Armenschule im Klingenthal schickten?

Wenn nicht schon aus dem bereits Gesagten hervorgienge, daß der Unterricht dieser Lehrer ein sehr mangelhafter und geringer war, so würde dies durch die Hinweisung auf die Vertheilung der Lehrgegenstände und darauf, was die Woche über in den Gemeindeschulen getrieben wurde, noch deutlicher hervortreten. Manche Lehrer banden sich an gar keinen festen Stundenplan, sondern vertheilten die Unterrichtszeit jeweilen nach eigenem Ermessen. Auch da, wo Stundenpläne vorhanden waren, ließ doch ihre Einrichtung Vieles zu wünschen übrig.

In den Gemeindeschulen betrug die wöchentliche Schulzeit 19 Stunden. Davon fielen 11 auf die Vormittage, und zwar auf Montag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag je 2 (von 8 bis 10), auf Dienstag nur eine Stunde (von 9 bis 10). Zu jenen 11 Vormittagsstunden kamen noch 8 Nachmittagsstunden am Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 1 bis 3 Uhr hinzu. Daß an den Dienstagen die Schule von 8 bis 9 ausfiel, geschah, weil Schüler und Lehrer die auf diese Stunde fallende Wochenpredigt zu besuchen verpflichtet waren. Überhaupt war, um dies hier einzuschalten, die persönliche Anwesenheit bei jedem Gottesdienste, später allerdings auf die Sonn- und Feiertage beschränkt, aber immerhin mit der Beaufsichtigung der Jugend verbunden, welche in der Kirche ihren besondern Platz hatte, eine sehr lästige Verpflichtung für die Gemeindeschullehrer. Die Herren Geistlichen pflegten auch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Anwesenheit der Lehrer beim Gottesdienste

mit ſcharfem Blicke zu kontrolliren und vorkommende Abſenzen zu rügen. Dieſe Verpflichtung der Theilnahme am Gottesdienſte wurde nach und nach weniger ſcharf geltend gemacht und ſchlief ums Jahr 1850 ganz ein.

Wir wollen uns mit Zugrundelegung des Stundenplanes der Oberklaſſe der Münſterſchule — die Penſen der übrigen Schulen mögen ähnlich eingerichtet geweſen ſein, wenn überhaupt welche beſtanden — vergegenwärtigen, was die Woche über in den Schulen getrieben wurde. Auf die Vormittagsſtunden war hauptſächlich das „Abhören“ aus dem Nachtmahlbüchlein verlegt. Nur als Ausnahme kam zu jener Zeit das Leſen aus der Hübner'ſchen Hiſtorie oder aus Rochows Kinderfreund vor. Sechs Nachmittagsſtunden wurden mit „Schärfung der Federn“ und Anleitung zum Schönſchreiben zugebracht. Die beiden letzten Nachmittagsſtunden der Woche waren dem Rechnen gewidmet; da wurde das Einmaleins abgehört oder vielmehr nach demſelben ſtätig wiederkehrenden Rhythmus und in geiſttödtender Monotonie abgeleiert und daneben etwas Kopfrechnen getrieben.

In den Knabenſchulen kamen zu den 19 regelmäßigen, für alle Schüler obligatoriſchen Stunden noch 6 Extraſtunden hinzu, welche des Vormittags von 10 bis 11 Uhr gegen eine beſondere Gratifikation an den Lehrer von Freiwilligen beſucht wurden. Dieſe Stunden waren wechſelsweiſe dem Schreiben und dem Leſen (von deutſcher und lateiniſcher Schrift) gewidmet.

Es iſt auffallend, wie das der Oberklaſſe der Münſterſchule vom Jahre 1817 entnommene Penſum ſo völlig dem ſchon 200 Jahre vorher den Gemeindeſchullehrern vorgeſchriebenen Stundenplane gleicht. In der „Ordnung der teutſchen Schul zu Barfuſſern in Baſel“ vom Jahre 1621 finden wir nämlich in dem 5. Abſchnitte, welcher „von den Lehrknaben des

Schulmeiſters, was ſie durch die ganze Wochen thun ſollen", handelt, gleichfalls 19 Stunden wöchentlich angegeben, die meiſtens der lectio, d. h. dem Herſagen aus dem Katechismus, den Pſalmen oder dem Neuen Teſtament eingeräumt ſind. Auch in jenem Stundenplane fallen 2 Nachmittagsſtunden aufs Rechnen. Der einzige nennenswerthe Unterſchied zwiſchen den beiden Stundenplänen beſteht darin, daß 6, ehemals auf „gebett, ſonderlich auß dem Pſalter", auf Katechismus und Geſang verwendete Stunden ſpäter, allerdings mit Preisgebung des Geſanges, dem Schreiben hatten Platz machen müſſen, und daß zu den 19 obligatoriſchen noch 6 Extraſtunden hinzugekommen waren. Gewiß ein für einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten verſchwindend kleiner Fortſchritt!

Es wurde alſo in den Gemeindeſchulen herzlich wenig gelernt, wiewohl auf das Lernen im eigentlichen Sinne, auf das mechaniſche Auswendiglernen von meiſt unverſtandenem Gedächtnißkram, viel koſtbare Zeit verwendet ward. Auf die Belebung dieſes Stoffes wurde nicht geſehen, und ſo blieb derſelbe wie ein todtes Kapital unfruchtbar vergraben. Für die Knaben war aber doch die Möglichkeit geboten, nach Abſolvirung der Gemeindeſchule im beſſer organiſirten Gymnaſium die Lücken des Wiſſens und Könnens auszufüllen und Verſäumtes nachzuholen. Dieſe Möglichkeit war den Mädchen gänzlich abgeſchnitten. Es beſtand nämlich noch keine für Mädchen aller Stände beſtimmte Mittelſchule. Wohl war auf Anregung der Gemeinnützigen Geſellſchaft im Jahre 1812 die Töchterſchule ins Leben gerufen worden; allein das hohe Schulgeld von monatlich 5 Franken alter Währung ſchloß die Töchter weniger bemittelter Eltern von vorn herein vom Beſuche dieſer Anſtalt aus. Als es ſich im Jahre 1818 um die Umgeſtaltung der Mädchengemeindeſchulen handelte, bedauert das Gut-

achten beſonders, daß die Mädchen ſich nolens volens mit den wenigen Lehrgegenſtänden, die in ihren Schulen vorkämen, begnügen müßten. Zwar wären dieſe, wie der Bericht meint, für manche Schülerinnen hinreichend, wenn der Unterricht zweckmäßig ertheilt würde. Für alle diejenigen aber, welche Luſt und Fähigkeit zu weitern Fortſchritten beſäßen, ſeien die Lehrgegenſtände viel zu kurz bemeſſen.

Außer dieſen Übelſtänden laſteten noch andere Mängel ſchwer auf den Gemeindeſchulen. Hieher gehört in erſter Linie die Zuchtloſigkeit der Jugend, worüber in allen Berichten die bitterſten Klagen geführt werden. „Mit der Schulzucht", heißt es zum Beiſpiel, „ſtehet es in allen Gemeindeſchulen ſo traurig, daß es der kräftigſten und durchgreifendſten Maßregeln bedarf, um die verwahrloſten Kinder aus ihrer moraliſchen Verſumpfung herauszuziehen." Iſt es nicht auffallend, daß trotzdem, oder eher weil damals die Jugend für die geringſten Übertretungen und Vergehen den empfindlichſten körperlichen Züchtigungen der Lehrer ausgeſetzt war, dieſe Klagen über Zuchtloſigkeit ſo laut wurden? Die Zucht oder die Zuchtloſigkeit der Schüler wird allein bedingt durch die Perſönlichkeit und den Charakter des Lehrers. Es giebt Lehrer, welche ſelten oder nie eine eigentliche Strafe verhängen müſſen und dennoch die beſte Ordnung unter ihren Schülern zu halten vermögen, während andere es mit allen möglichen Disziplinarmitteln nie dazu bringen, daß ihre Schüler wiſſen, was Ordnung und gute Gewöhnung heißt. Zur Hebung der Zucht und Ordnung unter der damaligen Schuljugend trug allerdings auch nicht bei, daß der hochbeinige hölzerne Eſel, auf deſſen ſcharfkantigen Rücken gewiſſe Übelthäter zur Strafe geſetzt und öffentlich zur Schau ausgeſtellt wurden, nach ſeiner Entfernung vom Kornmarkt, woſelbſt er früher neben der Schandſäule beim Brunnen ſeinen

Platz gehabt hatte, auf den Barfüßerplatz zum rechten Gaudium und zur Augenweide der Kinder unmittelbar vor die Fenster der Schule war hingestellt worden.

In zweiter Linie lag der Schulbesuch im Argen. Die Berichte klagen, die Menge der Versäumnisse sei zahllos; das Zuspätkommen scheine zur Regel, nicht zur Ausnahme zu gehören. Namentlich wird der liederliche Schulbesuch der vor der Stadt auf den herrschaftlichen Gütern wohnenden „Lehenkinder" hervorgehoben. „Im Frühjahr", heißt es wörtlich im Schulberichte eines Lehrers, „haben sie auf dem Feld ihre Geschäfte, im Sommer Heyet und Arnt, im Herbst s. v. Küh zu hüten." Der Umstand, daß auch sonst noch über das Viehhüten im Herbst, wodurch der Schulbesuch vieler Schulkinder unterbrochen werde, häufige Klagen vorkommen, deutet auf die noch mehr ländliche als städtische Lebensweise mancher Stadtbewohner hin. Ferner wird bei der Klage über die Schulversäumnisse besonders hervorgehoben, daß gerade diejenigen Schüler, für welche das Schulgeld aus den fiscis, d. h. aus dem Armengute der Kirchgemeinden, bezahlt wurde, die allersaumseligsten gewesen seien.

Außer der Zuchtlosigkeit und den Schulversäumnissen wird noch das „Überlaufen aus einer Schule in die andere" ohne Anzeige und das „zur Mode gewordene" gänzliche Wegbleiben aus der Schule ohne Abschied als Benachtheiligung des regelmäßigen Unterrichtes bezeichnet.

Wenn wir den Gründen nachforschen, wodurch die städtischen Gemeindeschulen auf einen so tiefen Stand heruntergesunken sind, daß man wenigstens einzelne derselben, wie wir gesehen haben, mit einer schlechten Dorfschule auf gleiche Linie stellte, so haben zu diesem Verfall mancherlei Ursachen zusammengewirkt. Vor allem glauben wir die Unkenntniß der Lehrer mit allem dem, was an andern Orten geschah, und ihr Miß-

trauen gegen alles, was von auswärts herkam, anführen zu ſollen. In den Schulen herrſchte der am Hergebrachten klebende, jeder Neuerung ſich verſchließende Schlendrian. Von den Fortſchritten auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens und von den Männern, welche beſonders ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer lauter und energiſcher die natürliche Entwicklung des Zöglings gefordert und im Gegenſatze zum todten Gedächtnißkram und zur einſeitigen materialen Bildung das formale und das praktiſche Ziel des Unterrichtes in den Vordergrund geſtellt hatten, war in die hieſigen Gemeindeſchulen vielleicht kaum ein Ton gedrungen. Dadurch geriethen die Lehrer in eine Einſeitigkeit, welche, gepaart mit Eigendünkel und Selbſtüberſchätzung, auf ihre Amtsführung und auf ihren Charakter nicht anders als nachtheilig einwirken mußte. Kein Lehrer hatte ferner weder in ſeiner Vaterſtadt noch anderswo eine auf ſeinen Beruf vorbereitende Ausbildung empfangen. Bei manchen gieng das eigene Wiſſen nicht über ein ganz beſcheidenes Maß hinaus. Von irgend einer Anleitung, wie der Lehrer es anzuſtellen habe, um die Kenntniſſe und Fertigkeiten auf einfache und faßliche Weiſe andern, ſpeziell einer ganzen Schulklaſſe von Kindern und Anfängern, beizubringen, war keine Spur vorhanden. Ebenſowenig dachte einer an Weiterbildung; die wenigſten fühlten das Bedürfniß, das ausgetretene Geleiſe des hergebrachten Schlendrians zu verlaſſen und andere Bahnen einzuſchlagen. So verknöcherten und erſtarrten die Lehrer. Vom dürren und erſtorbenen Holze aber kann kein friſcher Trieb und kein neues Leben ausgehen.

Dazu kam, daß ſich der Lehrer in ſtarrer Abgeſchloſſenheit hielt, und daß er ſelbſt mit ſeinen nächſten Kollegen wenig oder gar keinen Umgang und Verkehr pflegte. Genährt durch große und auffallende Ungleichheit in der Beſoldung, entſtand

auf dieſe Weiſe ein unfreundliches, unkollegialiſches Verhältniß, das der Schule keineswegs zum Vortheil gereichte. Jeder glaubte, genug zu thun, wenn er ſeinen Unterricht nach eigenem Gutdünken einrichtete. In dieſer Einſeitigkeit wurde die Lehrerſchaft noch beſtärkt durch den Mangel an äußerer Anregung und Belehrung; es fehlte ihr die Ermunterung und Ermuthigung durch ein von irgend einer ſachverſtändigen Seite ausgehendes Urtheil. Der Schulmeiſter mochte ſehen, wie er zurechtkam; er war ganz auf ſich ſelbſt angewieſen und hatte niemanden, den er um Rath angehen, keinen, an den er ſich in zweifelhaften Fällen wenden konnte. Zwar waren die Geiſtlichen von Amtes wegen die „Aufſeher und visitatores“ der Gemeindeſchulen. Nicht alle beſaßen aber ein Intereſſe für die Schule; es wird geklagt, die Herren Geiſtlichen hätten faſt niemals den Fuß hinein geſetzt und meiſtens nur vom Hörenſagen gewußt, was darin vorgieng.

Bei dieſem Zuſtande der Schulen iſt es nicht zu verwundern, wenn von Seite des Gymnaſiums laute und wiederholte Klagen wegen unzulänglicher Vorbereitung der Schüler erhoben wurden. Wer es auch irgend vermochte, ſchickte ſeine Kinder in Privatſchulen oder ließ ihnen wenigſtens neben der Schule Privatunterricht ertheilen. Von den Privatſchulen welche den öffentlichen Unterrichtsanſtalten mit Erfolg Konkurrenz machten, erwähnen wir die von Profeſſor Chriſtoph Bernoulli, welche allerdings über den Rahmen einer Elementarſchule weit hinausgieng und eher unſerer heutigen Realſchule entſprach, ferner die Hopfiſche Schule, ſodann die von den Angehörigen der Brüderſozietät beſuchte Schule im Ringgäßchen, ebenſo die noch in ſehr beſcheidenen Frequenz-Verhältniſſen ſich bewegende katholiſche Schule und endlich die Privatſchule des Magiſters Heinrich Munzinger, eines Mannes, von welchem ſpäter noch die

Rede ſein wird. Die Armenſchule im Klingenthal iſt oben erwähnt worden. Für die Mädchen aber beſtand außer der Töchterſchule keine einzige Privatſchule, und es kann geſagt werden, daß damals weitaus die größte Anzahl der Mädchen heranwuchs, ohne einen ordentlichen Schulunterricht zu genießen.

Aus dieſem in jeder Hinſicht unerquicklichen Zuſtande ſollten nun die Gemeindeſchulen herausgehoben und in eine Verfaſſung gebracht werden, welche den Anſprüchen der Zeit an eine Schule und der Bedeutung einer Stadt wie Baſel beſſer entſprach. Peſtalozzi ſtand damals auf der Höhe ſeines Ruhmes; ſein Name war im Munde aller, welche der Hebung und Förderung des Jugendunterrichtes ihr Intereſſe zuwandten; der Ruf ſeiner Anſtalt in Yverdon war weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen, und von überall her kamen Männer der Schule und Laien herbei, um die auf neue Ideen und Erfahrungen gegründete Methode ſeines Unterrichts an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dem von Peſtalozzi empfohlenen und von ihm angewandten Lehrverfahren ſollte nun auch in Baſel Eingang verſchafft und der Unterricht namentlich in den Elementarſchulen nach den Forderungen ſeiner geprieſenen Methode eingerichtet werden.

Wenn wir den Zuſtand der Schulen, wie er oben iſt geſchildert worden, ins Auge faſſen, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß die beabſichtigte Umwandlung keine leichte Sache geweſen iſt. Um ſo größerer Dank gebührt daher allen jenen Männern, von denen die Anbahnung einer zweckmäßigern Schuleinrichtung trotz den unendlich vielen perſönlichen und ſachlichen Schwierigkeiten ausgegangen iſt, welche ſich ihrem Unternehmen von allen Seiten hemmend in den Weg geſtellt haben. In erſter Linie verdient unter den Bahnbrechern eines neuen Zuſtandes Bürgermeiſter Heinrich Wieland genannt zu werden,

welcher trotz der Beſorgung vieler und wichtiger Staatsgeſchäfte, wodurch er ſich nicht nur um ſeinen engern Kanton, ſondern um das ganze Vaterland große Verdienſte erwarb, ſeine Muße mit Vorliebe dem Erziehungsweſen gewidmet hat. Mit ihm vereint arbeiteten an der Aufgabe die Appellationsräthe Abel Merian und Samuel Ryhiner, die Profeſſoren Joh. Friedr. Miville nnd Daniel Huber, Deputat Germ. LaRoche, die Pfarrer Fäſch und Simon LaRoche und Erziehungsrath Balthaſar Thurneyſen. Es wäre aber ein Unrecht, wenn wir neben dieſen Baslern nicht auch des Thurgauers Rudolf Hanhart rühmend gedächten. Dieſer Mann, energiſchen und lebhaften Charakters, war mit den Fortſchritten auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens vertraut und von den neuen Ideen begeiſtert. Er hatte ſich zuerſt als Lehrer an der neugegründeten Aarauer Kantonsſchule, ſpäter als Leiter einer von ihm ins Leben gerufenen Lateinſchule in ſeiner Vaterſtadt Dießenhofen, wohin er als Pfarrer war berufen worden, den Ruf eines geſchickten Pädagogen und eines organiſatoriſchen Kopfes erworben. Als im Jahre 1817 der bisherige Rektor des Gymnaſiums, Prof. Fr. Miville, das von ihm mit Auszeichnung bekleidete Rektorat niederlegte, um eine theologiſche Profeſſur an der Univerſität zu übernehmen, richteten ſich die Blicke der Behörde auf Hanhart. Entgegen der bisher beſtehenden Übung, welche nur Bürger zu Ämtern zuließ, wurde der Thurgauer als Rektor nach Baſel berufen und ſofort als Fachmann und thätiges Mitglied der mit der Umgeſtaltung des Schulweſens beauftragten Kommiſſion beigegeben. Er iſt der erſte in der langen Reihe der Männer geweſen, welche ſeither aus dem Oſten unſeres Vaterlandes als Lehrer nach Baſel gekommen, und denen unſere Schulen für mannigfache Erfriſchung und Belebung zu hohem Danke verpflichtet ſind. Mochte

auch Hanharts dem bisherigen Herkommen zuwiderlaufende Berufung an eine einflußreiche und hervorragende Stelle und sein weder die Sache noch die Person schonendes Urtheil, verbunden mit einem entschiedenen und durchgreifenden Auftreten, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft manchen Anlaß zu Mißstimmung und Unzufriedenheit darbieten, so verdient doch heutiges Tages der weite Blick und die Unbefangenheit der Regierung, welche einen tüchtigen, allseitig gebildeten Pädagogen an den ihm gebührenden Platz stellte, und das viele Gute, das durch Hanharts Anstoß in unsern Schulen Eingang gefunden hat, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden.

Zunächst wurde im Jahre 1817 durch Entlassung des Provisors an der Münsterschule und durch räumliche Trennung der bisher vereinigten Knabenklassen daselbst ein erster Schritt zur Verbesserung des Zustandes wenigstens einer Schule gethan. Auf Hanharts Empfehlung hin erhielt ein junger Thurgauer Namens Joachim Schneider, der sich unter seiner Anleitung zum Lehrer ausbildete, die erledigte Schulstelle. Es gelang dem neuen Lehrer in kurzer Zeit, die verwilderte Schuljugend an bessere Sitte und Zucht zu gewöhnen und durch die anregende und ansprechende Methode seines Unterrichts schöne Erfolge zu erzielen und sich die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern in hohem Grade zu erwerben. Es meldeten sich bald soviele Schüler für seine Klasse, daß bei weitem nicht alle konnten aufgenommen werden; zudem weigerten sich viele Eltern, ihre Kinder aus der Unter- in die Oberklasse versetzen zu lassen, indem sie geltend machten, die Schüler würden daselbst doch wieder alles, was sie in der Unterklasse gelernt hätten, vergessen.

Diesem Übelstande konnte nur durch Entfernung des bejahrten Oberlehrers abgeholfen werden. Die Spezialkommission

deutete auch auf eine ſolche Maßregel hin, wenn ſie den Grundſatz ausſprach, „daß ein Mann, der im Schulſtaub grau geworden ſei, aus demſelben erlöst zu werden verdiene, ehe er ſelbſt in Staub zerfalle.“ Allein die Entlaſſung eines auf Lebenszeit angeſtellten Lehrers gieng damals nicht ſo geſchwind von ſtatten. Man penſionirte zu jener Zeit nicht ſo leichten Kaufes, und ſo blieb denn der Übelſtand wohl oder übel noch eine Zeitlang beſtehen.

Um aber doch einen Fortſchritt zum Beſſern auch in den übrigen Schulen anzubahnen, griff die Schulbehörde den Gedanken auf, den Lehrern eine theoretiſche, auf die Verbeſſerung ihrer Methode abzielende Anleitung ertheilen zu laſſen und ſie durch die Abhaltung eines beſondern Kurſes in die Peſtalozziſche Lehrweiſe einzuführen. Mit der Leitung des Kurſes wurde der oben genannte Lehrer Joachim Schneider betraut. Er erhielt den Titel Inſtruktor, und es wurde ihm für ſeine Bemühung eine jährliche Gratifikation von 200 Franken zugeſichert. Sei es, daß der Name eines Inſtruktors denn doch einen etwas gar zu militäriſchen Beigeſchmack hatte, ſei es, daß die Lehrer ſich von der fremden, durch einen Fremden vorgetragenen neuen Weisheit wenig Gutes verſprachen, genug, die Abhaltung des Kurſes wurde in den Lehrerkreiſen keineswegs mit Begeiſterung aufgenommen. Die einen verbaten ſich überhaupt „alle Einweihung in das Peſtalozziſche Weſen“; die andern ſagten, ſie ſeien zu alt, um zum zweiten Male in ihrem Leben in die Schule zu gehen. So zählte der Kurs, der im Februar 1818 ſeinen Anfang nahm, nur vier regelmäßige und mit Intereſſe folgende Theilnehmer. Zur Aufmunterung wurde jedem von ihnen, ſobald in ſeiner Schule wenigſtens ein Fortſchritt zum Beſſern wahrnehmbar wurde, eine Remuneration von 20 Franken zuerkannt, während ein fünfter, der ſich am

Kurſe ſehr nachläßig und unregelmäßig betheiligt hatte, leer ausgieng. Als die Lehrer mit der Methode hinlänglich vertraut ſchienen, wurden auch Studierende und ſolche, die ſich dem Lehrerberufe widmen wollten, zur Theilnahme am Kurſe eingeladen.

Eine der wichtigſten und folgenreichſten Veränderungen für unſer geſammtes Schulweſen, welche in dieſelbe Zeit fällt, war aber die Aufſtellung von Behörden, die ſich ganz beſonders die Aufſicht über die Schulen, den Lehrgang, die Lehrer und ihre Unterrichtsweiſe und über die ganze Organiſation der Unterrichtsanſtalten zur Aufgabe machen ſollten. Denn man hatte die Überzeugung gewonnen, daß der wenig befriedigende Zuſtand des Schulweſens nicht zum kleinſten Theile in dem Mangel an einer leitenden Behörde und an einer eingehenden, mit Einſicht und Wohlwollen vorgenommenen Beaufſichtigung zuzuſchreiben ſei. Dieſem Mangel wurde nun durch Aufſtellung eines Erziehungsrathes und einer beſonderen Spezialaufſichtsbehörde oder einer Inſpektion für jede Schule eine Ende gemacht. Der am 19. Juni 1818 durch den Großen Rath gewählte Erziehungsrath beſtand aus 13 Mitgliedern (4 Kleinräthen, 3 Großräthen, 3 Profeſſoren der Univerſität und 3 Mitgliedern aus der Bürgerſchaft, darunter 2 Geiſtliche). Präſident wurde Bürgermeiſter H. Wieland. Nachdem der Erziehungsrath ſich konſtituirt hatte, wurden von ihm am 25. Juni desſelben Jahres die einzelnen Inſpektionen beſtellt. Derjenigen der Gemeindeſchulen, beſtehend aus den HH. Deputaten LaRoche, Pfarrer Fäſch (ſeit 1821 Pfr. LaRoche) und Erziehungsrath Balth. Thurneyſen, wurde anfänglich auch die Aufſicht über die Töchterſchule übertragen. Außerdem ſollten noch die ſämmtlichen Geiſtlichen jeder Pfarrgemeinde die unmittelbare Aufſicht über die zu ihrer Gemeinde gehörende Ele-

mentarſchule ausüben und beſonders den regelmäßigen Schulbeſuch der Kinder, ſowie den Fleiß und die Berufstreue der Lehrer überwachen.

Wenn wir die organiſatoriſchen Arbeiten der neuen Schulbehörden, insbeſondere der Gemeindeſchul-Inſpektion, ins Auge faſſen, die häufig ſich folgenden Schulbeſuche, die Schulprüfungen, die anfangs äußerſt zahlreichen Sitzungen, die eingehende Unterſuchung einer Menge von beſondern Fällen, welche klares Urtheil und taktvolles Vorgehen erheiſchten, wenn wir die Gutachten und Berichte anſehen, die Sorge für die Beſchaffung tauglicher Lokalien, Lehrmittel und Lehrer in Betracht ziehen, ſo gewinnen wir den Eindruck, daß dieſe Männer nicht nur mit Verſtändniß ihre Aufgabe erfaßt, ſondern daß ſie ſich deren Löſung mit aller Gewiſſenhaftigkeit und Hingebung haben angelegen ſein laſſen. Wir werden ihren umgeſtaltenden Arbeiten auch da unſere Anerkennung nicht verſagen, wo wir uns mit den von ihnen getroffenen Einrichtungen nicht einverſtanden erklären können.

Aus der den Gemeindeſchulen ertheilten Organiſation heben wir als die wichtigſten Punkte folgende hervor.

In den Schulen ſollte nur weniges, dieſes wenige aber vollſtändig, gründlich und nach einer erfahrungsgemäß zweckmäßigen Methode gelehrt werden. Über der Entwicklung und Übung der Geiſteskräfte ſollte die Gewöhnung an Zucht, Ordnungsliebe, Sittſamkeit und regelmäßige Thätigkeit nicht außer Acht gelaſſen werden.

Die Unterrichtszeit wurde in den Unterklaſſen der Knabenſchulen auf 26, in den Oberklaſſen auf 28 Stunden wöchentlich erhöht und der Beſuch aller Stunden für ſämmtliche Schüler verbindlich gemacht. Die Schulſtunden fielen auf Vormittag von 8—11 und Nachmittag von 1—3 Uhr. Die Schulferien

dauerten im Ganzen 4 Wochen; davon fielen 14 Tage hintereinander auf die Hundstage im Sommer; die übrigen Ferientage, mit Ausnahme dreier Tage zur Faſtnachtszeit, waren vereinzelte ganze oder halbe Tage.

Die in die Gemeindeſchulen eintretenden Knaben ſollten das fünfte Altersjahr zurückgelegt haben. Der Kurs war für die ſpäter ins Gymnaſium übertretenden Schüler auf zwei, für die übrigen Schüler auf drei Jahre berechnet.

Unter den Unterrichtsgegenſtänden finden wir außer den Elementarfächern des Leſens, Schreibens und Rechnens in der Oberklaſſe die Elemente der deutſchen Sprachlehre, ja ſogar die Paradigmata und Konjugationen der lateiniſchen Sprache als Einleitung zum Sprachunterrichte aufgezählt, eine Forderung, die indeſſen in ihrem ganzen Umfange unmöglich lange durchzuführen war. Doch erinnert ſich der Schreiber dieſer Zeilen aus ſeiner Jugendzeit, daß noch ums Jahr 1833 und 1834 in der obern Klaſſe der Gemeindeſchule am Steinenberg die lateiniſche Deklination durchgenommen und daß einmal ein Schüler geſtraft wurde, der das Adjektiv omnis, omne nicht dekliniren konnte.

Von obligatoriſchen Lehrmitteln ſollte zunächſt eine Fibel und ein deutſches Leſebuch ausgearbeitet werden. Die Ausarbeitung des letztern wurde Rektor Hanhart übertragen, zog ſich aber durch mehrere Jahre hin und gab wegen des Koſtenpunktes Anlaß zu vielfachen Erörterungen. Dem deutſchen Leſebuche ſollten einige Bogen für die deutſche und lateiniſche Grammatik angeheftet werden.

Unter den obligatoriſchen Lehrmitteln wird beſonders die Peſtalozziſche Einheitstabelle hervorgehoben.

Den Lehrern wird die regelmäßige Führung von Abſenzenliſten und die Aufzeichnung von Noten für Fleiß und Betragen

zur Pflicht gemacht. Besonders strafbare Vergehen sollten ungesäumt dem Gemeindepfarrer zur Anzeige gebracht werden.

In Gegenwart der Gemeindegeistlichen und der Mitglieder der Schulinspektion sollte alle Halbjahre eine Schulprüfung abgehalten werden. Bei der alljährlich vorzunehmenden Beförderung aus der untern in die höhere Klasse, sowie bei der Entlassung aus der Schule sollte nicht auf das Alter, sondern auf den Fleiß und die Fähigkeit der Schüler Rücksicht genommen werden.

Statt des bisher alle Quartale, frohnfastenlich, bezahlten „Schullohnes" wurde ein monatliches Schulgeld von 6 Batzen für die Schüler der untern, von $7^1/_2$ Batzen für die der obern Klasse eingeführt und zugleich die Verfügung getroffen, daß damit die bisher üblichen Geschenke an die Lehrer zum Namenstag, zur Messe und zum neuen Jahr gänzlich abgestellt sein sollten. Damit im Zusammenhange stand die Regelung der Besoldung der Lehrer überhaupt. Es hatte bisher darin je nach den einzelnen Gemeinden und je nach der Schülerzahl eine solche Ungleichheit geherrscht, daß dadurch Anlaß zu beständiger Unzufriedenheit und zu scheelsüchtigen Vergleichungen geboten war. Auch stand je nach dem Preise von Korn und Wein, welche Naturalgaben dem Lehrer nach einem Durchschnittswerthe als ein Theil der Besoldung angerechnet wurden, in dem einen Jahre das Einkommen höher oder geringer als in einem andern, was ebenfalls Anlaß zu beständigen Klagen bot. Deshalb wurde die in Naturalgaben, beziehungsweise deren Werth bestehende Besoldung aufgehoben und dem Lehrer ein Fixum vom Staate ausgesetzt, das für den Oberlehrer auf 600 Fr., für den Unterlehrer auf 500 Fr. festgesetzt war. Daneben bezog der Lehrer das Schulgeld und hatte freie Wohnung oder in deren Ermanglung eine Entschädigung

von Fr. 80 bis 100. Das Einkommen der Lehrer betrug, die Entschädigung für Wohnung abgerechnet, Fr. 1000 bis 1200. Dazu kam dann noch das zur Wohnung gehörende Holz.

Eine Hauptaufgabe blieb außer dem allem die Anstellung tüchtiger Lehrer. Die Entlassung der ältern Lehrer zog sich bis ins Jahr 1821 hinaus. An ihre Stelle traten jüngere, strebsame Männer, welche die Schulen bald auf einen gedeihlichern Stand zu bringen verstanden, und die zum Theil bis in die neuere Zeit im Segen an unsern Schulen gewirkt haben. Hand in Hand damit gieng die Erstellung neuer Schulgebäude, zu St. Peter, am Steinenberg und im Luftgäßchen. Wenn auch diese Schulhäuser keineswegs als Musterbauten gelten konnten, sondern wenn sie in vielen und wichtigen Stücken den Stempel einer allzuweit getriebenen Sparsamkeit an sich trugen, so war doch durch den Bau der neuen Schullokalien den frühern gegenüber ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht worden.

Nachdem die Knabenschulen soweit geordnet waren, schritt man zur Reorganisation der Mädchenschulen. Erwünschten Anlaß zu deren Umgestaltung bot die im Jahre 1821 erfolgte Berufung des Oberlehrers zu Barfüßern zum Pfarrer nach Kleinhüningen. Als Grundsatz wurde für die neuen Mädchenschulen die Anstellung eines tüchtigen Lehrers, ferner die Aufnahme des Unterrichts in den Handarbeiten und damit die Anstellung einer gebildeten Lehrerin aufgestellt. Jede Mädchenschule sollte 2 Klassen, eine untere und eine obere, enthalten. Lehrer und Lehrerin sollten sich in den Unterricht dergestalt theilen, daß der Lehrer des Vormittags von 8—11 in der obern, des Nachmittags von 1—4 Uhr in der untern Klasse, die Lehrerin ihrerseits Vormittags in der untern, Nachmittags in der obern Klasse beschäftigt sei. Dadurch erhielt der Lehrer 33, die Lehrerin 31 Stunden wöchentlich, die Schul-

kinder aber ebenfalls 33, darunter nicht weniger als 16 (beziehungsweise 15) Arbeitsstunden, was bei aller Hochachtung gegenüber diesem Theil des Mädchenunterrichtes des Guten doch etwas zu viel war. Die fixe Besoldung des Lehrers wurde auf Fr. 800, die der Lehrerin auf Fr. 300 angesetzt; das Schulgeld der Kinder, worein sich Lehrer und Lehrerin theilen sollten, auf 4½ Batzen in der untern, 5½ Batzen in der obern Klasse. Der Lehrer wurde somit im Einkommen dem Oberlehrer an der Knabenschule gleichgestellt.

Dies die bedeutendsten Änderungen. Es wurde die Errichtung von vier Mädchen-Gemeindeschulen in Aussicht genommen; vorläufig kamen jedoch nur drei zur Ausführung, die zu St. Peter, am Steinenberg und in Kleinbasel. Zu St. Peter und am Steinenberg wurden gemeinschaftlich mit den Knabenschulen neue Gebäude errichtet, in Kleinbasel ein Schulhaus (jetzt Rheingasse Nr. 86) gekauft. Die Errichtung einer weitern Mädchenschule beim Münster fällt in eine spätere Periode; ebenso die im Reorganisationsplan in Aussicht genommene Erweiterung der Mädchengemeindeschule um eine sogen. Realabtheilung. Mit der Erwerbung der neuen Schullokalien geschah gleichzeitig die Anstellung von strebsamen, tüchtigen, für ihren Beruf begeisterten Lehrern und von Lehrerinnen. Mit ihnen zog ein neuer Geist in die bisher verwahrlosten Mädchenschulen ein, und dieselben nahmen einen bisher ungeahnten Aufschwung.

Freilich war damals nicht jedermann in Basel geneigt, diesen Aufschwung, den das gesammte Schulwesen nahm, zu würdigen und das Gute an allen diesen Neuerungen anzuerkennen. Der Burger, dem gegen alles Ungewohnte und Fremde eher eine passive und abweisende Haltung einzunehmen zur andern Natur geworden war, betrachtete alle die mit der Umgestaltung des Schulwesens verbundenen Änderungen mit keineswegs freund-

lichen und wohlwollenden Blicken. Es ist uns hierüber das Urtheil eines solchen Mannes in den handschriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, welche in zwei großen Folianten Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Ende des vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts enthalten. Diese Aufzeichnungen rühren von Magister Heinrich Munzinger her, einem Manne, der sich wohl zwanzigmal um eine freigewordene Schulstelle in der Stadt beworben, die Gunst des Looses aber niemals erfahren hatte. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte er in seiner Wohnung am Spitalsprung (jetzt Münsterberg Nr. 4 und 6) eine Privatschule für Knaben bemittelter Eltern errichtet und ließ im Gefühle einer behaglichen, sorgenfreien Existenz die großen und kleinen Zeitereignisse und Weltbegebenheiten an sich vorüberziehen, sie hie und da mit scharfen satirischen Bemerkungen begleitend. Natürlich ziehen die Veränderungen im Schulwesen seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und er läßt seinem bitteren Sarkasmus mit Vorliebe auf diesem Gebiete freien Lauf. Er ist froh, daß er sich nicht von Erziehungsräthen, Pfarrern und „Hauharten" braucht herumhudeln zu lassen. Besonders schlecht zu sprechen ist er auf die ausländischen Professoren und auf die neu angestellten Schulmeister („Lehrer wollt' ich sagen, denn Meister gibt's jetzt keine mehr; die Erziehungsräthe sind allein Meister über Buben und Lehrer"). Als eine kleine Probe von seiner Anschauung der pädagogischen Neuerungen möge folgender Abschnitt dienen: „Anno 1821 wurden die Hauptmauern der Knaben- und Mädchenschulen am neuen Steinenberg und die der Münsterschule am Luftgäßchen aufgeführt. Der Platz von allen drei neuen Schulhäusern war vorher Gartengeländ. Möchten nur jetzt die lebendigen, jungen Pflanzen so gut gedeihen, wie vorher Grüns, Peterli und Körbelkraut! Doch wie viel Großes und

Herrliches läßt ſich nicht von der Regeneration unſerer Univerſität und unſeres Schulweſens erwarten! Man giebt ſich alle Mühe, beides in Flor zu bringen. Da werden fremde Meiſter und Geſellen von nah und fern verſchrieben: die alten Profeſſoren werden abgedankt, und Deutſche ſtatt Schweizern lehren jetzt die vaterländiſche Geſchichte und das ſchweizeriſche Staatsrecht. Statt der abgedankten Magiſter haben wir jetzund zu Jugendlehrern Modelſtecher, Nadler und Häftlimacher, Sattler, abgedankte Soldaten und Ehren-Kantonsbürger; die müſſen alle nach dem Takt der Peſtalozzi'ſchen oder peſtilenziſchen Pfeife tanzen. Man darf da nur am Schnürchen ziehen, ſo geht's wie bei den Drathpuppen, alles ohne Stockprügel und Ohrfeigen."

So wurde die Sache damals beurtheilt. Heute aber dürfen wir mit freudiger Genugthuung darauf hinweiſen, daß Baſel es war, welches zuerſt in der Schweiz mit der Umgeſtaltung und Verbeſſerung des Schulweſens im ganzen Umfange ſeines Kantons allen Miteidgenoſſen mit gutem Beiſpiel vorangegangen iſt. Haben doch ſelbſt ſpätere Gegner den Anſtrengungen für die Hebung des Schulweſens, welche in unſerm Kanton in den der unglückſeligen Trennung vorangehenden beiden Jahrzehnten ſind gemacht worden, ihre Anerkennung nicht verſagen können, und nur die durch die Leidenſchaft verblendete Parteilichkeit einer politiſch aufgeregten Zeit, der die Unbefangenheit des Urtheils abhanden gekommen, hat es verſucht, die ſchönen Neugeſtaltungen jener Tage zu verkleinern und zu bemängeln.

Wenn aber heute unſer Schulweſen auf einer Stufe ſteht, daß es ſich getroſt mit demjenigen jedes andern Schweizerkantons darf vergleichen laſſen; wenn gegenwärtig die bedeutendſten Ausgaben unſeres kleinen Gemeinweſens dem Erzie-

hungswesen zu Gute kommen; wenn wir endlich mit Freude und Dank auf die Entwicklung unserer Schuleinrichtungen hinblicken, welche in mehrfacher Hinsicht auch für weitere Kreise als mustergiltig dastehen, dann geziemt es sich, dem Gefühl der Dankbarkeit den Männern gegenüber Ausdruck zu geben, welche den Boden für diese Schöpfung geebnet und es möglich gemacht haben, daß in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume der Schritt von höchst unbefriedigenden zu den gegenwärtigen Zuständen hat können gethan werden.

Lieder aus dem Nachlaſſe von Albert Brenner.

(1833—1861.)

Sehnſucht.

Eine Sehnſucht nach der Ferne
Treibt mich aus
Dem Vaterhaus
In die weite Welt hinaus.

Wer kann dieſe Sehnſucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt,
Immer wird ſie mich begleiten;
Aber nie wird ſie geſtillt.

In das Freie möcht ich fliehen;
Doch die Pflicht
Läßt mich nicht
Aus der Finſterniß ans Licht.

Seh' ich dort die Alpenzinken
Schauend nach dem Süden hin,
Scheinen ſie mir zuzuwinken,
Über ſie hinaus zu fliehn.

Nach den Alpen möcht ich wandern,
Ach ich ſehn'
Mich, zu gehn
Hin nach jenen grauen Höhn.

Blick' ich auf zum Sternenhimmel,
Forſchend der Planeten Lauf
Reißts mich aus dem Erdgetümmel
In die beſſ're Welt hinauf.

Zu den Sternen möcht ich fliegen,
Aber ach!
Denk ich nach,
Fühle ich mich viel zu ſchwach.

Wer kann dieſe Sehnſucht deuten,
Die mein Herz mit Gram erfüllt?
Immer wird ſie mich begleiten,
Aber nie wird ſie geſtillt.

Abendlied.

O ſenke Nacht dich nieder
Auf meine müden Glieder,
Und decke du
Den Kummer zu
Mit Fittigen der Liebe,
Auf daß ich neu
Des Lichts mich freu,
Und mich im Glauben übe.

Eigenthumsrecht eines armen Kindes.

Ach, ich gehör' gar Vielen
Und wenig nur iſt mein,
Die Hoſen ſind dem Bruder,
Das Hemd dem Schweſterlein.

Und dieſe großen Schuhe,
Die hat mir der Pfarrer geliehn;
Damit ich jeden Sonntag
Kann gehn zur Kirche hin.

Und meine Arm' und Beine
Der lieben Mutter ſind,
Das Brot ich ihr verdiene
Als ein gehorſam Kind.

Mein Herz gehört dem Heiland
Und auch dem lieben Gott;
Das nimmt er in den Himmel,
Wenn ich einmal bin todt.

Diſſonanzen.

Diſſonanzen will ich ſpielen,
Will ich hören, will ich fühlen,
Denn das All in ſeinem Glanz
Iſt die größte Diſſonanz.

Diſſonanzen ſind die Chöre
Unzählbarer Sternenheere;
Diſſonanzenharmonie
Iſt des Lebens Harmonie;

Und vor Allem du, mein Herz,
Voller Luſt und voller Schmerz,
Biſt, ſo lang der Leib dich bindet,
Nur ein Mißklang, der empfindet!

Aprilenſonne.

Aprilenſonne,
Bringſt wenig Wonne
Fürs ſehnend Herz;
Durch Wolkenſpalten
Schickſt du die kalten
Scheinſtrahlen erdwärts.

Die falſchen Strahlen
Wollen roſig malen
Das weiße Gefild,
Doch bald iſt wieder
Der bleiche Flieder
In Wolken gehüllt.

Und immer trüber
Zieht ſich herüber
Ein graues Gewölk;
Streut weiße Flocken;
Des Frühlings Glocken
Sind bald wieder welk.

Das iſt ein Streiten
Der Jahreszeiten,
Ein mächtiger Krieg,
Doch bald wird bringen
Der Lerche Singen
Des Frühlings Sieg.

Frühlingsmorgen.

Wenn hell die Glocken klingen
Am Sonntag Morgen früh,
So möcht' ich gerne ſingen
Die alte Melodie.

Das Lied, das ich geſungen
In frühſter Kinderzeit,
Das lieblich mir geklungen
In Schmerzen und in Freud,

Das Lied, das ich gelernet
Auf meiner Mutter Schooß,
Das ſich von mir entfernet,
Seit ich geworden groß.

Doch ach s'iſt mir entfallen,
Das macht mir viel Verdruß;
Ach, ich kann nicht mehr lallen,
Weil ich jetzt reden muß.

Viel andre Lieder haben,
Kaum weiß ich ſelber wie,
Mir unter Schutt begraben
Die alte Melodie.

O bringe Frühling wieder,
Was Winter mir verſchneit:
Die Weiſen und die Lieder
Aus meiner Kinderzeit.

Die ſieben Schwaben.

Die feinen klugen Herren im ganzen deutſchen Land
Verachten und verſpotten den ſchwäbiſchen Verſtand,
Weil ſie ſchon in der Wiege der tiefſten Weisheit voll,
Die erſt mit vierzig Jahren den Schwaben wachſen ſoll.

Und viel Geſchichten gehen im Volk von Mund zu Mund,
Die machen klar und deutlich der Schwaben Dummheit kund,
So hab' ein Haſe ſieben in ſchnöde Furcht gejagt,
Die gegen einen Drachen ſich auf den Marſch gewagt.

Wohl kenn' ich ſieben Schwaben, die jeder Deutſche kennt,
Die jeder ächte Deutſche nur mit Begeiſtrung nennt,
Da heißt's: „Ihr, ihr dort außen die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann und Helden gebar das Schwabenland."

Der erſte von den ſieben, der hat die Drachenbrut
Bekämpft, bis er ertrunken in Salephs Waſſerflut;
Im Frieden mild und gütig, im Kriege fürchterlich:
Der alte Barbaroſſa, der Kaiſer Friederich.

Der zweite, Friedrichs Enkel, erlag, ein Jüngling noch,
Der Drachenbrut, zerſchmettert von dem Tyrannenjoch,
Vom Henkerbeil getroffen, ſank er enthauptet hin,
Der letzte Hohenſtaufe, der Schwabe Konradin.

Der Dritt, ein alter Degen, ein Recke, kampferprobt,
Dem hat im eignen Lande der alte Drach getobt,
Er ſchlug aufs Haupt den Böſen, nach ächter Schwabenart —
Graf Eberhart der Greiner, der alte Rauſchebart.

Der vierte war kein Krieger, er war ein Sängerheld,
Und rückte fromm begeiſtert mit ſeiner Muſ' ins Feld,
Schwang widern Feind die Leier, die gab ſo hellen Klang,
Das iſt der Friedrich Schiller, der König im Geſang.

Der Fünfte ſtritt als Denker und Dichter gegen Spott,
Unglauben, Wahn und Lüge zur Ehre ſeinem Gott,
Unüberwunden ſteht er im alten Kampf noch heut,
Es iſt Juſtinus Kerner, der Geiſtern ſelbſt gebeut.

Der Sechſte gab uns wieder das alte Sagenbuch,
Den Feind des Sangs verfluchte der mit des Sängers Fluch,
S'iſt Uhland, der erneute den alten Volksgeſang,
Daß wieder hell vom Staufen die Ritterharfe klang.

Der Siebente, der Jüngſte, ward uns hinweggerafft,
Nachdem er lang geſungen mit Männermuth und Kraft,
Er blieb ein treuer Kämpfer bis an ſein ſtilles Grab,
Und bis auf ſeinen Namen war er ein frommer Schwab.

Dieß ſind die ſieben Schwaben, die haben alleſammt
Die Drachenbrut befehdet, von heilgem Muth entflammt,
Um ihre Schläfe windet ſich grün ein Lorbeerkranz,
Sie ſtrahlen unvergänglich im ew'gen Ruhmesglanz.

Zuverſicht.

So lang noch Wahrheit reimt auf Klarheit,
Auf Liebe Triebe; Krieg auf Sieg,
Zwei Silben man für drei darf zählen,
Trochäen ſtatt Spondeen wählen,
Wird es in Deutſchland nicht an Dichtern fehlen.

Ein Lied.

Da hab' ich jüngſt ein Lied erdacht,
Und wie ich wollte ſchreiben,
Da hat es ſich davon gemacht
Und wollt' im Kopf nicht bleiben;
Es iſt dahin
Aus Geiſt und Sinn,
Deß freu ich mich
Herzinniglich,
Kein Bär kann ſich dran reiben.

Rath für Jeden aus dem ff.

Wer Dichter werden will, der nehme
Ein Lexikon herfür,
Und ſuch' die allerfremdſten Wörter
Und ſchreib' ſie auf Papier.
Die, welche reimen, an das End,
Die andern nach Belieben,
Dann muß er ſich drei Stunden lang
Im Silbenzählen üben.
Man ſetze an die linke Hand
Den Zeigeſtock der rechten,
Und thue nach der Verſe Takt
Mit ſeinen Fingern fechten.
So wird man ohne Witz und Geiſt
Wenn auch kein ganzer Göthe,
Doch ein Genie moderner Art,
Ein claſſiſcher Poete.

O du Frühlingszeit, o du Frühlingszeit,
Wie biſt du doch ſo wunderſchön,
Wenn vom Schnee befreit, wenn vom Schnee befreit,
Erglänzen Thal und Höhn;
Wenn der Veilchenduft
Aus der Erde dringt,
Und in blauer Luft
Hoch die Lerche ſingt.

O du Sommerszeit, o du Sommerszeit,
Wie biſt du doch ſo wunderhold,
Wenn die Erde weit, wenn die Erde weit
Voll Sonnengold;

Wenn die Schattenpracht
In den Wald entlockt;
In der Mondennacht
Luſt und Lieb frohlockt.

O du Herbſteszeit, o du Herbſteszeit,
Wie biſt du doch ſo wunderbar,
Wenn der Tanz ſich reiht
An den Weinaltar.
Wenn der Fülle Born
In die Tonne quillt,
Und das Jägerhorn
Luſtig ſcheucht das Wild.

O du Winterszeit, o du Winterszeit,
Wie mein Herz nach dir verlangt,
Wenn im weißen Kleid, wenn im weißen Kleid
Rings die Erde prangt;
Wenn im Eiscryſtall
Sich die Sonne malt,
Und das weite All
Diamanten ſtrahlt.

O hätt ich Gold und Perlen
Und blumiges Edelgeſtein,
Ich ſchüttete Alles zu Füßen
Mein Liebchen dir allein.

Könnt ich dir Kronen geben
Und Königsglanz zumal,
Könnt ich zum Kranz dir winden
Die Sterne ohne Zahl.

Du biſt zu ſchön, ich könnte
Dich ſchmücken ſchöner nicht,
Du würdeſt die Sterne verdunkeln
Mit deiner Augen Licht.

Die Perlen ſie müßten ſich ſchämen
An deinem Buſen von Schnee,
Laß lieber die Perlen ſchlummern
Tief unten im blauen See.

So ſchick ich dir nur Blumen,
Wenn du ans Herz ſie drückſt,
Wenn du die dunkeln Locken
Mit rothen Roſen ſchmückſt.

Was ich gewußt ſchon lange,
Sieht dann die Welt im Nu;
Daß von den Schönſten Allen
Die Allerſchönſte — Du.

Der 3. August 1833.

(Aufzeichnungen eines Augenzeugen.)*

Der 3. August wird in den schweizerischen Annalen und ganz besonders in der Geschichte Basel's eine bedeutende Stelle einnehmen, weshalb ich keinen Anstand nehme, seiner hier zu gedenken, und zwar besonders in Beziehung meiner selbst, da mir die Ehre zu Theil wurde, in den Reihen der städtischen Kämpfer an jenem Tage mitzukämpfen.

Hinsichtlich dessen, was diesem Tage vorausgegangen und auch die Veranlassung dazu war — nämlich der Angriff auf treu gebliebene Gemeinden im obern Kanton — verweise ich auf die Geschichte. Ich meinerseits theilte vollkommen diejenige

* Die nachstehende Schilderung des unheilvollen Tages, seit welchem nun bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist, stammt von Herrn Rudolf Hauser-Oser (geboren den 24. Jan. 1801, gestorben den 8. Jan. 1883) und wurde von demselben unter dem frischen Eindruck der Erlebnisse in seine Hauschronik eingeschrieben. Was über diesen Mann nach seinem Tode von berufenster Seite in der „Allg. Schweizer Zeitung" ausgesagt worden ist, er sei „ein ächter Basler Bürger im besten Sinne des Wortes" gewesen, das wird durch den Ton seines Berichtes über den dritten August in überzeugender Weise bestätigt. Die gegenwärtige Veröffentlichung aber, an welche der Verfasser natürlich von Ferne nicht gedacht hat, dürfte gerade wegen der allseitigen Unmittelbarkeit der darin enthaltenen Erzählung in erhöhtem Maße gerechtfertigt erscheinen. B. R.

Anſicht, daß es Pflicht ſei, das gegebene Wort (den zu der rechtmäßigen Regierung haltenden Gemeinden, wenn es nöthig ſein ſollte, zu Hülfe zu kommen) zu löſen, und verbrachte demnach auch einen Theil des Abends des 2. Auguſt mit Zurüſtung meiner Waffen, Munition ꝛc. um, wenn die Trommel ertönen ſollte, gleich bei der Hand zu ſein; und damit der Körper die bei einem zu erwartenden ſtarken Marſche und Kampfe erforderlichen Kräfte nicht verſage, legte ich mich frühzeitig ſchlafen.

Samſtag Morgens um 3 Uhr den 3. Auguſt wurde denn wirklich Generalmarſch geſchlagen; die Gefühle, welche dieſe Trommeltöne erweckten, zu beſchreiben, wäre unmöglich; hier meine Frau und zwei Kinder, die ich vielleicht zum letztenmale an mein Herz drücken, nie wieder ſehen oder vielleicht nur als Verſtümmelter wieder ſehen ſollte, ſo daß das Elend nur größer wäre; dort die Pflicht, dem Ruf der Regierung zu folgen und den von zügelloſem Volke bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Doch hier blieb keine Wahl, — die Anſprüche des Vaterlandes ſind größer, heiliger als die von Weib und Kind; wenn jenes ruft, ſo bleiben dieſe Gott empfohlen, der ſtets ein treuer Beſchützer der Wittwen und Waiſen iſt. So tröſtete ich mich ſelbſt, meine Frau und mein älteres Töchterlein, küßte noch einmal den Säugling in der Wiege und riß mich in Gottes Namen von ihnen los, dem Sammelplatze unſerer Schützen-Compagnie im Steinenkloſter zueilend, wo wir bald bis an wenige Ausnahmen verſammelt waren. Mögen wohl die Meiſten unter uns mit ähnlichen Gefühlen hingeeilt ſein, denn die Stimmung war ernſt, ja ernſter als bei allen frühern Auszügen, und wenn auch einige darunter durch unzeitige Aeußerungen ſich Luft machten, ſah man es ihnen doch gar zu gut an, daß auch ſie gar wohl fühlten, daß dieſer Tag ent-

ſcheidend und ernſt ſein werde. Männlich und ernſt wurde auch deßhalb die Sache behandelt, es fand der Mann ſich bei dem Manne wieder, und die Schützen, die in allen frühern Gefechten rühmlichſt vorangeeilt, ſtanden muthig entſchloſſen bereit, die Gefahren mit ihren Brüdern zu theilen, ſelbſt ſolche, die körperlicher Beſchaffenheit wegen vom Dienſte befreit geweſen (namentlich der wackere Schützenmeiſter Benedict Saraſin), wollten nicht zurück bleiben. Da es einige Stunden dauerte, bis zum Aufbruch commandirt wurde, ſo wurde dieſe Zeit benutzt, noch etwas Warmes zu genießen, und die es gethan, werden gewiß ſpäter froh darüber geweſen ſein. Mittlerweile ertönte von der nahe gelegenen Caſerne der Standestruppen ein lautes Jauchzen und Vivat-Geſchrei, und auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete man mir, daß dieſe Leute noch mit Branntwein regalirt würden; ich konnte mich da des Gedankens nicht erwehren, daß unſere Vorväter ſich auf eine ganz andere Weiſe zum Kampfe vorbereiteten, und ahnete nichts Gutes von dieſen ſonſt tapferen, aber jetzt mit ſolchem Geiſte beſeelten Soldaten, von denen auch mancher nicht wieder kehrte.

Nach langem Warten wurde endlich um 6 Uhr aufgebrochen und zum Aeſchen-Thor hinausmarſchirt. Vor dem Thore zogen die Standestruppen mit dem Contingent und 4 Sechspfündern und 2 Haubitzen unter Anführung der Oberſten Viſcher und Burckhardt über die Birsbrücke der Hardt zu, wo ſie von einigen im Walde verſteckten Landſchäftlern mit Flintenſchüſſen empfangen wurden; durch unſere Vorwacht vertrieben, zogen jene ſich tiefer in den Wald hinein, und unſere kleine Armee von höchſtens 600 Mann auf der Straße rechts gegen Muttenz. Während dieſer Zeit rückte das Landwehr-Bataillon auf der geraden Straße gegen St. Jacob und Mönchenſtein mit unſern Scharfſchützen und einigen Kanonen vor; eine

Compagnie dieſes Bataillons nebſt 2 Vierpfündern, welchen ich mit 6 Schützen zugetheilt wurde, nahm auf dem Galgenrain, gegenüber dem Hardthügel ihre Stellung. Laſſen wir dieſe einſtweilen hier und folgen wir der angreifenden Colonne nach Muttenz. Die Colonne zog ſich, da in dieſem Dorfe alles ruhig war, und von da aus keinerlei Widerſtand ſtattfand, auf der Straße nach Pratteln; allein bei dem waldigen Vorſprung des Wartenberges wurde ſie von den Landſchäftler-Schützen, die ſich im Gebüſche verſteckt hatten, beunruhigt. Unſere Truppen zogen ſich links, dem Rande der Hardt zu und marſchirten ſo, auf der rechten Flanke durch die Jäger gedeckt, weiter, von dem fortwährenden Plänkeln dieſer Letztern, wobei Lieutenant Burtorf und einige Soldaten verwundet wurden, etwas aufgehalten.

Nachdem die Landſchäftler von unſern Flanqueurs auf die entlegenen Hügel und Waldungen vertrieben worden, rückte man gegen Pratteln an, wovor Halt gemacht wurde. Als die Vorhut in das Dorf einrückte, wurde aus einigen Häuſern auf dieſelbe geſchoſſen; dies brachte unſere Soldaten in Wuth, und nach Kriegsgebrauch zündeten ſie jene Häuſer an, welche dann die hochlodernde Flamme noch andern mittheilten, ſo daß 8—9 Häuſer ein Raub derſelben wurden. Dieſes Ereigniß konnte nur von böſen Folgen für unſere ſonſt ſo gerechte Sache ſein, denn gleichwie unſere Miliztruppen, welche an dergleichen Kriegsſcenen nicht gewöhnt waren und überhaupt den Landbewohnern nicht Zerſtörung, ſondern Frieden und Recht in einer geſetzlichen Regierung und Ordnung bringen wollten, dadurch beſtürzt wurden, geriethen die Landſchaftlichen in Wuth, welches ihre Führer trefflich zu nutzen wußten, um ſie zur Standhaftigkeit und zum Muthe anzufeuern. Durch einen, ich darf wohl ſagen unzeitigen, Halt, den unſer Anführer machen

ließ, fanden die Soldaten Muße, dem fatalen Ereigniſſe, das ſie ohnehin ſtets vor Augen hatten, nachzudenken, und ich bin überzeugt, mancher Feige fand bei andern für die Rückkehr Gehör, was bei raſchem Vordringen nicht geſchehen wäre.

Nach einſtündigem Raſt wurde endlich gegen die Hülſtenſchanze aufgebrochen, nachdem unſere Plänkler ſtets gegen das Oehrli beſchäftigt geweſen, den Feind zu verdrängen, der ſich auch mehr gegen Frenkendorf zog.

Die Garniſonstruppen halten ſich auf der Straße von Pratteln nach Frenkendorf rechts am Fuße der waldigen Hügel, während das Contingent und die Artillerie mehr links auf der Landſtraße nach den Wannenreben ziehen.

Die Standestruppen unter Anführung ihres wackern Oberſten Burckhardt dringen raſch vorwärts und es gelingt ihnen bald, den Feind aus der Hülſtenſchanze zu vertreiben und über den Hülſtengraben zu verdrängen; das Contingent und die Artillerie hingegen werden auf der Landſtraße durch die Landſchaftliche Artillerie, welche auf dem rechten Ufer der Ergolz eine Verſchanzung zwiſchen Augſt und Füllinsdorf inne hatte, begrüßt und aufgehalten. Man zog ſich ab der Straße links, um aus der Schußlinie der feindlichen Batterie zu kommen; und um dieſelbe zu demontieren, wurden unſere Kanonen bei der Griengrube am Wege, welcher von der Landſtraße nach Augſt führt, aufgefahren; dadurch daß die Landſchäftler ihre Schanze mit Schießſcharten verſehen, konnten ſie unſerer Artillerie, welche links der Schußlinie aufgeſtellt, nichts anhaben, während wir die Schanze mit unſern 6 Pfündern und Haubitzen frei beſtrichen.

Wenden wir uns wieder zur Landwehr. Während ſoeben Erzähltes alles vor ſich gieng, ſtellte Oberſt Weitnauer ſein Landwehrbataillon auf dem linken Birsufer beim Dreiſpitz auf, ſchob Vorpoſten nach St. Jacob und über die Birs nach der

dortigen Schanze, ſowie auch gegen Mönchenſtein, Reinach und auf das Bruderholz. Eine Landwehr-Compagnie mit Artillerie faßte beim Galgenrain Poſto, bei derſelben war ich, wie Anfangs erzählt, mit 6 Scharfſchützen; mehrere Stunden waren wir da, Patrouillen giengen und kamen, auch ich unternahm eine mit zwei von meiner Mannſchaft (Balthaſar Fiſcher und Benedict Saraſin) nach St. Jacob, mehr eigentlich um uns dort zu erfriſchen. Als wir da waren (9—10 Uhr Morgens), kam Rittmeiſter Forcart angeſprengt mit dem Befehl, daß die Scharfſchützen eilends aufbrechen und nach dem Kampfplatze ſo ſchnell wie möglich marſchiren ſollten, er ertheilte uns zugleich den Rath, die Landſtraße durch die Hardt zu wählen, indem der Weg hinter der Hardt und Muttenz durch die in dem Gebüſche des Wartenbergs verſteckten Landſchäftler ſehr unſicher gemacht ſei. Nachdem nun die Schützen zuſammen gezogen, in St. Jacob ein Pferd und Wagen, mit Stroh für allfällige Verwundete, einem Fäßchen Wein und Brod beladen, in Requiſition geſetzt, zogen wir, im ganzen 39 Mann ab. Gleich Anfangs der Hardt hörten wir den Piſtonknall eines Stutzers, wir ſahen uns nach dem Gebüſche um, hörten und ſahen aber weiter nichts und giengen weiter; ſpäter begegneten uns zwei Mann von denjenigen, welche zur Beſorgung von Verwundeten mit auszogen, ſie ſagten aus, daß feindliche Mannſchaft in den Gebüſchen der Hardt auflauerten, von welchen ſie auch gefangen genommen, aber wieder losgelaſſen worden. Wir nahmen unſere Maßregeln, blieben aber den ganzen Weg über unangefochten; mag es vielleicht daher kommen, daß, da wir keine Uniformen, ſondern nur grüne Kleider und Mützen trugen (den landſchaftlichen Schützen viel ähnlich), man uns für ſolche hielt. Bald ſahen wir den Rauch der eingeäſcherten Häuſer in Pratteln und mehr links denjenigen von einer furcht-

baren Kanonade; bei dem Hohen Raine angelangt, hörten wir das Einſchlagen der feindlichen 4Pfünder Kugeln. Hier zogen wir uns von der Landſtraße links dem Rain hin nach den Wannenreben; da ſtellte ſich uns das ganze Kriegstheater dar. Vor uns lagerten dem Raine entlang eine Menge Infanteriſten des Contingents, die ich beim erſten Anblick für Verwundete hielt; allein bald wurde ich gewahr, daß ſie ſich nur aus Mattigkeit oder andern Urſachen von dem Kampfplatz zurückgezogen hatten; denn unten am Raine hart am Fuße deſſelben war die Ambulance, wo ſoeben Verwundete verbunden und auf Wagen gebracht wurden.

Etwas weiter durch Gebüſch masquirt hielt Oberſt Viſcher mit der Artillerie, die eben noch damit beſchäftigt war, die feindliche Batterie zu beſchießen; rechts ab der Straße bei den Wannenreben ſtund das Infanterie-Contingent, Front gegen das Oehrli, während weiter hinaus bei der Hülſten-Schanze und bei der Griengrube am Hülſtengraben die Standestruppe focht. So ſtunden die Sachen, als wir Schützen anlangten; wir meldeten dem Oberſten Viſcher unſere Ankunft und ließen ihn bitten über uns zu verfügen, worauf er uns wiſſen ließ, daß, ſobald die feindliche Batterie zum Schweigen gebracht, man vorwärts marſchieren werde; mittlerweile möchten wir von unſerm ſchnellen Marſche ausruhen. Wir lagerten uns denn auch an den Rain hin, erlabten uns und Andere von dem mitgeführten Wein und Brod und ſahen den feindlichen Kanonenkugeln zu, welche, zu viel rechts abgeſchoſſen, auf dem zu unſern Füßen ſich ausdehnenden Felde die Aeſte von den Bäumen ſchlugen; einige Soldaten beluſtigten ſich die Kugeln einzuſammeln. Der Feind mußte ſein Fehlſchießen gewahren und verbeſſerte ſich, denn immer näher und näher flogen die Kugeln an uns heran, ſo daß endlich die Ambulance genöthigt war,

ſich am Fuße des Raines einen andern ſichern Platz zu ſuchen. Dieſes Spiel des Todes brachte mich auf ernſte Gedanken; jetzt ruh'ſt du noch mit geſunden Gliedern hier auf dem Raſen — bald vielleicht mit zerſchmetterten, oder wohl gar todt — was wird dann aus den lieben Meinigen werden —; ſtille empfahl ich ſie und mich Gott, dem Allesſchützenden, und von dem Augenblicke an genoß ich eine Seelenruhe, eine männliche Feſtigkeit, mit der ich auch jeder nachherigen Gefahr ruhig und mit kalter Ueberlegung in's Auge ſehen konnte. Hauptmann Laubheim, der neben mir ſaß und mich, wie es ſcheint, beobachtet hatte, ſagte zu mir, „Sie ſind ſo ſtille, fehlt Ihnen etwas?“ — „Nein, Herr Hauptmann, ich war nur noch einmal Gatte und Vater, von jetzt an aber ſollen Sie nur den Krieger in mir ſehen“ — war meine Anwort. Ich ſtund auf, und im gleichen Augenblick kam der Befehl zum Vorrücken; die feindliche Artillerie war durch das wirkſame Feuer der unſrigen aus der Birchſchanze vertrieben worden, und es galt nun die Tapfern unter Oberſt Burckhardt zu unterſtützen, um dann vereint weiter gegen Lieſtal zu ziehen. Unſer rechter Flügel, welchen eben die Garniſonstruppen bildeten, hatte in der Zwiſchenzeit einen harten Stand; ihr Muth konnte durch nichts aufgehalten werden, mit Ungeſtüm drangen ſie vor, erſtürmten die Hülftenſchanze und wendeten ſich nun weiter rechts nach der zweiten Schanze, welche die Landſchäftler bei der Griengrube am Wege nach Frenkendorf aufgeworfen hatten. Die Feinde, wohl ahnend, daß hier der Schlüſſel zu Lieſtal ſei, vertheidigten dieſen Poſten hartnäckig, ſie rafften alle ihre Kräfte zuſammen; ſchon ſchwankten ſie — allein da ſie ſahen, daß die Standestruppe von den übrigen (welche, wie geſagt, durch das Feuer der Augſter- oder Birchſchanze aufgehalten) nicht unterſtützt wurde, und ſich dieſe zu weit vorgelaſſen, drangen ſie,

nachdem ſie von Lieſtal her einige hundert Mann Verſtärkung erhalten, von allen Seiten wieder vor, ſo daß die heldenmüthige Standestruppe einem dreifachen Feuer ausgeſetzt war, beſonders von hinten demjenigen von landſchaftlichen Schützen, welche ſich wieder in das Oehrli hinunter gewagt hatten. In demſelben Augenblick (gegen 1 Uhr Mittags) wurde denn auch bei uns zum allgemeinen Aufbruch geſchritten; eine Jäger- und unſere kleine Schützen-Compagnie marſchirten der Hülſtenſchanze zu; herwärts derſelben ſchwenkten wir rechts in das Feld, bildeten die Kettenlinie gegen das Oehrli und eröffneten das Feuer gegen die daſelbſt befindlichen Schützen. Schon im Hinweg ſtießen wir auf viele Verwundete, die ſich theils ſelbſt zurückſchleppten oder geführt und getragen wurden, unter Andern auch den Garniſons-Lieutenant Ed. Burckhardt, welcher ſchon 1832 bei Gelterkinden verwundet und damals gefangen nach Lieſtal geführt wurde. Der Frau eines Soldaten der Standestruppe, deren Sohn auch als Tambour zugegen war, und welche als Marketenterin mitgezogen, ſah ich mit Wohlgefallen zu; denn muthvoll holte ſie die Gefallenen aus den Reihen und brachte ſie zurück, des Kugelregens nicht achtend, wenn ſchon eine derſelben ihr den Kamm vom Kopfe geriſſen. Wie viele Kugeln nutzlos verſchoſſen wurden, bemerkte ich ebenfalls hier, denn viele der bei uns befindlichen Jäger ſchoſſen 40—50 vor ſich in den Boden, während ſie auf die einige Hundert Schritte von uns entfernten Landſchäftler ſchießen wollten. Sl. Ryhiner-Biſchoff und ich machten ſie darauf aufmerkſam und ſagten ihnen, höher zu zielen. Wir wollten eben dem Feind näher auf den Leib rücken, als man den Commandanten der Standestruppen Oberſtlieutenant Burckhardt, welcher am Fuß verwundet war, an uns vorüberführte; bald darauf hörte ich ſagen: „man geht zurück," und dieſes fatale

Wort gieng ſchnell von Mund zu Mund. Ich konnte es nicht faſſen, daß man jetzt im entſcheidenden Augenblick umkehren wollte und eine Sache, die ſich jeden Augenblick zu unſerm Vortheil entſcheiden konnte, aufgeben wolle; — ich ſah mich um und erblickte nicht weit von mir den Oberſten Viſcher, ich eilte zu ihm und ſagte ihm: „Herr Oberſt, man ſpricht da vornen vom Zurückgehen, dem wird ja doch nicht ſo ſein, — laſſen Sie uns doch mit friſchem Muthe angreifen, wir werden uns bald Bahn gemacht haben!" Seine Antwort lautete wörtlich alſo: „was wollen Sie machen? das Contingent der Infanterie hat ſich bereits geweigert, weiter zu marſchieren." — „So laſſen Sie uns in beſter Ordnung zurückkehren, denn wir haben den Rücken nicht mehr frei!" rief ich ihm noch zu und eilte mit betrübtem Herzen zu meiner Compagnie, denn mir ahnete nichts Gutes. Hauptmann Kündig, der ſeinen Oberſten Burckhardt erſetzen ſollte, hatte ſeinen Poſten verlaſſen und kam allein zurück; bald darauf ſahen wir auch auf unſerer Linken die Standestruppen vom Hülſtengraben mit Blut und Schweiß bedeckt, herankommen. Nun wurde die Retirade allgemein, — das Contingent (Schande ſeiner Feigheit bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen), ſtatt die Standestruppen, die nun ſchon mehrere Stunden im Feuer geſtanden, aufzunehmen, machte ſich zuerſt davon, ſo daß dieſe Braven, wie dieſen Morgen ſtets voran, jetzt auch den Rückzug decken mußten. Als die Landſchäftler unſern Rückzug bemerkten, erhoben ſie ein wildes Geſchrei; in dem Oehrli und den benachbarten Hügeln wurde alles lebendig, alles rannte Pratteln, deſſen Rebgelände und der Hardt zu, um uns hart in der Flanke zu nehmen und den Heimweg zu verſperren; auch die jenſeitige feindliche Artillerie, die ſich aus der Birchſchanze zurückgezogen hatte, regte ſich wieder und beſchoß aus einem

Wäldchen oberhalb genannter Schanze unſere Colonnen — traf aber nie, nur einmal, als gerade bei den Wannenreben Major Ryhiner ſeine Scharfſchützen wieder geſammelt, ſauste uns eine 4pfünder Kugel hart über den Köpfen weg und ſchlug hinter der Colonne ein, flog aber wieder über einen Theil derſelben links, ohne Schaden zu thun, ab.

Nun war auch unſere Schützen-Compagnie nicht mehr zu halten, ſie ſtieb auseinander und floh in der Mehrzahl dem Rain zu, wo wir am Morgen raſteten; erſtaunt ſo wenig Muth bei dieſen Leuten zu ſehen, blieben wir Wenige einen Augenblick ſtehen und berathſchlagten, was nun zu thun ſei. Wir giengen den Andern nach, riefen ihnen zu, doch nicht ſo zu eilen, allein als wir an den Rain kamen, ſahen wir die Meiſten unten über Feld und Wieſen mit vielen Infanteriſten dem rothen Hauſe zulaufen, ſie drängten ſich zu den Wagen von Verwundeten, welche den gleichen Weg fuhren, um demſelben ſcheinbar als Escorte zu dienen. — Ueberlaſſen wir ſie ihrem eigenen Gewiſſen, dieſe Schande zu verantworten!!! Ich zog oben dem Raine nach, ſchon flogen Flintenkugeln von den Pratteler Reben her an uns vorüber und verwundeten Einige — ein Wagen mit Verwundeten, deſſen Fuhrmann, ob aus Bosheit (es hieß, er ſei vom Lande) oder weil die Pferde von dem Ziſchen der Kugeln und dem furchtbaren Tumulte ſcheu geworden, zu weit an den Rain hinausfuhr, leerte um; die armen Verwundeten wurden aus dem Wagen geſchleudert — ich half denſelben wieder zurecht, ſie fuhren weiter. Bei dieſem Anlaß kam ich an den Fuß des Raines — da wäre ich freilich vor der Hand von den feindlichen Kugeln ſicher geweſen, allein ich ſchämte mich die Gefahren nicht mit den Braven zu theilen und ſtieg den Rain wieder hinan auf die Landſtraße. Auf unſerm Wagen, den wir von St. Jakob mitge-

nommen, und auf den ich hier wieder ſtieß, lagen drei Verwundete der Standestruppe und ein Adjutant-Unteroffizier des Contingents, der ſich für verwundet ausgab, aber wie ich nachher erfuhr, nur betrunken war; ich mahnte den Fuhrmann zu eilen, um nicht von den Feinden eingeholt zu werden, er that es, allein nie entrinnt der Menſch ſeinem Schickſal, wie wir ſpäter vernehmen werden.

Bei dem Hohen-Rain-Gut vorbei, erblickte man gegen der Hardt hin einige Truppen; zuerſt glaubte man, es ſei eine Vorwacht unſerer Landwehr, allein bald hieß es, es wäre Blarer mit den Birseckern, und ihre Kugeln, die ſie auf uns abfeuerten, ließen uns nicht lange im Zweifel. Unſere Truppen ermannten ſich bei Anblick des Feindes. — Vorwärts d'rauf zu! ſchrie man, die Vorderſten fällten das Gewehr, um ihn mit dem Bajonet zu begrüßen, allein die Elenden wollten nie wie Männer fechten, ſondern zogen ſich in das Gebüſch, um von da aus, Räubern ähnlich, auf uns zu ſchießen. Ich kannte keine Furcht mehr, lief über die Landſtraße hinüber, ſtellte mich auf circa 100 Schritte dem Gebüſche gegenüber im freien Felde auf und feuerte auf die Kerls, die ich hin und wieder im Gebüſche ſich bewegen ſah, tüchtig los — nur einer von der Schützen-Compagnie, der zum erſten Mal einem Gefecht beiwohnte (Bernoully-Werthemann, Apotheker) folgte meinem Beiſpiel. Nun ſchwirrten aber auch die Kugeln wie Mücken um mich her; doch zum Beweiſe, daß die Vorderſten nicht immer getroffen werden: ich blieb gewiß fünf Minuten lang an dieſer gefährlichen Stelle unverſehrt, während manche der an und über mir hinweg geflogenen Kugeln einen weiter hinter mir dem rothen Hauſe zueilenden Gefährten traf.

Meine Stellung wurde aber noch bedenklicher, da unſere den Pratteler Rain hinunter eilenden Soldaten ebenfalls auf

das Gebüſch ſchoßen, und ich ſomit zwiſchen zwei Feuer kam; ich rief Bernoully zu, ſich ebenfalls zurückzuziehen, und wir gewannen die Landſtraße. Da angelangt, ſehe ich den Artillerie-Major Wieland mit ſeinem Pferd ſtürzen; er liegt unter demſelben, wird von einigen Leuten hervorgeriſſen, ſteht auf und eilt weg. „Da geht er," ſagte ich zu einem neben mir ſtehenden Tambour der Artillerie, „und er denkt nicht daran, ſeine Piſtolen, die ihm wohl noch gute Dienſte leiſten könnten, mitzunehmen." Der Tambour geht zu dem hingeſtreckten Pferde, die Piſtolen zu nehmen, wie er aber den Deckel der Halfter anrührt, ſtreift eine Kugel ſo nahe, daß ich glaubte, ſie habe ihn berührt; er läßt den Deckel wieder fallen, ein anderer nimmt dann dem Pferde Zaum und Sattel ab, welches ihn reut, liegen zu laſſen; ob er damit in die Stadt gekommen, weiß ich nicht.

Jetzt gieng es den Berg hinunter, da treffe ich wieder unſern Wagen mit den Verwundeten und dem betrunkenen Adjutanten, welcher, da von der linken Flanke aus dem Hardtgebüſche Kugel auf Kugel folgte, den Fuhrmann zwang, von der Straße rechts abzulenken; als ob er ein paar Schritte mehr rechts in freier Wieſe ſicherer geweſen! Allein da er den tiefen Straßengraben paſſiren mußte, ſo ſchlug der Wagen um. Die Verwundeten ſchrieen um Hülfe, der Adjutant aber (der Elende!) ſteht auf und läuft davon; nebſt andern eilte ich zu Hülfe und half den Wagen zurecht machen und die Verwundeten wieder darauf thun, denen ſich ein Vierter, ein Kanonier, beigeſellte: der Arme glaubte ſich da geborgen und ahnte nicht, was ihm bald darauf bevor ſtund. Als der Fuhrmann wieder in die Straße eingelenkt, empfahl ich ihm wiederholt ſo ſchnell wie möglich zu fahren und nie mehr von der Straße abzulenken; im gleichen Augenblick erhält das Pferd einen

Schuß in den Leib, der daſſelbe zwar nicht am gehen hindert; die Wunde verſtopfte der Fuhrmann mit Papier. Er treibt ſein Pferd an, das bald darauf noch einen Schuß in den linken vordern Fuß bekommt und nun nur mühſam ſeine Laſt ziehen kann; „macht in Gottes Namen, daß Ihr vorwärts kommt, ſonſt ſeid Ihr verloren!“ rief ich dem Fuhrmann zu, und ſah mich nach Männern um, die nach dem Gebüſche dem Feinde auf den Leib gehen würden. Bei dem Scheidewege zwiſchen Augſt und Pratteln ſtoße ich auf den Artillerie-Hauptmann Stehlin; „ein böſer Tag“, redete er mich an — „ja, Hr. Hauptmann! aber laſſen Sie uns noch unſer Möglichſtes thun, laſſen Sie Ihre Piece einige Kartätſchen in jenes Gebüſch ſchleudern und wir werden Ruhe von dieſem Volke haben, das ſich nirgends zu zeigen wagt“, war meine Antwort. Hauptmann Stehlin verſicherte mich aber, daß bei der gänzlichen Auflöſung der Infanterie er es nicht wagen dürfe, abprotzen zu laſſen, aus Beſorgniß, ohne Unterſtützung ſeine Kanone, für die er denn doch verantwortlich, zu verlieren; — ja der Fahrknecht drohte ſogar, mit dem Protzwagen davon zu fahren, und Schlepptaue hatte man unglücklicher Weiſe zu Hauſe gelaſſen, da bei der Combination dieſes Feldzuges wahrſcheinlich nicht daran gedacht wurde, daß man ſie gebrauchen könnte. Ich wünſchte dieſem wackern Hauptmann, der ſchon viele ſeiner Leute verloren, ſelbſt den Wiſchſtock geführt, und den es ſchmerzte, daß alles ſo gegangen, glückliche Heimkehr, ſchoß, nur daß auch von unſerer Seite noch geſchoſſen wurde, nach dem Gebüſch, wo der Rauch der auf uns abgeſchoſſenen Gewehre uns die Stellung der Buſchmänner kund that.

Die Standestruppe, die beim Rückzug immer die Nachhut hatte, hielt bis dahin noch beſtmöglichſt zuſammen; allein die Braven, die ſtets und unaufhörlich im heftigſten Feuer ge-

weſen, konnten nicht das Unmögliche leiſten; jeden Augenblick wurde einer um den andern kampfunfähig, getroffen ſtürzten viele zuſammen oder ſchleppten ſich mühſam nach. Jetzt, da ſie ſahen, daß ſie allein ausharren ſollten, wurden ſie unwillig, und auch dieſe geübten Krieger, die bis dahin in guter Ordnung ſich zurückgezogen, brachen nun aus ihren Reihen; ihre Offiziere vermochten wenig mehr über ſie, ſo daß ſelbſt der kühne Muth des Lieutenant Wick, welcher ſich auf ein Pferd geſetzt, auf der linken Flanke hin und her ſprengend, oft gegen das Gebüſch und dann wieder gegen ſeine Leute anfeuernd und antreibend ſich wendend, es nicht mehr vermochte, dieſelben zum Stehen zu bringen. Es war ſelbſt nahe daran, daß einige von dieſen Soldaten in ihrem Unmuthe ſich gegen uns ſelbſt gekehrt hätten; „nie hätten wir geglaubt, daß die Baslerbürger uns im Stiche laſſen und uns ſo allein kämpfen ließen", riefen einige vor mir her gehende, tobend aus. „Ihr habt Unrecht, Kameraden!" rief ich ihnen zu, „euch ſo zu erzürnen; ich bin auch einer dieſer Bürger, und ihr ſeht, ich theile mit euch jede Gefahr; macht durch Unmuth das Unglück nicht noch größer, ſondern laßt uns feſt zuſammenhalten." Einer derſelben machte ſogar Miene, auf den Oberſten anzuſchlagen, und ich mußte ihm alles mögliche vorſtellen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

So kamen wir dem rothen Hauſe näher, allwo ich hoffte, daß es den Anführern gelingen würde, die Leute zum Stehen zu bringen und von da aus den Rückzug durch die Hardt in Ordnung zu bewerkſtelligen; allein die Feigſten gaben auch da das böſe Beiſpiel und rannten ohne Unterlaß dem Walde nach der Hardt zu. Nur dadurch, daß beim rothen Hauſe alles, was auf der obern Matte am Rhein marſchirte, ſich wieder auf die Straße ziehen mußte, entſtund ein kurzer

Halt; wir beim Nachtrabe waren noch immer den feindlichen Kugeln ausgeſetzt. Noch ehe wir das rothe Haus erreichten, erblickte ich mehrere Inſurgenten, die aus dem Gebüſche hervortraten und auf unſern mit den 4 Verwundeten beladenen, mühſam ſich fortſchleppenden Wagen losgingen. „Soldaten!" rief ich einigen der Standestruppe zu — „kommt zurück und laßt uns jenen Wagen retten, es liegen 3 der Euren darauf; fallen ſie den Inſurgenten, die ihr dort ſehet, in die Hände, ſo werden ſie ſchonungslos umgebracht!" aber ach! ſchon war jeder nur auf ſich ſelbſt bedacht; keiner wollte mit mir die Rettung wagen, nur zwei ſchoſſen ihre Gewehre gegen den Feind, aber ohne Erfolg, ab. „Großer Gott hilf mir dieſe armen Menſchen retten!" ſagte ich bei mir ſelbſt, nahm meine Büchſe, kniete nieder, theils um weniger bemerkt zu werden, theils um den linken Arm auf dem linken Bein aufzuſtützen und ſicherer zielen zu können. Triffſt du Einen, ſo werden ſich die Andern mit ihm beſchäftigen und der Wagen wird Zeit gewinnen, dachte ich, zielte bedachtſam kaltblütig, ſcharf auf die Bruſt eines jener Menſchen, ſchoß — und traf doch nicht. (Die Urſache davon mag wohl die geweſen ſein, daß, da ich nur auf circa 60 Schritte entfernt war, und unſere Büchſen auf den Kernſchuß von 200 Schritten eingeſchoſſen, ich überſchoſſen habe.) Nach dem Schuſſe ſtand ich auf, lud meinen Stutzer ſchnell wieder, um einen zweiten Schuß zu thun; allein die Inſurgenten, welche nun bis auf 8—10 angewachſen, bemerkten mich und ſchoſſen auf mich, ihre Kugeln aber pfiffen glücklich an mir vorüber; denn hätte mich eine getroffen, ich hätte nicht mehr entrinnen können und das Loos jener Unglücklichen auf dem Wagen getheilt, die nun wirklich angehalten, von dem Wagen ſteigen mußten und nachher ermordet wurden.

Es blieb mir nun nichts übrig, als an meine eigene

Sicherheit zu denken; denn als ich mich umſah, war ich weit hinter der Nachhut zurück, ſo daß ich befürchten mußte, abgeſchnitten zu werden, und eilte demnach zu ihnen zu kommen; erreichte ſie auch glücklich am rothen Hauſe. Hier hielt man ſich wie ſchon geſagt nicht auf, Einzelne blos erfriſchten ſich, und wie ich zu bemerken glaubte, ſuchten einige Verwundete hier ein Unterkommen, das aber denſelben zum Verderben gereichte; denn ſie wurden bald nachher von den Landſchäftlern aufgefunden und ermordet. Da das rothe Haus in ziemlicher Entfernung von dem Hardtgebüſche ſteht, ſo wurden wir hier wenig von dem Feinde beunruhigt, der nie in das freie Feld zu treten wagte; zwiſchen dem rothen Hauſe und dem ſogenannten äußern Hardthügel liegt die Waldung wieder mehr gegen die Landſtraße vor, und da begann dann wieder ein heftiges Feuer der daſelbſt auf uns lauernden Schützen von Muttenz ꝛc., die, in die Maſſe hineinſchießend, nicht leicht fehlen konnten. Unſere Leute zogen ſich wieder ab der Straße auf die Wieſe rechts, ich fand aber, daß man gerade da dem feindlichen Feuer am Meiſten ausgeſetzt ſei; indem die Landſchäftler nie uns entgegen zu treten wagten, ſondern hauptſächlich uns nachſchoſſen, ſo waren die dem Rheinufer ſich nähernden weit mehr ihrem Feuer blosgeſtellt als diejenigen, die ſich auf der linken Flanke hielten; ich blieb demnach auf der Straße und ſah Manchen auf der Wieſe getroffen ſtürzen. Hier ſtieß ich wieder auf den Artillerie-Major Wieland, welcher neben der Straße, rechts auf der Wieſe gieng; er ſchien mir ſehr niedergeſchlagen, was ich hauptſächlich ſeinem gehabten Unfall mit dem Pferde zuſchrieb; ich ſprach mit ihm, und kam nach abgebrochenem Geſpräch auf 2—3 Schritte ihm voraus, da höre ich plötzlich hinter mir etwas heftig zu Boden ſchmettern; ich wandte mich um — und er lag ausgeſtreckt, auf ſeinem An-

geſichte. „Gott! der Major!“ ſchrieen zugleich einige hinter ihm herkommende Kanoniere, und ſprangen gleichzeitig mit mir hinzu. Der arme Major wurde aufgehoben, allein ſein Kopf ſank tief in die Bruſt, Blut quoll heftig aus Naſe und Mund, ſeine Augen waren gebrochen, er war todt! — Eine Kugel drang ihm unter der linken Schulter hinein durch das Herz; und dem ſchweren Sturz zu Boden nach zu urtheilen, muß er völlig ſchon todt geweſen ſein, ehe er denſelben ganz erreichte. Ich muß geſtehen, daß dieſer Fall mich tief erſchütterte; wenn näher und ferner von mir ich manchen fallen ſah, ſo nahm ich es als nun einmal in des Kriegers unvermeidlichem Looſe liegend ſtandhaft auf; aber hier war nicht mehr der Kriegsmann, ſondern nur der gute Familienvater und ſeine jetzt ſo plötzlich verwaist gewordene Wittwe und Kinder vor meinen Augen, daß es aller Vernunft und Standhaftigkeit bedurfte, der Jammertöne ſich zu enthalten.

„Wir nehmen unſern Major, todt oder lebendig, mit,“ hieß es, und vier Mann hoben ihn auf, um ihn nach einem Wagen zu tragen, doch Kugel auf Kugel ziſchte und ſchlug ein, ſo daß bald zwei der Träger verwundet wurden; die beiden andern ſchleppten den Leichnam noch eine Strecke fort, doch bald wurde es ihnen zu mühſam, und da die Wagen ſchon zu weit entfernt waren, ſo hieß es: „laßt ihn in Gottes Namen liegen, er iſt ja todt, wir müſſen ja ſelbſt Verwundete zurücklaſſen“ — und ſo ließ man den guten Major liegen. Niemand konnte ſich Zeit nehmen, noch etwa Uhr, Epauletten oder dergleichen für ſeine Familie mitzunehmen; denn das Gebüſch zur Linken lag uns jetzt zu nahe, um nicht befürchten zu müſſen, bei nur kurzem Aufenthalte von den Inſurgenten gefangen zu werden; durch das Laden meines Stutzers aufgehalten, blieb ich ſtets in den hinterſten Reihen. Es wurde mit jedem Au-

genblicke furchtbarer; dichter ſchwirrten die Kugeln, jammernd flehten die Verwundeten, „nehmt uns mit, laßt uns nicht liegen“ — umſonſt! es war keine Möglichkeit, ſie mußten ihrem Schickſal überlaſſen bleiben. Zwiſchen dem rothen Hauſe und dem äußern Hardthügel verloren wir die meiſten Leute, die zwar bis auf Einige nur verwundet, aber von den nacheilenden Inſurgenten todtgeſchlagen wurden.

Ein großer Theil der Infanterie eilte nun der ſogenannten Au zu, wodurch ſie freilich dem Feinde aus dem Schuſſe kam; allein pflichtgetreu hätten dieſe Leute bei dem Hauptcorps bleiben ſollen, um im ſchlimmſten Falle (denn das ſchlimmſte hätte gerade jetzt im Defilé des Waldes geſchehen können) die Artillerie und die mit Verwundeten angefüllten Wagen zu unterſtützen. Ueberdies liefen dieſe nur an ihre eigene Rettung Denkenden große Gefahr; denn wer bürgte ihnen dafür, daß keine Landſchäftler auf der Rheinſeite des Waldes im Verſteck lauerten und an Zahl überlegen ſie angreifen und vernichten konnten?

Major Wieland's Fall mußte ſich ſchnell durch die Reihen verbreitet haben; denn noch unten am äußern Hardthügel ſtieß ich auf deſſen Schwager, den Cavallerie-Oberſten F. Landerer, welcher, ſchon weiter Voraus, wieder zurückkam, ſein Pferd am Zügel führend. „Wo iſt mein Schwager?“ redete er mich an. „Er liegt eine kleine Strecke weit von hier, aber er iſt leider todt,“ gab ich ihm zur Antwort. „Ich will zu ihm,“ erwiederte er. „Thun ſie das nicht, Herr Oberſt, Sie können dem Hrn. Major nichts mehr helfen, aber Sie laufen Gefahr von dem Feinde gefangen zu werden.“ „Thut nichts, ich will meinen Schwager ſehen,“ entgegnete er, nahm ſeinen Weg dahin, und ich, dieſes unnütze Wageſtück bedauernd, den meinigen den Truppen nach; denn es wurde immer gefährlicher und aber auch nutzloſer, zurück zu bleiben.

Ob Herr Oberſt Landerer bis zu ſeinem Schwager gelangt, weiß ich nicht, umgekehrt hatte er aber wieder, da er allen Berichten nach erſt im Walde verwundet und erſchlagen wurde.

Nun waren wir im eigentlichen Walde, wo ich auf einen ernſten Angriff gefaßt war und mir vorſtellte, daß wir uns eigentlich durchſchlagen müßten; die Landſchäftler hatten aber aus unſerm großen Fehler, die Hardt unbeſetzt zu laſſen, gar keinen Nutzen gezogen, ſondern begnügten ſich ein paar kleine Pappelbäume quer über die Straße zu legen, die leicht weggeräumt wurden. Die Rheinſeite war von denſelben gar nicht beſetzt, ſo daß ſie uns nur von der linken Flanke und im Rücken beunruhigten; dadurch aber daß die Bäume bis auf wenige Schritte an die Straße reichten, und die Buſch-Helden doch in reſpectabler Ferne bleiben wollten, ſo prallten viele Kugeln an den Bäumen an, wodurch unſer Marſch viel ſicherer als zwiſchen dem rothen Hauſe und der Hardt war. Auch ſchoſſen die Inſurgenten gewöhnlich zu hoch, ſo daß mehr die auf Pferden oder Wagen ſich befindenden getroffen wurden; am ſchlimmſten hatte es immer die Nachhut, um die ſich die Vorderen gar nicht bekümmerten, und wenn Einer durch eine Wunde am Gehen gehindert wurde, ſo war es um ihn geſchehen; das Geſchrei dieſer Unglücklichen: „nehmet mich mit — laßt mich um Gotteswillen nicht liegen,“ war herzzereißend.

Bis zu dem Landjägerhaus, das ungefähr in der Mitte des Waldes an der Landſtraße ſteht, hielt ich in den hinterſten Reihen aus; da ich aber ſah, daß alles Zureden, alle Ermahnungen ſich zu ordnen nichts helfen wollten, ſo wurde ich unwillig, und wenn ich bis dahin nur das gemeinſame Wohl im Auge hatte, ſo dachte ich nunmehr an mein eigenes. Du biſt auch Gatte und Vater, rief es in mir, und wo es dem

Gemeinſamen nichts mehr frommen kann, darfſt du dich nicht nutzlos opfern — ich warf meine Büchſe über die Schulter und drang durch die Menge vor. Auf die Artillerie ſtoßend, erblickte ich auf einem Caiſſon den Hauptmann Ronus, welcher in dem linken Schenkel verwundet, durch den vielen Blutverluſt ſchwach zu werden begann; ich hatte das Vergnügen ihm aus meiner Feldflaſche eine Stärkung zu reichen; wie ich ſie ihm gab, ſtreifte eine Kugel ſeinen Rücken. Unſere Schützen-Compagnie war ſo auseinander geſtoben, daß ich nur ſelten einen davon bemerkte; jetzt ſtieß ich wieder auf den Chef derſelben, Major Ryhiner-Viſcher, welcher eine Contuſion am linken Schenkel erhalten und jetzt von Hauptmann Von der Mühl-Hoffmann unterſtützt wurde. Es waren noch zwei von unſern Schützen dabei, als Hauptmann Von der Mühl ſagte (als eben wieder einige Kugeln an uns vorbei ſchwirrten): „wir müſſen dieſen Kerls die Stirne bieten, ſonſt werden ſie zu dreiſt; bleiben wir hier ſtehen, um womöglich einen Kern von Leuten zu ſammeln.“ Wir blieben einige Augenblicke ſtehen und forderten andere auf, ſich anzuſchließen und Stand zu halten — umſonſt! wir ſelbſt wurden von den eilenden und aller weitern Kampfluſt entbehrenden Menge auseinander gedrängt.

Am Ende des Waldes gegen der Stadt zu wird es, ehe man an den Hardthügel kommt, wieder lichter, und links von der Straße liegen die Muttenzer Felder; hier müſſen am Saume des Waldes, der ſich dieſen Feldern nach gegen Muttenz hin zieht, viele Landſchäftler verſteckt geweſen ſein; denn es tanzte über die Felder und im Staube der Landſtraße Kugel an Kugel, ſchweren Regentropfen gleich. Ich ſah dem Ding einen Augenblick zu und dachte, es wäre doch fatal, wenn du jetzt, am Ziele alles Ungemaches, noch eine erwiſchen ſollteſt; ich fieng an nach dem Hügel zu laufen, und kam glücklich und

unverletzt bei demſelben an, allwo ich durch deſſen Abſenkung gedeckt ſtille hielt. Mein erſter Blick war nach dem am jenſeitigen Ufer der Birs gegenüber liegenden Galgenrain gerichtet, wo ich meine erſte Poſition mit ſechs Schützen bei der Landwehr-Infanterie und -Artillerie inne hatte; werden dieſe mit ihren Kanonen unſern weitern Rückzug decken? was uns wahrlich mehr genutzt haben würde, als die heldenmüthige Aufopferung des guten Hauptmann Wettſtein, der eben von Straßburg anlangend, am Eingang der Hardt die nun einmal müden, abgematteten und niedergeſchlagenen Soldaten zum Umkehren gegen den Feind zwingen wollte, und als ihm dieſes nicht gelang, allein gegen alles Abmahnen mit gezogenem Säbel wüthend gegen das Gebüſch rannte, wo er einen Inſurgenten niederſäbelte, aber auch alſobald durch andere niedergemacht wurde. Schade! wenn ſolcher Muth, am unrechten Orte angewendet, nutzlos zu Grunde geht! — Zu meinem Bedauren ſah ich nun, wie die am jenſeitigen Raine aufgeſtellte Artillerie, ſtatt ſich zum Kampfe zu bereiten, aufbrach und nach der Stadt zog, und ſo ohne einen Schuß zu thun, die beſte Stellung aufgab, in welcher die Feinde im Schach gehalten und dadurch manchem armen Verwundeten Zeit hätte werden können, ſich in Sicherheit zu bringen, der nun unbarmherzig ermordet wurde.

Ueber die Birsbrücke im Weichbilde der Stadt angelangt, wurde dann endlich bei dem Holzplatze Halt gemacht und die Leute zum Stehen gebracht.

Der Anblick war jammervoll; die Kanonen und Caiſſons waren mit Verwundeten überladen, die von ihrem Blute trieften, indem viele davon nicht verbunden waren. Wir andern waren mit Staub und Schweiß überzogen, beinahe unkenntlich; müde und von Durſt geplagt, ſuchte jeder ſich durch einen

Trunk Waſſer zu erfriſchen, wozu man ſich doch jetzt Zeit nehmen konnte, ohne von feindlichen Kugeln geſtört zu werden.

Man fieng an, ſeine Waffengefährten aufzuſuchen, und die Compagnieen ordneten ſich zum Einmarſch in die Stadt, die man denn doch in kriegeriſcher Ordnung wieder betreten wollte, freilich mit ganz andern Empfindungen, als man ſie am frühen Morgen verlaſſen hatte. Als man nun in Reihe und Glied trat, da ward nun freilich manche Lücke bemerkbar, und jetzt erſt zeigte ſich, wie ſchwere Opfer dieſer Tag uns gekoſtet. Durch alle Waffengattungen wurden Leute vermißt, und wenn man ſich augenblicklich noch damit tröſten konnte, daß viele nur verſprengt, noch nachkommen würden, ſo war doch auch mancher Augenzeuge geweſen, wie ſein Waffengefährte und Freund des Todes Beute wurde. Auch wir Schützen hatten einen Verluſt erlitten, der uns alle tief ſchmerzte: Der von allen geachtete und geliebte Schützenmeiſter Benedict Saraſin wurde ſchon bei den Pratteler Reben durch den Schenkel geſchoſſen, welches er aber anfangs verheimlichte; ich ſah ihn noch in der Gegend des rothen Hauſes (wenn ich nicht irre) an mir vorübergehen, zwar ohne Waffen, glaubte aber, er habe dieſelben des beſſern Fortkommens wegen, da ſein Körperbau ihm ſchon desfalls nachtheilig, abgegeben und ahnte nicht im Mindeſten, daß er verwundet ſei, ſonſt hätte ich mich gerne des lieben Mannes angenommen. Sein Bruder Lucas, der auch unſerer Compagnie angehörte, ſtieß ſpäter zu ihm, welchem er nun ſeine Verwundung kund that, als er aber ſchon nicht mehr recht fortkommen konnte und auch bald darauf in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, nahm ihn ſein Bruder auf ſeine Schultern und trug ihn weiter; abwechſelnd ihn tragend oder führend, konnte er nur langſam fortkommen, und mußte ſich zu erholen auch einige Mal ſtill halten; bei einem

ſolchen Halt ſah Saraſin rückwärts blickend den Oberſten Landerer im Handgemenge mit dem berüchtigten Blarer. Saraſin nahm ſeinen Stutzer, zielte, und ſeine Kugel ſtreifte Blarer am Kopfe — das Schickſal wollte alſo nicht, daß Oberſt Landerer ſeinem Untergang entrinne; Saraſin mußte ſich mit ſeinem verwundeten Bruder vor anrückenden Inſurgenten zurückziehen. Kurze Zeit nachher, als er wieder ſeinen Bruder auf ſeinen Schultern trug, fuhr dieſem eine feindliche Kugel durch den Kopf, und er ſank todt von ſeines Bruders Schultern zur Erde. So war denn alle Mühe dieſes wackern Freundes, ſeinen Bruder zu retten, vergebens! — Betäubt von dieſem harten Schlage, ſank er zu ihm zur Erde, als ein vorbei eilender Infanteriſt ihm zurief, ſich zu retten; er blickte auf und ſah die, die wahrſcheinlich ſeinen Bruder erſchoſſen, auf ſich zukommen. Raſch ſprang er auf, ergriff ſein Gewehr und ſchoß einen der Andringenden nieder. Die Uebrigen, als ſie ſahen, daß Saraſin ſchon wieder ſeine Büchſe geladen, wurden ſtutzig und ließen ihm dadurch Zeit ſich zu retten; den Leichnam ſeines lieben Bruders mußte er freilich im Stiche laſſen, welches ihn tief ſchmerzte. Als er mich ſah, kam er mit thränenden Augen auf mich zu mit den Worten: „mein Bruder iſt todt, dahinten mußte ich ihn liegen laſſen.“ „Ich gehe mit Ihnen zurück, ihn zu holen“ — ſagte ich ihm, und hätte es wirklich recht gerne gethan; denn die beiden Saraſin waren mir ſehr lieb, und es that mir weh, den Einen zurücklaſſen zu müſſen; — Saraſin belehrte mich aber, daß es unmöglich ſei, indem die Inſurgenten ſchon zuweit vorgerückt, und erzählte mir dann den ganzen Hergang dieſes traurigen Ereigniſſes.

Die Reihen, wurden, wie geſagt, bei dem Holzplatze wieder geordnet und der Zug bewegte ſich unter Trommelſchlag nach dem Aeſchenthor, aus welchem viele Leute mit angſtvollen

Mienen, die Ihrigen ſuchend, uns entgegen eilten. Bei dem Stadt-Caſino wurden wir entlaſſen; da war ein Fragen, Suchen, Jammern, Wehklagen ohne Ende; ich begab mich bald darauf nach Hauſe, wo mich die Meinen jubelnd empfiengen. Ich ſehnte mich nach Labung und Ruhe; bevor mir aber dieſe zu Theil wurde, reinigte ich noch vorſorglich meine Waffen, wenn je der Feind es gewagt hätte, näher zu kommen; dann ließ ich mir ein kleines Mahl gut ſchmecken und dankte Gott, wohl behalten wieder bei Frau und Kindern zu ſein.

Der
Neubau des Zunfthauſes zum Schlüſſel
durch Roman Fäſch 1485—1488.

Von

Dr. Tr. Geering.

Die Rückfaçade des Zunfthauſes E. E. Zunft zum Schlüſſel in ihrer früheren Geſtalt, welche der gegenwärtige Umbau wieder zur Geltung gebracht hat — mit Ausnahme der Fenſter des zweiten Geſchoſſes, — ſtammt aus den Jahren 1486 und 1487. Damals wurde das ganze Haus einer großen Reparatur unterworfen. Die diesbezüglichen Verhandlungen und die Baucontracte ſind nicht erhalten. Wir müſſen uns mit vereinzelten Notizen aus den Zunftbüchern begnügen.

Im Voraus iſt zu bemerken, daß es ſich zunächſt nur um das vordere, das Hauptgebäude, handelt. Der Seitenbau mit dem Treppenhaus ſtammt erſt von 1650, das Hinterhaus von 1488 (Erdgeſchoß) und 1733 (Stock I und II). An Stelle beider mag ſich noch im XV. Jahrg. ein Raſenhang dem Schlüſſelberg entlang bis zum Stapfelberg beim Fälkli erſtreckt haben.

Das Hauptgebäude war von Krämern an die Zunft übergegangen. Das Erdgeſchoß beſtand aus 2 Kaufläden; da die Zunft keine Verwendung für dasſelbe hatte, ſo vermiethete ſie es. — Der erſte Stock war die Zunftſtube, zu ihr führte bis 1485 wahrſcheinlich kein Zugang von der Freienſtraße her, ſondern eine Treppe vom Schlüſſelberg reſp. ein Gang vom Stapfelberg aus. — Im zweiten Stock, nur nach der Rückſeite, wohnte der Stubenknecht.

Vornehmlich das Erdgeſchoß war durch rückſichtsloſe Miether, fremde Goldſchmiede und Kaufleute, welche ſich die Conjunctur des Basler Concils zu nutze machten, übel zugerichtet. Seit dem Ende des Concils konnte es gar nicht mehr vermiethet werden, zu öfteren Malen mußte man im Einzelnen nachbeſſern, 1455 iſt der Ofen in der Zunftſtube neu aufgeſetzt, 1468 die Dole reparirt worden, bis ſchließlich eine Generalreparatur unumgänglich wurde.

Man zögerte damit nur noch aus Geldmangel. Seit 1450 ſtieg der Caſſenbeſtand, den der neue „Seckler" anzutreten hatte, nie mehr auf 100 oder gar auf 2—300 fl. wie ehedem. Der Baarbeſtand iſt meiſt gleich 0, die Erſtanzen an Schuld ſind ſchwer einzutreiben, 1447/8 ſchließt das Jahr ſogar mit einem Deficit.

Die 1480er Jahre ſind indeß beim Schlüſſel ganz wie bei der Safran Zunft eine Zeit der Reform. Das zeigt ſich u. a. in der beginnenden Trennung der Buchführung (Rechnungsbücher), welche hinwiederum dem neuen Amte des Zunftſchreibers rief.

Anno 1485 beſchloß der Vorſtand der Zunft zum Schlüſſel denn auch die Reparatur des Hauſes vorzunehmen: „groß breſt halb des buw halb."[1]) Der Zunftſeckel konnte dieſe Ausgabe

[1]) Zunftbuch III. fol. 146, 3.

aber lange nicht beſtreiten. Deshalb erhob der Vorſtand von den ſämmtlichen Gliedern der Zunft eine außerordentliche Steuer, von den Ganzzünftigen 3, von den Halbzünftigen 2 fl. Es iſt dies das einzige Beiſpiel einer außerordentlichen Steuer in der ganzen Geſchichte der Zunft; der Vorſtand konnte ſie nicht von ſich aus beſchließen, er fragte zuerſt die verſammelte Zunftgemeinde um ihre Zuſtimmung. Und mit großer Genugthuung berichtet Hans Zſcheckenpürlin, der erſte Schreiber der Zunft: „und iſt die gemein gar gut willig geſin.“

Dieſe Steuer trug nach einem ungefähren Anſchlag —

1482 waren 57 Ganzzünftige;
1470 19 Halbzünftige;

alſo: $(57\times3) + (19\times2) = 171+38 = 209$ fl. — etwa 200 fl. ein. Directe Nachricht über die Koſten des Baues erhalten wir keine.

Ebenſowenig wird uns der Baumeiſter genannt. Aber die practiſche, der Ehre der Zunft Rechnung tragende dreifache Gliederung der beiden untern Geſchoſſe die weiten Spitzbogen des Erdgeſchoſſes mit der Jahreszahl 1486 — durch den gegenwärtigen Umbau wieder aufgedeckt und zur Geltung gebracht — der zierliche gothiſche Bogenfries der Hauptfaçade, der Wendelbaum und die Profilirung der eichenen Treppe, welche in's 3. Geſchoß führt, vornehmlich aber das ſchöne gothiſche Thürprofil zum großen Zunftſaal, mit den beiden wohlgehauenen Wappenſchildern, von denen ſich beſonders der innere auszeichnet, all das weiſt auf einen tüchtigen Meiſter.

In der Beſtimmung desſelben kommt uns die hier abgedruckte Urkunde über den unmittelbar (1488) ſich anſchließenden Bau des Hinterhauſes zu Hilfe.

Wir Hartung von Andlo, Ritter, Burgermeiſter und der Rat der Statt Baſel Bekennen und thund kunt mengklichem

mit diſem brieff dz fur unns komen ſindt Der Erſam Heinrich Iſenlin Und die Erbern Meiſter Heinrich Meiger, Heinrich Billing unſers Rats, Jacob Labaurlin, Hanns von Muſpach, Hans von Coſtentz unnſer burgere die fünffe, ſo uber die buw geſetzt ſindt, Und hand unns furbrocht: Alsdenn ſpenn und Zweyung ufferſtanden und erwachſen wärent zwuſchen den Erſamen Ratzherrn Meiſter und Sechßen der koufflutten zunfft by unns an eynem Und Meiſter Roman väſch dem murer andersteils, darrürende von eyns gewelbs, ſülen, muren und anders wegen, So die bemellten herrn der Zunfft dem gedachten Roman väſch verdingt hätten, ir hinderhuß in der ſelben zunfft zum Schlüſſel ze buwen und uffzefüren nach lut eins verdingszedels zwüſchen inen begriffen. Demſelben verding der gedacht Roman aber nit nachkommen wäre, Sonnder ſo hette er dieſelbe ſul uff ein ander pfulment und mit rotem geſteyn, die nit wirig wärent und anders denn das verding innhiellte, uffgeſetzt. Darzu der bog nach lut des verdings ouch nit gemacht. Zudem zwen ſchillt an den anfenngen nit ghowen noch geſetzt nach lut der beredniſſß. So were das gewelb geriſſen und zerſpalten und tägliche für und für ſchaden wartende. Darzu und wiewol es inn dem obgenanten verding zedell nit begriffen ſtünde, So hette doch Roman väſch zugeſagt, das hinderſtüblin mit dem murwerck wellen ufftriben. Das alles noch nit beſcheen wäre mit hoffnung im daran ze wiſen, ſin verding ze erſtatten. — Dargegen aber der bemellt Roman väſch ſin antwort nach notdurfft getan, in vertrüwen, alles das erſtattet haben, ſo inn das verding bünde, mit beger den verding zedell ze verleſen und da by ſinen verdienten lon von inen erfordernde. — Wie ſy der ſelben ſpennen gelegenheit von anrüffen der parthyen gar eigentlich beſehen, Sy inn allem fürwenden gnugſamlich verhördt, auch den verding zedell mer denn eynmol angeſehen

und geleſen, und darnach mit gutem bedanck und rat und einhellenglich erkannt hetten: Des erſten der ſul halb, wie wol der verding zedell gruntlich inhielte, wie ſy uffgeſetzt ſollt werden, und aber der genant Roman die ſelb ſul, in bywäſen und beſichtigung der gemellten zunfftherren und brüdern täglichs by und umb inn wonende, ouch unberedt von inen und darzu mit gutem geſtein geſetzt und gemacht, und einen ſchillt daran gehowen, dz es denn da by bliben und deßhalben gnug getan hette. Item der ſchillten halb an den anfengen: ſo ferr die zunft ye zween ſchillt an den anfengen haben und deren nit enberen wöllte, ſo ſollte Roman väſch inen die howen und daran ſetzen. Und demnach er aber zwen ſchillt under ougen geſtellt und gemacht, die nit inn dem verding zedell ſtünden, die möchte er da beſtan laſſen oder wider abtun, welhes im geliebde. Item von des geriſſen und zerſpallten gewelbs wegen ꝛc. da ſollte die zunfft zum Slüſſel eyn yſyn ſtangen in irem coſten laſſen ſchmiden und zubereiten. Wellich ſtanng dannenthin Roman väſch durch und von der ſul durch das gewelb uber in die muren nach notdurfft ſetzen und legen, das ſollich ſtanng das gewelb zuſamen hiellte. Und wann das beſcheen, ouch der Riſſz und ſchrantz in dem gewelb wider zu vergybſſet und verſtrichen wäre, alſdenn ſo ſollt der genant Meiſter Roman väſch der zunfft zum Schlüſſel wytter deßhalben nit verbunden ſin. Item es ſollte ouch Roman eyn mürlin uff der hertſtatt inn der kuchy, daruff man das brennholtz legen möchte machen, und obwendig dem eynen venſter daſelbs, ſo ferr das not wäre, die büny vergibſſen, und ſuſt allenthalben, und inn dem ſtüblin die klunſſen nach innhallt des verding zedels ungefarlich machen und vergieſſen. Es ſollte ouch Meiſter Roman des obern Bogen halb vor dem ſtüblin nützit me verbunden, dann der ſelb bog ſuffer und wol ſtünde und den wol gemacht

hette. Und demnach inn dem gemellten verding zedell des obern ſtüblins halb mit dem murwerck uffzetriben nutzit gedinget ſtünde, ſo ſollte derſelb Roman väſch ſollichs ze thund ouch nit verbunden noch ſchuldig ſin. Item wann dann durch den gedachten Roman väſch ſollichs als obſtünde erſtattet und gemacht wurde, Alſdenn ſollte er derſelben zunfft des verdings halb nit wytter verbunden ſin, und ſollten im die gemellten zunfftherrn und brüder zum Schlüſſel ſin ußſtaund verdingtgellt und lon inn Achttagen darnach by pen funfzehen ſchilling ußrichten und bezalen, all argliſt harinn vermitten. Wann nun die obgenanten fünffe das ſo obſtat einhelleglich erkannt hand, harumb ſo gepieten wir das es ſtät und veſt gehallten werde. Zu urkund ſo haben wir unnſer ſtatt groß Inſigell tun hencken an diſen brieff, der geben iſt uff Mittwuchen nach ſant Michels tag im Jar da man zallt Thuſent vierhundert Acht und Achzigk.[1]) — Das Siegel iſt wohlerhalten. Auf der Rückſeite ſteht alt: „Schlüſſell 12 ß 8 ₰“, vermuthlich der Preis des Briefes, ferner ein altes und ein ſpäteres Regeſt, endlich die Chiffrirungen Bruckners und Ggs.

Die Zunft hat mit Roman Fäſch dem Maurer einen Contract geſchloſſen, wonach er das Hinterhaus zum Schlüſſel bauen ſoll; als einzelne Theile deſſelben werden im Contracte vorgeſchrieben: Gewölb, Bogen, Säule, Mauer, Küche, Hinterſtüblein. All dies findet ſich heute noch im Hinterhauſe zum Schlüſſel. Vier Kreuzgewölbe münden auf eine inmitten des Raumes ſtehende Säule. Die beiden vorderen ſind von den hinteren geſchieden durch zwei gothiſch profilirte Bogen, welche ſich von der Mittelſäule aus nach den beiden Seitenwänden ziehen. Aus ſpäteren Plänen iſt erſichtlich, daß bis 1733 nur die beiden hinteren Gewölbe beſtanden haben. Die vor-

[1]) 1488 October 1. — Schlüſſel Zunft Archiv Urk. 21.

deren ſind erſt im letztgenannten Jahre zugleich mit der Aufführung des erſten und zweiten Stockwerkes jenen älteren nachgebildet worden. Damals mußte die Mauer unter den Bogen, welche bis dahin das Hinterhaus nach vorne ſchloß, in welcher ſich auch die Fenſter befanden, zwei weiten offenen Bogen weichen. — Der Raum links hat bis jetzt als Küche oder Werkſtatt gedient, den Kochherd hat erſt der gegenwärtige Umbau beſeitigt, zugleich mit ihm das Mäuerlein zum Trocknen des Holzes. — Der kleinere Raum rechts, das Hinderſtüblin, gegen Ende der Urkunde Oberſtüblin genannt, welches durch „den oberen Bogen" abgeſchloſſen wurde und in welchem die Klunßen recht gemacht werden ſollten, hat bis jetzt als Vorrathskammer gedient; auch die gegenwärtige Reſtauration hat es neu für dieſen Zweck hergeſtellt.

Was unter dem Auftreiben des Stübleins mit Mauerwerk zu verſtehen iſt, bleibt unklar. Sollte es vielleicht zum Schutz gegen die Feuchtigkeit durch einen gemauerten Fußboden höher gelegt werden? dadurch würde ſich zugleich die Benennung Oberſtüblein erledigen.

Als Fäſch ſeine Arbeit vollendet hatte, vorenthielt ihm die Zunft ſeinen Lohn und legte dagegen bei der Baucommiſſion Klage ein wegen ſchlechter Arbeit. Die Fünf gaben in kleineren Sachen dem Baumeiſter, im Hauptpunkt aber der Klägerin Recht.

Die Zunft wirft dem Baumeiſter vor, daß er die Säule auf ein ander „Pfulment" und mit rotem Geſtein, das nicht dauerhaft ſei, zuwider dem Contract aufgeſetzt habe.

Die Fünf erkennen: wie wohl der Contract genaue Anweiſung für das Aufſetzen der Säule enthalte, ſo ſolle ſich die Zunft mit der geſetzten Säule zufrieden geben, da Fäſch dieſelbe unter den Augen der Zunftbrüder unangeſprochen ausgeführt habe; das Geſtein ſei gut.

Sie haben richtig geurtheilt: die alte Säule von rothem Sandstein auf ihrem alten „Pfulment“ von Backsteinen steht heute noch, sie weist sich vornehmlich durch ihren Fuß als eine Zwillingsschwester der Säulen an der Rückfaçade des Hauptgebäudes aus.

Von dem Schilde hier, wie auch von den weiter unten genannten an den Anfängen hat sich nichts erhalten. Es werden Wappenschilde mit dem Schlüssel gewesen sein, ähnlich wie die vier am Vorderbau erhaltenen.

Die Hauptbeschwerde der Zunft bildet aber der Umstand, daß das kaum vollendete Gewölbe schadhaft geworden ist: es ist gerissen und zerspalten, von Tag zu Tag läßt sich nur Zunahme des Schadens erwarten. Die Fünf erkennen: die Zunft soll auf ihre eigenen Kosten eine eiserne Stange schmieden lassen, welche dann Fäsch von der Säule aus in die Mauer gegenüber einfügen wird, so daß sie das Gewölbe zusammenhält. Darauf soll er „den Riß und Schrantz“ im Gewölbe vergipsen und verstreichen. — Die Stange selbst ist nicht mehr vorhanden; wohl aber befindet sich der Säule gegenüber in der Wand des Nachbarhauses ein Loch von 2—3 cm. Durchmesser, in welcher sie s. Z. mag eingelegt gewesen sein.

Wäre uns über Fäschs Kunst nichts überliefert, als diese Urkunde, so würden wir ihn wohl nicht für den halten, als der er nun gilt, für den Meister des Thurmes von Thann, dem auch unser St. Martins-Münsterthurm zum guten Theil das Dasein verdankt. [1])

Nun aber muß uns ja schon das Hauptgebäude zum Schlüssel mit ihm versöhnen. Denn es kann doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dieses, in den zu Anfang nam-

[1]) S. Basler Jahrbuch 1882, S. 181 f.

haft gemachten Theilen von seiner Hand stammt. Der Bau wurde 1486 und 1487 ausgeführt.

Im gleichen Jahre 1487 wurde Remigius Fäsch zum Werkmeister der Stadt ernannt. Außer der Schönheit einzelner Theile weist auf die Identität des Meisters die genaue Uebereinstimmung der Säulenfüße im Hinterhause und im Hauptgebäude. —

Eine letzte Reparatur aus derselben Zeit betrifft den Weinkeller der Zunft: anno 1489 [1]) haben Meister und Sechs erkannt, daß man eine steinerne Stege in den Keller machen soll und das Gewölbe oben bessern. —

Die Gaden im renovirten Vorderhause konnten nun wieder mit Fug vermiethet werden. Auffallend ist es, daß die Miethzinse trotz der Reparatur stätig sinken. Sie betrugen:

1431: 28 fl.	1478: 5½ fl.
1434: 24 fl.	1484: 4½ ₰ = 3 fl. 20 ß 9 ₰
1435: 18 fl.	1506: 3½ ₰ = 3 fl. 1 ß
1444: 16 fl.	1506: 3 ₰ = 2 fl. 14 ß.

Erst Adam Petri zahlt wenigstens wieder 4 ₰.

Z. Th. ist der Grund hievon in dem damals allgemeinen Sinken der Miethzinse zu suchen, z. Th. aber auch darin, daß die neuen Gaden weniger geräumig waren als die früheren; diese letzteren hatten den ganzen Raum des Parterre eingenommen. Die neue Dreitheilung ließ dem Hausgang, der zwischen den beiden Gaden hindurch von der Freienstraße in den Hof führte, ein Drittel der ganzen Breite des Zunfthauses. [2])

Den Eckladen gegen den Schlüsselberg zu miethete für

---

[1]) Zunftbuch III. 148, 5.

[2]) Die jetzige Eintheilung, wo der Hausgang sich im rechten Drittel befindet, während die übrigen 2 Drittel nur noch ein Lokal bilden, stammt gleichwie die Façade vom Jahre 1650.

die nächſten 26 Jahre der Zunftknecht Ulrich Oechslin der Tuchſcherer, welcher ihn ſchon im alten Zuſtande 10 Jahre lang benützt hatte. 1508 gieng er an den neuen Stubenknecht Peter Meunrot den Tuchſcherer über. Dann ſeit 1513 war er eine Apotheke.

Das untere Gaden (gegen das Haus zum Berner) wurde eine der vornehmſten Buchdruckerwerkſtätten reſp. Buchhandlungen. Ohne Zweifel rechnete es ſich die Zunft der Kaufleute zur Ehre an, die freie Kunſt, welche in Baſel ſo fröhlich gedieh, in ihrem Hauſe zu beherbergen. [1])

Der erſte Inſaſſe iſt Hans von Kempten 1488—91, als Buchdrucker bekannt unter dem Namen Hans Wurſter. — Auf die Fronfaſten zu Herbſt 1491 zog Michel Furter der Drucker und Buchbinder ein bis 1497. Sein Geſchäft blühte damals, 1493 hatte er 4 Knechte. [2])

Anno 1498 übernahm das Local der Zunftmeiſter zum Schlüſſel, Niclaus Keßler der Drucker, „als wir niemand finden konten.“ An anderer Stelle [3]) heißt er Niclaus zem Blumen. Vermuthlich hatte er die Druckerwerkſtätte in ſeinem Hauſe zem Bluomen, alſo in der Gegend der heutigen Schweighauſerſchen Officin. Das Gaden zum Schlüſſel an der Freien Straße benützte er wohl mehr par rencontre und ſeiner günſtigen Lage wegen als Verkaufslocal, als Bücherlager und Buchhandlung. Er entrichtete ſeine Zinſe ſehr unregelmäßig und behielt das Gaden bis 1502 ſicher, wahrſcheinlich bis 1506, an den Zinſen zahlte er bis 1508. — Auf Weihnachten 1506 übernahm das Gaden wiederum Michel Furter der Drucker auf 5 Jahre. Es blieb „in des Michels ſeligen Zins“ bis

[1]) Zunftbuch III, 196 ff.

[2]) S. Fechter Basler Taſchenbuch 1863, p. 254.

[3]) Zunftbuch III, 204 B, 1.

Bartholome 1517. [1]) Auf dieſen Tag gieng es über an Adam .... den Buchdrucker. Das kann kein anderer ſein als Adam Petri von Langendorf, der Neffe des Johannes und Stammvater der berühmten Buchdruckerfamilie Henric Petri. So wurde das Zunfthaus zum Schlüſſel die Geburtsſtätte einer Menge der früheſten reformatoriſchen Drucke.

Von 1518 an iſt kein Miethscontract, auch keine Zinsnotirung mehr verzeichnet bis zum Ende des Jahrhunderts. Darf man vermuthen, daß das Gaden ſo lange in den Händen der Petri geblieben iſt?

Anno 1596 miethet Glade Mieg der Buchführer beide Gaden zum Schlüſſel und richtet ſie als Buchhandlung ein. Ihm folgen dann Verwandte anderen Gewerbes, bis die große Renovation anno 1650 das Parterre zum Schlüſſel in einen Tanzſaal umwandelt.

Dieſer Umbau rührte aber nicht etwa von der Baufälligkeit des Hauſes, von der Unſolidität der Arbeit Fäſchs her. Er war vielmehr eine Huldigung, welche die Zunft dem Geſchmack der Zeit brachte, indem ſie die Gothik der Façade mit dem Barockſtil vertauſchte. Was die Umbauten von 1650 und 1733 von dem Werke des Remigius Fäſch haben beſtehen laſſen, das hat bis heute gehalten und wird, nachdem es unſere Zeit wieder zu Ehren gezogen hat, wohl noch manches Jahrhundert dauern.

---

[1]) Zunftbuch III 237 B.

Baſels Concertweſen

im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. [1])

Von

Paul Meyer.

Was wir nach heutigen Begriffen unter Concertweſen verſtehen, läßt ſich in Baſel höchſtens bis in die Zeit von 1690 zurückverfolgen. Wohl wurde, obſchon gewiß ſehr mangelhaft, weil meiſt von Unberufenen, in Kirche und Schule muſicirt. Um den Gemeindegeſang beim Gottesdienſt trotz dem ſeit alter Zeit üblichen Orgelſpiel zu verſtärken und zu verbeſſern, blies in jeder Hauptkirche ein Poſauniſt oder Zinkeniſt mit,[2]) und man glaubte in der That, damit Etwas erreicht zu haben. Man ging noch weiter und führte in der Schule auf Burg den Geſang als Lehrfach ein, offenbar in der Abſicht, die

---

[1]) Ein für allemal ſei gerade hier auf den trefflichen Aufſatz von Ed. Wölflin „Das Collegium Musicum und die Concerte in Baſel“ verwieſen, publicirt in Bd. 7 der Beiträge der Basler hiſtor. Geſellſchaft.

[2]) Bernhard Bechler „Trompeter und Muſikus“ (Zinkeniſt) aus Magdeburg, bittet 1663 um Gehaltserhöhung, da er dazu angeſtellt worden ſei „bei dem Kirchengeſang, im Münſter allhier mitzublaſen des Zinckens, umb mehrere Erhaltung des Geſangs willen“ (Staatsarchiv St. 77. C. 2).

Schüler zu einem ſingfähigen Contingent beim Gottesdienſt auszubilden. Die Schulorganiſation von 1589 hatte hierin den Anfang gemacht, die Reorganiſation der Schule auf Burg im Jahre 1620 beſchränkte den Geſang auf die obern Klaſſen, weil die untern „durch Kakophonie in der Nachbarſchaft Störungen veranlaßt hatten".[3]) In dieſer Thatſache findet der bekannte Satz, daß jede Kunſt, und die Muſik insbeſondere im Dienſte der Religion und des Cultus aufgewachſen iſt und ſich erſt ſpäter aus ihrer dienſtbaren Stellung zu einer ſelbſtändigen Exiſtenz heraufgearbeitet hat, ſeine Beſtätigung auch an der muſikaliſchen Entwickelung Baſels.

Um die Muſik um ihrer ſelbſt willen zu pflegen, traten nachweisbar zum erſten Mal 1692 eine Anzahl Dilettanten zuſammen und veranſtalteten jeden Donnerſtag von 4—6 Uhr ihre Uebungen unter der Leitung des Organiſten Dietrich Schwab. Die Geſellſchaft nannte ſich **Collegium Musicum** und ſetzte in ihren Statuten u. A. Folgendes feſt:

§ 1. „Weilen in allen Sachen zuvorderſt die Ehr Gottes zu beobachten, als ſolle derjenige, ſo ein Mitglied in dieſem Collegio abgeben will, darauf ſein größtes Abſehen haben und ſich aller Ehrbarkeit und Beſcheidenheit befleißen, damit nicht durch ein ärgerliches Leben und Wandel ſowohl ſeiner Perſon als auch dem ganzen löbl. Collegio ſchimpflich nachgeredt werden möge." Alles Verſpäten und Ausbleiben, Schwatzen und Lachen, Schwören und Fluchen war unterſagt; raſch entwickelte ſich ein Corpsgeiſt, der es den Kunſtjüngern ausdrücklich verbot „mit Stümpleren oder gemeinen Spielleuten, ſonderlich in locis publicis zu muſiciren". Der erſte Anlauf war jedenfalls ernſtlich und redlich gemeint, was auch aus § 12 der Vereinsordnung hervorgeht, in welchem feſtgeſetzt iſt: „Nach

[3]) Vgl. Fechter: Geſch. des Schulweſens in Baſel 1589—1733. S. 14.

gehaltenem Collegio ſollen die HH. Mitglieder 3 Stuck aus=ſuchen, welche in nächſt folgendem Collegio ſollen muſicirt werden, und wann einer oder der andere Collega ſich nicht getraute, gemelter Stucke eines ex tempore zu muſiciren, ſoll er den nächſten Donnerſtag vor 4 Uhren erſcheinen und ſein partem überſehen.“ Immerhin waren die Mittel dieſer neuen Geſell=ſchaft beſcheiden, der Eifer ſehr groß, die Leiſtungen gut ge=meint, aber nicht immer nachſichtig kritiſirt, was den Director zu folgender Klage beim Deputaten[4]) veranlaßt: „Iſt bisher ſehr verdrießlich geweſen, vor jedermanns Augen zu muſiciren, ſonderlich den ſchwächeren, welche nach einer oder der andern begangenen faute Vielen zum Geſpötte gedient haben, welches aber durch eine geringe Wand, mit welcher der Muſikantenchor beſchloſſen würde, oder einen Umhang verhindert werden könnte.“ Zu dieſen Aufführungen hatten die Deputaten, Rathsherren, Profeſſoren, Paſtoren und Präceptoren freien Zutritt. Eigentliche Proben gab es nicht, es wurde meiſtens vom Blatt geſpielt. Um einen möglichſt zahlreichen Geſangchor aufzuſtellen, wurden die Schüler des Gymnaſiums zum Sopran und Alt, die Zög=linge des Alumneums[5]) zum Tenor und Baß herbeigezogen. Der Geſanglehrer des Gymnaſiums und Münſterorganiſt Jakob Pfaff hatte ſein ſchweres Stück Arbeit, die jungen Leute im Reich der Töne einheimiſch machen. Sie ſollten täglich eine Unterrichtsſtunde in Vocal= und Inſtrumentalmuſik erhalten, und die Muſiklehrer verſprachen, jährlich „12 Subjecta zu liefern, welche capabel ſein ſollen, vocaliter und inſtrumentaliter

[4]) Die Deputaten über Kirchen und Schulen waren diejenige ſtaatliche Behörde, welche den offiziellen Verkehr zwiſchen dem Collegium Musicum und der Regierung beſorgten.

[5]) Unter Alumnen ſind diejenigen Studirenden der Univerſität ver=ſtanden, welche im obern Collegium (dem jetz. Muſeum) Freiplätze hatten.

ihr partem nach dem Takt zu musiciren". Es wurde bald nöthig, mit andern Hilfsmitteln dem schwachen Eifer der jungen Musikanten aufzuhelfen: eine Kanne Rathsweines that keine vergeblichen Dienste; als sie jedoch ausblieb, da „haltet das sämmtliche collegium musicum bei unsern Herrn Deputaten bittlich an, daß sie nach ihrer gewohnten Liberalität demselbigen nach gehaltener Musik wollten ein Trünklein verschaffen, damit die heiseren Stimmen wieder umb etwas zurecht gebracht würden." Der Chor sollte hauptsächlich bei kirchlichen Aufführungen verwendet werden. Da nun die Regierung zwar alle Kosten übernahm, dafür aber die Bewirthung der Alumnen aufhob, kündeten die letztern ihre Mitwirkung auf, und nun entzogen die Deputaten ihre väterliche Unterstützung sowohl dem Chor als dem Orchester, und der ganze Impuls gerieth auf Jahre hinaus in's Stocken.

Erst 1708 erwacht das Collegium zu neuem Leben. Dasselbe tritt in veränderter, d. h. erweiterter Gestalt auf, neben den Dilettanten ist nun auch von Musikern die Rede, welche als Entgelt für ihre Mitwirkung eine Collation erhielten, bestehend aus Brot und Wein, den die Mitglieder des Collegiums aus ihren Privatkellern lieferten. Die neue Gesellschaft wollte auf eigenen Füßen stehen und nicht vom Staat abhängig sein; hohe Eintrittsgelder und Beiträge der Mitglieder, sowie hohe Strafen mußten daher dasjenige liefern, was früher aus dem Staatssäckel geflossen war. Die Uebungen fanden jeden Mittwoch von 4—7 Uhr statt. Bald stieg die Mitgliederzahl auf zwanzig. Die Programme müssen errathen werden, da sozusagen keine Nachrichten hierüber existiren; es wurde die damals geng und gebe Concert- und Hausmusik gepflegt; Terzette von Vivaldi[6]) werden uns genannt. Das Orchester bestand

[6]) Antonio Vivaldi, berühmter Violinist und Componist, geb. zu

in erſter Linie aus dem Streichquartett, welchem ſich zur Vervollſtändigung circa vier Bläſer anſchloſſen. Die Leitung der Concerte hatte der margräfiſch Durlachiſche Capellmeiſter Carl Wilhelm Friedrich Schwab, Organiſt zu St. Peter und Inſpector ſämmtlicher Orgeln der Stadt inne. Er ſuchte ſeine Kunſt zu populariſiren und veranſtaltete am 10. Oktober 1710 auf dem Münſterplatz ein öffentliches Concert, von welchem ein zeitgenöſſiſcher Bericht meldet: „Den 10. dito machte Schwob, Markgräfiſcher Muſicus und nachgehends Organiſt zu S. Peter Nachts um 10 Uhr auf dem Münſterplatz ein überaus liebliche Muſik zu ſonderbarem Gefallen der HH. Häupteren. Unter den Lindenbäumen ſtellte man den Muſiktiſch, worauf ein Clavicymbel, beineben ſpielte man dazu mit Geigen, Fagotten, Flaſchennöthen (Flageoletten), Hautbois, Waldhörner oder Jägertrompeten auf's Schönſte, wobei ſich mehr als 200 Perſonen einſtellten.“[7])

1717 fand ein Lokalwechſel ſtatt, man bezog den Saal auf dem neuen Bau an der Schifflände (neben dem Rheinthor); auch die Zahl der Concertbeſucher nahm zu. Leider beginnen ſofort die Klagen über Schwatzen, Herumſpazieren, Zumfenſterhinausſchauen während der Productionen. Dieſem Uebelſtand ſollte eine wohlgemeinte Ermahnung abhelfen, welche in deutſcher und franzöſiſcher Sprache an die Saalthüren angeſchlagen wurde. Das Podium des Orcheſters wurde, damit die Muſiker während des Spielens ungeſtört bleiben ſollten, durch eine Barrière von den Sitzplätzen des Publicums abge-

---

Venedig, ſpäter Capellmeiſter des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, und Profeſſor des Conſervatoriums in Venedig, geſt. 1743. Seine Violinmuſik ſteht noch heute in gutem Anſehen.

[7]) Basler Chronik 1545—1743 von Joh. Heinr. Philipert, S. 266. (Manuſcript der Vaterländ. Bibliothek.)

ſperrt. 1720 ſind bereits vier Muſiker fix beſoldet. Es ſcheint, daß man denſelben gerne einen Nebenverdienſt anwies; denn in der Ordnung für die das obere Collegium bewohnenden Alumnen heißt es anläßlich der bei akademiſchen Promotionen üblichen Schmauſereien: „In das Künftige ſoll ein **Musicus Ordinarius** entweder mit ſeinem **Instrumento Musico**, oder aber mit vier Knaben aus der Schul und etlichen Alumnis einen Pſalmen ſingen, dafür ſoll ihm von den Candidatis neben der Mahlzeit, dazu er geladen wird, ein Reichsthaler bezahlt werden."

Mit dem Steigen der muſikaliſchen Leiſtungen und des öffentlichen Intereſſes an den Beſtrebungen des Collegiums ſteigen und erweitern ſich auch die Pläne und Ziele dieſer Geſellſchaft: ſie zieht nun auch die Pflege der Kirchenmuſik in den Kreis ihrer Thätigkeit. An 13 Sonn- und Feſttagen fand ſowohl im Münſter als in den andern Haupt-Kirchen Aufführung von Kirchenmuſik ſtatt; das waren die ſogenannten „ſollennen Muſiken", bei welchen der Rath die beſoldeten Muſiker, ſowie überhaupt alle, welche vom Muſikaufſpielen und Tanzen ſich unterhielten, zwangsweiſe zur unentgeltlichen Mitwirkung veranlaſſen wollte. Dieſer unberechtigten Zumuthung ſuchten nun die Muſiker unter allerlei Ausreden auszuweichen, und gewiß hatten die Organiſten, denen die muſikaliſche Oberleitung übertragen war, allen Grund, ſich über den ſchlechten Willen der Betheiligten zu beklagen, ohne daß es deßwegen in dieſer Hinſicht in Baſel ſchlimmer beſtellt geweſen wäre, als anderswo. Wer, um nur ein ganz bekanntes Beiſpiel herauszugreifen, Seb. Bachs künſtleriſche Laufbahn in Leipzig verfolgt, der weiß, daß ſogar dieſer große Componiſt, der, wenn überhaupt Jemand, berechtigt geweſen wäre, hohe Anforderungen an die Aufführung ſeiner Werke zu ſtellen, ſeine Paſſionsmuſiken wohl oder übel

mit einem Häuflein von Thomasschülern und Studenten aufführte, die es am guten Willen oft genug fehlen ließen. Wir haben es daher hier nicht mit einer Schattenseite der speziell baslerischen Verhältnisse zu thun, sondern mit einem Mangel an Organisation, der in den damaligen Zeitverhältnissen überhaupt seine Erklärung findet. Daß aber die freien Künste in einer Zwangsjacke sich nicht behaglich fühlen, ist unbestritten und traf auch beim Collegium Musicum ein. Die Mitgliederzahl ging stetig zurück, das gute Einvernehmen ging in die Brüche, die finanzielle Leistungsfähigkeit nahm ab, und die Versuche, bessere Zustände herbeizuführen, schlugen fehl. Umsonst war es, daß 1729 „zu Fortpflanzung mehrerer Vertraulichkeit und Einigkeit" eine Mittagsmahlzeit der Mitglieder „vor dem Thor" abgehalten wurde. Der Eifer und die Hingabe für die Musik selber waren abhanden gekommen; das geht deutlich aus der Nachläßigkeit und Gleichgiltigkeit hervor, mit der die Sitzungen abgehalten, Rechnung geführt, die Verwaltung der Musikalien betrieben wurde. Natürlich machte sich der ganze Rückschlag im Concert selber auch fühlbar geltend. Die Störungen während desselben nahmen wieder dermaßen überhand, daß dem seit 1731 mit der Dirigentenstelle betrauten Candidaten Pfaff an's Herz gelegt wurde: „Soll Herr Cand. Pfaff, falls unter den Zuhörern ein Tumult entstehen sollte, im Musiciren ein Aufbruch machen und Friedrich Brändlin (der Musikdiener) die so schwätzen abmahnen." Ihren Höhepunkt und ihr Ende erreichte diese Stagnation im Laufe der 1740er Jahre.

1748 macht eine junge strebsame Generation von sich reden. Eine größere Zahl musikalisch gebildeter Männer fand sich zur Uebernahme des Concertwesens zusammen und kam außer der Concertzeit auch noch am Samstag Abend zusammen,

um ſich privatim weiter auszubilden. Als jedoch dieſes an und für ſich löbliche Beſtreben den Mittwochsconcerten zu ſchaden anfing, wurde es fallen gelaſſen. Bald erfreuten ſich die neubelebten Aufführungen eines regen Beſuches, das Orcheſter konnte namhaft verſtärkt und die Aufmerkſamkeit der Regierung auf das Concertweſen gelenkt werden. So durfte ſchon 1748 ein junger Bürger auf Staatskoſten Poſaune blaſen. Namentlich auf die Hebung des im Argen liegenden Geſangweſens richtete das Collegium ſein Augenmerk. 1748 taucht als Projekt zum erſten Mal die ſpäter und bis tief in unſer Jahrhundert hinein ſo beliebte Sitte auf, eine Concertſängerin für für die Dauer einer ganzen Saiſon zu engagiren. Zunächſt ließ ſich das Collegium Musicum die Verbreitung und Verbeſſerung der Vocalmuſik angelegen ſein. In einem Schreiben an die Regierung vom Jahre 1748 führt dasſelbe aus, daß die Vocalmuſik „in einen ſchier völligen Zerfall zu gerathen“ beginne; beim Gottesdienſt könnten die Cantoren „mit Mühe, ja gleichſam mit Zittern und Beben, einen Pſalmen nach ſeiner Art und der kunſtmäßigen Anmuth ſingen“. Deshalb wird der Regierung die Anſtellung eines Herrn Krauß in Straßburg empfohlen, der daſelbſt „verſchiedene gute Discipulos formiret“. „Es iſt derſelbe (ſchreibt das Collegium Musicum) Uns bereits dergeſtalten bekannt, daß wir genugſam verſichert zu ſein alle Urſach haben, daß Er nicht nur die Muſik überhaupt, ſondern in Specie die Singkunſt in einem Hochen Grad verſtehe, wiſſe, wie man eine Stimme formiren, auch durch welche Manieren das Geſang |: wan man anderſt kein bloßes Geſchrei damit vermiſchen will :| annehmlich gemacht werden ſolle; Und hat derſelbe darvon durch ſeine Tochter dazumahlen eine ſolche überzeugende Prob dem Hieſigen Publico abgelegt, welche mit aller Muſic Verſtändig und die Singkunſt

liebenden Bewunderung und Vergnügen angehört worden.“ Krauß wurde auf 6 Jahre mit einer Besoldung von 100 Reuthalern angestellt und mußte sich verpflichten, in den jährlichen Fest- und Kirchenmusiken mit „Applausu“ seiner Zuhörer aufzutreten, seine Schüler zur Mitwirkung in der Kirchenmusik und zu Cantoren heranzubilden und an öffentlichen Prüfungen ihre Fähigkeit zu erweisen.[8])

So bekundete das Collegium die nöthige Einsicht von dem, was bei den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war, es faßte sowohl dem Publicum als den Musikern gegenüber seine Stellung richtig auf. Um die Honorare der Musiker mit ihren Leistungen einigermaßen in Einklang zu bringen und damit die Lust und Freude an ihrem Beruf zu erhöhen, wurde ein Reservefonds angelegt, in welchen jedes Mitglied jährlich 1 Louisd'or zahlte: das System der freien Mitglieder — man nannte sie damals honoraires — kam auf. 1752 betrug ihre Zahl bereits 80. Wiederum scheint ein Localwechsel die Besserung der Lage zu bezeichnen, 1751 trat nämlich die Universität das Prytaneum, d. h. den Saal des obern Collegiums ab, und nun wurde auch der simple „Musikabend“ mit dem pompösern „Concert“ vertauscht. Die Leitung der Concerte blieb ausschließlich in den Händen der Mitglieder des Collegiums, von denen einige als maîtres de cérémonie die Saalordnung aufrecht erhielten.

Sehen wir uns die Concerte selber etwas näher an: Concerttag war der Mittwoch, concertirt wurde das ganze Jahr, bis 1752 sogar während der Hundstage, was an und für sich auf einen eminent hohen musikalischen Bildungsgrad müßte schließen lassen. Nach und nach wurde diese Ueberzahl von Concerten vernunftgemäß reducirt, um 1777 dauern sie nur

[8]) Staatsarchiv St. 29 D. 1.

noch von Michaelis bis Himmelfahrt und bei gewiſſen andern Anläſſen, wie am Mittwoch vor dem Bettag, im Basler Herbſt und vor Weihnacht fand eine Unterbrechung ſtatt. Unſere Voreltern hatten mehr freie Zeit und konnten ſich bequem ſchon um 5 Uhr zum Concert einfinden. Man that gut daran, präcis zu erſcheinen, da manche Dame mit ihrem nach damaliger Sitte ſehr weiten Rocke genöthigt war, zwei Plätze einzunehmen. Die Muſiker fanden ſich eine halbe Stunde vor Beginn ein und ſtimmten ihre Inſtrumente, Proben wurden nur vor größeren Kirchenconcerten eingerichtet. Lieblingsſtücke wurden ſehr häufig wiederholt, wo hätte man ſonſt zu der Unzahl von Concerten auch den Stoff hernehmen ſollen? Den Eingang zum Saal hütete ein Soldat der Stadtgarniſon, ſpäter ſogar mehrere unter einem Wachtmeiſter; im Foyer erquickte Meiſter Salathe die Lechzenden mit Erfriſchungen. Der Saal bot Raum für circa vierhundert Perſonen. Das Concert ſelber zerfiel in drei Actus, für welche der damalige Director Emanuel Pfaff (nebenbei Organiſt zu St. Peter, ein tüchtiger Violin- und Clavierſpieler) folgende Norm aufſtellt (1752):

„Die Muſiker ſollen eine halbe Stunde vor Beginn des Concertes ſich einfinden, um zu ſtimmen, ohne den Zuhörern die Ohren zu zerreißen.

Der erſte Actus beginnt mit einer ſtarken Sinfonie mit Waldhorn. Nach derſelben eine Arie von einem Discipul Herr Dorſchen, oder von ihm ſelbſt abgeſungen, und dann könnte von Herrn Kachel[9]) ein Solo auf der Violin geſpielt

[9]) Jakob Chriſtoph Kachel 1728—1793. Er konnte ſchon mit 14 Jahren Muſikunterricht ertheilen. Prinz Wilhelm von Baden-Durlach fand auf ſeiner Durchreiſe durch Baſel ſoviel Gefallen an ihm, daß er ihn nach Italien mitnahm, wo er 1743 in ein in ſardiniſchen Dienſten ſtehendes Regiment des Prinzen von Baden für anderthalb Jahre eintrat.

werden. Nach dieſem Actu finde höchſt billig, daß man denen Auditoribus, inſonderheit weiblichen Geſchlechts nach einer ſo großen Fatigue, der Muſik ſtillſchweigend zuzuhören, eine Raſtzeit von ½ Stund lang erlaube, damit ſie ſich durch das liebe Geſchwätz wiederum erholen.

Der Anfang des zweiten Actus kann wiederum mit einer ſtarken Sinfonie ohne Waldhorn gemacht, darauf eine Arien von Herrn Dorſch geſungen, und dann ein Concert für Flöte oder Hautbois geſpielt werden. Worauf wieder ein halbſtündiges Silentium der Muſik erfolget.

Der dritte Actus wird mit einer ſtarken Ouverture mit Waldhornen ꝛc. angefangen, und darauf mit einem Duetto zu 2 Stimmen oder mehreren, auch vollſtimmigerem Choro beſchloſſen werden."

Folgendes Concertprogramm aus dem Jahre 1755 iſt uns noch erhalten:

I.

Symphonie von Vivaldi. — Italieniſche Arie für Tenor.

II.

Ouverture. — Lied für Sopran. — Violinſolo eines Dilettanten.

III.

Streichtrio für Dilettanten. — Violinſolo von Kachel. — Trio für zwei weibliche Stimmen und Baß.

Sowohl aus der oben erwähnten Norm als aus dieſem Programm ergibt ſich deutlich eine abſichtliche Steigerung der muſikaliſchen Kräfte gegen das Ende hin; der Schüler tritt vor dem Lehrer, der einſtimmige Geſang vor dem mehrſtimmigen auf. Die Concerte ſelber unterſchieden ſich ſehr nach ihrem innern Werth, ſo wurde z. B. das erſte Concert im Monat immer nur als

Auch ſeine Söhne Samuel und Peter waren Muſiker; letzterer zudem Muſikalienhändler und Inſtrumentenmacher.

Lückenbüßer angeſehen und diente als Verſuchsſtation für junge Dilettanten oder wohl auch für zweifelhafte Novitäten basleriſcher Componiſten, hatte doch 1757 Muſikus Kachel das Collegium mit der Dedication von nicht weniger als ſechs Symphonien beglückt! In den Symphonien waren höchſtens vier Bläſer: 2 Hautbois und 2 Horn, erſt ſpäter treten auch Flöten und Clarinetten auf; Pauken vollends und Fagott ſind ganz ſelten. Die muſikaliſche Literatur, welche damals gepflegt wurde, iſt verſchollen, unter den Symphonien aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kommt bei 92 Nummern bloß zweimal der Name Bach vor. Wie es im Concert zuging, darüber laſſen wir am beſten einen Augen- und Ohrenzeugen reden, der von einer Aufführung Folgendes berichtet:

Die Reiſe nach dem Concerte.[10])

Durch einen Vetter des Eidsgenoſſen.

(1755; ohne Angabe des Verfaſſers und des Druckortes.)

„Ich bin ein Witwer, geſund und ſtark. Vor ſchon mehr als ſechszig Jahren ſtund ich zu Maſtrich in einem holländiſchen Schweizerregiment als Feldprediger. Es lag eben auch ein ſächſiſches da, deſſen Prediger mein liebſter Duzbruder war. Nach dieſem reiſte ich über Paris in mein Vaterland und ward auf eine einträgliche Pfrunde, hinan Kanderſteg, gegen dem Gemmi- und Leutſcherberge zu, berufen. Ich darf ſagen, daß ich ſeit

[10]) Druckort und Verfaſſer der „Reiſe in's Concert" werden nicht genannt. Auf jeden Fall iſt die Schrift auf Baſel zu beziehen und hat zum Verfaſſer wahrſcheinlich Profeſſor Spreng, welcher in jungen Jahren Feldprediger in holländiſchen Dienſten war und um 1755 eine Zeitſchrift „Eidgenoß" herausgab. Die „Reiſe in's Concert" wurde zuerſt im Feuilleton der Basler Nachrichten vom Mai 1858 abgedruckt.

50 Jahren dem wüſten Buben, dem Teufel, allda viel Eintrag gethan und unſere Religion gepredigt habe.

Verwichen ſchickte mir mein Vetter Eidgenoß 50 Stücke ſeiner Wochenſchrift zum Gruße. Ich empfing ſie mit Freuden, denn er iſt meines lieben Bruders ſel. Sohn. Er verließ ſchon in der Jugend unſere Alpen, und ich habe ſeit 30 Jahren nichts von ihm gehört. Ich bekümmere mich ſonſt nicht viel um neue Bücher; unſere alte reformirte Kirchenpoſtill und Toſſans Bibel mit Randgloſſen ſind mir genug. Doch durchging ich dieſe Blätter. Ich hatte wohl der Zeit. Der Schnee war zu tief, den Gemſen nachzuſteigen, die Bäche gefroren, meine Zehnden eingezogen, und es ging gegen Weihnacht; auch hatten ſchon meiſtens meine Pfarrkinder und benachbarten Vögte und Meyer geſchlachtet, alſo hielt mich dies nicht mehr ab. Ueberdies habe ich mehr Predigten als meine Nachbarn. Dann ich zähle deren ſammt den Hochzeit- und Leichenreden bei hundert beiſammen, die ich alle auswendig weiß. Darum konnt ich wohl der Zeit erübrigen, meines lieben Vetters Arbeit den Winter durch zu leſen.

Aber, du lieber Vater! Was habe ich für Zeug darin gefunden?' Ich dacht in mir ſelbſt, haben ſie dann keine Seelſorger? daß alles ſo verderbt iſt. O du guter Vetter! Wäreſt du bei uns geblieben. Ich förchte, ich förchte, ſie haben dich auch ſchon angeſteckt; meine Pfarrkinder ſind Engel gegen Ihnen. Doch ich konnt nicht glauben, daß er's übertrieben hätte. Ich predige auch zuweilen mehr, als ich denke, und mein geiſtlicher Mitarbeiter, der Sachſe in Maſtrich ſprach des Sonnabends öfters im Geſpaſſe zu mir: Herr Bruder, morgen werde ich meinen Officiers die Hölle heiß machen.

Allein ich weiß nicht, wie es mir ward, ein Geluſt, den ich ſchon ſeit vierzig Jahren nicht hatte, kam mich an, mein

Kanderthal für ein Vierteljahr zu verlaſſen. Ein Witwer hat niemand als ſich ſelbſt rathszufragen. Ich fühlte wie ein Heimwehe nach der Welt. Maſtrich, Paris, die Niederlande kamen mir wieder in den Sinn. Die Burgunder und ſpaniſche Weine, der rheiniſche und Moſel Wein rochen mir wieder auf. Ich ſahe meinen Nachbar, den Weibel, der dreiundneunzig Jahre alt war, noch alle Tage, die der Sommer gab, auf die Gemmi-Steig gehen, und öfters, die Brente voll Milch zwei Stunden weit den Berg hinuntertragen. Ich hatte deren erſt fünfundachtzig. „Ich bin jünger als er", dachte ich, „ich darf noch wohl einen Sprung in die Welt wagen." Genug, ich brach den erſten alten Maitag auf, da eben meine Alpmeyer die Kühe auf die Sömmerung trieben. Ich gab ihnen und dem lieben Viehe den Segen, und ſie wünſcheten mir Glück zur Reiſe. Indeſſen hörnten die Knechte zuerſt den Morgenſegen, und dann ihr Vieh mit dem Kühreihen zuſammen, und endlich mir das Wilhelmtell-Lied auf den Weg, ſo troſtlich, daß mir die Augen übergingen.

Ich kam zu Fuß auf Thun, von dar zog ich mich rechts in das Emmenthal, und ſo auf Burgdorf, da nahm ich mir ein Pferd und rüſtete mich, was nach der Welt, aus. Ich ließ mir einen blauen Rock mit rothen Aufſchlägen und anders machen, daß ich keinem Prediger gleich ſähe, und einen Schnauz wachſen. Meine alten Kleider hinterlegte ich bei einem Freunde, der ein Perrükenmacher war. Dieſer beredte mich, auch ein Stück aus ſeiner Stuben aufzuſetzen und damit bedeckte ich meine dünnen grauen Haare. Auch ließ ich meinen Degen, den ich ſeit Maſtricht noch hatte, ausputzen; er war von Stahl, mit Silber eingelegt. Ich umgürtete mich damit. Meinen Hut befahl ich auch aufzuſetzen, wie es jetzt der Gebrauch iſt, und mit einer kleinen Borden zu verſehen, alsdann ſetzte ich ihn auf.

Alſo gerüſtet ſah ich in den Spiegel. Es war einer von denen, die aus vierundzwanzig kleinen runden Gläſern zuſammengeſetzt ſind und in der Mitte ein größers haben. Ich dachte nicht gleich auf deſſen Gemäche und ſah mich einsmals von vierundzwanzig meinesgleichen umgeben und mich in der Mitte, anſehnlicher als die andern. Die Freude, mich ſo brav zu ſehen, übernahm mich dergeſtalten, daß ich etliche Luftſprünge that, worüber mein Vetter Balbier von Herzen lachte. Ich meinte wirklich, ich ſei wiederum fünfundzwanzigjährig und gar Hauptmann, und dieſe um mich herum meine Compagnieſoldaten.

Der Freund wußt ſchon von meinem Vorhaben, daß ich meinen Vetter den Eidsgenoß aufſuchte. Allein (ich weiß nicht, wie es kam) er wies mich auf die Straße Nordweſten zu, in die nächſte große Stadt, und wie ich ſeit vernommen, hätte er mich ſollen oſtwärts weiſen. Darum verfehlte ich ihn und kam zwar an einen ſtolzen Ort, aber wo ich keine bekannte Seele antraf. Es ſchien mir eine Reſidenzſtadt zu ſein. Ich ward vieler Paläſten gewahr. Die Kutſchen rollten in Menge, alles war prächtig, alles ſchien reich, alles glücklich, und überhaupt that man dort faſt, als wann keine Bibel in der Welt wäre. Ich kam in einen Gaſthof, er hieß zu den dreizehn Kantonen, der Wirth war auch ein Schweizer. Ich ſtieg ab. Er empfing mich auf das allerfreundlichſte. Er machte mich, faſt ehe er mich ſahe, zum Kapitän. Er wies mir ein ſchön Zimmer an. Er bot mir ein Glas Burgunder mit etwas trocknem Zuckerwerke. Er erfreute ſich höchſtens, die Ehre zu haben, mich zu beherbergen, und weil er mich für einen holländiſchen Offizier anſah (oder ſich ſo ſtellte), fing er mir flugs von Amſterdam, Antwerpen, Maſtricht und andern niederländiſchen Orten zu reden an. Er ſagte, er habe auch den Holländern

gedient. Er trank mir ein Glas auf Brüderschaft zu und anerbot mir daraufhin sein Gefährt. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung ging er seinen andern Geschäften nach, mit Bitte, es nicht ungut zu nehmen; er werde bald wiederum aufwarten.

Ich habe meinen Tag keinen geschäftigern Mann gesehen, und der sich leutseliger anstellte. Ich dachte, der Himmel hätte für mich gesorgt, mich an einem ganz unbekannten Orte zu ihm zu führen. Ich ließ mich bethören und wollt in Ernst, so lang ich da wäre, Kapitän bleiben. Mittlerweile schmeckte mir meine Bouteille wohl, und ich dacht zum Zeitvertreibe an meine lieben Nachbarn, die Schneegebirge und den Unterschied zwischen meinem Kirchspiele und diesem Ort.

Es stund ungefähr eine Stunde an, so kam mein lieber Herr Wirth Hauptmann (dann weniger konnt ich seiner Erzählung nach nicht aus ihm machen) wieder auf mein Zimmer. „Mein lieber Herr Bruder Kapitän (waren seine Worte), wir haben hier verschiedene Lustbarkeiten, wir haben Komödien, wir haben Thiergefechte, wir haben Operetten, wir haben ein Concert, wo gesungen wird. Was befehlen Sie? Mein Wagen ist angespannt, Sie zu begleiten, wo Sie hin wollen. Morgen sollen Sie mit mir auf mein Lustgut fahren. Die künftigen Tage werden auch für sich sorgen.“ Ich muß gestehen, sein Vortrag entzückte mich. Ich bewunderte seine Gastgebigkeit und entschloß mich zum Concerte. Ich liebe das Singen von Jugend auf. In meiner Kirche weiß ich den Baß zu allen Psalmen. Ich habe mir zwei Posaunen angeschafft. Des Weibels und des Leutscher-Hansen Söhne und Töchtern singen den Alt und Tenor wunderschön, beim Wein und in der Kirche, und in meiner ganzen Gemeinde wird bei Hochzeit- und Schlachtmählern meistens zu vier Stimmen gesungen. Also leitete mich mein Herr Bruder Hauptmann selbst in die Kutsche, und der Knecht

fuhr wohl zehn Gaſſen durch, da kamen wir zum Muſikhauſe.

Es iſt ein Gebäu faſt ſo groß als meine Kirche, aber vor dem Hauſe ſteht eine Wachtſtuben. Man ließ mich paſſiren. Ein Pörtner öffnete mir gleich die Saalthüre, und ich ging hinein. Alle Fremden haben den Zutritt umſonſt. Es war mir wieder, als wann ich vor ſechszig Jahren in Maſtricht zu unſerm Generalen gekommen bin.

Das Muſikzimmer iſt ein großer gegipster Saal, ſo hoch etwan als unſer Chor iſt. Es kann wohl vierhundert Perſonen faſſen. Am heitern hellen Tage wird finſter darin gemacht. Aber es brennen darfür wohl ſechs Leuchter von Chryſtall, ſo groß als ein zweijähriger gezweigter Kirſchbaum, und ſo voll Lichter, als dieſe voll Bluſt ſind, ſo die Kirſchen gerathen wollen. Rings umher, an der Wand, ſtecken noch bei fünfzig Kerzen. Wo keine ſind, hangen ſchöne Gemälde von Geſchichten, ſo alt, daß ſie noch vor dem Schweizerbunde müſſen geſchehen ſein.

Eines ſtellt den Orpheus vor, wie er das Gethier, zahmes und wildes, um ſich her lockte. Unter anderm lag ein Kühlein ſo natürlich gemalt an ſeiner Seite, daß ich es faſt für mein Sträußlein angeſehen hätte. An einem andern Orte war dieſer Orpheus nochmalen, wie ihn die thraciſchen Weiber zerreiſſen. Gegenüber war er wiederum, wie er in die Hölle fuhr, und ſein liebes Hausweib, die Euridice, herausholte. Aber in dieſer Hölle ſind die Teufel nicht ſo gräßlich, als ſie in unſerer Toſſaniſchen Bibel nach der Natur abgeſchildert ſind. In einer Ecke war David mit der Harfe, wie er dem Saul ſeinen böſen Geiſt verjagt, aber ein Kaſten, der dort ſtund, verdeckte ihn mehr als halb. Gleich dabei hing Midas, wie er über Pan und Apollo richtet, und auf der dritten Mauer ein eid-

genöſſiſches Wilhelmtellſtuck, nebſt dem Schweizer-Bund im Grüttlein und der Unterſchrift: HARMONIA DVLCISSIMA, darunter ſteht eine andere mit kleineren Buchſtaben: „Chorda discors cantum, Rempublicam cor discors turbat.“

Der Platz, wo die Spielleute ſind, iſt erhöht, und auch wohl mit hundert Kerzen beleuchtet. Er hat eine Ausladung wie eine Kanzel. Ich dacht, man würde zuerſt da eine Predigt halten, oder der Vorſinger werde dort ſtehen. Aber es war nur einer mit einem dünnen Stecklein, welcher damit in die Luft obſich und nidſich ſchlug, und ſtill machte.

Es ſind Röſte zum ſitzen, wie in den Kirchen. Und auf beiden Seiten ſehr viel koſtbare Lehnenſeſſel. Doch ſtehen die Männer meiſtens und überlaſſen dem Frauenzimmer die Sitze. Es waren eben damals ſehr viel Weiber da, und zu unſerem Unglücke, nahmen ſie noch ſo viel Platz ein, als bei uns. Darum konnten die wenigſten Herren ſitzen, und ich wäre mich müd genug geſtanden, wo mir nicht ein Herr einen Platz verſchafft hätte. Er war ein ſehr freundlicher Mann, der mir alles auslegte, ob er mich ſchon nicht kannte. Unter anderm verſicherte er mich, aus Anlaß des Gedränges, daß es in den Sonntags Morgenpredigten, wo doch der Platz nichts koſte, auch in der Domkirche, öfters ungleich weniger Leute, als diesmal hier ſeien. Es waren auch Pfarrer da, es waren Officiers, es waren Staatsleute, Profeſſor, Studenten, Kaufleute, Fremde, unter anderen ein Türk und ein reicher portugeſiſcher Jud und andere, jung und alt, ſonderlich viel Frauenzimmer.

Dieſe prangten, mit Sammet und Seiden, und gemahlten Stoffen und Edelgeſteinen. Den Herren fehlte es auch nichts, daß ſie nicht faſt ſo bunt, als die Weibsbilder, waren. Aber die meiſten Frauen, auch die jüngſten Fräulein, hatten weiße Haare, bei nahem daubweiß, wie die meinen. Ich verwunderte

mich darüber, dann ich ſah ihnen kein Herzenleid an, das ſie hätte können ſo jung grauen machen. Auch waren ſie alle ſo ſchön kraus, daß ich dergleichen niemals in meinem Kirchſpiele geſehen habe. Aber der erſtgemeldte Herr ſagte mir, dies ſei durch die Kunſt gemacht; die Farbe aber betreffend, ſo habe man ſie mit einem weißen Staube alſo gefärbt. Ich fragte warum? Er ſagte im Lachen, er wiſſe es ſelbſt nicht, es ſolle ſchön bedeuten. Ich erwiderte, man habe vor 60 Jahren auch zu Paris nichts hiervon gewußt.

Indeſſen betrachtete ich dies Volk überhaupt und fand, daß ſie durchaus wohl gemacht wären. Nur kamen mir die meiſten ſehr klein vor. Die Weibsbilder ſahen ſchön von Geſichte, und faſt alle milchweiß. Ein guter Theil davon hatten Backen wie die Roſen. Die nicht ſo friſch ausſahen, waren meiſtens ſo zart, als ob ſie kränklich wären, wie bei uns die Weiber im Winter vierzehn Tag nach der Taufe. Sonderlich aber kam es mir wunderlich vor, daß ſie alle, für ihre kleine Geſtalt, unten durch ſo dick waren. Ich bin ein langer, hagerer Mann, aber zwei wie ich könnten bei weitem keine umklaftern. Es deuchte mich, in Anſehung ihrer weiten Röcken, müßte was darinnen ſtecken, welches abſcheulich groß wäre. So es aber natürlich iſt, ſo könnte es ihrer Größe nach dargegen kaum wie ein Würmlein ſein, darum konnt ich nicht begreifen, wozu ein ſo abſcheulicher Umſchlag nützte. Dann einmal ich wollte aus unſers Weibels drei Töchtern wohl neun von dieſen Fräulein gemacht haben. Und meines Meyers kleinſter Sohn gäbe wohl drei Herrlein, wie ich ſie dort herum laufen ſah. Doch ſträußten ſie ſich alle wie die Großen. Ich mußte darüber lachen.

Der Herr ſah es und fragte mich. Ich ſagte es ihm natürlich. Er erwiderte: Einige dieſer ſchon rothen Backen

ſind gemalt, und bei Licht ſieht man die weiße Schminke auch nicht wohl. Ein manches der prächtigſten Kleidern, die Sie ſehen, iſt noch nicht bezahlt. Die, ſo es am beſten haben, gehen am ſittſamſten. Die andern trachten ſich durch den Pracht einen Schein zu geben. Dieſe junge Stutzerchen, ſo ſie es erleben, werden zum großen Theile ſich in zwanzig Jahren vielleicht weniger brüſten als heute. Die weiten Röcke an den Weibsbildern haben wir unſern Nachbarn zu verdanken. Das ſchöne Geſchlecht bei uns iſt faſt närriſch-verliebt in alles, was von dannen kömmt. Wir Männer müſſens leiden, und die meiſten, ſelbſt unſeres Geſchlechts, fangen an der Weibern Aufputz, wie Sie ſehen, bei nahem zu übertreffen. Auch haben wir viel Kaufleute hier. Die meiſten meinen ſich durch ein ſolch äußerlich Blendwerk in Glauben und Reichachtung zu ſchwingen. Reich ſein heißt hier vornehm. Dies macht einen Theil der Reichen ſtolz und ausgelaſſen. Die Vornehmen von dieſer Gattung kennen alsdann keine andere Eigenſchaft ihrer Hoheit als dieſe. Die Tugenden der Edlen bleiben ihnen fremde. Daß aber viel ſo ſchwächlich ſcheinen, da iſt unſere Weichlichkeit Schuld daran. Die gemeinen Leute hier ſehen überhaupt viel ſtärker drein; ſonderlich die wohlhabenden. Jene aber verderben ſich ſelbſt. Sie zärteln ſich zu viel. Sie förchten ſich vor allen vier Elementen. Sie laufen nach dem Arzt um jede Kleinigkeit; dies ſchwächet die Natur, und jenes ſtärkt ſie nicht. Einige eſſen zu wohl. Die mancherlei Speiſen, die ſie täglich auf ihrer Tafel ſehen, reizen ihren Geſchmack. Dies beſchwert den Magen. Der Kaffee mags allein nicht verdauen. Darum kochen ſie kein gut Geblüt. Dies kann keinen guten Nährſaft, und dieſer keine gute Frucht zeugen. Die fremden Weine tragen auch bei. Dieſe tröcknen den Lebensſaft durch ihre Hitze entweders auf, oder treiben ihn zu geſchwind und

nicht genug zubereitet aus. Endlich weiß ich's, bei Ihnen iſt's eine Schande, frühe an die Liebe zu gedenken. Bei uns gehts jung an. Im zwanzigſten Jahre iſt ein mancher ſchon faſt entkräftet. Und erholt man ſich ja wieder, ſo können doch die Sproßen, die aus ſolchem Stamme ſchießen, nicht baumſtark wachſen. Ich ſprach: Gott behüt uns unſere liebe Einfalt, an den Gränzen des Walliſer Lands haben wir hierüber noch nichts zu klagen.

Indeſſen ging das Concert an. Wohl ihrer vierzig ſpielten mit einander auf verſchiedenen Inſtrumenten, grob und rein, Pfeifen und Geigen, kleine Bäſſe und große, ſo hoch als der höchſte Mann, und anders, das ich nicht habe unterſcheiden können. Alles ging unter einander, aber ſo laut, daß der ganze Saal erſchallte, und ſo ſchön, daß ich faſt aus mir ſelbſt war. Ich hörte, wie wann die Nachtigallen ſingen oder ſich die Vögel in unſern Wäldern paaren. Bald wars wie ein Schäfer Lied, und als wann der Guckguck darunter ſchrie, alles ſo ſanft, daß es mir ſo lieblich war, als wenn ich des Gemmy Rudis Wittib bei mir hätte. Manchmal wars wie eine Leyer, zuweilen wie der Kühreihen, und bald darauf ging was wieder ſo geſchwind, wie unſer Walliſer Siebenſprung. Dies währte eine gute Viertelſtunde.

Darnach kam einer allein, der ſang ein Italiäniſch Lied, daß ich in meinem Kirchſpiele nichts ſo ſchönes gehört habe; ſeine Zunge war wie von lauter Rädlein und ſein Hals ſo glatt, als wann er geſchmiert wäre. Bald ſang er traurig, bald erzürnt, bald erſchrack er, bald lächelte er, als wann er was angenehmes ſähe oder hoffete. Ich verſtund nicht wohl alle Worte, nur hörte ich ihn öfters ſagen: Il mio Tormento; dies ſang er traurig; ſo er Crudele ſang, ſprach er heroiſch; wann er Speranza ſagte, ſo ſah und redte er vergnügt; und

wann er mio Caro ausſprach, ſo that ers liebreich. Das andere verſtund ich nicht, dieſes aber wiederholte er wohl fünfzigmal. Wann er ganz allein geſungen hätte, ſo wäre alles ganz verſtändlich geweſen, aber die Inſtrumenten dämpften zu viel, und die Zuhörer waren auch nicht allzuſtille. Es währte dies zuſammen etwa eine halbe Stunde, dann folgte eine Pauſe, und jedermann fing an überlaut zu klatſchen und zu ſchwätzen.

Indeſſen ſprach der freundliche Herr zu mir: Ich ſah mit Freuden, wie entzückt Sie zuhörten. Ich antwortete: In der That habe ich lang nichts ſo ſchönes gehört. Aber wie heißt man das, ſo zuerſt geſpielt iſt worden? Er verſetzte: Es war der Frühling des Herrn Vivaldi; er wollte dieſen vorſtellen und hat es ſo übel nicht getroffen. Auch ſchickt es ſich für dieſe Zeit. Es iſt ſchade, daß man nicht in andern Jahreszeiten ſeine übrigen ſpielt; er hat ſie alle vier gemacht und war um ſoviel größer als er die Muſik zuerſt empor gebracht hat; nur Corelli trifft ihn an Harmonie vor. Ich erwiderte: Werden wir was von ihm hören? Ach nein, war ſeine Antwort, des Jahrs kaum einmal ziehet man dieſe große Männer zu Ehren. Es regiert eine gewiſſe Pedanterie unter den Muſikanten, daß ſie verachten, was alt iſt: wäre es noch ſo ſchön, ſo finden ſie es nicht ſo, wann es über zehn Jahre hat. Ich ſprach: Ein junger Mann liebt eine Alte nicht, weil ſie nicht mehr ſchön iſt, und einen ferndrigen Calender wirft man weg, weil die Jahre dahin laufen und er dardurch unbrauchbar geworden. Allein unſere Ohren werden ja nicht alle zehn Jahre anderſt, und was einmal recht ſchön iſt, bleibts allzeit. Es können wohl verſchiedene Schönheiten beiſammen beſtehen, und wann eine neue kömmt, ſo ſollte man die alte deswegen nicht verwerfen. Eben darin (antwortete er) ſteckt die Pedanterie bei den jungen Muſikanten. Sie meinen, es

könne nichts rechts ſein, als was zu ihren Zeiten jung geworden. Theils von ihnen wollen darin geſchickt ſcheinen, wann ſie viel aufgelöste Diſſonantien loben, und ſo es einem andern nicht gefällt, ſo meinen ſie ſich gar gelehrt, die Kunſt einzuſehen, welche die Unwiſſenden nicht einmal begreifen können. Aber die wahren Meiſter ſind hierüber aus. Dieſe ſuchen das Angenehme, und den Zuhörern zu gefallen, gleichwie auch Molière dem Volk, nicht ſich, zuliebe ſchrieb. Da indeſſen die halb- und quart-Virtuoſen, theils aus Neid, theils aus Hochmuth, wollen über alle Alten ſein. Und warum nicht? Sie ſind ihrer Sache gewiß, wo das Neue, nur darum, weil es neu iſt, den Vorzug hat.

Ich verſetzte: Dies verſtehe ich nicht genug, mein Herr; aber warum ſpielten die andern ſo ſtark, als der Herr da ſang? Bei uns zieht der Discant vor, denn kömmt der Baß, der Alt und Tenor gehen erſt nach. Darum haben wir eine Discant- und eine Baßpoſaune in unſerer Kirche, die Geſang-Stimmen, ſamt dem Baſſe, werden voraus gehört. Mein Herr, war ſeine Antwort, es ſollte hier auch ſo ſein. Dieſe Herren machen nur die Begleitung des Geſangs, ſie haben nur die Nebentöne zum ausfüllen, der Sänger hat die Hauptſtimme. In den italiäniſchen Opern zu Turin, Mailand, London, Dresden, hört man jene neben dieſer nur als entfernt; es macht nur ein angenehmes ſtilles Getöſe, welches die Melodie der Singenden bezaubernd erhöht. Man hört, daß es nur eine Begleitung iſt. Bei uns aber will ein jeder ſich ſehen machen, und dadurch verdeckt er das Feinſte. Ein jeder fürchtet, ſo er nicht gewaltig zuhaue, er bleibe unbekannt. Er hat keine dergleichen Opera gehört; er hat etwas harte Ohren, denen das Piano nicht genug eingällt; darum macht er eine Nebenſtimme zur Hauptſtimme, der Sänger mag tſchutſchen ſo

viel er will. Und zuletzt meinen alle, ſie haben Wunder gethan, weil ſie ſich vor andern gehört haben. Ich ſchwieg; der Herr auch; und ſo ſahen wir dem Gewühle zu, bis die Muſik wieder anging, welches nicht lange anſtund.

Sie war faſt wie zuvor, nur ſpielte man ein ander Stück. Hernach kam eine Sängerin, die ein kurzes Lied ſang. Es gefiel mir recht wohl, und klang ſehr luſtig, wann nur ihre Stimme vor dem Getöſe recht hätte durchdringen können. Als ſie aufhörte, klatſchte wieder jedermann. Aber ehe man die Zeit hatte recht zu ſchwätzen, kam ein ſchön geputztes junges Herrlein mit einer Geigen hervor und ſetzte ſich zuvorderſt auf einen Stuhl; die andern Spielleute ſaßen hinter ihm und ſpielten ganz leiſe mit. Der gute Herr erzappelte ſich entſetzlich, daß der Schweiß hinunterlief. Er machte langſam und geſchwind. Er ſah zuweilen zurück auf die Hintern, und dieſe auf ihn. Einer derſelben ſtrampfte einmal ſehr bös; ich hörte ihn ſagen: Nicht ſo geſchwind. Daraus ſchloß ich, er habe auf ſie geſehen, daß ſie ihm nachkommen ſollen; und die andern auf ihn, daß er ihnen warten ſolle. Es war jedermann inzwiſchen mauſeſtill. Endlich hörte er auf, und man klatſchte ihm viel mehr als man dem Sänger und der Sängerin geklatſcht hatte.

Ich fragte den Herrn: War dies etwan von der neumodiſchen Muſik, davon Sie ſprachen? Mir wäre ſie nicht ſo lieb als die alte. Ich hörte was, als wann eine Maus retzte, denn hörte ich ſie vollends ſchreien. Er machte manchmal ſo rein, daß es mir in den Ohren wehe that. Nein, erwiderte er, die Muſik iſt an ſich gut, aber er hat ſie nicht wohl geſpielt. Dergleichen vermeinte Meiſter nehme Stücke vor, die über ihre Kräfte ſind; und ihre Lehrer ſelbſt meinen manchmal, ſchwer ſei ſchön. Ich bedaure ihn, ſprach ich, ich ſah,

daß er arbeitete und es gut machen wollte. Dieſem zu lieb nun hätten die Mitſpieler ſich ſollen vor ihm hören laſſen. Aber (fuhr ich fort) was bedeutete dann dies allgemeine und ſtarke Klatſchen? Dies iſt (verſetzte er) der Zuhörer Wohlzufriedenheits-Bezeugen. Es iſt ein Fehler, daß mans jedermann thut; ein mancher meint, es ſei der Gebrauch, auf dieſe Weiſe das Lied zu enden. Diesmal wars entweder eine grobe Schmeichelei, oder ein Geſpött, oder ein Unverſtand, daß man dieſen Violiniſten nicht damit verſchont hat. Es gebührt nur Virtuoſen; wir aber geſtattens allen. Alſo muntern wir die Geſchickten dadurch nicht auf, und die ſo nichts taugen werden beſchimpft, die fremden Kenner aber haben Recht uns darüber zu verlachen. Damit ließ mich mein Freund etwas allein; ich aber ſetzte mich zu hinterſt in eine Ecke und betrachtete inzwiſchen die Leute.

Ich ſah mit Verwunderung, wie alles durch einander wimmelte. Gleich vor mir ſaß eine Geſellſchaft von jungen Mägdlein, die waren wie Queckſilber. Doch blieben ſie ſitzen, aber ſie juckten alle Augenblick auf und ſahen um ſich, ſie dreheten ſich links und rechts, ſie druckten die Haare eilig in die Ordnung, ſie bewehten ſich mit einem faſt dreieckigen gemalten Papier; bald ziſchten ſie einander in's Ohr, und ſahen auf dieſen oder jenen, oder jene, bis endlich ein halb Dutzend junge Herrlein kamen, die bückten ſich faſt bis an den Boden. Ich kann nicht ſagen, was ſie eigentlich ſprachen; ich ſah nur, daß ſie gegen einigen gar freundlich waren, gegen andern, als wann ſie ſie nicht kenneten, ganz ſpröde. Eine machte einem ſo ein freundliches Geſicht, wie ein Engel; da kam ein anderer, im Augenblick war ſie wie umgekehrt, ſauer, verächtlich, bös, alles durch einander. Unſers reichen Joſten Tochter hätte den Hirten Heinrich niemals ſo ſchmäch empfangen können. Ein

Paar ſahen ein Paar Herren von weitem, ſie winkten ihnen, ihre Köpfe gingen beſtändig für ſich und hinter ſich, wie die gipſenen Ja-Männlein, wann man ihnen den Kopf ſtößt. Andere ſahen und ſpöttelten hinterrücks über dieſe, da kam aus Verſehen ein anderer, dem ſie nicht gewunken haben, aber dieſer war bei weitem nicht gemeint, da ſchämten ſie ſich, und er auch. Mehr als die halben lachten überlaut und nahmen einander vor Freuden bei den Händen, druckten und küßten einander, oder ſtießen die Köpfe zuſammen, oder ſchlugen ſich auf den Schoße oder beugten ſich im Lachen faſt unter die Knie. Dieß machte den jungen Herrlein auch Luſt zuzugreifen, ſie miſchten ſich darunter und küßten bei dieſer Gelegenheit links und rechts herum, und anders. Dies verurſachte einen ſolchen Lärmen, ſolch Gelächter und ein ſolch Geſchrei, daß ich mich darüber verwunderte. Wir heißen dies rumpuſen. Allein es kam mir vor, als ſähe ich Kinder mit einander ſpielen, wann ich dagegen an unſere junge Leute gedacht. Und bei uns rumpuſen ſie nicht, wann Alte dabei ſind, ſie thuns nur unter ſich und müſſen dabei noch ein Gläslein Kirſchwein im Kopf haben.

Inzwiſchen ſtund ich auf, meinen Freund zu ſuchen. Ich fand ihn bald mit einem Herrn ſprechen. Ehe ich ihn angetroffen, mußte ich bei vielen Weibsbildern vorbeigehen. Ich grüßte ſie, aber ſie dankten mir nicht, nur ſahen ſie mich ſteif an, einige ſchienen mir etwas mit dem Kopfe zu nicken. Als der Herr mit meinem Freunde ausgeredt hatte, kam dieſer gleich wieder zu mir und wies mir einen Sitz, mit Vermelden, es werde bald wieder angehen. Wir ſetzten uns; da fragte ich ihn, obs hier nicht Gebrauch wäre die Leute zu grüßen? Er ſprach, warum nicht? Da ſagte ich: Es iſt dann nicht der Gebrauch zu danken? Wie ſo? verſetzte er. Da erzählte ich

ihm, was ich an den Weibsbildern in Acht genommen habe, Er erwiderte: O mein lieber Herr, dies Anſchauen heißt gegrüßt. Es iſt ja Ehre genug, ſo man uns des Anblicks würdigt. Das Nicken aber bedeutet auf das allerfreundlichſte gedankt. Es giebt aber Freundlichkeits-Nicken, es giebt ſchmähes, es giebt ehrerbietiges, es giebt vertrauliches, es giebt gleichgiltiges; alles bedeutet grüßen, nachdem der Mann iſt. Er iſt ſtärker oder ſchwächer, je nachdem man bekannter oder vornehmer oder nicht iſt. Gegen einem Fremden dörfen ſie deswegen nicht ſtark machen, weil die Bekanntſchaft mangelt. Allein ſo ſie ihn vor etwas anſehen, da iſt eine kleine Kopfbewegung erlaubt. In dieſer Achtung waren ſie bei denen, die mit ihrem Haupte, etwann eines Thalers dick, gegen ihnen zu nähern geruhten. Darmit war ich zufrieden, und bald darauf ſchlug der Herr mit ſeinem Stäblein, und das Muſiciren ging wieder an.

Es ſpielten nur drei mit einander, nämlich zwei Geigen und ein Baß. Mein Freund ſagte mir, man heiße dies ein Trio, und alle drei ſeien nur Liebhaber. Aber ſie ſpielten meiſterlich und ſo ſanft, daß es immer ſchade war, das Gewühl der Zuhörer darneben zu hören. Doch ward es noch größer, als ſie aufgehört haben, und einer auftrat, der ein rechter Meiſter auf der Violine war.

Er fing an, und niemand als ein Baß half ihm. Er zog recht engliſche, lange, ſatte Töne aus ſeiner Geigen. Sein Bogen ſprang auf den Saiten herum, und darüber, wie die Gemſen auf die Klippen. Man konnte einen jeden Ton unterſcheiden, und manchmal hörte man deren wohl vierzig nacheinander aus einem Zuge ſpringen, einen jeden ſo abgebrochen, daß man alle hätte zählen können, wann es der Geſchwindigkeit wegen möglich geweſen wäre, und ſie ließen ſich hören,

als wann ein jeder mit einer Pauſe nachließ. Wann er rein machte, war es wie ein Vogelgeſang, und die untern Saiten klepften und klangen wie ein dichter Federnthaler, den man auf ein ſteinern Tiſchblatt wirft. Die langſamen Weiſen waren ſo anmuthig, als unſer Wilhelm-Tell-Lied, aber weit mehr Töne darin, und die geſchwinden machten einem die Seele dreißig Jahre leichter und jünger.

Bei einer gewiſſen Stelle griff er ſeine Violine hart an und ſpielte auf allen vier Saiten mit einander. Er wiegte ſo ſchön darauf herum, daß ich geſchworen hätte, ich hörte auf jeden Zug dreißig Töne mit einander aus jeder Saiten hüpfen. Sie drangen heraus, wann er nur den Bogen bewegte, als wie die Funken aus meinem Feuerſtein, wann ich Tabak anſtecken will, aber ſie gingen ſo hübſch auseinander und lösten einander durch alle vier Stimmen ſo ſchön auf und ab, daß ich wie entzückt war.

Der Baß ſchwieg indeſſen, und der Virtuos griff die Violin zum Verlieren allzeit minder an, ſo daß ich es zuletzt faſt nicht unterſcheiden konnte. Allein es war nicht ſeine Schuld. Die Leute machten indeſſen ein ſolches Geräuſche, daß ich in einen rechten Zorn gerieth. Ich ſchrie überlaut, ſtille! Denn ich vergaß, daß ich ein Fremdling war und meinte, ich wäre zu Haus unter meinen Leuten. Zu allem Glücke achtete es vor dem Getöſe niemand als mein Freund, der dichte neben mir ſaß. Dieſer ſprach leis zu mir, bravo, aber zugleich winkte er mich lächelnd aus meiner Entzückung. Doch ſcheints der Virtuos hat es wahrgenommen, dann er griff nach und nach, wie unvermerkt ſeine Violin wieder mehr und mehr an, bis er in die Stärke kam, wie er dies Harpeggio (ſo nennt es mein Freund) angefangen hatte, alsdann ging der Baß wieder mit, und beide ſpielten noch eine zeitlang ſo zierlich fort, daß ich ihnen die ganze Nacht hätte zuhören mögen.

Als dieſer abgetreten war, kamen zwei Jungfern mit dem Singmeiſter hervor, und eine Baß-Stimme. Dieſe ließen uns ein Italieniſch Lied hören, viel ſchöner, als eines unſerer allerbeſten Weihnachts-Geſängen, und man war ein wenig ſtiller. Der Herr ſagte mir, dies geſchehe, weil die Jungfern vornehme Töchtern wären. In der That hatte man nicht Unrecht, dann ſie ſangen alle wie die Engel im Paradieſe, aber dies verdroß mich, daß man nicht Recht für Recht gelten ließ. Warum dann hörten ſie dem Virtuoſen nicht auch zu und klatſchten ihm auch? Da man dieſen Vieren mit Händen und Füßen ſchlug, daß die Luft darüber hätte erzörnen mögen.

Hiemit hatte das Concert ein Ende, und jedermann ging nach Hauſe. Während dieſem ſprach mein Freund: Ich verſichere Sie, ich bin recht böſe über die Ungezogenheit unſerer Leuten. Es iſt wahr, nicht der ſechste Theil kommt der Muſik zu Gefallen. Die Weibsbilder erſcheinen, ſich ſehen zu laſſen; die Mannsbilder, ſie zu ſehen. Viele auch ſchämen ſich, nicht vom Concerte zu ſein, damit ſie ja auch unter die ſchöne Welt gezählt werden. Allein anderswo kommen auch Leute an ſolche Orte, nicht eben der Harmonie zu Gefallen; doch ſind ſie zu belebt, durch ihre Unart den Liebhabern ihre Freude wegzuſtehlen. Alle dieſe Schwätzer verachten der Bauern Grobheit. Glauben Sie nur, ihre Aufführung läßt nicht herriſch; das Kleid allein macht nichts aus. Das Herriſchthun und Gedenken adelt. Jene ſchön geputzten Affen, da man ihnen Nüſſe vorwarf, verriethen gleich ihren Thiergeiſt nnd beſchmitzten dabei ihre prächtige Kleidung. Ich hätte bald geſagt, unſere Zuhörer gleichen ihnen. Sie haben ja Zeit genug zwiſchen dem Muſicieren zu ſchwätzen, ſo könnten ſie dann wohl andern zu Gefallen eine Viertelſtund ihr Maul zuhalten, wo nur eines gegen dem andern die geringſte Hochachtung hätte.

Indeſſen (fuhr er fort) iſt mir leid, mein Herr, nicht beſſer mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Geſchäfte rufen mich für etliche Monate aus der Stadt. Dies verdroß mich recht anzuhören, doch bedankte ich mich auf das höflichſte für ſeine Leutſeligkeit, nahm Abſchied von ihm, ſetzte mich in meinen Wagen und tröſtete mich an dieſes Herrn Statt, meines gefälligen Wirths der 13 Cantonen.

Mein Herr Bruder und Hausherr empfing mich auf das höflichſte. Es war eben Zeit zur Nachtmahlzeit. Wir waren nicht viel Leute, aber die Trachten deſto niedlicher. Der Herr Wirth führte das Wort faſt allein, und Burgunder und Champagner ſchloß die Mahlzeit.

Des andern Tags führte er mich die Raritäten der Stadt zu beſehen; den dritten bat ich ihn, mich auf ſein Landgut zu begleiten. Ich weiß auf dieſe Stunde noch nicht, ob er eins hat. Er fuhr mit mir auf ein Dorf in eine öffentliche Herberge. Allein es ſchien nicht, daß dies ſein Eigenthum war. Dann der Gaſtgeber machte uns die Zeche ziemlich derb. Dies öffnete mir die Augen, daß mein neuer Herr Bruder vielleicht ein Geld-Freund möchte ſein. Auch ſchwieg er von Thiergefechten und andern Luſtbarkeiten der Stadt. Darum forderte ich des vierten Tages frühe meine Rechnung. Nach vielen Ceremonien eröffnete er mir endlich, weil ichs wäre, wollte er aus Betrachtung der Holländiſchen Confraternität (wie ers nennte) ſich mit nur 27 Gulden Reichsgeld begnügen. Mir geſchwand faſt über der Anforderung; doch ließ ichs nicht merken.

Ich hatte von Burgdorf 30 Kronenthaler mitgenommen, darmit gedachte ich wenigſtens fünf Wochen auszukommen. Dann von dort weg, bis zu dieſem meinem lieben Bruder habe ich, vierzig Stund weit, nicht gar zwei darvon verthan. Ich ſah aber, wo ich ferners blieb, würde ich in wenig Tagen

das Pferd und mich verſetzen müſſen. Darum ließ ich ſatteln und verreiste ſelben Morgen wieder Burgdorf zu.

Dort legte ich mein Cavaliers-Kleid wieder bei meinem Vetter ab, verſilberte es und bezahlte, was ich noch daran ſchuldig war, ſamt dem Pferd-Lohne. Darauf nahm ich meine Prediger-Geſtalt von neuem an und ſetzte den Weg auf apoſtoliſch fort wie ehedeſſen. Ich fand unterwegs in den fetten Pfrundhäuſern bei meinen wahren Confratern wohlfeile und geſunde Koſt bis nach Hauſe, da ich nach Verfließung 23 Tagen glücklich ankam. Sie nahmen mich mit allen Freuden auf, nur verwunderten ſie ſich über die Kürze meiner Reiſe. Nun bin ich entſchloſſen, ohne die Welt und meinen lieben Vetter Eidsgenoß ferners zu ſuchen meine alte Tage bei unſerer Einfalt und in meinem Vaterlande ruhig zu Ende zu bringen."

Soweit unſer nicht ganz harmloſer Gewährsmann. Wenn derſelbe zu Anfang ſeiner Berichterſtattung von vierzig Mitwirkenden im Orcheſter ſpricht, ſo fällt die große Mehrzahl derſelben dem Streichorcheſter zu, was ſich aus der Zahl der noch vorhandenen geſchriebenen Stimmen ergibt. Danach waren etwa ſechs erſte und ſechs zweite Geiger, vier Celliſten und Baſſiſten vorhanden. In Bezug auf die Beſetzung der Blasinſtrumente kam man oft in Verlegenheit, aus welcher dann der Horniſt des régiment polonais in Hüningen half; gegen 1 fl. zur Beſtreitung der Uebernachtungskoſten war er immer zu haben;[11]) als dasſelbe dann aus Hüningen abging, fand das Collegium Musicum als Hinterlaſſenſchaft der Trompeter die Nothwendigkeit vor, ihre in Baſel gemachten Schulden zu bezahlen. Gleichwohl waren die Trompeter ſo unentbehrlich, daß man diejenigen des nachfolgenden Regiments ſofort wieder für die Concerte engagirte und als Erkenntlichkeit für dieſe Ge-

[11]) Das gleiche Regiment lieferte auch zwei Trompeter.

fälligkeit dem franzöſiſchen Garniſonsprediger in Hüningen einen Freiplatz im Concert zur Verfügung ſtellte.

Die Leitung des Geſangsweſens lag um die Mitte des Jahrhunderts in den Händen des ſchon genannten Singmeiſters Dorſch, der 1750 auf 6 Jahre angeſtellt wurde und ſich talentvolle Schüler und Schülerinnen nachzog;[12]) unter den letztern zeichneten ſich durch öffentliches Auftreten die Jungfrauen Geymüllerin, Holzachin, Meyerin und Oswaldin aus. Das Publicum trug im Concert eine ausgeſuchte Eleganz zur Schau und kam in ſeiner Mehrzahl aus allen möglichen Gründen eher als aus Intereſſe an der Muſik, weshalb die Nachricht, man komme „um zu ſehen und geſehen zu werden", nicht aus der Luft gegriffen iſt. Das Schwatzen während des Concertirens nahm oft derart überhand, daß der Direktor das Orcheſter aus Verzweiflung plötzlich pauſiren ließ. Die Leiſtungen des Orcheſters waren kaum ſchon ideale. Beim Vortrag von Arien war die Begleitung conſequent zu ſtark, da jeder Dilettant ſich allzu vernehmlich machen wollte; trat ein Dilettant als Soloſpieler auf, ſo wagte er ſich in der Regel an ein zu ſchwieriges Stück. Gute alte Muſik wurde oft zu Gunſten raſch vergänglicher Tagesliteratur vernachläßigt. Im Beifallſpenden hielt ſich das Auditorium nie an die Sache, ſtets an die Perſon: am beſten kamen die Dilettanten aus vornehmen Basler Familien weg, während wirklich tüchtige muſikaliſche Leiſtungen todtgeſchwiegen wurden.

Für Hebung des Geſangsweſens war Singmeiſter Dorſch recht thätig, doch wurden mit den männlichen Zöglingen, obſchon ſie den Unterricht umſonſt erhielten, keine bemerkenswerthen Reſultate erzielt; bis in die 17[illegible]er Jahre wurde über Abneigung der Jugend gegen den Geſang geklagt. Das Collegium

[12]) Erſtere aus dem Gymnaſium, Waiſenhaus und obern Collegium.

ſuchte zwar nach Kräften die vorhandenen Vorurtheile zu zerſtreuen, es ſtellte, da die damalige Vocalmuſik großentheils italieniſch war, einen Italiener, Namens Nigrini an. Die Inſtrumentalmuſik wurde in bürgerlichen Kreiſen dem Geſang vorgezogen, einige Mitglieder des Orcheſters ſcheinen auf ihren Inſtrumenten ſchon ganz Erfreuliches geleiſtet zu haben. Von dem Violiniſten Chriſtoph Kachel iſt ſchon die Rede geweſen, der Organiſt Andreas Fäſch war ein vielbegehrter Clavierlehrer, Muſikus Walz muß vielſeitig geweſen ſein; denn er empfahl ſich für Unterricht auf Violine, Baß, Hautbois, Poſaune, Zinken und Horn. In den ſiebziger Jahren erfreute ſich Chriſtoph Gengenbach wegen ſeiner Kunſt, die Orgel „mit ungemeiner Anmuth und Fertigkeit“ zu ſpielen, allgemeiner Anerkennung. Der Muſiker Salathe, welcher „in Anſehung ſeiner Kunſt und guten Aufführung“ das Privilegium erhalten hatte, während der Concertpauſen Raffraîchissements zu ſerviren, unterrichtete vier Bürgersſöhne auf Staatskoſten auf den zur Begleitung des Kirchengeſangs nothwendigen Inſtrumenten; er war im Grund ein Pechvogel, da ihm ſeine guten Ideen zur Verbeſſerung der muſikaliſchen Zuſtände gewöhnlich zu ſpät kamen, was ihn aber nicht hinderte, in ſehr vorgerückten Lebensjahren die Concertdirection mit den großartigſten Offerten zu überraſchen. Eine originelle Figur war „Friedrich Brändlin ein Würtemberger“, Muſikdiener und, wenn nöthig, auch Muſiker; zu St. Peter blies er zur Begleitung des Kirchengeſangs Zinken und Clarinette. Vom Soldaten war er zum Concertdiener und Muſiker avancirt, ohne gewiſſe ſoldatiſche Untugenden je gänzlich abzulegen: die Wachskerzenſtumpen und Ueberbleibſel der Mahlzeiten waren vor ihm nie ſicher. Mit ſeinem Gehalt konnte er nie auskommen und vermochte denſelben durch allerlei Kniffe bis auf 200 fl. emporzuſchrauben; trotzdem blieb

ſeine Redlichkeit auf ſchwachen Füßen; von Dorſch wurde er einmal vor dem geſammten Orcheſter darüber interpellirt, wohin denn die 16 Maas Wein, die er unter die Muſiker hätte vertheilen ſollen, hingekommen ſeien; darüber gab ſein Keller die beſte Auskunft. Jahraus jahrein klagte Brändlin über knorzige Beſoldung, was ihn aber nicht hinderte, auf dem Todbett dem Collegium ſeinen Sohn zum Nachfolger zu empfehlen.

Im Ganzen erfreuten ſich die Muſiker in öconomiſcher Hinſicht keiner günſtigen Stellung. Während z. B. die Regierung in liberalſter Weiſe auswärtige Truppen bei Hochzeiten und Tanzgelegenheiten auftreten ließ, war den Basler Muſikern die Ausübung ihrer Kunſt auf nicht baslerischem Territorium unterſagt. Sie wurden von oben herab geradezu ſtiefmütterlich behandelt und ſollten bei allen möglichen Anläſſen gratis mitwirken. So meinte die Regenz der Univerſität, „das Collegium ſolle die in ſeinen Dienſten ſtehenden Musicos ſoviel als möglich dazu anhalten, alljährlich bei der introductione Rectoris und Decani philosophici der Muſik beizuwohnen und ohne Entgelt mitzuarbeiten".

Singmeiſter Dorſch aus Geißelhäring in Bayern, der ſchon als Student aus Freiburg nach Baſel war berufen worden, ließ ſich die Verbreitung und Veredlung des Geſangs in unſrer Stadt recht angelegen ſein. Seine Schülerinnen wirkten in den Abonnementsconcerten mit, oft ohne irgend welche Entſchädigung, welche zuweilen ſehr wohl angebracht geweſen wäre. So läßt (1754) „Jgfr. Oswaldin ihre Armuth wehmüthig vorſtellen, indem ſie ſich nicht im Stand befindet, ſich die nöthigen Kleider anzuſchaffen, und deſſentwegen vor E. Auditorio nicht ſehen laſſen dörffte, bittet man möchte auß Commiſeration ihr etwas beiſteuern, umb ſich kleiden zu können." Zeitweiſe hatte Dorſch Mühe, ſeine Zöglinge im gehörigen

Reſpekt zu erhalten, ſo daß er genöthigt war, beim Collegium Klage zu führen „ſonderheitlich über Jgfr. Meyer, als welche ſich ſehr hochmüthig und unwillig aufführe, auch ihme den ſchuldigen Reſpect verſage“ (1752). Ganz vorzugsweiſe lag ihm alljährlich das Gelingen der Johanni- oder Schwörtagsaufführung am Herzen. Am Sonntag nämlich, der auf den Tag Johannes des Täufers folgt, zogen 7 Uhr Morgens die Räthe vom Rathhaus auf den Petersplatz. Vom obern Gemach des Schützenhauſes aus hielt der abtretende Bürgermeiſter, einen Ehrenkranz auf dem Haupte, an die anweſende Bürgerſchaft eine feierliche Anrede, worauf Häupter und Räthe ſich in die St. Peterskirche begaben, wo eine auf die Feier bezügliche Predigt angehört und mit Muſik der ganze Actus beſchloſſen wurde. Zweimal, 1751 und 1766, war der leider nicht mit Erfolg gekrönte Verſuch gemacht worden, den Regimentswechſel durch eine größere muſikaliſche Feier im Münſter feſtlich zu geſtalten.[13]) Aus den Muſikterten, in denen anno 1777 den Landesvätern die Sorge für ihre Unterthanen anempfohlen wurde, ergibt ſich, daß der Geſang in den Händen angeſehener Perſonen lag. Auch hier läßt ſich, wie in den Concertprogrammen, das Geſetz der muſikaliſchen Steigerung beobachten, inſofern zuerſt hintereinander Jgfr. Frey, Jgfr. Ryhiner und Herr Johann Meyer als Soliſten auftraten, worauf ſich Jgfr. Frey und Jgfr. Ryhiner zu einem Duett verbanden und Singmeiſter Dorſch dem Ganzen mit ſeinem Geſang die Krone aufſetzte. Es war ihm auch die Leitung der Kirchenconcerte in der Karwoche übertragen. Vermuthlich hat er auch bei der muſikaliſchen Ausſtattung des Univerſitätsjubiläums mitgewirkt, ohne daß dieſelbe eine hervorragende geweſen wäre; denn es wechſelte damals die Direktion des Collegiums viel

[13]) Vgl. Hubers Statutarium Basiliense S. 5 (Staatsarchiv).

zu oft. Dorsch verstand es, sich eine feste und einflußreiche Stellung zu gründen, Schüler und Schülerinnen in großer Zahl auszubilden und die Gunst des Collegiums in dem Maße sich zuzuwenden, daß Niemand die doch früh genug und sehr scharf hervortretenden Untugenden seiner Künstlernatur zu bemängeln sich getraute. Das Collegium trug gerne zur Verbesserung seiner Stellung bei, doch nur, wie es im Contract lautet, „mit der heiteren Erläuterung, daß er, Herr Dorsch, sich während seinem hiesigen Aufenthalte still und ehrbar aufführe, als worauf es am meisten ankommt.“ Aber sehr bald that Dorsch alles mögliche eher, als gerade dieses letztere; zahlreiche Klagen über seine Liederlichkeit im Ertheilen von Lectionen, zeitweiliges Durchbrennen, Unhöflichkeit gegen Schüler und Collegen, Vergeßlichkeit im Schuldenzahlen kehren sehr häufig wieder. Da er aber als guter Musiker unentbehrlich war, so drückte das Collegium angesichts seiner menschlichen Schwächen mehr als nur ein Auge zu.

Sonst füllte das Collegium seinen Posten mit großer Kenntniß und Hingebung aus, oft wurde es von der Regierung in Angelegenheiten der Kirchenmusik um ein Gutachten angegangen und hatte z. B. bei den Wahlen der Organisten ein gewichtiges Wort mitzureden. Den Concertbesuchern suchte es auch in geselliger Hinsicht Etwas zu bieten, indem es den Versuch machte, sie (1751) zu vierteljährlich wiederkehrenden Fronfastenmahlzeiten auf dem Musiksaal, das Gedeck zu fünfzehn Batzen und drei Batzen für Tafelmusik, einzuladen; doch wurde der Versuch wegen zu schwacher Betheiligung bald wieder aufgegeben. Besser scheint 1753 eine Schlittenfahrt mit darauf folgendem Ball beliebt zu haben.

Indessen saß dem Collegium das böse Geschick in der Person des Singmeisters Dorsch auf dem Nacken. Das an-

ſteckende Beiſpiel, das er mit ſeiner Pflichtvergeſſenheit gab, wirkte anſteckend auf die übrigen Muſiker. Es kam im Collegium zu ernſthaften Mißhelligkeiten darüber, ob gegen ſeine Dienſtverſäumniſſe einzuſchreiten ſei oder nicht, und die Mitglieder ſtanden ſich als Freunde und Feinde Dorſchs gegenüber; darunter litten die Concerte, zudem war 1755 Direktor Pfaff geſtorben; da wurde, um dem Collegium aus der Sackgaſſe herauszuhelfen, folgender Anzug geſtellt und berathen: „Man möge ein Mittel erdenken, umb zwiſchen denen Herren E. Gliederen beſſere Harmonie zu pflanzen.“ Endlich, unmittelbar bevor ſein ſechsjähriger Contract abgelaufen war, ſchlug Dorſch dem Faß den Boden ſelber aus. An einem Samſtag Abend, anſtatt Arien abzuſchreiben, ſaß er bis in die tiefe Nacht im Wirthhaus und war unfähig, ſich zum Sonntagmorgengottesdienſt mit vollem Bewußtſein einzufinden. Damit wurde die Feier des Schwörtaggottesdienſtes empfindlich geſtört; denn kein Singmiſter wollte anſtimmen. Zu wiederholten Malen wurde Dorſch nach St. Peter citirt, doch das eine Mal hatte er ſich verſchlafen, das andre Mal die Muſikalien nicht fertig ſchreiben können, endlich hieß es, er ſei nicht raſirt. Jetzt verlor ſogar die Regierung ihre väterliche Geduld und ließ dem liederlichen Singmeiſter den Laufpaß zuſtellen.[14]) Nochmals machten trotz alledem ſeine Freunde eine allerdings vergebliche Anſtrengung, den unentbehrlichen Dorſch durch ein Hinterthürlein wieder an ſeinen Poſten zu practiziren. Er mußte in der That Baſel verlaſſen, ſcheint aber trotz ſeinen vielen und ausgeſprochenen Laſtern eine Lücke hinterlaſſen zu haben, ſonſt wäre er nicht einige Jahre ſpäter, als über die frühern Vorkommniſſe Gras gewachſen war, ohne Widerſpruch in Amt und Ehren eingeſetzt worden; 1764 folgte dann freilich ſeine

[14]) Vgl. Collegium Musicum St. 29. D. Nr. 6 (Staatsarchiv).

Entlaſſung zum zweiten Mal; merkwürdiger Weiſe ließ ſich aber das Collegium Musicum in ſeiner unerſchöpflichen Langmuth 1776 bewegen, ihn wiederum anzuſtellen. Von 1761 an wurde allerdings ein zweiter Singmeiſter, Benedict Kraus von Salzburg angeſtellt. Ihm fiel die Aufgabe zu bei Concerten und Feſtmuſiken „ſowohl das Clavier als andere ihm bekannte Inſtrumente zu tractiren und mitſpielen zu helfen"; leider verließ er 1762 Baſel ſchon wieder, da ihn Markgraf Ludwig Georg von Baden zu ſeinem Hoftenoriſten ernannt hatte.[15])

Eine gefährliche Concurrenz erwuchs dem Collegium im Theater. Einerſeits wurde durch dasſelbe die Concertfrequenz beeinträchtigt, anderſeits ſtellte es die Gewiſſenhaftigkeit der Muſiker auf die Probe; denn es war eine harte Verſuchung für das Muſikerperſonal, im Concert dem Reich der Töne zu dienen, während zu gleicher Zeit auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, geſpielt wurde. Als es einmal ſo weit kam, daß das Orcheſter ſamt der Concertſängerin in der Theatervorſtellung ſitzen blieb und das Concertpublicum umſonſt auf die Symphonie warten ließ, da war Abhilfe dringend nothwendig. Man verlegte deshalb die Concerte auf die Zeit nach dem Sonntagnachmittaggottesdienſt, ſpäter auf den Samſtag, auch (1773) auf den ſchon früher üblichen Mittwoch. Es koſtete nicht geringe Mühe, das Schifflein der Frau Muſica durch alle dieſe Klippen, die ſich dem Collegium in Geſtalt eines Concurrenzinſtitutes oder in Geſtalt pflichtvergeſſener Muſiker oder gar Direktoren entgegenthürmten, ohne Schaden hindurchzuſteuern. Beſonders das Ausfindigmachen geeigneter Direktoren verurſachte ganz erhebliche Schwierigkeiten. Nachdem verſchiedene Muſiker einander raſch in dieſer Würde abgelöst

[15]) Vgl. Archiv der Allg. Muſikgeſellſchaft, Bd. III.

hatten, mußten in Ermanglung von Fachleuten mehrere Male ſogar Dilettanten den Taktſtock ſchwingen, ſo ein Dr. Heinrich Burckhardt (1755—1760), Notar Oberriedt (1760). Sie erwarben ſich allgemeine Anerkennung, die ihnen vom Collegium in Geſtalt von ſilbernen Kaffelöffeln, Kaffekannen und dergl. gelohnt wurde. 1762 wurde der tüchtigſte der Muſiker, Dömmelin, mit der Direktion betraut, obſchon er früher einmal wegen Inſubordination war gejagt worden. Als Soliſt erfreute er ſein Auditorium mit eigenen Claviercompoſitionen, von der Regierung wurde er zum Orgelinſpector ernannt, und das ihm geſchenkte Zutrauen hat er der Stadt Baſel damit gelohnt, daß er ſeine reiche muſikaliſche Bücherſammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht hat.

Gedruckte Concertprogramme gab es nicht, die beiden Bürgermeiſter wurden auf ihren ausgeſprochenen Wunſch hin mit geſchriebenen Programmen ausgezeichnet; ſie zu drucken wäre ſchon deshalb nicht wohl angegangen, weil bei den Mitwirkenden das bekannte „plötzliche Unwohlſein“ eine noch größere Rolle ſpielte als heutzutage und demzufolge die Programmänderungen ſozuſagen auch zum Programm gehörten. War eine Verſtärkung des Orcheſters geboten, ſo fand man immer in Hüningen Aushilfe. Näheres über die Pflege der Vocalmuſik erfahren wir nicht; wenn ſie ungefähr wie anderwärts beſchaffen war, ſo war ſie auf jeden Fall vor den hochgeſteigerten Anforderungen der Jetztzeit nicht ſtichhaltig, aber gewiß im Vergleich mit dem, was damals andere Städte von gleichem oder höherm Rang leiſteten, anerkennenswerth. Von 1761 fand häufig in der Karwoche oder auf Pfingſten ein „concert spirituel“ ſtatt, 1767 wurde bei einer Auflage von 600 Textbüchlein das bis auf den heutigen Tag aufgeführte Oratorium „der Tod Jeſu“ von Graun gegeben. In den Abonnements-

concerten wurden von 1764 an hin und wieder ganze Opernakte aufgeführt. Von Zeit zu Zeit findet ſich die Notiz, man habe wieder eine Anzahl Symphonien und Arien aus Italien beſtellt. Die Beſetzung der Soli geſchah, wenn es irgendwie thunlich war, durch einheimiſche Kräfte, unter welchen ſich Jgfr. Englerin und Jgfr. Tſchudin — letztere ihres Berufes Dienſtmagd — rühmlich hervorthaten. Zweitens ließen ſich auch fremde Sängerinnen hören, und bald war das Publicum von ſolchen Gäſten derart entzückt, daß ſich das Collegium zur Anſtellung einer italieniſchen Sängerin, der Signora Gizielli (1771) entſchloß. Madame Gizielli aus Neapel „promet de chanter chaque jour de concert trois airs italiens“, ſie verpflichtete ſich desgleichen „d'assister et de chanter dans toutes les musiques d'église.“ Die allmälige Verbeſſerung der Concertleiſtungen hatte bald auch eine andere, höchſt wohlthätige Einrichtung zur Folge, nämlich eine Reduction der Concerte, die Saison morte dauerte nun von Ende Mai bis Mitte Oktober. Mad. Gizielli befriedigte die Erwartungen des Basler Publicums in hohem Grade, ſo daß das Collegium ſie immer wieder engagirte „und zwar auß dem Grund, weilen dieſe Sängerin dem Publico ſehr angenehm, und zu befürchten, daß durch derſelben Entbehrung Viele Herren honoraires könnten bewogen werden zurückzubleiben.“ Das Inſtitut ſelber, eine Concertſängerin fix für die Dauer eines oder mehrerer Winter regelmäßig in jedem Concert auftreten zu laſſen, war für lange Zeit das, was den hieſigen Bedürfniſſen am beſten entſprach und zugleich die Kaſſe des Collegiums nicht über Gebühr in Anſpruch nahm. Fünf Jahre hindurch dominirte nun die Gizielli im Concert und trat erſt zurück, als das Collegium langmüthig genug war, den alten Dorſch wieder nach Baſel zu ziehen. In den Reiſebriefen eines Sachſen aus

der Schweiz[16]) finde ich ein ungünſtiges Urtheil über die Gizielli: „Indeſſen hält man — ſo heißt es dort — doch eine Sängerin, eine alte Italienerin, deren Stimme vorüber iſt und die dieſen Verluſt weder durch Kunſt noch durch Geſchmack erſetzt.“ Günſtiger ſpricht ſich freilich ein anderer Zeitgenoſſe (1773) aus:[17]) „Unter andern hörten wir eine italieniſche Sängerin, die gut ſang, ob ſie gleich alt war.“ Als die Gizielli nachgerade ganz aus der Mode kam, veranlaßte man ſie durch Reducirung ihres Gehaltes zum Weggang von Baſel und nahm dafür (1776) den alten Dorſch, der ſich arm und verſchuldet in Berlin herumgetrieben hatte, in Gnaden wieder an. Damit war aber dem Concert wenig gedient. Denn jetzt beklagten ſich die Abonnenten mit vollem Recht, daß ſie den mehr als 30 Jahre im Dienſt ſtehenden Dorſch mit ſeiner ausgeſungenen Kehle wieder hören müßten und gaben ihr Abonnement auf. In den erwähnten Reiſebriefen heißt es von Dorſch: „Der Sänger wird von dem hieſigen Publicum allgemein als ein verdienter Tonkünſtler anerkannt; auch ſoll er eine gute Stimme gehabt haben, von der ſein hohes Alter und ſeine mehr als unregelmäßige Lebensart jetzt nichts mehr als einige Reſte zurückgelaſſen haben.“ Endlich ſah auch das Collegium ein, daß es mit Dorſchs Wiederberufung einen Mißgriff gethan habe, und gab ihm 1781 den endgiltigen Abſchied. Bis zu Anfang der achtziger Jahre wird die Situation immer kläglicher; das Collegium hat faſt nichts als Austrittsanzeigen der Concertbeſucher und Bettelbriefe der ſchlecht bezahlten Muſiker zu regiſtriren. Niemand wollte die Schuld an dieſem traurigen Stand der Dinge tragen, das Collegium jammerte im Allgemeinen

[16]) Vgl. Briefe eines Sachſen (Küttner) aus der Schweiz an ſeinen Freund in Leipzig. I. 231.

[17]) Vgl. Biörnſtahls Briefe, V. 57.

über Mangel an Sinn für die edle Muſik, das Publicum über die Unfähigkeit des Collegiums, und beide hatten Recht. Schließlich ſah ſich das Collegium mit Hinterlaſſung eines beträchtlichen Deficits zur Demiſſion genöthigt.

Nun trat ein wohlthätiger Perſonenwechſel ein, elf Mitglieder, an ihrer Spitze Daniel LeGrand und Peter Ochs,[18]) thaten ſich 1783 zu einer „Concertdirektion" zuſammen und brachten die Concerte bald wieder in neuen Flor. Daneben gedieh auch die Hausmuſik in erfreulicher Weiſe, hatte doch der Beſitzer des blauen Hauſes einen vollſtändigen Muſikſaal eingerichtet, über welchen eine Zeitgenoſſin[19]) Folgendes ſchreibt: „On me montra une grande et belle maison meublée simplement, d'une propreté ravissante; j'y vis une salle consacrée à faire de la musique; tous les instrumens nécessaires à un grand orchestre y sont déposés et appartiennent au propriétaire. La collection de musique, qui est fort considérable, d'après un léger apperçu, ne nous parut point agréable. Nous ne trouvâmes que des auteurs allemands(!), inconnus aux amateurs du genre en vogue sur les deux premiers théâtres de notre capitale."

Die neue Concertdirektion hielt bis 1799, als die Weltereigniſſe ihre Wellen bis in den Concertſaal zu ſchlagen anfingen, auf ihrem Poſten aus. Neben der Ausbildung der einheimiſchen Kräfte wurde namentlich der Sologeſang zu Ehren gebracht. Jeden Winter wurde eine fremde Sängerin engagirt,

---

[18]) Die übrigen Mitglieder waren: J. J. Merian, Jakob Saraſin, Paulus Preiswerk, Burckhardt im Kirſchgarten, Gerichtsherr Bernoulli, Hieron. de Nicl. Bernoulli, Biſchoff zum Luft, Peter Hans Balthaſar Burckhardt, Samuel Ryhiner.

[19]) Vgl. Voyage d'une Française (Londres 1790) I. 76.

nur ein einziges Mal zur Abwechslung ein Sänger, Namens Bianchi, während Dilettanten nach wie vor im Concert auftraten. Beſonderer Ehre wurde Fräulein Bayer aus Mömpelgart gewürdigt, die ſo beliebt und gefeiert war, daß ſie in der Equipage in's Concert abgeholt wurde. Wollten durchreiſende Künſtler von Bedeutung concertiren, ſo trat ihnen die Direktion Saal und Orcheſter meiſtens gratis ab und garantirte ihnen eine gewiſſe Zahl von Plätzen, vorausgeſetzt, daß ſie ſich vorher im Abonnementsconcert gratis hören ließen. Eine Reihe von Virtuoſen concertirte in dieſer Weiſe: 1751 der Celliſt Lancetti aus Turin, der Fagottiſt Della Valle nebſt Tochter, 1779 der vorzügliche Violinvirtuoſe von Eſſer, 1783 der berühmte Celliſt Jeanſon, 1784 Mlle. de Paradés, eine blinde Claviervirtuoſin aus Wien, Mad. Mara aus Beſançon, 1787 der hochberühmte Violiniſt Ignaz Fränzl, Capellmeiſter zu München, ſpäter Theatercapellmeiſter zu Mannheim, 1790 der Virtuoſe Jarnowitz. Den Letztern hörte der comte de Clairvoyant[20]) und berichtet über ſeinen Concertbeſuch wie folgt: „.... ce n'est qu'en hiver qu'on peut jouir de la vue des dames dans une salle, où elles se rendent en grande parure tous les mercredis, pour assister à un concert donné par des amateurs. Il est facile aux étrangers un peu connus de s'y faire admettre gratuitement. Il est rare toutefois qu'en temps de foire, il n'y ait quelque concert extraordinaire au profit des grands maîtres, qui passent par cette ville, et qui se sont pourvus de quelque bonne recommandation. Mais alors, comme vous pouvez bien le croire, l'entrée n'est pas gratuite, et le prix ordinaire des billets est de quarante cinq sous de France. Il n'y a que deux jours, que le célèbre Jarnowitz

[20]) Vgl. Lettres sur la Suisse, par le Comte de Clairvoyant. I. 56.

a donné un de ces concerts, où ce virtuose, à la grande satisfaction de tous les spectateurs, a donné de nouvelles preuves de la supériorité de son talent. Il est d'usage dans ces sortes d'occasions, que quelque jeune dame ou demoiselle de la ville chante, ou touche de quelque instrument: ce qui ne contribue pas peu à augmenter l'intérêt de cette espèce de spectacle."

So war die Concertdirection nach allen Seiten beſtrebt, die Verhältniſſe zu ordnen, das Intereſſe der Muſiker anzuſpornen, ohne den Vortheil ihrer Abonnenten außer Acht zu laſſen. Bereits taucht auch der Gedanke auf, eine Muſikſchule in's Leben zu rufen. Nur ſchade, daß derjenige, der ihn practiſch durchführen wollte, ein Greis von 75 Jahren war: der ſchon erwähnte Salathe. 1786 nämlich reichte er der Regierung eine Bittſchrift[21]) ein. „Ich fühle mir noch genugſame Kräfte und darf mir auch ohne Ruhm ſchmeicheln, die nöthigen Talente zu beſitzen, eine neue Muſikſchule einzurichten und die Pflichten eines Lehrers ſowohl in der Vocal-Muſik, als in mehreren Theilen der Inſtrumental-Muſik zu erfüllen. Verſchiedene erleuchtete Kenner eines löbl. Collegii Musici unterſtützen mich in dieſem Vorhaben und glauben mit mir, daß der Geſchmack und die Begierde zur edlen Muſik unter unſerer bürgerlichen Jugend wieder aufleben, auch das Geſang der Kirche[22]) verbeſſert ſein würde, wenn Euer Gnaden gnädigſt geruhen wollten, wie ehemals öffentlichen Unterricht in der Muſik ertheilen zu laſſen (Vgl. S. 8), und daß auch wie

[21]) Staatsarchiv St. 29. D. Nr. 12 (Collegium Musicum).

[22]) Der Kirchengeſang ſcheint damals ſehr im Argen gelegen zu haben; denn 1782 macht das geiſtl. Miniſterium der Regierung Vorſchläge über die Verbeſſerung des Kirchengeſangs. Umſonſt. 1787 erneuert es dieſelben. (Staatsarchiv St. 76. G.)

ehemahlen Tonkünſtler unter unſern Mitbürgern aufſtehen würden, die wir jetzt von Fremden mit großen Köſten zu uns locken müſſen. . . . . Die darauf zu verwendenden Unkoſten ſind keine oder ſehr gering. Der Ort, nämlich das Refectorium der Burſanten im Obern Collegio, wird täglich gewärmt und ward auch ſchon ehedem dieſem Unterricht gewidmet. Auf Euerer Gnaden Befehl bin ich erbietig 3 oder 4 Tage in der Woche Abends von 4—7 Uhren alle Burgers-Söhne, auch Schirms Verwandte in den Grund Regeln der Sing-Kunſt, von blaſenden Inſtrumenten in der flûte traversière und des Baſſons zu unterrichten. Andere, die Saiten-Inſtrumente, als Violin und Baß, vorzüglich zu üben erwählten, verſpreche ich, durch unermüdeten Fleiß ſo weit zu führen, daß ſie durch eigene Uebung bequeme Muſici werden können. Junge Bürgers Töchtern, die eine helle Stimme und Begierde zur Muſik beſitzen, erbiete ich in ihren Häuſern gratis zu unterrichten." Um ſeine Meinung befragt, gab das Collegium Musicum zur Antwort, prinzipiell ſei es mit der Gründung einer Muſikſchule durchaus einverſtanden, doch beſitze es nicht genug Mittel, die nöthigen Inſtrumente zu liefern, und noch viel weniger ſei ein Greis die Perſönlichkeit, ein ſolches Inſtitut in's Leben zu rufen.

Somit gehörte eine Muſikſchule einſtweilen noch in's Reich der Träume. Zunächſt ſuchte die Concertdirektion innerhalb des noch enger geſteckten Rahmens ihrer Aufgaben möglichſt viele Verbeſſerungen anzubringen. Vorerſt wurden die Beſoldungen der Muſiker mit ihrer Leiſtungsfähigkeit einigermaßen in Einklang gebracht, die Anzahl der beſoldeten Muſiker wurde, ſobald die Finanzen es geſtatteten, erhöht und betrug 1790 circa zwanzig, ihre Solovorträge wurden, wie nur recht und billig, extra honorirt, erwünſchte Verſtärkung lieferte eine an-

ſehnliche Zahl von Dilettanten, deren Schaar zeitweiſe derart überhand nahm, daß ſie nur abwechslungsweiſe mitwirken konnten; das geſammte Orcheſter mochte ſomit 30—40 Mann zählen. Jährlich fanden circa 20 Abonnementsconcerte ſtatt, ungerechnet die mancherlei Benefiz- und Kirchenconcerte ſowie die Schwörtagsmuſik. Als Dirigent erwarb ſich einen verdienten Namen Chriſtoph Kachel (1728—1793), der von der I. Violine aus das Orcheſter zu dirigiren pflegte; er brachte mit großem Erfolg das Violinſpiel in Baſel zu Ehren.

In den damaligen Programmen bürgerten ſich unter den Symphonien die Werke Haydns und Mozarts allmälig dauernd ein, dann folgten in der Regel zwei Arien und eine Menge Solovorträge von Muſikern und Dilettanten, hin und wieder Streichquartette und Streichquintette. Die Concertdirektion mußte auch das finanzielle Gleichgewicht zu erhalten; für die Mitwirkung an der Schwörtagsmuſik ließ ſie ſich jeweilen mit 100 Neuthalern (gegen 600 Fr.) entſchädigen. Die Mitglieder der Direktion mußten ſich mit 6 Louisd'or (= 138 Fr.) einkaufen. Das Concertabonnement für eine Perſon koſtete 4 Neuthaler, für Vater und Sohn 6 Neuthaler, für Vater und mehrere Söhne 8 Neuthaler. Damen und Fremde wurden gratis eingeführt. Klagen über ſtörendes Benehmen derjenigen Concertbeſucher, die nur, um zu ſehen, nicht um zu hören, ſich einfanden, verſchwinden nie von der Tagesordnung. Während der Hauptpauſen war die Converſation ſo lebhaft wie an der Börſe; ſchlimm genug, daß ſie oft die muſikaliſchen Vorträge ſtörend unterbrach, noch ſchlimmer, daß ſie hauptſächlich dem ſchönen Geſchlecht und den Kindern zur Laſt fiel, und daß die Proclamationen und Anſchläge der Direktion nie eine entſchiedene Sprache annehmen durften, ſondern ſich immer im Tone der ergebenſten Höflichkeit halten mußten. Vielen wirklichen Muſik-

freunden wurde der Lärm des Publicums „unerträglich“ und ſie fingen an dem Concert fern zu bleiben. Da erließ die Direktion (1789) folgendes „Avertissement“: „Da die Herren Direktoren des Löbl. Concerts wahrgenommen und gehört haben, daß mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen der Muſik dieſes Jahr das Concert weniger als ſonſten beſuchen, weilen ſie durch die immer fortdaurende Converſation in ihrem Vergnügen geſtört werden: So erſuchen ſie auf's höflichſte dieſelben, ſich künftig wieder einzuſtellen, mit der Verſicherung, daß alle anweſenden Ehren-Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich gewiß beſtreben werden, den wahren Endzweck dieſes Löbl. Inſtituts nicht durch Aufſtehen während denen beiden Akten der Muſik, noch mit ſtarken Reden zu unterbrechen, und gerne das Vergnügen der Converſation auf die Entreactes einſchränken werden, damit ſowohl Symphonie als andere Inſtrumental- und Vocal-Muſik von denen Liebhabern und Gönnern rein und ununterbrochen genoſſen werden könne.

Direktion des Löbl. Concerts.“

Als auch dieſe Sprache nicht fruchtete, drohte die Direktion allen Ernſtes mit ihrem Rücktritt: „Auch verſieht man ſich zur natürlichen Gefälligkeit des ſchönen Geſchlechtes von ſämtlichem jüngerem und älterem Frauenzimmer, daß ſie hierinnen mit gutem Beiſpiel den Ton geben werden, ſo wie ſelbige geziemend erſucht ſind, ſich während der Muſik auch das Aufſtehen nicht zu erlauben. Sollte die Direktion nicht glücklicher in ihrer Bitte ſein als voriges Jahr, ſo würde ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, für ein künftiges Jahr die Hand von dieſem ſo beliebten Inſtitut abzuziehen.“ Gänzlich gelegt hat ſich dieſes Unweſen noch lange nicht. Noch in den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts war das Converſiren oft ſo lebhaft, daß Muſikdirektor Tollmann häufig mit dem

Orcheſter plötzlich pauſirte. Immerhin hatte die oben erwähnte Verordnung von 1789 den entſchiedenen Erfolg, daß die Direktion ſich getrauen durfte, die zwei halbſtündigen Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Programms in eine einzige zuſammenzuziehen. Sie verſtand es überhaupt, ihr Publicum richtig und nach den vorhandenen Verhältniſſen, nicht nach einem idealen Maßſtab, zu beurtheilen. So ſtellte ſie den vielen Ehemännern und Brüdern, welche bloß ihren Frauen und Schweſtern zu Liebe das Concert beſuchten, denen aber Muſik im Grund ein Greuel war, im Hintergrund des Concertſaals Spieltiſche und Kartenſpiel zur Verfügung, und lenkte damit die ſtörenden Elemente in die Ferne ab. Gegen dieſe Neuerung erhob aber plötzlich die Regenz der Univerſität als Eigenthümerin des Lokales Einſprache und erließ ein Verbot gegen das Kartenſpielen in ihrem Saal. Die Concertdirektion ließ ſich jedoch nicht ohne Weiteres einſchüchtern, ſondern verſuchte auf gütliche Weiſe den Streit beizulegen, und endlich geſchah es, daß die Zähigkeit der Concertdirektion über die Strenge der Regenz den Sieg davontrug und letztere ihren Beſchluß annullirte.

Mit dem Ende der neunziger Jahre brach auch für das Concertweſen eine trübe Zeit an; die kriegeriſchen Ereigniſſe verpflanzten ſich auf Schweizer Boden, und während ſolcher Kriſis die Pflege der Muſik zu fördern hatte Niemand weder Luſt noch Muth. Man ſuchte zu retten und zu halten, was möglich war; zunächſt theilte man die 20 Concerte in Concerte und Bälle, ſo daß 10 Concerte und 10 Bälle abgehalten wurden; umſonſt, das Concert blieb leer, der Ball fand Zuſpruch, das Concert ging 1799—1800 ganz ein, der Ball dauerte fort. Abwechslungsweiſe wurde auf der Zunft zu Safran, zum Schlüſſel und im Collegium trotz ſeiner angeblichen Baufälligkeit getanzt.

Nichts iſt begreiflicher, als daß in den nun folgenden Kriegsjahren, da ganz Europa in Waffen ſtand, da Handel und Gewerbe ſtockten, finanzielle Beklemmung Staat und Private nach allen Seiten einengte und ihre Kräfte aufzehrte, das Concertweſen auf längere Zeit einem Stillſtand verfiel. Wohl veranſtalteten einzelne Muſiker, um ihr Fortkommen zu ermöglichen, Concerte. Es fand ſogar, während viele Franzoſen ſich in Baſel aufhielten, die franzöſiſche Muſik in Baſel Eingang. 1800 führte ein Künſtler Namens Böhm auf der Münſterorgel die Schlachten Napoleons in einem Tongemälde auf, wobei die Kanonenſchüſſe auf der großen Trommel gegeben wurden. Bei einem Gelegenheitsconcert im Collegium fingen in Abweſenheit der vornehmen Welt die Franzoſen im Takt an zu ſtampfen, pfeifen und ſingen und verlangten einen Walzer zum Tanzen, worauf eine Behördensperſon ſie nur damit zu beſchwichtigen vermochte, daß ſie die Baufälligkeit des Collegiums in recht eindringlichen Worten ſchilderte.

1803 ging mit dem Aufhören der helvetiſchen Republik auch für die Concerte wieder eine beſſere Zeit an, ohne daß gerade ein totaler Umſchwung aller Verhältniſſe ſtattgefunden hätte. Noch 1807 brachte es die Direktion nicht über das Herz, den Juden das Abonnement zu geſtatten. Wiewohl auch ſpäter 1813 bis 1815 die kriegeriſchen Ereigniſſe ſich bis hart vor Baſels Thore herandrängten, wiewohl es in den dreißiger Jahren an bürgerlichen Wirren nicht fehlte, ſo waren die Unterbrechungen, welche eintraten, doch nur von momentaner Art, zu einem längern Stillſtand der Concerte, einem Abdanken der Direktion kam es nicht mehr. Zunächſt ließ man Ball und Concert regelmäßig abwechſeln, da zeigte es ſich bald, daß die Bälle zahlreicher beſucht wurden als die Concerte. Hierauf kam die Direktion auf den Gedanken, Concert und Ball an

einem Abend hintereinander abzuhalten, dieſes Unding von Muſik und Tanz erhielt den Namen „Concertball“ und hatte, wie dies ſchon in der Wortbildung enthalten iſt, den Hauptnachdruck auf dem Ball. 1812—1814 folgte eine rechte Leidenszeit für die Concertdirektion. Die Schwierigkeiten, das Inſtitut überhaupt nur zuſammenzuhalten, wurden ſo groß, daß Niemand mehr das Präſidium führen wollte und das Loos entſcheiden mußte. 1813 fielen von dreizehn projectirten Bällen zehn aus, und das Jahr darauf waren die Mittel ſo knapp, daß nicht nur keine Concertſängerin mehr konnte angeſtellt werden, ſondern daß den Muſikern erhebliche Abzüge an ihrer Beſoldung mußten gemacht werden, was letztere, in Anbetracht der unabänderlichen Verhältniſſe, zum großen Theil „mit Vergnügen“ unterzeichneten. Man ſuchte ſie durch Anweiſungen auf Benefizconcerte bei guter Laune zu erhalten.

Was in den drei erſten Dezennien dieſes Jahrhunderts für das Concertweſen bei uns gethan wurde, knüpft ſich an den Namen des in hohem Grade verdienten Muſikdirektors Johannes Tollmann, eines Schülers des oben erwähnten Ignaz Fränzl. Schon mit 8 Jahren hatte er mit ſeinem Violinſpiel die Aufmerkſamkeit des Curfürſten von der Pfalz in Mannheim auf ſich gelenkt. 1804 wurde er nach Baſel berufen, nachdem ein Jahr vorher die Unterhandlungen mit Herrn Kreutzer, ſehr wahrſcheinlich dem Componiſten des Nachtlagers, [23]) um Uebernahme der Direktion zu keinem Reſultate geführt hatten.

---

[23]) Dieſe Vermuthung gewinnt dadurch an Haltbarkeit, daß Conradin Kreutzer, wie Martin Vogt in ſeiner Autobiographie (S. 168 des Manuſcripts) bezeugt, ſich in Baſel aufhielt. („Mehrere Jahre darauf traf ich Herrn [Conradin] Kreutzer auf einer Kunſtreiſe in Baſel, wo er Clavierconcerte gab.“)

Tollmanns Einfluß machte ſich raſch in der vortheilhafteſten Weiſe bemerklich, und bald wurde ihm die Direktion der Concerte angeboten, die er bis zu ſeinem Ende innehielt, trotzdem drei Hauptſtädte der Schweiz, drei Städte Deutſchlands und zuletzt noch 1817 das Mainzer Stadttheater ihm ehrenvolle Direktionspoſten anboten. Tollmann war der erſte, welcher zur Erzielung künſtleriſch vollendeter Concerte regelmäßige Orcheſterproben einführte, er beſetzte die erſte und zweite Violine mit je 10 Geigern und ſuchte die Programme auf das damalige Niveau der Kunſt zu heben. Er zuerſt hat Mozarts und beſonders Beethovens Symphonien eingebürgert, obſchon ſich gegen die letztern noch längere Zeit eine hartnäckige Oppoſition geltend machte, da noch viele von den „ganz langen", d. h. Beethovenſchen Symphonien nichts wiſſen wollten. Tollmann verſtand es, das Terrain langſam aber ſicher zu erobern und dem Publikum zu Gefallen an der Partitur fröhlich zu ſtreichen, d. h. ſowohl das allzu Schwierige als das allzu Unverſtändliche auszulaſſen. Nur durch Conceſſionen dieſer Art an das Publikum gelang es, allmälig und ſchrittweiſe die Concerte aus bloßen Unterhaltungsabenden ihrer wahren Beſtimmung entgegenzuführen. Tollmann galt unter den Muſikdirektoren in der ganzen Schweiz bald als Nummer Eins. Sehr anerkennend ſpricht ſich u. A. Spohr [24]), ebenſo ein Zeitgenoſſe, der längere Zeit mit ihm in regem Verkehre ſtand, über ihn aus. Es iſt dies der Organiſt Martin Vogt, geb. 1781 zu Kullmain in der obern Pfalz, geſt. 1854 als Organiſt in Colmar. Derſelbe hatte 1812 einen Ruf als Organiſt und Lehrer in Arlesheim erhalten und ſchreibt über die Beziehungen, die er von dort aus

---

[24]) Spohr concertirte 1816 in Baſel. Vgl. „Louis Spohr's Selbſtbiographie", I. 250.

mit Baſel unterhalten hat, wie folgt: [25]) „Schon im erſten Monate meines Aufenthaltes wurde ich von Herren in Baſel erſucht, Muſikunterricht zu geben; auch wurde ich erſucht, in den Concerten, wovon alle Sonnabende Probe und Sonntag Abends Concert war, mitzuwirken. Dies war nun ſehr mühſam für mich, da die Proben immer bis nach 10 Uhr dauerten, und ich alſo in der Mitternacht noch nach Arlesheim zurückkehren mußte, um Sonntag Morgens im Gottesdienſte zu ſein. Abends ging ich wieder in's Concert nach Baſel. . . . .“ Herr Tollmann, der damalige Muſikdirektor in Baſel, ein Mann für die Muſik, dergleichen wenige mehr gefunden werden, ſorgte mehr für fremde Künſtler, die nach Baſel kamen, als für ſich und die Seinigen. Kam ein ausgezeichneter Muſiker nach Baſel, ſo war er unermüdet, demſelben ein einträgliches Concert zu Wege zu bringen. Bei ihm waren alle Künſtler wie zu Hauſe, und eben bei ihm lernte ich kennen Fränzl aus München (Ferdinand, Violinſpieler wie ſein Vater Ignaz), den berühmten Violinſpieler und Compoſiteur, Winter, Kapellmeiſter in München, der mehrere Jahre nacheinander eine ſeiner Schülerinnen als Sängerin für die Wintermonate nach Baſel brachte, Carl Maria von Weber, der zwei Concerte gab, Kapellmeiſter Spohr, Violoncelliſt Romberg und noch viele andere. Herr Tollmann kam mit all dieſen Künſtlern zu mir nach Arlesheim. An einem Tage, da ich eben nach Baſel ſollte, an dem ich auch der ältern Tochter des Herrn Tollmann Klavierſtunde geben ſollte, und ich mich nicht von Haus entfernen konnte, da meine Frau Kindbetterin war, kam Nachmittags Herr Toll-

---

[25]) Vgl. „Lehr- und Wanderjahre eines Organiſten.“ (Die Ueberlaſſung des Manuſcripts dieſer anziehenden Autobiographie verdanke ich dem Herrn Staatsarchivar Dr. Rud. Wackernagel.)

mann mit dem Sohn des berühmten Mozart. Angenehmer hätte mir kein Beſuch kommen können, da ich ſchon von Jugend auf ein leidenſchaftlicher Anbeter Mozarts war. Mozart gab dann ein Concert in Baſel, in dem er nur Compoſitionen von ſeinem Vater ſpielte. Aber immer erfreut es mich herzlich, den Sohn Mozarts geſehen und geſprochen zu haben." Um dieſe Zeit gab Vogt ein ſehr zahlreich beſuchtes Concert auf der S. Petersorgel zu Baſel; er würde gerne die Organiſtenſtelle zu S. Peter angenommen haben, wenn er Proteſtant geweſen wäre; ſo aber riethen ihm ſeine katholiſchen Verwandten dringend von einer Bewerbung ab.

1806 wurde zum erſten Mal unter Tollmanns Direktion zu Ehren der eidgen. Tagſatzung Haydns „Schöpfung" in der franzöſiſchen Kirche am Todtentanz aufgeführt. Das damalige Textbuch führt den Titel: „Die Schöpfung. In Muſik geſetzt von Herrn Joſeph Haydn, Doktor der Tonkunſt, Kapellmeiſter in wirklichen Dienſten Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten von Eſterhazy, und der königl. ſchwed. muſikaliſchen Akademie-Mitglied." Tollmann war der erſte, der auch den ſehr vernachläßigten Chorgeſang, der noch in den allererſten Anfängen ſchlummerte, zu wecken und zu organiſiren verſtand. Auch hier ſcheint die Mühe keine geringe geweſen zu ſein; denn noch lange dauert es, bis ſich ein feſtes Conglomerat von Geſangskräften endlich als lebensfähiger Verein conſtituirte. Vorerſt mußte Tollmann zufrieden ſein, für allerlei Anläſſe und beſondere Gelegenheiten jeweilen einen Chor zuſammenzubringen. So wurde 1811 aufgeführt: „Das Vater Unſer, von Mahlmann. In Muſik geſetzt von F. H. Himmel. Baſel 1811." 1812 wiederum fand zu Ehren der in Baſel verſammelten Tagſatzung im Münſter ein Concert ſtatt, deſſen Text dem feſtlichen Anlaß entſprechend war. Einen neuen, kräftigen

Impuls erhielt die Pflege des Chorgesangs durch die im Jahr 1808 in Luzern erfolgte Gründung der schweizerischen Musikgesellschaft. In Zürich fand 1809 das erste schweizerische Musikfest statt. Als schönste Frucht desselben ist das allenthalben erwachende Gesangswesen zu betrachten. 1811 nahm sich ein Ausschuß der gemeinnützigen Gesellschaft, bestehend aus den Herren Rektor Miville, Heusler-Kuder, Bernoulli-Paravicini und Merian Diac. des Gesangswesens an und lud „die Jünglinge und Töchter der bemittelten und gebildeten Stände Basels“ durch Circular [26]) zum Beitritt in eine Chorschule, in welcher Herr Haag, vormals Gesanglehrer in Pestalozzis Anstalt, den Unterricht ertheilte. Als Zweck wurde die Beförderung edler, häuslicher Freuden und erhöhter Religiosität angegeben. Man wollte besonders auch auf Hebung des Kirchengesanges hinarbeiten. Hatte dieses Institut einen vorwiegend privaten Charakter, so stellte sich Tollmann sein Ziel schon höher, als er 1815 durch Inserat zur Bildung einer Chorschule einlud. Von welchem Erfolg das Unternehmen begleitet war, läßt sich bloß errathen; die Folge war, daß Basel unter seiner Leitung 1820 das schweizerische Musikfest übernehmen konnte. Ein Chor von 120 Personen wurde eingeübt, zahlreicher Zuzug von auswärts fand sich ein, die Zürcher rückten auf festlich beflaggtem Schiffe zu Wasser an, das Orchester wurde durch fremde Verstärkung auf 130 Mann gebracht. Am Festconcert wurden Haydns Jahreszeiten und der erste Satz aus Beethovens Symphonie in D-dur in der Leonhardskirche aufgeführt. Für Basel trug das Fest reiche Früchte. 1821 gründete Tollmann den „musikalischen Uebungsverein“ für Chor und Orchester, welcher bald in öffentlichem Concert das Finale

---

[26]) Vgl. Vaterl. Bibl. P. 18.

aus Don Juan aufführte. Inzwiſchen war als Lehrer zur Einführung des für Baſels Schulen als Obligatorium erklärten Geſangs Ferdinand Laur nach Baſel berufen worden. Derſelbe ſtiftete ebenfalls einen Verein, mit welchem er eine Cantate von Romberg einſtudirte. Bald nachher, hauptſächlich auf Laurs Initiative hin, fand (1824) die Gründung des Geſangvereins ſtatt; noch längere Zeit leitete Tollmann daneben ſeinen muſikaliſchen Uebungsverein weiter, ließ ihn aber, als das Intereſſe ſich mehr und mehr dem Geſangverein zuwandte, eingehen und beſchränkte ſich ausſchließlich auf ſeine Thätigkeit als Muſikdirektor des Orcheſters, während Laur mit ſtarker Hand das Geſangsweſen förderte.

Ich bin an einem Wendepunkt in der Entwicklung des Basler Concertweſens angekommen, der die äußerſte Grenze meiner Aufgabe bildet. Die Erweiterungen und Vervollkommnungen, welche unſere Concerte ſeither bis in die neueſte Zeit erfahren haben, gehören einer ſpätern Geſchichtſchreibung an; ſie greifen noch zu direct in das Zeitalter der Lebenden hinüber, als daß es ſtatthaft wäre, ſie ſchon zum Gegenſtand geſchichtlicher Bearbeitung zu machen. Sollen wir uns ein Urtheil über dasjenige bilden, was unſere Eltern und Voreltern auf dem Gebiete des Concertweſens geleiſtet haben, ſo mag es dahin lauten, daß ſie allerdings noch weit davon entfernt waren, dem Ideal des Vollkommenen ſich zu nähern, daß ſie aber immerhin zunächſt den Boden geebnet, das Intereſſe für Muſik in kleinern und größern Kreiſen geweckt und gefördert und in Anbetracht ihrer beſcheidenen Kräfte und beſchränkten Mittel ihr Beſtes geleiſtet haben. Wenn unſer Zeitalter ſich rühmen darf, den Idealen näher zu kommen, ſo mag es nur auch bedenken, daß die Bevölkerungszahl der Stadt, die leichte Ge-

legenheit für die meiſten Kreiſe, guten Muſikunterrichts theilhaftig zu werden, überhaupt alle Erleichterungen und Bequemlichkeiten der Neuzeit uns in viel ausgedehnterem Maße zu beſſern Leiſtungen befähigen. Daß aber eine frühere Zeit unter ungünſtigen Verhältniſſen das ſolide Fundament zu dem Bau gelegt hat, den wir kühn weiter führen, deſſen mögen wir billig jederzeit eingedenk ſein.

Zwei Geſchichten aus der Chronik von Jakob Chriſtoph Pack.

Mitgetheilt

von

Dr. G. Biſchoff.

Der Steinmetz- und Maurermeiſter Jak. Chr. Pack hat eine Chronik hinterlaſſen, welche von ihm in den neunziger Jahren urſprünglich als „Revolutionsgeſchichte“ begonnen und bis Ende 1839 fortgeſetzt worden iſt. Die perſönlichen Verhältniſſe, worin der Verfaſſer einen großen Theil ſeines Lebens hindurch und namentlich zuletzt gelebt hat, ſind für die Beurtheilung des Werths ſeiner Aufzeichnungen durchaus nicht maßgebend. Dieſe werden im gegebenen Zeitpunkt an die öffentliche Bibliothek übergehen; der dermalige Beſitzer wird nicht ermangeln, zunächſt zu Handen des engern und ſachverſtändigen Kreiſes der Basler hiſtoriſchen Geſellſchaft diejenigen Aufſchlüſſe und Nachweiſe zu verſchaffen, welche geeignet ſind, zu dieſem noch ungehobenen Schatz einen Schlüſſel zu bieten und denſelben im Vergleich zu andern gleichzeitigen Aufzeichnungen zu würdigen.

Hier nur ſo viel. Jak. Chr. Pack — geb. 1768, geſt. 1841 — ſtand als Berufsmann, als eifriger Politiker und

überhaupt als Bürger unmittelbarer im öffentlichen Leben als Andre, die Aufzeichnungen machten. So war er von 1792 bis 1841 Vorgesetzter, 1796—1832 Oberstmeister E. E. Gesellschaft zum Rebhaus, in letzterer Eigenschaft bis 1798 Rathsherr. In seinen jungen Jahren warmer Anhänger der alten Ordnung der Dinge, war er später, namentlich in den dreißiger Jahren, der in Basel vorherrschenden Stimmung eher abgeneigt.

Beide nachfolgende Episoden kennzeichnen recht gut sowohl den Verfasser, als die damalige Zeit. Die ergötzliche Darstellung des Conflikts betreffend das Ehrenzeichen des Rebhauses wird wohl mit leidenschaftslosen Empfindungen gelesen werden; sind doch Behörden und Volk jetzt einig über den absolut harmlosen Charakter solcher Umzüge. Aber auch in den Kleinbasler Gesellschaften selbst war man bis zu Mitte unsers Jahrhunderts darüber zweispältiger Meinung. Strebte eine gewisse Aufklärung dahin, dem Aergerniß vieler Einheimischen und der Verwunderung „allfällig dazu kommender Fremden" über solch phantastisches Zeug Rechnung zu tragen, so fieng übereinstimmend mit dem zunehmenden historischen Verständniß auch unter den Gebildeten die Zahl Derer sich an zu mehren, die an solchen alten originellen Typen Freude fanden. Nachdem die Vorgesetztenversammlung zu Ende der vierziger Jahre durch eine Anzahl junger Vorgesetzten ergänzt worden war, wurde die Beibehaltung des alten Gebrauchs definitiv sanktionniert.

1802.

Um mich doch auch an den Citoyens zu reiben, gieng ich letzthin zum Regierungs Statthalter, und sagte Ihme, wie daß

ich von einigen meiner Geſellſchafts Brüder vom Rebhaus angegangen worden ſeye, wieder einmal mit einander ein Eſſen zu halten — Welches ich himit dem Statthalter anzeige, und als Vorſteher dieſer Geſellſchaft möchte ich gerne ſeine Gedanken hören, wann je der Löwe ſollte verlangt werden. — Er ſagte, wann an der Seſſion davon ſollte geredt werden, die Hr. Vorgeſetzten Jhme ob dem Unter-Statthalter, mit welchem er darüber ſprechen wolle, ſollen ein Schreiben zukommen laſſen; kurz der Statthalter hatte mir officiell nicht davon abgerathen, ſonſt hätt ich gar keine Mahlzeit anſtellen laſſen, weßhalb ich eigenlich beym Statthalter geweſen bin; auch hat man ihm kein Schreiben geſandt. Jm Gegentheil, jedermann machte mir Vorwürf, ich hätte gar nicht hingehen ſollen, es gehe ihn nichts an. Kurzweg, ich ließ eine Seſſion anſagen, ob wir dieſes Jahr nicht einmal wieder unſer Löwenmähli halten wollten; ward endlich beſchloſſen, daß ſie nichts dagegen, und ich machte ſo gleich dieſen Rodul:

„Allzulange waren wir leider genöthiget, an allen Drangſalen unſerer Nachbarn Theil zu nehmen, Mußten auch ſelbſt eigenthümliche ertragen — Mußten dulden was wir nicht verhindern konten, und jetzt bleibt uns nichts übrig als unter dieſen antiken Ruinen, dieſen neuen Halbſchöpfungen zu wählen den Pfad der Weisheit; Laßt uns als Erſter Schritt

Eſſen und Vergeſſen,

und dabey auf die Geſundheit des Alois Redings trinken. — Wer alſo von meinen geehrten Herren Mitvorgeſetzten und Lieben Geſellſchafts Brüdern mit oder ohne Gäſte dem ſeit ohndenklichen Zeiten gewöhnlichen

Löwenmähli

wieder bey zu wohnen gedenkt, beliebe ſeinem Nahmen ein × zu machen.“

Dann folgten die Geſellſchaftsbrüder und Vorgeſetzten. Nicht nur in der kleinen Stadt, ſondern auch die Große bezeugte ihr Vergnügen, daß wir uns einmal wieder wollten ſehen laſſen, weshalb die Mahlzeit ſogleich bis 50 Theilnehmer bekam. Alles war in gehöriger Bereitſchaft, nur mir war noch immer Angſt, daß man uns mit einem Verboth ſtöhren werde. Es kam aber nichts zum Vorſchein, und ſo kam endlich der Mittwoch herbey. Der ſogenannte Uhly wollte mit Gewalt auch in den Brunnen geworfen ſeyn; ſagte ihm aber, daraus werde nichts, indem er mich daran erinnere, der Statthalter Wieland hab mir bey unſerer Unterredung geſagt, er hoffe doch, daß wir den Uhly nicht werden, wie ehedem üblich, auch in Brunnen werfen. Uhly gab mir aber zur Antwort: ſo ſpringe er von ſich ſelbſt hinein — das wird euch niemand hindern, ſagt ich. — Mittwoch Morgens ließ ich, um die lerren Wände doch auch mit etwas zu Möblieren, folgenden Vers in die Mitte der weißen Wand ſchreiben:

Wan unter uns ein Bruder ſitzt,
Der Recht und Freiheit nicht beſchützt
Und heimlich ſchleicht ins Krumme,
von heut an er verſtumme.

dann:

Alte Eintracht ferner Zeiten
Müſſen uns zum Tod begleiten.

Letzte Zeile wollte mir nicht recht gefallen; ich gieng zu Herrn Dreierherr Münch, bat, er ſolle mir eine andere machen; Er ſagte zwar mein Gedanken ſey zimlich gut; eben wollt ich nach Haus und es aufſchreiben; aber es kam folgendes Schreiben vom Unter-Statthalter darzwiſchen. Und als ich gerade am leſen deſſelben war und der Bediente auf Antwort wartete,

kam mein guter Hr. Dreierherr Münch mit folgenden Zeilen, ſo er inzwiſchen gemacht, dazu; ſeine Arbeit lautete nemlich:

Holde Eintracht alter Zeiten
Blühe wieder! dich begleiten
Seegen, Freyheit, Bürgerglük!

Er ſtuzte gewaltig, ein Beamteter mit einem Schreiben bey mir anzutreffen; ich gab ihm auch das Schreiben zu leſen. Es lautete alſo:

Baſel den 13. Jenner 1802.

Freyheit Gleichheit.

Der Unter-Statthalter des Cantons Baſel an die Bürger Vorſtehere E. E. Geſellſchaft auf dem Rebhaus.

Bürger Vorſtehere:

Da mir die Anzeige geſchehen, daß bey Anlaß Ihrer heutigen Mahlzeit der Löwe wiederum in den Straſſen zum Vorſchein kommen ſolle, ſo benachrichtige ich Sie anmit, daß nach den beſtehenden Verordnungen alle lächerliche Umzüge und Masqueraden auſſer den Häuſſern verboten ſind, und von der Polizey nicht werden geduldet werden. Von Ihrer mir bekannten Liebe zur Handhabung guter Ordnung erwarte ich demnach, daß Sie dieſes ſogenannte E. Zeichen, um auſſer dem Hauſe davon Gebrauch zu machen, nicht werden verabfolgen laſſen, wiedrigenfalls die Arreſtation der darin verkleideten Perſon alſobald erfolgen, und ich Sie, Bürger Vorgeſetzte, für die Wiederhandlung des Verbots und alle ferners daraus entſpringende unangenehme Folgen verantwortlich machen müßte.

Republikaniſcher Gruß und Freundſchaft
Gyſendörfer.

Indem Herr Dreierherr Münch dieſes Schreiben las, ſchrieb ich folgende Antwort.

Bürger Statthalter!

Unerwartet kommt mir dero geehrtes Schreiben, wenigſtens erlauben Sie, daß wann ich ſolte bey der Mahlzeit mit Ungeſtühm dazu genöthiget werden, (und zwar mit ihrer Genehmigung) das E. Zeichen darf um den Brunnen herum gehen laſſen. Wünſchte ſehr daß Sie dieſe Kleinigkeit Erlaubten. Freylich das beſte Mittel wäre, Sie beehrten uns ſelbſt mit Ihrer Gegenwarth, wozu Sie höflichſt Eingeladen ſind; In Erwartung ihrer Perſon oder Einer Antwort verharre

Ihr Ergebenſter

Bürger und Obriſtmeiſter E. E. Geſellſchaft des Rebhauſes

Jk. Ch. Pack.

Baſel, den 13. Jenner 1802.

Ich zeigte Hrn. Dreierherr dieſe Antwort, Er nickte: gut: ich Petſchierte und ſandte ſie durch den Überbringer Obiges Schreibens auch ſogleich wieder ab.

Unterdeſſen zog ich mich an; ich war noch nicht gar fertig, kamen ſchon Berichte vom Rebhaus ich ſoll kommen oder ob ich mich abſchrecken laſſen wolte ꝛc. ꝛc.

Es kam auch in nemlicher Zeit ein 2tes vom Statthalter, folgendes Inhalts:

Mittwochs den 13ten Jenner um 12 Uhr Mittags.

Bürger Oberſtmeiſter!

Dem mir ſchriftlich vorgetragenen Begehren, den Löwen um den Brunnen herum laufen zu laſſen, kann ich um ſo weniger entſprechen, als noch beſtehende Verordnungen demſelben entgegen ſtehen. Ich erwarte daher, daß meinem, mit Vorwiſſen des Bgr. Regierungs Statthalters, dieſen Morgen an Sie erlaſſenen officiellen Schreiben werde nachgelebt und ich nicht in Fall geſetzt werden Maaßreglen gegen Mitbürger zu ergreifen,

die mir gewiß immer ſo unangenehm als ihnen ſelbſt ſeyn dürften. Dringende Geſchäfte verhindern mich Ihre höfliche Einladung anzunehmen.

Gruß und Freundſchaft
Gyſendörfer
Unter Statthalter.

Nun iſt gut, dacht ich, und gab keine Antwort, Willens der Geſellſchaft beym Eſſen die Sach zu relatieren, und daß es alſo nichts mit unſerem Löwen ſey. — — — — Sagte alſo dem Ueberbringer nur mündlich: Es ſeye ſchon gut und meine Empfehlung an B. Statthalter; gieng hinauf mich gar anzulegen; als ich aufs Rebhaus wollte war ein Harſchier unten im Haus, Brachte mir ein Gruß vom Statthalter, und er habe ihn hergeſandt, er ſolle doch mit mir reden, wie die Sach zu machen ſey, und was er ſonſt noch Plapperte — Ich ſagte: ich muß jetzt zum eſſen, und ſagt dem Statthalter — doch, ihr möchtet es vergeſſen, ich will es euch auf ein Zedulin geben, lest es ihm vor und bringt mir dasſelbe wieder zurük.

B. St.

„Ich bin beym Regierungs Statthalter officiell geweſen, Habe kein Verboth erhalten, Wir kennen keine Geſetze ſo den Löwen einzuhalten jemahl verbothen hat;“ (hier iſt aber ein gewaltig boshafter Schreibfehler, es ſollt ja heißen gebothen hat,) auf dieß hab ich mich gefußt, was es nun für Folgen hat, oder haben könte, nehm ich kein Theil, und hängt gänzlich von der Compagnie ab, und ſie iſt zimmlich ſtark.

13. Jenner 1802.

Jb. Ch. Pack. Ob. Meiſter.

Nun? iſt der Löwe gelaufen oder nicht gelaufen? Ich gieng auf den Schrecken inallweg zur Mahlzeit. Man bewill-

kommte mich mit Vivat rufen, da iſt er ja! Ich entſchuldigte mich; daß ſie auf mich gewartet, wäre eine ohnvermuthete Correſpondenz mit dem Statthalter Urſache, welcher gar nicht wolle, daß der Löwe auf die Straſſen ſoll; Hört was er mir deßwegen geſchrieben, und was ich ihm geantwortet, und las ihnen die Schreiben vor; gut, wir wollen jetzt eſſen, und jeder ſetzte ſich; als es bis zum Bratis gekommen, hieß es, der Löwe werde doch um den Tiſch herumlaufen; o ja, warum nicht, ſagten wir Vorgeſetzten, und er kam auch wirklich, ſeine Capriolen zu machen, tanzte auch in beſter Ordnung 3 mahl um den Tiſch herum. — Allein plötzlich ſtunden ſie alle auf, und mit unſerem Löwen zum Tempel hinaus; wir Vorgeſetzten ſchauten einander an, konnten ſie freilich nicht hindern, denn ſie waren fort ehe wir nur wußten, was es geben ſolle, kamen auch wohlbehalten wieder zurück; kaum aber waren ſie bey uns, ſo kam ein Trup Hundert Einsler die Rheingaß hinauf und einer dito vom Riehen Thor her; vor dem Rebhaus kroiſierten ſie bey einander vorbey, und wir ſahn gelaſſen dem Spiel zu, und wenigſtens Ich war von Herzen froh, ſie wieder abmarſchieren zu ſehn; das iſt alles was mir von der ganzen Hiſtory bekannt; auch haben die Gäſte unſern Fahnen gefunden; ich weiß ſelbſt nicht wo er eigentlich gewöhnlich iſt, und ſteckten denſelben, ſchon ehe der Löwe vor war, zum Fenſter hinaus; auch dieſes abzuwehren war vergebens, dann ſie ſagten gleich, Gott ſtraf uns, er muß hinaus, man ſoll uns dafür nehmen, wer etwas dagegen hat; wir ſtehen alle für einen und einer für alle. — Abends war noch eine Tanzpartie, 9 Uhr war aber alles vorüber. Allein den Tag nachher wurde mir ſchon um 8 Uhr befohlen, zum Statthalter zwiſchen 10 und 11 Uhr zu kommen; ich gieng auch zu ihm, ſagte B. Statthalter: ohne hin wär ich gekommen über geſtrigen Vorfall zu Relatieren;

da Sie mich aber hieher berufen will ich vernehmen was Sie zu befehlen. Er both mir einen Seſſel an, und ſagte, es ſey ihm leid wir hätten ihne geſtern in ein wüſte Verlegenheit gebracht, Er ſey genöthiget mich darüber abzuhören, und fragte mich wie es gekommen, daß ohngeacht ſeinem Schreiben der Löwe dennoch auf die Straſſe gekommen; ich ſagte, das wüßte ich ſelbſt nicht beſtimmt zu ſagen, man habe mich genöthiget, ich möchte den Löwen um den Tiſch herum zu laufen kommen laſſen, welches ja nicht verbothen worden, er habe 3 mal um den Tiſch in beſter Ordnung getanzt, allein plötzlich ſey er von der ganzen Compagnie zur Thür herausgedrückt worden, wohin ſie gegangen ſey mir ohnbekant, indem ich glaubte, ſie wollten doch wenigſtens auf den Tanzboden, mehrers könte ich über dieſen Vorfall nicht melden. Er ſchrieb dieſe Auſſag auf, und ich mußte unterſchreiben, worauf Er ſagte, Er müſſe es dem Richter übergeben. — — und ich konnte wieder gehen.

Allein die Bürger und beſonders die Gäſte ſind ſehr unzufrieden, daß man uns auf eine ſolche Art behandelt hat, indem nur unſer vernünftiges und ruhiges Betragen daran Urſache, daß die Sache ſo glücklich zu End gelaufen iſt; dann man ſagte beſtimmt, daß die Truppen ſcharf geladen gehabt und noch 5 Patronen bey ſich getragen hätten — (erſtes hat ſich nicht erwahrt) und daß, wann ein einiger Schuß gefallen wäre, es die Loſung zu einem Blutbad hätte abſetzen können.

Alle benachbarten Wirthshäuſer waren gepropft voll, ſie nahmen ſchon Abrede, wie ſie die Truppen überrumplen wollten, ſobald man uns verhaften wollte ꝛc. ꝛc. ſie wurden ſogar beſchimpft, z. E. was der Strolchenfänger an ihrer Spitze zu thun hätte; man lachte ſie aus u. ſ. w. noch 100 Mann blieb in Reſerve im Klingenthal ſtehn; ſchon fiel von alten Hitzköpfen der Gedanke, die Caſſernen in Brand zu ſtecken im

fall einer Massacre. Doch ist Gottlob nichts vorgefallen, als daß alle Patrioten gewaltig in der Angst herum lauften — auch sammleten sich alle aus der Spalen und übrigen Großen Stadt so noch Anhänger am alten Wesen sind, so bald sie hörten, man wolle unsern Löwen hinweg nehmen, kurz die Patrioten glaubten nichts weniger, als ihren letzten Tag erlebt zu haben, und doch waren wir so still und ruhig, daß wohl niemals eine solche Mahlzeit mag gehalten worden seyn wo alles so harmonisch gestimmt gewesen, obschon doch auch gute Patrioten unter uns sich befanden; dann wohl verstanden uns andre nennt man Aristokraten.

Das mehrste zu aussendung der Truppen mag wohl unser Comandant Frey beygetragen haben; dann als man den Lellenkönig wieder errichtet hatte, sah derselbe auch es für eine Revolution an und wollte 800 Mann Truppen marschieren lassen — auch dieses Mahl mögen sie eine Revolution vermuthet haben; dann was glaubt man nicht im Schrecken; sie hielten es für eine Aristokratische Mahlzeit, und sagten was hat dieser und jener im klein Basel beym Löwenmähli zu thun, wann sie nicht etwas vorhätten; es ist ihnen sogar hinterbracht worden, wir wären alle bewafnet, der Tisch läge voller Pistolen. — Ja, ihr Narren, geladen waren unsre Pistolen, aber wurden alle rein ausgesoffen. — Ihr gehabter Schreken ist aber sehr verzeihlich; es ist wahr, die andre Partie zeigt sich ohngescheut, seit dem man die Ankunft von Hr. Reding hier erwartet ist; auch die Frey-Compagnie komt wieder zum Vorschein — hat auch declariert, sie nehme keine Befehl bey der Paradierung des Hr. Reding an, wollten sich schon stellen ꝛc.

Ueberhaupt gut ist, daß die Sach so glüklich abgelaufen ist; Bürger-Commandant Frey war selbst gegenwärtig, um die Truppen zu beordern; ihm gibt man schuld, Er habe laden

laſſen. — Doch gieng er nicht weiter als bis zum Clarahof und hatte nicht das Hertz bis zum Rebhauß zu kommen. Ihme hatt man folgende Vers gemacht — —

Auf! auf! Ihr Bürger Grenadier!
Es iſt alhier ein Wildes Thier,
Ich hab ein groß verlangen
Ihr müſſet mir es fangen;
Der Brafe Schweizer Offizier
Rükt aus und ſucht das Wilde Thier,
Allein er fand ein Menſch in Viehsgewand,
O ſagt Er: Das iſt alhier nicht unbekannt;
Es iſt ja ſelbſt der Baſler Commandant,
Ein großes Viech in Menſchen G'wandt.

Unſre Citoyen bekamen nach und nach ihren lohn, z. E. Vide 260. Brenner hat ſich in Gewahrſame ſtellen müſſen. Es wurde am gleichen tag geſprochen als die Löwen-Jagd vorgeweſen und ich ſoll noch einmal beſprochen werden, aber Sontags den 17. will man Brief von Bern haben welche alſo lauten:

Der fränkiſche Miniſter hätte ein Note übergeben, in welcher verlangt würde, daß der Senat ſoll mit noch 4 vermehrt werden, als 1. Schmid, 2. Eſcher oder Uſtery, 3. Kuhn, 4. Glayre. Der Renker ſoll Landamman ſeyn und Rütiman ſein Statthalter; das ſind gar keine angenehme Bericht für die Redingianer weil es als von den ärgſten Patrioten ſind — die jetz wieder ſollen ernannt worden ſeyn. —

Februar 1802.

Alles verhält ſich ſo, und iſt von den Franken angenommen. Am Greifenmähli giengen folgende Vers um den Tiſch:

Mein Lieber Greif!
Heut darfſt du nicht dem Löwen gleich
Dein kleines Späßchen machen,

Weil die vollziehende Gewalt
Nicht gern ſieht, daß wir lachen;
Doch nur Gedult, es kommt die Zeit
Wo du wirſt dörfen ſpringen,
Wo jeder Biedermann alhier
Wird Schweizer Lieder Singen,
Wo dich kein Hundert Einsler Wacht
Wird können areſttieren,
Und wo kein Bürger Commandant
Wird länger exiſtieren;
Bis dahin aber, guter Greif,
Mußt du dich ruhig halten,
Mir bleiben dennoch was wir ſind,
Wir bleiben ja die Alten.

Ich ſelbſt wurde auch nicht vergeſſen und ein an Leib und Seel preſthafer Man macht auf mich folgende ſeinem Carakteur angemeſſene Verſe, wozu ihm noch einige Patrioten Gedanken gegeben, als Gegenſtück zu dem Vers, ſo ich einmal ins Wochenblatt ſetzen laſſen:

Erbarmen! ach Erbarmen
Bedauret jetzt den Armen
Herr Oberſt Meiſter Pack,
Man hat ihms Mäs genommen
Für Pfeifen und fürs Trommen
Und für den Löwenſchnack.
O Brutus, das iſt ſchmerzlich,
Und ich bedaure herzlich
Dich und dein Löwenheer;
Doch in Langhanſens Garten
Sind Kräuter aller Arten
Zu Rettung deiner Ehr,
Für Hauen und für Stechen u. ſ. w.

1806.

Unſer Lieber Hr. Andreas Merian hat nun ſeine Landamman=Stelle auch glücklich zurückgelegt — an einem ſchönen Morgen iſt die Kutſche bey mir vorbey gefahren, um Hr. Dreierherr Münch der ihn begleiten mußte abzuholen, da der Mond noch ſchien. Es war den letzten Febris, bekam ich auch Luſt Ihn eine Streke Weges zu begleiten, allein ich dachte nun, wan Er dich in Acht nimmt, wird er denken, der hat mir etwas zum Wilkom [1]) überbracht, warum hat er mir nichts zum Abſchied gegeben? Geſchwind ſetzte ich mich alſo an mein Schreibpult, ja was ſoll ich ihm dann machen? —

Doch muß ich noch vorher, welches ich bald vergeſſen hieher zu ſetzen, eine Luſtige Geſchichte erzählen: An einem Sontag kam einsmal ein franzöſiſcher Officier in einer alten Poſtſchäſen für das Hauß des Landammans gefahren, ſtieg haſtig aus, Ließ ſich melden, Er hätte etwas wichtiges; der Landamman war in der Kirch. Man holte denſelben nach Hauß, — und man denke ſich des Landammans Beſtürtzung, — dieſer begehrte nahmens des Kaiſers Napoleon die Summa von 2½ Millionen. Hr. Landamman ſtellte demſelben ſogleich die Ohnmöglichkeit vor, in dem nicht einmal ſo viel geld in

[1]) Landammann Andreas Merian wohnte damals in ſeinem Landgut dieſſeits der „Sandgrube" vor dem Riehenthor. — Es iſt charakteriſtiſch, wie ſehr die ſchon früher vielgeübte Gelegenheitspoeſie aller möglichen Art während der Revolutionszeit und der darauffolgenden Kriegsjahre wenn auch nicht grade in beſondern Schwung, aber doch in Schwang gekommen iſt. Auch unſer Chroniſt hat ſich derſelben in manchen guten und trüben Stunden ergeben. Es wird vor dem geehrten Leſer wohl zu verantworten ſein, wenn wir aus dem unterm Neujahrstag richtig eingetragenen „Willkomm" hier nur anführen, daß der Verfaſſer ſich zu Pferd gemacht und dem an jenem Tag einziehenden Landammann dieſen Willkomm entgegengebracht.

Baſel ſeye. Allein dieſer behauptete: Er habe gemeſſene Ordre, wan in 2 mal 24 Stunden nicht wenigſtens [Lücke im Original] parat ſeye, ſo ſeyen in Hüningen Truppen beordert welche Er werde einrüken laſſen, Er werde alſo auf den Abend wieder kommen, und was parat ſeye auf Rechnung einſtweilen mitnehmen. Dieſes machte verflucht Aufſehen; Einige ſagten man hätte den Kerl faſſen ſollen, andere: da haben wir nun ein Beweis, wie gut wir angeſchrieben ſind, dann Er verlangte es von Sämmtlicher Schweitz; andere: wie iſt es dan möglich, in ſo kurzer Zeit von der ganzen Schweitz Eine ſolche Summa zu holen, man kaun ja nicht einmal hin und her kommen; das iſt eben was er will, ſagten andere, um wieder Truppen einmarſchieren zu laſſen; Kurtz, unſer Landamman ließ den Rath zuſammen kommen was da zu machen ſey, und die Kaufleüth wurden zuſammen berufen, wie viel wohl möglich wäre zuſammen zu treiben, doch wurde underdeſſen Hr. Saraſin und noch Hr. [Lücke im Original] auf Hüningen geſand, um zu fragen ob der Commandant auch davon Kentniſſe habe und ob wirklich Truppen vorhanden wären — Allein dieſer ſtutzte gewaltig und ſagt, man ſoll dieſen Vagabund ohne weiters, wan er je ſo frech ſeye wieder zu kommen, in Arreſt thun, Er wolle auch auf Jhn Vigilieren laſſen, Es ſey auf eine Prellerey abgeſehen; unſere Deputierten kamen in allem Vergnügen zurück, dankten Gott daß wir ſo durchkommen. Unter deſſen war aber unſern Kaufleüthen und jedermann ſo Geld hatte verteufelt Angſt und Baug, und es war eben Mittageſſenzeit, aber es wolte niemanden ſchmecken; ſo bald ich hörte daß es eine Prellerey ſey, laufte ich zu meinen bekannten Herren Kaufleuten, ſagte Jhnen: Proſt die Malzeit, alles iſt nichts, eine verunglükte Prellerey, man wird ihn arettieren, wan er wieder komt; einer glaubte, der andere nicht;

ich gieng auch zu Hr. Brunner, der eben eine prächtige Mahlzeit an ſeine Freunde gab; alle waren bey meinem Eintritt beſtürtzt, dan ſie glaubten, ich ſeye von der Commiſſion, welche den Theiler gemacht habe, käme alſo Ihnen zu ſagen, wie viel man zahlen müſſe — Ich ſagte Ihnen aber, es ſeye um Ihr Mittag Eſſen zu thun, ſo könne ich Ihnen mein Wort geben, daß ſie kein Heller an dieſe Forderung zahlen ſollen. „Ho! da wären Sie ein wilkommener Gaſt, dan wir geſtehen, wir ſind ganz niedergeſchlagen, und iſt uns gar nicht ums Eſſen zu thun;“ he nun, ſo wollen wir es uns recht ſchmecken laſſen; dan es iſt alles nur eine fehlgeſchlagene Prellerey. Ihre Geſichter wurden wieder heiter und ich mußte dort bleiben und half die Mahlzeit verzehren. Nun wartete man doch mit Angſt, ob der wieder kommen werde; man ſagte: Napoleon braucht Geld, Es könt doch möglich ſeyn, der Commandant kan es nicht wiſſen, und geht ihn auch nichts an; haben wir nicht auch ſchon bezahlen müſſen? — Kurtz und gut, man machte es wie gewöhnlich, man wollte abwarten, und kurtz und gut, Abends 6 Uhr kam mein Hr. Milionair auch richtig zum Landaman gefahren — man hieß Ihn ausſteigen, führte Ihn ins Zimmer und bey 1000 Perſohnen waren ſchon zuſammengelaufen, um den Milionair von Angeſicht zu ſehen; Allein nun lauttete es anders, man riß ihm ſeine Brillen von der Naſe, ſtellte Ihm die Harſchier vor, mit dem Daumeneiſen! Er ſolle bekennen, nur dieſes könne Ihm eine gelinde Behandlung über dieſe grobe Handlung zuziehen — Er ſolle vor dem Landamman einen Fußfahl thun und um Verzeihung bethen, ſonſt werde man anderſt mit ihm ſprechen. Er ließ ſich dieſes nicht zwey mal ſagen, fiel auf die Knie und bekennte ſeine Schurkerey, und erſt jetz erkante man in Ihm den Tochterman von einem hieſigen StadtKnecht Oberly. — Nun gieng es beym Souve-

rainen Volk an ein Frolokes, alle ſchrieen He! He! ſchaut unſern Milionair, Voici le Milionair! He! Monsieur Milionair, en Prison avec Monsie Millionair, Man nahm Ihm ſeine falſche Papire ab und führte Ihn gedäumlet auf die Bärenhaut; — Ich war natürlich auch dabey, und konte an der Bärenhaut anleuten und ſagte: ſie bekämen einen Vornehmen Gaſt, und ſo kam ich hinein ehe ſie mit ihm ankamen — man führte ihn hinein, machte die Thüre zu, und ſo war ich ganz allein ſamt der Polizey bey Ihm im Zimmer. Er mußte ſich ganz außziehen, und dan wieder anziehen, und wir wünſchten Ihm wohl zu ruhen, Er war gar nicht niedergeſchlagen, ſagte er habe es auß Armuth gethan und geglaubt, eine Summa zu erhaſchen — Man behielt ihn einige Tag, und dann wurde er nach Frankreich begehrt, und auf Altkirch geführt; weiß nicht was aus ihm geworden, glaube man hat ihn [Lücke im Original] Das hatte dem Landamman doch auch ein Schrecken verurſacht, und ſo gab es faſt täglich etwas, ſo daß er mir ſelbſt ſagte ach! ich will froh ſeyn wan mein Jahr vorbey ſeyn wird, dan ich ſprach Ihn gewiß alle Wochen wenigſtens einmal und ſo war ich wie vorher zimlich bekant mit Ihm, durfte Ihm alſo wohl als Er ſeine Regierung glücklich beendiget hatte, noch folgends in ſeine Kutſche geben, als Er unſere Grenzen verließ; Es hatte gerade das bewirkt was ich damit geſucht habe, — — — nemlich Ihnen in der Kutſche eine 1/4 Stund Unterhaltung zu verſchaffen.

Gedanken wärender Abreis unſeres Landammans.

's iſch wohr, Sie hatten übel Zit,
ob ſcho Napoleon war wit,
denn z'ſchaffe findt ſich überal
in Hus und Feld, in Berg und Thal, [1])

[1]) Man weißt, er iſt Landman, hat ſelbſt viele Güter und macht den Baur, auch ſtürzten Berg wärend ſeiner Regierung ein.

's will alles Liecht und Wärmi ha,
und zwor nur vom e Landama!
doch Sie hend mengem z'trinke ge
und g'frogt: heſch gnug oder witt no me, [1])
ſo gar die Bure hend hinde no [2])
au no ihr Tröpfly über cho,
dafür Sie Gott au ſpahr geſund,
bis d'Reihen wieder an Sie kund,
behalten Sie das in dem Sack
von Ihrem bekanten

Chriſtof Pack.

Er war ſehr wohl damit zufrieden und gab Abſchriften davon, ſo daß faſt jedermann bekommen hatte.

Wir geben zum Schluß noch folgende unmittelbar dem Vorſtehenden ſich anreihende Stelle der im Jahr 1806 nur mit großen Unterbrechungen geführten Chronik:

Nun bin ich Artilleriehauptmann von der 1. Comp. des erſten Regiments und habe noch ein Brevet als Hauptmann von der Reſerve, und bin noch im Quartier Capt. Lieut.

Es geht immer ſchlecht mit dem Krieg. Die Franken rücken immer heran, haben ſogar Königsberg und Danzig bekommen.

1807 Augſt. Es iſt ſchon wieder Frieden mit Rußland und Preußen gemacht worden, und zwar zu Tilſit. Der Himmel weiß, was man noch machen wird:

---

[1]) Er hatte faſt täglich Gaſtmäller, alle Angeſtellte fraſen der Kehr nach bei ihm.

[2]) Die Landleuth nahm er zuletzt, auch ich war einer der letzten bey ihm eingeladen, welches mich etwas verdroſſen, das es nicht ehender geſchehen war.

Man thut: Demarchieren! Einquartieren! Verallmentieren! Verproviantieren! Fouragieren! Requirieren! Contribuieren! Conſcribieren! Haus und Nahrung verlieren! nicht Raiſonieren! ſonſt Arretieren! oder gar Füſilieren! und doch Illuminieren! das iſt zum Crepieren!

Von dem frechen Erpreſſungsverſuch, deſſen Erzählung unſer Chroniſt in ſeine perſönlichen Erlebniſſe verwoben hat, iſt unſers Wiſſens ſpäter wenig mehr die Rede geweſen. Unſre officielſte Quelle, das Rathsprotokoll, enthält darüber Folgendes (wozu bemerkt wird, daß der Name Ignace Theubet, den der Betrüger ſpäter annahm, in keiner Weiſe als echt nachgewieſen iſt; dieſes Individuum hat jedenfalls nichts zu thun mit der Familie des ſpäter in Baſel wohnhaft geweſenen Herrn Oberſt-Theubet, zeitweiligen Beſitzers unſrer ſchließlich nach Paris gewanderten goldenen Altartafel):

Rathsprotokoll vom 9. November 1806.

Der Herr Amtsbürgermeiſter eröfnet, daß MHGA Herren wegen einem Vorfall, ſo ſich dieſen Vormittag zugetragen, auf eine außerordentliche Weiſe zuſammen berufen worden. Daß ein Fremder, ſo ſich Herr St. Cyr genannt, zu ihm gekommen, einen Brief des Finanzminiſters der fränkiſchen Regierung überbracht, worin innert ſechzehn Stunden ein Emprunt forcé von 2½ Millionen gefordert worden, welches dieſer Herr receveur général des Départements riverins du Rhin als Bevollmächtigter in Empfang nehmen ſolle.

Daß Herr St. Cyr dabey erklärte, im Weigerungsfall den Befehl zu haben, 2500 Mann Truppen in die Schweiz einrücken zu laſſen. Er habe den Brief zurückgelaſſen mit Vermelden, daß er auf den Abend wieder kommen werde, in-

dem man erwarte, daß Basel den Betrag dieses Anlehens für die Schweiz vorschießen werde. Der Brief sei datirt: Paris 29. Oktober.

Da man dem Herrn St. Cyr die erforderlichen Vorstellungen in Hüningen machen wollte, habe es sich ergeben, daß derselbe niemals dahin gekommen, daß kein St. Cyr receveur général sey, und daß die Unterschrift des Ministers Gaudin von derjenigen, so im Brief sich befunden, verschieden sey. Auch habe der Kommandant zu Hüningen J. W. Herrn Bürgermeister Sarasin versichert, daß er keine Kenntniß von dieser Sache habe und den Bevollmächtigten für einen Betrüger halte.

Erkennt: Wird die Mittheilung dieses Schreibens Sr. Exz. Herrn Landammann verdankt.

Vom 13. November 1806.

Landammanns Exz. eröfnet, daß sich der genannte St. Cyr lezten Sonntag Abends wiederum eingestellt und seine Forderung wiederholt habe, allein bald entlarfet worden. Er habe über den gespielten Betrug einen Verbal-Proceß unterschrieben und befinde sich auf dem Aeschen Thurm in guter Verwahrung.

Erkennt: Werden S. Ex. diese Mitheilung verdankt. Jean Ignace Theubet soll als ein obrigkeitlicher Gefangener angenommen und die fernern Eröfnungen erwartet werden.

Vom 19. November 1806.

Zuschrift S. Exz. des Herrn Landammans eröfnet, daß von der fränk. Ambassade das Ansuchen eingekommen, den Ignace Theubet, welcher sich unter dem falschen Namen von St. Cyr eines sträflichen Betrugs schuldig gemacht, an Frankreich auszuliefern, damit er wegen der Nachahmung der Signatur des Finanz-Ministers könne bestraft werden.

Erkennt: Wird J. W. den Herren Häupteren überlaſſen, dieſen Betrüger an die fränk. Behördten ausliefern, auch ſeiner Zeit die denſelben betreffenden Acta verabfolgen zu laſſen.

Vom 3. December 1806.

Anfrage, ob die Fr. 3 Gelt und die Uhr, ſo dem Theubet abgenommen worden, ſollen ausgeliefert oder als Erſatz der Unkoſten inbehalten werden.

Erkennt: Soll das Gelt und die Uhr zurükbehalten und ſeiner Zeit zur Deckung der Unkoſten verwendet werden.

NB. Beides wurde an Frankreich ausgeliefert und die Koſten von Herrn Landammann (d. h. auf Rechnung der Eidgenoſſenſchaft) übernommen.

Der Glockenfortſchritt.*)

(Gewidmet der freien Stadt Baſel.)

1883.

Um Baſel, jene Stadt im Nord der alpenkranzgeſchmückten Schweiz,
Der Schweiz mit ihrer ewigen Pracht und ihrem wundersamen Reiz,
Gelagert hatte ſeine Schaar und aufgeſtellt von Thor zu Thor
Ein Söldnerhäuptling aus Burgund, mit Namen Herr von Hinkemohr.

Die Bürger fochten löwenhaft, und Keiner fehlte früh und ſpat
Zum Schutz der Mauer auf dem Platz. Doch ſtets im Dunkel ſchleicht Verrat
Und überfällt, dem Geier gleich, der auf die Taube niederſchießt;
Den ſchlummerloſen Rieſen ſelbſt, ſobald er nur ein Auge ſchließt,

---

*) Vorſtehende „Ballade" wurde durch den Dichter, Herrn Dr. Johannes Minckwitz, Profeſſor an der Univerſität Leipzig, d. Z. in Heidelberg, mit Schreiben vom 12. November 1883 an den Regierungsrat überſandt, als an den „hochverehrlichen Vorſtand einer Stadt, welche ſich ſchon ſeit einer Reihe von Jahrhunderten um die ſchönen Künſte und um die Wiſſenſchaften ſo hohe Verdienſte erworben hat!" Sie iſt ein Seitenſtück zu dem bekannten Gedichte Simrocks.

Indeß vereitelt oft das Glück den klugerdachten Menſchentrug,
Wie jezuweilen auch der Gei'r ſein Opfer nicht erreicht im Flug.
Da Hinkemohr die Mauern nicht durch Sturm gewann trotz langer Friſt,
Beſchritt er, nach des Räubers Brauch, den krummen Pfad der Hinterliſt.

Der Glockenthürme höchſter ſtand im Mittelpunkt der Baſelſtadt,
Die rechts und links am grünen Rhein die Dächer aufgerichtet hat;
Der Wächter dieſes Thurmes, der die Stundenglocke zog genau,
Vernahm Gemurmel unterhalb des Sockels ſeit dem Abendgrau.

Er ſchlich hinab, zu lauſchen durch die Pforte, was im Werke ſei,
Nur zwei Minuten — und er weiß: hier legt Verrat ſein faules Ei!
„Mit zwölftem Uhrſchlag," raunt es, „bricht der Sturm von drin und draußen los,
Dort ſchifft der Hinkemohr heran, wir legen hier die Mauer bloß."

Er ſpringt die hundert Stufen ſchnell zurück und faßt ſich ſchnell bedacht:
Was thut er? Fünf Minuten kaum noch fehlten ihm an Mitternacht.
Statt zwölfter Stunde ſchlägt er Eins! Der Doppelfeind, er horcht und hört,
Er horcht und glaubt die Zeit verfehlt und glaubt das ſchlaue Netz zerſtört.

Die hundert Stufen ſpringt darauf der Thürmer wieder ſacht herab
Und meldet, was die Hölle kocht, dem hohen Bürgergardenſtab,
Und ſchließt: „Die Feinde ſind verwirrt, ich ließ mit meinem Glockenſtrang
Statt zwölfter Stunde ſchallen flugs der erſten Stunde kurzen Klang.“

Die Trommel tönte. Welch ein Ton! Er tönte durch die Stadt und Flur,
Die Feinde ſchauten bebend auf den Zeiger ihrer Franzenuhr.
Am zweiten Morgen war die Stadt von keiner Mücke mehr umringt,
Worauf die frohe Bürgerſchaft mit heller Stimme jauchzend ſingt:

„Der Thürmer heiße künftig „Eins“ und ſitz' im Rat ſein Lebelang,
Er hat des Fortſchritts Bahnen uns gewieſen durch den Glockenſtrang!
Und Baſels Uhrwerk ſchlage ſtets, im Friedenslicht und Wetterbraus,
Den andern Städten weit umher um voller Stunde Friſt voraus!“

Johannes Minckwitz.

Der Antheil Baſels an dem Huſſitenkrieg von 1421.

Von

Albert Burckhardt.

Am ſechsten Juli des Jahres 1415 wurde zu Conſtanz Johannes Huß verbrannt. Die Väter des Concils glaubten damit der ganzen Bewegung, welche in Böhmen entſtanden war, die Spitze abzubrechen; allein aus der glimmenden Aſche des Scheiterhaufens ſollte bald eine Lohe emporſteigen, welche ganze Länder ergriff, und welche nur mit vielem Blute konnte gelöſcht werden. Das geſammte böhmiſche Volk, Adel, Bürger und Bauern, vereinigte ſich, um die vom Concil angethane „ewige Kränkung und Schmach“ zu rächen. König Wenzel war jedesfalls nicht der Mann, welcher dem einmal entfeſſelten Element hätte Einhalt gebieten können. Die Aufregung nahm von Tag zu Tag überhand, immer allgemeiner wurde die Forderung, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genießen zu dürfen, woran ſich dann eine Menge Neuerungen weitgehendſter Art anſchloß. Der offenkundige Bruch mit der beſtehenden Ordnung geſchah am 30. Juli 1419, an welchem Tage zu Prag

nach alter böhmiſcher Sitte ſieben huſſitenfeindliche Rathsherren zu den Fenſtern des Neuſtädter Rathhauſes hinabgeſtürzt wurden. Wenige Tage darauf ſtarb König Wenzel, ſein Tod war das Zeichen zur allgemeinen Anarchie. Der deutſche König, Sigismund von Ungarn, war als Bruder des Verſtorbenen der nächſtberechtigte Erbe; jedoch wollte begreiflicher Weiſe der entſchloſſenere heftigere Theil des Volkes nichts von dem Manne wiſſen, deſſen Treuloſigkeit einſt Huß ſeinen Feinden aufgeopfert hatte. Zu dem kirchlichen Gegenſatze geſellte ſich der politiſche, die Böhmen verlangten nicht nur Befreiung vom Papſtthum, ſondern auch vom Deutſchthum; nationale Selbſtändigkeit in Kirche und Staat war das Loſungswort derjenigen Partei, welche die Bewegung leitete, und die nun mit Sturmesſchritten ihrem Ziele entgegeneilte. Schon hatten in der Hauptſtadt blutige Straßenkämpfe ſtattgefunden, als Sigismund nach Beendigung des Türkenkrieges im December 1419 in Brünn erſchien und die Huldigung der böhmiſchen Stände vornahm. Er gedachte nun mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuſchreiten, und ſeine erſten Regierungshandlungen waren dazu angethan, ihm auch die Herzen derjenigen zu entfremden, welche ſich bisher noch auf ſeine Seite geſtellt hatten. Im Januar 1420 wurde ein von vielen hohen Herren beſuchter Reichstag zu Breslau abgehalten, und hier kamen hauptſächlich auch die Maßregeln zur Sprache, welche gegen die Böhmen zu ergreifen ſeien. Der Papſt Martin V. willfahrte dem König durch die Predigt des Kreuzzuges gegen die Huſſiten, wobei das geſammte Reich ſeine Truppen dem Oberhaupte zur Verfügung ſtellen ſollte. Allerdings kam nun ein gewaltiges Heer zum Kriege gegen Böhmen zuſammen, 150,000 Mann ſollen vor Prag ſich unter Sigismunds geheiligte Fahnen geſtellt haben; aber die Erfolge entſprachen keineswegs dieſer großen Anzahl von

Kämpfern. Die Huſſiten, geführt von Johannes Ziska und Nicolaus von Huß, blieben faſt auf allen Punkten Meiſter, ſo daß ſchon im Sommer 1420 das ganze Unternehmen als vollſtändig geſcheitert mußte aufgegeben werden, und das Kreuzheer ſehr ſchnell ſich verlief. Nichtsdeſtoweniger nahm der Krieg ſeinen Fortgang, die königlichen Truppen wurden überall zurückgedrängt, Sigismund ſelbſt erlitt eine empfindliche Niederlage vor Prag, die entſetzlichſten Gräuelthaten waren an der Tagesordnung, Böhmen ſchien auf immer für die deutſche Herrſchaft verloren zu ſein. Unter ſolchen Umſtänden ſuchte Sigismund noch einmal Hilfe bei dem Reiche, und zwar ſollten beſonders auch die Städte an dem Gott wohlgefälligen Zuge ſich betheiligen.

Am zweitletzten Tage des Jahres 1420 wurde aus Brüx am Südabhange des Erzgebirges die Einladung an die Reichsſtände erlaſſen, auf den 13. April kommenden Jahres ſich in Nürnberg einzufinden, damit ein gemeinſames Vorgehen gegen die Huſſiten könnte beſprochen werden, „von des unglauben wegen der in Behem ſich erhaben hat und uferſtanden iſt . . . . . findtemal ſoliche ſachen die gemeyn criſtenheyt anruret und die crone zu Behem die ein merklich und wirdig glid des heiligen riches iſt“. Dieſes Schreiben gelangte auch in unſere Vaterſtadt, und man kann ſich wohl vorſtellen, daß trotz allem Eifer für den chriſtlichen Glauben der Rath ſein Hauptaugenmerk ſofort darauf richtete, wie man am eheſten dieſe Forderung des Königs umgehen könnte. Freilich war vereinzelt die Stadt Baſel nicht im Stande, dem Oberhaupte des Reiches Trotz zu bieten, um ſo freudiger wurde daher ein Schreiben der getreuen Schweſterſtadt Straßburg begrüßt, welche Baſel zu einem Städtetag einlud, damit man gemeinſam die an Sigismund zu richtende Antwort berathen könne. Auf dem Tage

zu Straßburg wurde Basel durch den Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen und den Bürgermeister Hans Ludman von Rotberg vertreten; von diesen scheint hauptsächlich der letztere, wenn schon dem Adel angehörig, den Abgeordneten einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben; denn als die Versammlung eine Beschickung des Nürnberger Reichstages durch je zwei Städteboten beschlossen hatte, wurde an Basel sowohl von Straßburg als von Freiburg und Breisach die Bitte gerichtet, es möchte doch von hier aus Rotberg nach Nürnberg reisen „dann ime der stette anligende sachen kunder sint dann ieman anders", Basel solle auch dieses Mal sich der Angelegenheit annehmen, meint Breisach, „wan ir nun die sint, die biczehar allen stetten grosz lieb und fruntschaft erzoiget hant." Auch die Kurfürsten, besonders die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, sowie der Pfalzgraf bei Rhein wandten sich damals an Basel mit der Anfrage, wessen man sich von seiner Seite zu versehen habe; jedoch begnügte sich der Rath damit, den Herren zu bezeugen, „daz sölicher ungloub, in dem kungrich zu Behem uferstanden, uns von ganzem Herzen leid als billich ist", jedoch ein Weiteres eröffnen könne man noch nicht, das werde dann Sache der Boten am Reichstage sein. Wir sehen daraus, wie behutsam der Rath in der ganzen Sache vorgieng.

Am zweiten April, Mittwochs nach Quasimodogeniti, frühmorgens machten sich die Basler Boten, Bürgermeister von Rotberg und Alt-Oberstzunftmeister Hug zur Sonnen auf den Weg; ein besonderes Geleite war nicht verlangt worden, mit keinem Fürsten, durch dessen Gebiet der Ritt gieng, war Basel in Fehde begriffen, und das Königwort Sigismund gewährte in diesem Falle genügende Sicherheit. In Freiburg stießen die Gesandten der übrigen oberrheinischen Städte mit den Baslern zusammen, und so wurde denn gemeinsam der Weg durch

Schwaben und Franken zurückgelegt, und am 14. April langte man in Nürnberg an, wo auch schon auf vorhergehende Anfrage beim Rathe ein Quartier in Bereitschaft stand.

Jedesfalls wurden unsre Boten von den Nürnbergern recht gut aufgenommen, wenigstens findet sich in der Stadtrechnung Nürnbergs als Ausgabe verzeichnet „propinavimus den von Straßpurg, den von Basel, den von Prisach, den von Freiburg, den von Neunpurg, den von Endingen 24 Qr." (1 Qr. d. h. Viertel = 2 Maß). Mit den Geschäften jedoch, derentwegen die weite Reise war unternommen worden, wollte es keinen rechten Fortgang nehmen, und zwar lag hieran die Schuld zunächst bei Sigismund selbst, welcher sich nicht zur bestimmten Zeit in Nürnberg einstellte. Auch bei diesem Anlaß kennzeichnet sich recht deutlich die luxemburgische Politik in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit, jene Politik des ewigen Hinhaltens, der großen Pläne und der mangelnden Mittel, der egoistischen Selbstsucht ohne Treue und Beständigkeit. Vergebens erwartete man Sigismund von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, so daß die Städteboten bald anfingen, ungeduldig zu werden und an die Abreise zu denken. Der Vertreter des Königs, der Bischof Georg von Passau, hatte daher eine sehr undankbare Aufgabe, als er sich anschickte, an seines Herrn Stelle mit den Gesandten zu unterhandeln. Er suchte den König und sein Ausbleiben mit dem für Sigismund so schlimmen Verlaufe des Hussitenkrieges zu entschuldigen, er werde gewiß in kurzer Zeit eintreffen, einstweilen hingegen sei bei dem Umfang der Bewegung in Böhmen seine Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatze durchaus nothwendig, „denne die sach, den cristenglouben antreffende, si der allergrösten sachen eine, die ie kein man horte gedenken, denn die geburen in den landen sprechent den herren, den edelen und den gewaltigen:

„brüder“. Die anweſenden Fürſten und Städte möchten daher berathen, in welchem Umfange die Hilfe zu erfolgen habe, damit man bei der bevorſtehenden Ankunft des Königs über die wichtigſten Dinge ſchon im Klaren ſei. Die Angelegenheit wegen der Huſſiten oder Wicleffen, wie ſie auch nach dem engliſchen Vorläufer der Reformation genannt wurden, war jedoch nicht der einzige Punkt, den die Basler und Straßburger auf dem Reichstag zu Nürnberg bereinigt wiſſen wollten, vielleicht noch mehr als die Glaubensſtreitigkeiten in Böhmen drückte ſie eine Fehde, welche in der nächſten Nähe der beiden oberrheiniſchen Städte auszubrechen drohte, und welche von einem rechtgläubigen, deutſchen Fürſten, dem Markgrafen Bernhard von Baden ausgieng. Deshalb verlangten Rotberg und Peter Zorn aus Straßburg noch eine beſondere Audienz bei dem Biſchof von Paſſau, um ihrer Städte Klagen ihm zu Handen Sigismund's vorzulegen. Jedoch hiefür war jetzt nicht der geeignete Augenblick; die Städte wurden auf die Zukunft vertröſtet, und als ſie eine Urkunde zur Bekräftigung ihrer Anſprüche hervorziehen wollten, bat ſie der Biſchof, ſie möchten ſich jetzt keine weitere Mühe geben, Sigismund werde nach ſeinem Erſcheinen den Streit gewiß ſchlichten.

Nachdem am 18. April auch die Boten der ſchwäbiſchen Städte, ſowie die Züricher und Konſtanzer erſchienen waren, wurde Tags darauf eine Berathung ſämmtlicher Städteboten, es waren ihrer 44, abgehalten; eine Commiſſion von 11 Mitgliedern, darunter auch Hans Ludman von Rotberg, ſollte die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten vorberathen und dann wieder mit ihren Anträgen vor die große Verſammlung treten. Viel Erſprießliches ſcheint bei dieſen Sitzungen nicht herausgekommen zu ſein, wenigſtens melden uns die Quellen nichts von einem einheitlichen Vorgehen ſämmtlicher Reichsſtädte, und er-

fahren wir, daß zu Ende des Monats April eine ſtädtiſche Geſandtſchaft nach der andern den Heimweg antrat. Auch unſre Basler hatten der Stadt Nürnberg den Rücken gekehrt, und ließen ſich durch einen Boten der Nürnberger, welcher ihnen zu Nördlingen meldete, der König werde ſicherlich bald am Reichstag erſcheinen, nicht zur Umkehr bewegen. Die Unzuverläßigkeit Sigismunds war eine allzu bekannte Thatſache, als daß ſich die Basler noch einmal hätten täuſchen laſſen, und ſo ſetzten ſie denn ihre Heimreiſe über Ulm unbekümmert fort.

Etwas mehr als die Städte hatten an dem Nürnberger Reichstag die Kurfürſten erreicht, indem ſie einen Bund zur Bekämpfung der Huſſiten abſchloſſen, in welchen auch die Städte ſollten aufgenommen werden. In der That wurden am 28. April die letztern um ihren Eintritt in den Fürſtenbund angegangen, allein ihre Vertreter erklärten, ſie wollten gerne die Angelegenheit daheim den Obern unterbreiten, jedoch ſeien ſie nicht im Stande, zum Voraus eine Antwort zu ertheilen.

Am Ende der erſten Maiwoche langten die Basler Boten in ihrer Heimath an, die ganze Fahrt nach dem Reichstag kam die Stadt auf etwa 300 fl. zu ſtehen, allein es ſollten nicht die letzten Unterhandlungen ſein, welche Baſel in dieſer Sache zu führen hatte. Freilich wegen des Bundes mit den Kurfürſten war der Rath zu Baſel bald im Klaren; denn ſchon am 13. Mai berichtete Hans Ludman von Rotberg den oberrheiniſchen Städten, daß Baſel ſich nicht mit den Fürſten verbinden werde, „und bedunkt uns, daz den ſtetten, in diſſen Kreiſſen begriffen, nit kommelich ſie der vereinunge nach demme und die inhalt mit den furſten inzegende.“ Hingegen wolle man gerne inſoweit dem Wunſche der Fürſten gerecht werden, daß zu Stadt und Land ein Eid zur Bezeugung des rechten

Glaubens ſolle geſchworen, und daß der Clerus zur Verurtheilung der böhmiſchen Ketzerei auf den Kanzeln ſolle angehalten werden. Ferner wurden die befreundeten Städte erſucht, ihre Boten den 18. Mai zur Feſtſtellung der endgiltig an die Kurfürſten zu richtenden Antwort nach Baſel zu ſchicken. Merkwürdigerweiſe findet ſich Straßburg nicht unter den Geladenen, während doch bisher immer in Uebereinſtimmung mit demſelben war von Seiten Baſels vorgegangen worden. Wir können den Grund dieſer Handlungsweiſe zwiſchen den Zeilen herausleſen. Baſel ſuchte damals immer mehr ſich den eidgenöſſiſchen Städten zu nähern und neben Bern und Solothurn hoffte man jetzt beſonders auch mit Zürich freundſchaftliche Beziehungen anzuknüpfen; dies aber mochte bei der bekannten Zurückhaltnng der Eidgenoſſen den Reichsſtädten gegenüber verhindert werden, wenn auch das mächtige Straßburg an den Verhandlungen Theil nahm. Trotz dieſer Vorſichtsmaßregel erſchienen die Eidgenoſſen dennoch nicht am 18. Mai zu Baſel, allein auch die anweſenden Boten aus dem obern Elſaß und dem Breisgau konnten ſich nicht vollſtändig einigen, ſo daß ſchließlich Baſel eine ſelbſtändige Antwort an die zu Oberweſel verſammelten Kurfürſten ergehen ließ, in welcher mit Entſchiedenheit der Beitritt zum Fürſtenbunde abgelehnt wurde. Dagegen wurde verſprochen, Baſel wolle alle diejenigen auf das Empfindlichſte ſtrafen, welche dem Chriſteuglauben zuwiderhandelten. Die Fürſten möchten ſich dieſer Abſage wegen nicht erzürnen, und nicht etwa auf böſen Willen der Basler ſchließen, ſei man doch geneigt, bei einem Zuge gegen die Huſſiten auch dasjenige zu leiſten, „was wir denn mit beſcheidener Hilfe nach unſerm vermögen und erzugen darzu ouch getun köndent und möchtent.“ Man ſieht aus dieſer Antwort, daß Baſel ſich mit Recht hütete, durch Eintritt in einen Herrenbund ſeine

reichsfreie Stellung zu gefährden und dabei Gefahr zu laufen, ſich den König Sigismund, den gegebenen Freund der Städte, zu entfremden. Die Kurfürſten, welche ähnliche Antworten auch von den übrigen Städten erhielten, drangen nicht weiter auf deren Beitritt, ſondern beſchränkten ſich darauf, dieſelben anzufragen, in welchem Umfang man die Hilfeleiſtung für den Ende Auguſt zu eröffnenden Feldzug erwarten dürfe. Zur Beantwortung dieſer Frage ſollten auch die ſtädtiſchen Abgeordneten im Juni zu Mainz eintreffen. An dieſer Verſammlung nahm Baſel keinen Antheil, in einem Schreiben an die Räthe der Kurfürſten entſchuldigt ſich die Stadt wegen ihres Ausbleibens mit vielfachen Streitigkeiten, welche ausgebrochen ſeien, ſowie mit dem Umſtande, daß Biſchof Hartmann Münch von Münchenſtein ſowohl, als die Stadt Straßburg von Baſel Hilfe verlangten. Auch ſei man durch den Säckingerkrieg des Jahres 1415, welcher für den König unternommen wurde, in beträchtlichen Schaden gekommen, ſo daß jetzt nicht ſo viel könne geleiſtet werden; immerhin wolle Baſel Gott zu Lob, dem römiſchen König und den Kurfürſten zu Ehren und der Chriſtenheit zur Stärkung „zu dem gezog dienen mit zehen gleſen wol ufgerüſtet mit pheriten hengſten und harneſch .... und ſöllent uns wol getruwen daz uns uf diſe Zit der dienſt ſwer genug iſt und me tund denn wir vermögent.“ Bald nach dem Abgang dieſes Briefes wurden zu Baſel die nöthigen Vorkehrungen zur Ausrüſtung des Contingentes getroffen, nachdem ſchon vorher im ganzen Bisthum der Ketzereid war verleſen und deſſen Beſchwörung von Bürgern und Landleuten bei 1 ü Strafe war verlangt worden. Um das Volk noch mehr gegen die Huſſiten zu entflammen, wurde ein rührendes Schreiben der Stadt Tachau von den Kanzeln mitgetheilt; in demſelben bitten unter Darſtellung der huſſitiſchen Gräuel-

thaten die Tachauer das Reich um Hilfe gegen den gemeinſamen Feind des Glaubens. Nun begnügte man ſich aber nicht mit dieſer billigen und unſchädlichen Demonſtration gegen die Böhmen, im Juli waren auch die Rüſtungen beendigt. Die 10 Gleſen, von denen diejenige des Hauptmanns 7, die übrigen 4 Pferde zählte, wurden unter das Commando des Rathsherrn und Ritters Burkard ze Rin geſtellt, dieſer erhielt für ſeine Gleſe täglich 3 fl., die übrigen je 1½ fl. Sold, auch wurde dem Anführer ſeine Habe verſichert und ſämmtlichen Theilnehmern noch eine „Ufruſtung", wohl ein Trinkgeld, verſprochen. Zum 26. Juli findet ſich in dem Rechnungsbuch der Stadt folgender Poſten: „Item ſo ſind geben dem houptmann und den nün ſpieſſen, ſo an die huſſen riten ſöllent 550 Gld. nemlich dem houptmann 100 und iegklichem Spieß 50 Gld. uf den erſten monat, facit 582 ℔ 20 dn." Daß auch damals ſchon auf das gute Ausſehen der Basler Truppen etwas gegeben wurde, beweist ſodann der Eintrag zum 2. Auguſt: „Item 8 ß umb zwo vanen uf daz gezelt und wagen den ſoldenern." Dieſe 50 Mann, welche Baſel ſtellte, mögen uns als eine ſehr kleine Schaar erſcheinen, allein nach damaligen Begriffen und Umſtänden war es doch eine recht anſehnliche Leiſtung von Seiten unſrer Vaterſtadt, wenn wir damit vergleichen, daß das viel größere, reichere und den Ereigniſſen unvergleichlich näher ſtehende Nürnberg ſich begnügt hat, 115 Reiter und eine Kanone zu ſchicken, welche allerdings eine Steinkugel von zwei Centnern zu werfen im Stande war.

Der Sammelplatz des Heeres war die Stadt Eger, und hier erſchien in der That ein Reichsheer, welches ſich einerſeits durch die große Anzahl ſeiner Streiter und durch die vornehme Abkunft ſeiner Anführer, andrerſeits allerdings auch durch ſeine

Buntſcheckigkeit und Disciplinloſigkeit auszeichnete, fingen doch die Flandrer ſchon in der Umgebung von Nürnberg an zu plündern, als ob die Bürger der Reichsſtadt keine guten Chriſten geweſen wären.

Die Kenntniß der folgenden Ereigniſſe verdanken wir hauptſächlich einzelnen Berichten, welche Theilnehmer des Zuges, ſo ein Züricher und ein Elſäſſer, in ihre Heimath ſenden, und ferner einigen Briefen, welche der Magiſtrat Nürnbergs einigen befreundeten Regierungen hat zukommen laſſen. Leider hat ſich bis jetzt keine Aufzeichnung eines Baslers vorgefunden. Indem wir die verſchiedenen Nachrichten zuſammenſtellen, ergibt ſich uns folgendes Bild der kriegeriſchen Unternehmung:

In den letzten Tagen des Auguſt wurde zu Eger Kriegsrath der verſammelten Fürſten abgehalten; drei Kurfürſten waren perſönlich bei dem Heere erſchienen, ferner eine ſtattliche Anzahl von Biſchöfen, mehrere Herzoge und eine Menge von Grafen, Freiherren und Rittern, die ſchwäbiſchen, bairiſchen und fränkiſchen Reichsſtädte konnte man faſt ohne Ausnahme wahrnehmen.

Am 28. Auguſt brach das zum mindeſten 100,000 ſtarke Kreuzheer von Eger in zwei Colonnen auf; die eine ſollte nach der Stadt Ellenbogen marſchieren, die andere über Königswart, einer ſüdöſtlich von Eger gelegenen Ortſchaft, gegen Oſten vordringen; am 31. Auguſt vereinigten ſich die beiden Abtheilungen, um gemeinſam mit der Belagerung einiger feſten Punkte zu beginnen. Wie zu erwarten war, wurde der Krieg auf das Grauſamſte von beiden Seiten geführt; von den Kurfürſten gieng der Befehl aus, „daz man im lant Beheim meniklich tot ſlahen ſülle awsgnommen kinder, die ir vernunft niht haben.“ Von Anfang an zeigt es ſich, daß für die Verproviantierung des Heeres nicht hinlänglich geſorgt ſei, ein

offener Markt war zwar in Eger verkündet worden, nichtsdestoweniger blieben die Lebensmittel theuer, und mußte den Leuten mit eindringlichen Worten verboten werden, Frauen mitzuführen, weil dadurch die Preise des Nöthigsten allzusehr in die Höhe getrieben würden. Besser dran waren die Contingente derjenigen Städte, welche von dem Kriegsschauplatze nicht allzuweit entfernt waren, wie die Nürnberger Truppen, denen der Rath mehrere Fässer Elsässer und Frankenweins nachführen ließ. Auch Basel blieb wenigstens durch seinen Boten, einen gewissen „Frenklin" in beständigem Verkehr mit seinen Kriegern, welchen zwei Monatssolde und 11 fl. „zu ufwehsel" nach Böhmen nachgeschickt wurden.

Die ersten Feindseligkeiten galten dem Schloß Maschau südlich von Kadan, als jedoch dessen Vertheidiger die Anstalten zum Sturm und die Büchsen gewahr wurden, ergaben sie sich, wodurch allerdings der Commandant mit einigen wenigen Glücklichen sein Leben rettete, während weitaus der größte Theil der Besatzung, d. h. etwa 80 Mann, von den Deutschen getödtet wurden. Ueberhaupt ging man mit den Kriegsgefangenen sehr summarisch um, alle, welche nicht deutsch verstanden, oder deren Aussehen einen Böhmen errathen ließ, wurden todt geschlagen und verbrannt; auf eine Prüfung des Glaubens ließ sich das Kreuzheer nicht ein, es hieß auch hier wie bei jenem Kreuzzug gegen die Albigenser: „Schlaget alle todt, der Herr kennet die Seinen schon." Von Maschau rückte das Heer vor die Stadt Kadan, deren Einwohnerschaft unter sich des Glaubens wegen getheilt war. Die Hussiten fürchteten sich daher, eine Belagerung auszuhalten, zündeten die Stadt an und zogen sich gegen Saatz zurück; die katholischen Bürger hingegen öffneten die Thore der halb zerstörten Stadt und übergaben dieselbe dem Kreuzheer. An die Einnahme von Kadan reihte sich die Besetzung

und Erstürmung noch mehrerer festen Ortschaften; allein trotz diesen Erfolgen des Heeres fing dessen Lage an, immer bedenklicher zu werden, da die Lebensmittel stets theurer wurden und auch der Vorrath an Pulver zu schwinden begann. Aus den Nürnberger Aufzeichnungen erfahren wir, daß der Magistrat nicht müde wurde, seinen Truppen eine Wagenladung Weines um die andre zuzusenden; nehmen wir nun an, daß die Nürnberger hie und da einen Becher auch den übrigen Städtern kredenzt haben mögen, so reichte das doch nicht hin, um die an vielen Wein gewöhnten Kehlen der Schweizer und süddeutschen Söldner zu befriedigen, so daß der Zürcher Berichterstatter, nachdem er seinen Herren die kriegerischen Vorgänge erzählt hat, sich veranlaßt fühlt beizufügen: „wissent lieben herren daz ein eimer elsesser oder lantwin gilt ob 30 ß." darum, so fährt das Schreiben fort, möge der Rath nicht den „Kaseler" zu Hilfe schicken, da derselbe jeden Tag für 2 ß oder noch mehr Wein vertilgen würde. Verschlimmert wurde in dieser Hinsicht der Zustand des Heeres, als auch die Markgrafen von Meißen mit ihren Schaaren bei demselben sich einfanden.

Die vereinigte Truppenmacht sollte nun ihre Stärke und Tapferkeit durch die Einnahme der Stadt Saatz an den Tag legen, deren Belagerung um die Mitte des Septembers in Angriff genommen wurde. Jedoch gerade hier, wo die gesammte Streitkraft, im Ganzen wohl etwa 150,000 Mann vereinigt war, zeigte es sich, wie wenig mit einem so bunt zusammengesetzten Heere auszurichten sei, besonders wenn auch die Anführer desselben nicht mit einander übereinstimmten. In der Stadt lagen etwa 20,000 Hussiten, und es war dieselbe auch mit grobem Geschütz wohl versehen. Die Landleute der Umgebung hatten sich ebenfalls hier zusammengezogen, in den Vorstädten Quartier erhalten und dieselben mit starken Befestigungen

verſehen. Jeden Tag fanden blutige Gefechte ſtatt, wobei die Belagerer ſtets bedeutende Verluſte zu beklagen hatten, auch fügte ihnen das feindliche Geſchütz bei Tag und Nacht beträchtlichen Schaden zu. So lang man keinen Sturm wagte, konnte den Huſſiten nicht viel angethan werden, und zu einem gewaltſamen Angriffe mochten ſich die Fürſten nicht entſchließen, da keiner von ihnen ſeine Mannſchaft opfern wollte. In Anbetracht dieſes Umſtandes ſchreibt denn auch unſer Züricher Gewährsmann: „uns dunkt daz nun ze viel lütz hie lig.... wir gloubent legent ir mit üwer macht hie und mit üwerm zůg es muſte an etlichem ort ſchinber werden.“ Eine vollſtändige Rathloſigkeit entſtand unter den Fürſten, als Sigismund ſeine Ankunft ankündigen ließ, und dennoch immer auf ſich warten ließ. Bei der zunehmenden Theurung wurden die Krieger unmuthiger, ſo daß der Vorſchlag, man wolle den Winter über vor der Stadt bleiben, wenig Anklang fand „dann ſoltent wir diſen winter in diſem lande ligen, ſo möhte uns denhein hengſt lebendig beliben, wie es ioch umb uns ergienge; dann wir ob den vier wochen under niekein dach komen ſint und noch teglich zu velde ligend.“ Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es begreiflich, daß bald die Mehrzahl der Fürſten und Städte an eine Aufhebung der Belagerung dachten, beſonders als ein größeres Gefecht durchaus zu Ungunſten des Kreuzheeres ausfiel. Am 2. Oktober begann deshalb der Aufbruch des Heeres; wir dürfen uns vorſtellen, daß unſre Basler mit Freuden den Rückweg werden angetreten haben, und auch der Rath von Baſel war es gewiß zufrieden, daß noch vor Einbruch des Winters die Truppen, deren Unterhalt der Stadt im Ganzen auf 1746 ℔ 5 ß zu ſtehen kam, in die Heimath zurückkehrten.

Auf klägliche Weiſe war die ganze Unternehmung ge-

ſcheitert, das Reichsheer mit ſo vieler Mühe zuſammengebracht, löste ſich, ohne auch nur die erſte Probe beſtanden zu haben, ruhmlos auf. Für Baſel aber war dieſer Ausgang eine deutliche Aufforderung, immer mehr nach vollſtändiger Löſung vom Reiche und ſeinen Anſprüchen zu ſtreben und ſich ſtets enger denjenigen Gewalten anzuſchließen, welche in dieſer Hinſicht ſchon den entſcheidenden Schritt gethan hatten. Daher ſehen wir denn im weitern Verlaufe des XV. Jahrhunderts unſre Vaterſtadt immer ſeltener unter dem Reichspanner und immer häufiger an der Seite der Eidgenoſſen fechten, bei St. Jakob, bei Grandſon und bei Murten, bis endlich am 13. Juli des Jahres 1501 durch den ewigen Schweizerbund die factiſche Trennung vom Reiche ihren Abſchluß fand.

Repertorische Rückblicke

auf das Jahr 1882.

(Zusammengestellt von F. Föhr.)

Die nachstehenden Aufzeichnungen können der Kürze der Zeit halber, welche hiefür dem Verfasser zu Gebote stand, und in Anbetracht des beschränkten Raumes, welcher der „Statistik" im Basler Jahrbuch zugewiesen werden kann, durchaus keinen Anspruch auf vollständige, erschöpfende Sichtung des statistisch außerordentlich reichhaltigen Materials in den Verwaltungsberichten 2c. machen, sondern mußten sich im Interesse der Arbeit selbst auf einige Hauptrubriken daraus beschränken. In diesen Zusammenstellungen ist unter dem ersten Theil „Bevölkerung" für diesmal auch ganz besonders die „Bürgerschaft Basels" berücksichtigt, über welch' letztere in ihrer Gesammtheit wohl zum ersten Male eine genaue Zählung veranstaltet werden konnte. Ferner erhalten hier Berücksichtigung: die Thätigkeit der obersten administrativen Behörden, das Steuerwesen, die Staatsfinanzen, das Schulwesen, das Vereinswesen, die Infectionskrankheiten und die daherige Sterblichkeit 2c. Andere Zweige des öffentlichen Verkehrslebens, wie Handel und Industrie, Verkehr, Consumtion, Preise, Versicherungs-

weſen, Armenweſen, Rechtspflege, Bauthätigkeit u. ſ. w. ſollen in einem folgenden Jahrgange dargeſtellt werden.

I. Bevölkerung.

a. Stand der Bevölkerung:

Die letzte eidgen. Volkszählung, welche genaueſten Aufſchluß über die hieſige Bevölkerungszahl giebt, fand bekanntlich den 1. Dezember 1880 ſtatt. Nach derſelben hatte die Stadt Baſel 61,399, die Gemeinden Riehen 2076, Kleinhüningen 1194, und Bettingen 432 Einwohner; Geſammtbevölkerung des Kantons Baſelſtadt: 65,101.

Um die Bevölkerungszahl auf Ende Dezember 1882 wenigſtens annähernd richtig zu ermitteln, müſſen die Verhältniſſe der Einwanderung zur Auswanderung, der Zahl der Geburten zu derjenigen der Todesfälle und zum Theil auch die neuen Bürgeraufnahmen berückſichtigt werden.

Laut Niederlaſſungscontrollen wurden

im Jahr 1881: 7535 Aufenthalts- und 2113 Niederl.-Bewill.
„ „ 1882: 7805 „ „ 1835 „

Zuſammen 15340 Aufenthalts- und 3948 Niederl.-Bewill. ertheilt;

dagegen

im Jahr 1881: 8997 Aufenthalts- und 1441 Niederl.-Bewill.
„ „ 1882: 7996 „ „ 1721 „

Zuſammen 16993 Aufenthalts- und 3162 Niederl.-Bewill. geſtrichen;

(davon 39 Aufenthalts- und 437 Niederlaſſungs-Bewillungen in Folge von Bürgeraufnahmen).

Abnahme der Aufenthalter . . .	1653
Zunahme der Niederlaſſungen . .	786
Dieſe ergeben einen Einwanderungsüberſchuß von nur	705 Perſ.
In Folge von Bürgeraufnahmen, welche oben bei den Aufenthaltern und Niedergelaſſenen in Abzug gebracht	
Uebertrag	705 Perſ.

Uebertrag	705 Perſ.
wurden, ergibt ſich für 1881 eine Zunahme von 1094 Perſ. und für 1882 eine ſolche von 417 Perſ., zuſammen . . .	1511 „
Der Ueberſchuß der Geburten über die Todesfälle betrug im Jahr 1881 457 Perſ., 1882 724 Perſ., zuſammen . .	1181 „
Approximativer Bevölkerungszuwachs vom Decbr. 1880 bis Ende 1882	3397 Perſ.
Bevölkerungszahl December 1880	65101 „
Es ergiebt ſich ſomit auf den 31. December 1882 für den Kanton Baſel-Stadt eine approximative Bevölkerungszahl von	68498 Perſ.

Dieſe bedeutend unter dem Ergebniß der letzten 10 Jahre ſtehende Zunahme beträgt für das Jahr 1881: 2105, oder 32,3 auf 1000 Einw.
„ „ „ 1882: 1292, „ 19,2 „ „ „
(Zunahme von 1870—1880: 36,3 %.)

Dieſer Rückgang des Bevölkerungszuwachſes beruht zu einem guten Theile auf der vorausgegangenen enormen Ueberproduction in einzelnen Induſtriezweigen (in erſter Linie der Bauinduſtrie) und der immer größer werdenden Concurrenz Seitens des Auslandes, ſowie in der gegenwärtig allgemein gedrückten Geſchäftslage überhaupt, welche in Verbindung mit den mehrjährigen Mißernten (für die agricole Bevölkerung) der größern Auswanderung Vorſchub leiſtet.

Der Kanton Baſelſtadt hat ein Geſammt-Areal von 35,8 Km.²; davon ſind productives Land 30,4 Km.²; nämlich Waldareal: 3,9; Rebland 0,7; Acker-, Garten-, Wieſen- und Weidland 25,8 Km.²; unproductives Land: 5,4 Km.²; nämlich Stadt, Dörfer und Gebäude 1,9; Flüſſe und Landſtraßen 3,5 Km.².

Zahl ſämmtlicher Gebäude in der Stadt: 10,929; in Riehen 615, in Kleinhüningen 281 und in Bettingen 132; Total: 11,957.

Es kommen ſomit Ende 1882 auf einen Km.² des Geſammtareals 1913 Einwohner (1870: 1291), auf einen Km.² des productiven Areals: 2253 Einwohner (1870: 1592).

Am 1. Dezember 1880 zählte der Kanton Baſelſtadt 13,507 Haushaltungen und 5318 bewohnte Häuſer; auf eine Haushaltung kamen durchſchnittlich 4,82 Perſonen, und auf ein bewohntes Haus 12,24 Perſonen.

Die Zahl der jetzt beſtehenden Haushaltungen und der bewohnten Häuſer iſt nicht bekannt und könnte nur durch eine eigentliche Zählung ermittelt werden.

Daſſelbe gilt von den nachfolgenden kurzen Aufzeichnungen betr. Geſchlecht, Alter, Civilſtand, Heimath, Konfeſſions- und Berufsverhältniſſe, welche ſämmtlich der letzten Volkszählung entnommen ſind.

α. Nach Geſchlecht und Heimath:

	Perſonen			
	Männliche	Weibliche	Total	
Kantonsbürger	8805	10197	19002	= 29,2 %.
Andere Schweizerbürger .	10725	13253	23978	= 36,8 %.
Ausländer	10308	11813	22121	= 34,0 %.
Zuſammen	29838	35263	65101	
	(45,83 %)	(54,17 %).		

β. Nach Altersperioden:

Kinder von 0—14 Jahren	18353	= 282 %o.
Erwachſene von 15—59 Jahren . .	42899	= 659 %o.
„ „ 60 und mehr Jahren	3849	= 59 %o.

γ. Nach dem Civilſtand:

Ledige	40672	= 62,5 %.
Verheirathete	20404	= 31,3 %.
Verwittwete	3753	= 5,8 %.
Geſchiedene	272	= 0,4 %.

δ. Nach der Konfession:

Protestantisch . . .	44236 =	67,9 %.
Katholisch	19288 =	29,6 %.
Israelitisch	830 =	1,3 %.
Andere Konfessionen .	747 =	1,2 %.

ε. Berufsverhältnisse.

Hierüber giebt die auf Seite 299 befindliche, von Herrn Prof. Kinkelin gefl. mitgetheilte Tabelle Aufschluß.

b. **Eheschließungen und -Lösungen, Geburten, Sterbefälle.**

α. Eheschließungen und Scheidungen:

Jahre	Zahl der Eheschließungen	Mittlere Bevölkerung	Es heiratheten per Jahr u. pro Mille der Bevölkerung
1870/80 (11 Jahre)	5876	56430	18,93
1881 (1 Jahr)	543	66150	16,42
1882 (1 Jahr)	528	67850	15,56.

Obschon die Zahl der Heirathenden gegenüber dem letzten Decennium im Verhältniß zur Bevölkerung ziemlich bedeutend sich vermindert hat, so nimmt Baselstadt unter den Schweizerkantonen in der Höhe der Eheschließungen dennoch den vierten Rang ein und wird i. J. 1882 nur übertroffen durch die Kantone Appenzell A.-Rh. mit 18,20 ‰, Neuenburg mit 17,20 ‰ und Zürich mit 16,20 ‰ Heirathenden.

In Berlin betrug dieses Verhältniß im letzten Decennium durchschnittlich 26 ‰, und ist mit 1882 zurückgegangen auf 19 ‰.

Von den 528 Eheschließungen im Jahr 1882 fielen auf Basel 508, und auf die 3 Landgemeinden zusammen 20.

Bezüglich der nähern Angaben über Alter, Familienstand, Konfession und Heimath muß hier (des Raumes halber) auf die gegenwärtig in besonderm Druck befindlichen statistischen Mittheilungen verwiesen werden. — Das Gleiche gilt auch für die nächstfolgenden Abtheilungen.

Ehescheidungen.

Im Jahr 1881 wurden temporär geschieden 7 Ehepaare, gänzlich 25 Paare.
„ „ 1882 „ „ „ 3 „ „ 27 „

Total der gänzlichen Scheidungen: 52 Paare oder im Verhältniß zu den neugeschlossenen Ehen: 48,5 °/oo.

β. Geburten und Sterbefälle.

Jahre	Zahl sämmtl. Geborenen.	davon Todtgeborne	Zahl sämmtl. Sterbefälle.
1870/80 (11 J.)	21259	903	14999
	(M. 10802, W. 10457)	(M. 512, W. 391)	(W. 7614, W. 7385)
(legitim:	„ 9543, „ 9324	„ 425, „ 327)	
(illegitim:	„ 1259, „ 1133	„ 87, „ 64)	
1881 (1 Jahr)	2147	82	1690
	(M. 1092, W. 1055)	(M. 54, W. 28)	(M. 861, W. 829)
(legitim:	„ 1003, „ 959	„ 46, „ 23)	
(illegitim:	„ 89, „ 96	„ 8, „ 5)	
1882 (1 Jahr)	2197	89	1473
	(M. 1132, W. 1065)	(M. 51, W. 38)	(M. 763, W. 710)
(legitim:	„ 1017, „ 934	„ 44, „ 32)	
(illegitim:	„ 115, „ 131	„ 7, „ 6).	

Auf 1000 Einwohner kamen per Jahr

	Geburten (ohne die Todtgeburten)	Sterbefälle
1870—1880 (11 Jahre) . .	32,8	22,7
1881 (1 Jahr)	31,2	24,3
1882 (1 Jahr)	31,1	20,4

Geburten im Jahr 1882: in der Stadt 2094, in den Landgemeinden 103.
Sterbefälle „ „ „ „ „ „ 1390, „ „ „ 83.

Infectionskrankheiten in Basel im Jahr 1882, nach Monaten:

1882	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	Dezember	Total der Erkrankgn.	Todesfälle.
Masern	1	—	—	—	—	4	4	—	1	3	3	1	17	1
Scharlach	54	40	33	22	56	72	56	36	29	25	27	58	508	53
Rubeolae	11	1	1	—	2	4	3	—	—	—	—	1	23	—
Pocken	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—
Wasserpocken (Varicellen)	25	30	10	4	4	3	6	7	3	13	18	34	157	—
Rose	20	23	18	16	30	11	7	9	4	15	8	13	174	13
Rachenbräune (Diphtherie)	54	28	38	22	39	33	13	18	15	12	11	21	304	31
Halsbräune (Croup)	6	2	4	2	1	2	—	—	1	—	1	1	20	11
Keuchhusten . . .	1	2	1	—	5	4	12	14	4	14	18	25	100	10
Parotitis epidem. .	22	19	13	4	3	1	2	—	—	—	1	1	66	—
Nervenfieber (Typhus)	7	6	12	11	97	15	24	16	13	23	24	12	260	21
Wochenbettfieber . .	11	6	5	5	4	1	5	—	—	4	2	3	46	21
	212	157	135	86	241	151	132	100	70	109	113	170	1676	161

Sterbefälle in der Stadt Basel im Jahr 1882

Gestorben an:	0—1 Monat		1 Mt. bis 1 Jahr		1—2 Jahre		2—5 Jahre		5—10 Jahre		10—15 Jahre	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.
I. Lebensschwäche	46.	41.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
II. Altersschwäche	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
III. a. Selbstmord	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
b. Mord und Todtschlag	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
c. Zufälliger Tod	—	—	3.	1.	2.	—	1.	1.	2.	1.	—	—
d. Tod nach Operationen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
e. Angeschwemmte Wasserleichen	—	—	—	—	—	—	—	—	2.	—	1.	—
IV. a. Krankheiten der Verdauungsorgane	25.	12.	66.	51.	2.	—	2.	1.	3.	—	—	—
b. Krankheiten der Athmungsorgane	1.	2.	14.	16.	12.	7.	7.	4.	3.	1.	3.	1.
c. Krankheiten der Kreislaufsorgane	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	1.	—
d. Krankheiten des Nervensystems	3.	3.	12.	6.	3.	5.	12.	10.	3.	3.	—	2.
e. Krankheiten der Harn- und männl. Sexualorgane	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—
f. Krankheiten der weibl. Sexualorgane und des Wochenbetts	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
g. Krankheiten der Haut	—	4.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
h. Krankheit.d.Bewegungsorgane	—	—	—	1.	—	—	2.	—	1.	—	3.	1.
i. Infektionskrankheiten	4.	2.	10.	9.	13.	8.	28.	21.	9.	14.	4.	—
k. Constitutionelle Krankheiten	—	—	5.	2.	2.	2.	—	4.	—	—	—	1.
l. Nicht ermittelte Krankheit	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe (ohne die Todtgeborenen)	80.	64.	110.	86.	34.	22.	52.	41.	23.	20.	13.	5.
	144		196		56		93		43		18	

nach der Todesursache und Altersklassen.

15—20 Jahre		20—30 Jahre		30—40 Jahre		40—50 Jahre		50—60 Jahre		60—70 Jahre		70—80 Jahre		Ueber 80 Jahre		Summe		Total
M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	46.	41.	87
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3.	2.	7.	8.	5.	7.	15.	17.	32
1.	—	3.	—	5.	1.	2.	—	3.	—	1.	—	1.	—	—	—	16.	1.	17
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	1
2.	—	6.	1.	8.	2.	4.	—	2.	2.	—	1.	—	—	—	—	30.	9.	39
—	—	—	—	—	1.	—	1.	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	3.	3
—	—	—	—	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4.	—	4
—	—	5.	5.	5.	5.	3.	6.	10.	8.	10.	12.	5.	5.	2.	1.	138.	106.	244
4.	11.	25.	30.	30.	30.	32.	27.	27.	14.	19.	28.	10.	17.	5.	2.	192.	190.	382
2.	—	2.	1.	1.	1.	7.	6.	7.	18.	2.	10	3.	5.	—	1.	25.	43.	68
—	3.	1.	1.	—	2.	8.	4.	2.	10.	11.	11.	1.	11.	1.	5.	57.	76.	133
3.	1.	—	1.	2.	—	1.	1.	4.	2.	3.	2.	7.	3.	—	—	21.	10.	31
—	—	—	11.	—	14.	—	3.	—	4.	—	3.	—	2.	—	—	—	37.	37
—	—	2.	1.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	2.	6.	8
1.	1.	—	1.	2.	2.	—	—	1.	—	2.	—	—	3.	—	—	12.	9.	21
—	4.	5.	1.	5.	3.	5.	2.	—	3.	3.	—	—	1.	—	—	86.	68.	154
1.	1.	2.	3.	1.	4.	1.	1.	1.	2.	3.	3.	2.	1.	—	—	18.	24.	42
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1.	—	—	—	1.	—	1
14.	21.	51.	56.	60.	65.	63.	51.	57.	64.	57.	72.	37.	57.	13.	16.	664.	640.	1304
35		107		125		114		121		129		94		29		1304		—

c. Bürgerschaft der Stadt Basel.

In Folge der nun durchgeführten Anlegung von Bürger-Familienbüchern in Basel und unsern 3 Landgemeinden wurde endlich die Möglichkeit geboten, den wirklichen Bestand unsrer bürgerlichen Corporationen, welche früher von mächtigem Einfluß auf die Entwicklung und das Gedeihen des Städtewesens waren, genau zu ermitteln. — Die Anlage dieser Familienbücher basirt sich auf den Zeitpunkt des Inkrafttretens der hiesigen kantonalen Civilstandsverordnung, d. h. auf den Stand der Bürgerschaft (deren Abstammung und Familien) am 31. Dezember 1869 resp. 1. Januar 1870.

An jenem Zeitpunkt zählte die hiesige Bürgerschaft:

	Personen		
	männliche	weibliche	Total
In Basel wohnhaft . .	5346	6313	11659
Auswärts „ . .	2371	1837	4208
Summe	7717	8150	15867

während sie nun am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883 beträgt:

	Personen		
	männliche	weibliche	Total
In Basel wohnhaft . .	8862	9959	18821
Auswärts „ . .	3042	2650	5692
Summe	11904	12609	24513

Zunahme in 13 Jahren:

	Personen		
	männliche	weibliche	Total
In Basel wohnhaft	3516 = 65,8 %	3646 = 57,7 %	7162 = 61,4 %
Auswärts „	671 = 28,3 %	813 = 44,2 %	1484 = 35,3 %
Summe	4187 = 54,2 %	4459 = 54,7 %	8646 = 54,5 %

Die minder große Vermehrung der auswärts Wohnenden erklärt sich daraus, daß 65 % aller auswärts Wohnenden dem ledigen Stand angehören, während die hier wohn-

haften ledigen Bürgersperſonen kaum 58 % der hier domicilirten Bürgerſchaft betragen, ſowie in den zahlreichen Bürgeraufnahmen hier wohnender Familien.

Nach allgemeiner Erfahrung kommen eine größere Anzahl von Knaben als von Mädchen zur Welt; die männliche Bevölkerung iſt aber, und zwar vom erſten Lebensjahr an, einer größern Sterblichkeit unterworfen, ſo daß die Ueberzahl über die weibliche Bevölkerung bald verſchwindet und ſogar die letztere überwiegt. Auf 1. Januar 1883 betrug das Verhältniß der männlichen Bürgerſchaft 485 ‰, das der weiblichen 515 ‰. — Bei den auswärts Wohnenden überwiegt die männliche Bürgerſchaft die weibliche um 392 Perſonen = 15 %; der Grund dafür iſt am leichteſten aus den nachfolgenden kurzen Zuſammenſtellungen betr. Alter, Wohnort und Beruf erſichtlich; während nämlich im ſchulpflichtigen Alter ſich kaum ein Sechstel der männlichen Bürgerſchaft auswärts aufhalten, ſo ſteigt dieſes Verhältniß in den darauffolgenden Jahren auf einen vollen Drittel der geſammten männlichen Bürgerſchaft an und nimmt erſt mit dem zurückgelegten 40. Altersjahr wieder beträchtlich ab.

Ueberſicht der Bürger der Stadt Baſel nach Alters-

Altersklaſſen, Lebensalter per 1. Januar 1883 und Geburtsjahr.	Wohnort						Geſammt-	
	Baſel			Auswärts				
	M.	W.	Total	M.	W.	Total	M.	W.
Säuglingsalter: von 0—1 Jahr 1882	181	172	353	36	46	82	217	218
Zartes Kindesalter: von 1—6 Jahre 1881/77	872	943	1815	210	235	445	1082	1178
Schulpflichtiges Alter: von 6—15 Jahre 1876/68	1842	1848	3690	382	321	703	2224	2169
Pubertäts-Alter: von 15—20 Jahre 1867/63	873	794	1667	322	338	660	1195	1132
Erwachſene: von 20—30 Jahre 1862/53	1309	1554	2863	700	475	1175	2009	2029
„ „ 30—40 „ 1852/43	1020	1327	2347	536	461	997	1556	1788
„ „ 40—50 „ 1842/33	1139	1385	2524	375	306	681	1514	1691
„ „ 50—60 „ 1832/23	921	1042	1963	250	207	457	1171	1249
„ „ 60—70 „ 1822/13	492	577	1069	142	146	288	634	723
„ „ 70—80 „ 1812/03	173	265	438	65	75	140	238	340
„ „ 80—90 „ 1802/1793	40	49	89	21	30	51	61	79
Erwachſene über 90 Jahre 1792/80	—	3	3	3	10	13	3	13
Geſammt-Total . .	8862	9959	18821	3042	2650	5692	11904	12609
	100/112		76,78 %	115/100		23,22 %	100/106	

Klassen, Geschlecht, Familienstand und Wohnsitz.

Total.	Davon sind											
	Ledig			Verheirathet			Verwittwet			Geschieden.		
Total	M.	W.	Total	M.	W	Total	M.	W.	Total	M.	W.	Total
435 = 18 °/₀₀	181	172	353	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	*36	46	82	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2260 = 92 °/₀₀	872	943	1815	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	210	235	445	—	—	—	—	—	—	—	—	—
4393 = 179 °/₀₀	1842	1848	3690	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	382	321	703	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2327 = 95 °/₀₀	873	786	1695	—	8	8	—	—	—	—	—	—
	322	334	656	—	4	4	—	—	—	—	—	—
4038 = 165 °/₀₀	1057	1055	2112	242	482	724	8	12	20	2	5	7
	595	267	862	101	198	299	3	7	10	1	3	4
3344 = 136 °/₀₀	223	307	530	763	935	1698	25	65	90	9	20	29
	259	166	425	260	262	522	8	18	26	9	15	24
3205 = 131 °/₀₀	88	219	307	1002	971	1973	40	182	222	9	13	22
	144	95	239	201	174	375	18	31	49	12	6	18
2420 = 99 °/₀₀	60	147	207	778	611	1389	77	270	347	6	14	20
	84	59	143	130	78	208	26	61	87	10	9	19
1357 = 55 °/₀₀	44	100	144	354	207	561	90	261	351	4	9	13
	48	45	93	71	49	120	18	48	66	5	4	9
578 = 24 °/₀₀	18	46	64	94	43	137	59	168	227	2	8	10
	16	18	34	31	20	51	17	31	48	1	6	7
140 = 6 °/₀₀	2	5	7	14	4	18	24	40	64	—	—	—
	8	7	15	7	3	10	6	18	24	—	2	2
16	—	—	—	—	—	—	—	3	3	—	—	—
	—	2	2	3	2	5	—	6	6	—	—	—
24513	5260	5628	10888	3247	3261	6508	323	1001	1324	32	69	101
	2104	1595	3699	804	790	1594	96	220	316	38	45	83
Zusammen:	7364	7223	14587	4051	4051	8102	419	1221	1640	70	114	184

* Die schräg Verzeichneten sind die auswärts Wohnenden.

Die gesammte Bürgerschaft Basels besteht aus:

7002	Nachkommen von alten Bürgern früherer Jahrhunderte	= 285‰
126	„ „ unter dem Gesetz von 1803 aufgenommenen Bürgern . .	= 5‰
1933	Gliedern und Nachkommen von unter dem Gesetz v. 1816 aufgenommenen Bürgern	= 79‰
1575	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1834 aufgenommenen Bürgern	= 65‰
815	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1838 aufgenommenen Bürgern	= 33‰
3193	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1848 aufgenommenen Bürgern	= 130‰
5504	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1866 aufgenommenen Bürgern	= 225‰
4365	„ „ „ „ unter dem Gesetz von 1879 aufgenommenen Bürgern	= 178‰

24513; davon im berufsfähigen Alter stehende Bürger: 6982.

Diese letztern vertheilen sich nach Beruf, Familienstand, Abstammung und Wohnsitz folgendermaßen:

(Siehe Tabelle S. 289 und 290.)

Die Bürgerschaft der 3 Landgemeinden (mit Einschluß auswärts Wohnender) betrug auf den 1. Januar 1883:

	männliche	weibliche Personen	Total
Bürger von Riehen	690	773	1463
„ „ Kleinhüningen .	399	402	801
„ „ Bettingen . . .	221	250	471
Total	1310	1425	2735

Uebersicht der Bürger Basels nach Berufsklassen, Familienstand und Abstammung
am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsklassen.	Familienstand.				Abstammend von								
					Bürgern vor 1803	seit 1803 aufgenommenen Bürgern; früher aus							
	Ledige Männer	Verheirathete Männer	Wittwer oder geschieden	Total		andern Gemeinden des Kts. Basselstadt	andern Schweizer-kantonen	dem Deutschen Reiche	Frankreich	Oesterreich	andern europäischen Ländern	Amerika	Summe der neuern Bürger
Urproduction	108	132	15	255 = 3,7 %	78	6	114	55	2	—	—	—	177
Industrie	782	1659	186	2627 = 37,6 %	675	44	1158	685	54	6	2	3	1952
Handel	1032	1251	126	2409 = 34,5 %	778	40	906	620	54	7	4	—	1631
Verkehr	107	261	27	395 = 5,7 %	108	7	216	59	5	—	—	—	287
Oeffentliche Verwaltung, Wissenschaften und Künste . . .	271	548	54	873 = 12,5 %	340	6	333	178	7	4	5	—	533
Gewerbliche Taglöhner, Krankenwärter, Dienstboten ꝛc. . .	42	99	13	154 = 2,2 %	21	3	91	38	1	—	—	—	133
Ohne Beruf oder ohne Angabe desselben	100	101	68	266 = 3,8 %	197	4	39	24	4	—	—	1	72
Total	2442	4051	489	6982	2197	110	2857	1659	127	17	11	4	4785
Gesammtbürgerschaft . .	14587	8102	1824	24513	7002	431	10360	5888	696	75	51	10	17511

Uebersicht der Bürger Basels nach dem Wohnort am 31. December 1882 resp. 1. Januar 1883.

Allgemeine Berufsklassen.	Wohnort in											
	Basel	andern Gemeinden des Kts. Basselstadt	andern Schweizer-Kantonen	Deutschland	Frankreich	Italien	England	Oesterreich	Rußland	andern europäischen Ländern	außereuropäischen Ländern	Summe der auswärts wohnenden Männer
Urproduction	131	7	34	19	2	—	—	1	—	2	59	124
Industrie	1994	1	197	104	66	8	6	14	6	13	218	633
Handel	1532	1	194	122	204	48	48	15	18	25	202	877
Verkehr	343	—	27	—	2	2	1	2	3	1	14	52
Oeffentliche Verwaltung, Wissenschaften und Künste	598	9	120	59	6	15	8	10	5	5	38	275
Gewerbliche Taglöhner, Krankenwärter, Dienstboten ꝛc. . .	140	—	3	2	1	—	—	—	—	—	8	14
Ohne Beruf oder ohne Angabe desselben	200	1	25	18	6	3	2	4	—	1	9	69
Total	4938	19	600	324	287	76	65	46	32	47	548	2044
Gesammtbürgerschaft . .	18821	74	2475	962	568	191	153	106	71	76	1016	5692

2. Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse der gesetzgebenden und vollziehenden Behörden.

Im Jahr 1882 sind hier erlassen worden, aber theilweise erst mit Januar 1883 in Kraft getreten:

	Gesetze	Großraths-Beschlüsse	Verordnungen u. Erlasse des Reg.-Rathes und des Erzieh.-Rathes	Ertheilte Spezial-Großrathskredite
1. Betr. das Erziehungswesen (Schulbauten und Erwerbung von Bauplätzen ꝛc.) . . .	—	7	16	Fr. 1,771,000. —
2. Betr. die öffentliche Rechtspflege und Kirchenangelegenheiten	2	2	2[1])	
3. Betr. d. öffentl. Aerar (Veräußerung v. Liegenschaften ꝛc., Steuerwesen)	3	3	2	
4. Betr. Handel und Gewerbswesen ꝛc.	1	—	1	
5. Betr. innere und äußere Stadterweiterung, Straßencorrectionen und Brückenbau . .	—	6	—	„ 405,650. —
6. Betr. Gesundheitspflege und Irrenwesen	1	1	—	
7. Betr. Beleuchtungswesen . .	—	1	—	„ 100,000. —
8. Oeffentl. Verwaltungen, Organisation, Jahresberichte u. Rechnungen ꝛc.	1	4	2	
Zusammen	8	24	23	

[1]) Davon 1 durch die Synode.

3. Staatsfinanzen, Steuerwesen ꝛc. im Jahr 1882.

I. Directe Steuern.

a. Einkommens- und Erwerbssteuer.

Prozente der Steuerpflichtigen	Anzahl der Steuerpflichtigen	Versteuertes Einkommen	Durchschnitts-Erwerb	Steuer-Anlaß	Ertrag der Steuer	Procente des Ertrages.
Stadt:		Fr.	Fr.		Fr.	
28,33	2043	2,451,700	*1200.* —	I. à 5 Fr.	10,215. —	0,94
17,28	1246	1,869,000	*1500.* —	II. à 10 „	12,460. —	1,15
31,11	2243	5,654,900	*2521.* —	III. à 1 %	56,548. 68	5,22
11,98	864	4,835,500	*5597.* —	IV. à 1—2 %	62,149. 91	5,73
3,72	268	2,634,100	*9829.* —	V. à 1—3 %	46,861. 83	4,33
7,58	547	25,669,800	*46,928.* —	VI. à 1—4 %	895,511. 85	82,63
	7211	43,115,000	(*5979.* —)		Fr. 1,083,747. 27	
Landgemeinden:						
	204				„ 2,900. 40	
ferner Nachzahlungen (und Strafen) aus frühern Jahren					„ 45,243. —	
					Fr. 1,131,890. 67	
				abzüglich Bezugskosten	„ 2,260. 12	
					Fr. 1,129,630. 55	

b. Vermögenssteuer.

Stadt:	3892	Beitragende	Fr. 425,273. —
Landgemeinden:	171	„	„ 3,230. —
			Fr. 428,503. —
		abzüglich Bezugskosten	„ 949. 65
			Fr. 427,553. 35

Steuerkapital Fr. 428,503,000. —

Digitized by Google

c. Städtiſche Gemeindeſteuer.

1. Bürgerliche und niedergelaſſene Steuerpflichtige, ca. 16,100 .	Fr. 343,455. 50		
ab: unerhältliche	„ 4,429. 75	Fr. 339,025. 75	
2. Aufenthalter, ca. 2700. . .	Fr. 17,767. 50		
ab: unerhältliche	„ 1,315. 50	„ 16,452. —	
Total-Erträgniß		Fr. 355,477. 75	
abzüglich Koſten		„ 5,244. 55	
		Fr. 350,233. 20	
Summe der directen Steuern			Fr. 1,907,417. 10

II. Steuern für beſtimmte Zwecke und indirecte Steuern.

a. Militärpflichterſatz-Steuer. (Eidgen.)

3075 Erſatzpflichtige	Fr. 66,627. 65		
zuzüglich früherer Rückſtände, Strafgebühren ꝛc.	„ 14,460. 40		
	Fr. 81,088. 05		
abzüglich dem Bund zukommende Hälfte	„ 40,544. 05		
	Fr. 40,544. —		
hiezu kantonale Strafgelder ꝛc. . .	„ 60. 30		
	Fr. 40,604. 30		
abzüglich Koſten ꝛc.	„ 2,835. 37	Fr. 37,768. 93	

b. Feuerwehrſteuer.

Stadt ca. 3100 Pflichtige .	Fr. 32,061. 75		
Landgemeinden „ 75 „ .	„ 445. —		
	Fr. 32,506. 75		
abzüglich Bezugskoſten	„ 1,084. 15	Fr. 31,422. 60	

c. Beleuchtungsſteuer. . Fr. 75,511. 95

d. Handänderungssteuer.

Stadt	Fr. 212,176. —	
Landgemeinden	„ 3,783. 01	Fr. 215,959. 01

(Verkaufspreis der Liegenschaften: Fr. 10,797,950. 97; gerichtliche Liegenschaftsganten 250 mit einem Erlös von Fr. 7,286,630. —.)

e. Brandsteuer. (Staatliche Gebäudeversicherung.)

Schatzungswerth sämmtlicher Liegenschaften Ende 1882:

			Versicherungsbeiträge
Stadt	10,929 Gebäude	Fr. 180,822,800. —	Fr. 109,272. 32
Landgemeinden	1,028 „	„ 7,122,400. —	„ 5,111. 05
Total	11,957 Gebäude	Fr. 187,945,200. —	Fr. 114,383. 37

Brandfälle im Jahr 1882:

Basel	12	Entschädigungssumme	Fr. 15,350
Riehen . . .	3	„	„ 15,250
Bettingen . .	1	„	„ 7,400
Zusammen	16,	(Entschädigungssumme	Fr. 38,000)

davon entstanden durch Fahrlässigkeit 6, mangelhafte Feuereinrichtung 3, Brandstiftung 2, Unvorsichtigkeit der Kinder 1, Blitzschlag ohne Entzündung 1, unermittelt 3.

Die kantonale Brandversicherungsanstalt hatte per Ende 1882 in Reserveconto Fr. 217,000; ferner eine Reserve für laufende Risiken von Fr. 116,327. 66.

f. Erbschaftssteuer.

	Steuerpflichtiges Erbschaftscapital	Steuererträgniß	
Stadt	Fr. 2,595,693. 73	Fr. 186,670. 68	
Landgemeinden	„ 15,713. 35	„ 819. 27	
	Fr. 2, 611,407. 08		Fr. 187,489. 95

g. Stempelsteuer.

328,747 Stück auf Schreibpapier 2,615,913 „ „ Progressivpapier 265,221 Wechselstempelmarken	Fr. 120,148. 73

h. Uebrige Einnahmen des Staates.

Indirecte Steuern, Ertrag von Liegenschaften, Gaswerk, Gefälle, Strafen ꝛc.	Fr. 1,701,014. 30
Total	Fr. 2,483,698. 16

Die **Ausgaben** des Staates im Jahr 1882 betragen:

a. Ordentliche		Fr. 4,302,887. 11
davon sind die größten Posten:		
für Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden	Fr. 1,226,767	
für das Erziehungswesen . . .	„ 1,016,307	
für das Bauwesen	„ 798,957	
	Fr. 3,042,031	
b. Außerordentliche		„ 1,089,930. 08
nämlich für das Erziehungswesen (Schulbauten)	Fr. 694,443. 53	
für Brücken und Straßen. . .	„ 395,486. 55	
	Fr. 1,089,930. 08	

Die sämmtlichen Activen des Staates (mit Ausschluß aller nicht ertragsfähigen öffentlichen Gebäude) betrugen Ende 1882	Fr. 12,280,775. 97
die sämmtlichen Passiven.	„ 23,895,892. 39
Es verbleibt somit ein Passiv-Saldo von	Fr. 11,615,116. 42

4. Bildungswesen, Schulen ꝛc. im Jahr 1882.

Schulfrequenz auf Ende 1882.

	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Phil.-histor. Abtheilung	Math.-natur. Abtheilung	Total
a. Universität:						
Zahl der Docenten	11	5	14	17	8	55
„ „ gehabten Collegien .	51	22	68	83	36	260
„ „ immatr. Studenten .	55	45	99	67		266

	Zahl der Schüler	Zahl der Schülerinnen	Zahl der Klassen (Stufen)	In Klassenabtheilungen	Zahl der Lehrkräfte
b. Gymnasium:					
1. Oberes Gymnasium	138	—	4	7	17[1])
2. Unteres „	340	—	4	11	18
c. Realschule:					
1. Obere Realschule (Gewerbeschule)	129	—	4	8	13
2. Untere „	432	—	4	13	19
d. Töchterschule:					
1. Obere Töchterschule	—	83	2	5	3[2])
2. Untere „	—	359	4	10	14
e. Sekundarschulen (Stadt):					
1. Knabensekundarschulen	646	—	4	18	20
2. Mädchensekundarschulen	—	872	4	25	36
f. Primarschulen (Stadt):					
1. Knabenprimarschulen	2071	—	4	44	38
2. Mädchenprimarschulen	—	2149	4	46	57
g. Schulen der Landgemeinden:					
1. Sekundarschule in Riehen . . .	59	81	4	4	5
2. „ in Kleinhüningen	29	36	4	2	2
3. Primarschule in Riehen . . .	83	106	4	4	6
4. „ in Kleinhüningen .	75	65	4	4	4
5. Schule in Bettingen.	29	14	8	2	2
Total an öffentlichen Schulen (excl. Universität)	4031	3765	8–10	203	254

Wie oben bemerkt, betreffen diese Angaben nicht die Maximalfrequenz des Jahres, sondern diejenige von Ende Dezember 1882, indem zwischen Mai und Dezember der Austritt in der Regel größer ist als der neue Eintritt.

Privatschulen:					
a. Katholische Schulen:					
1. Secundarschulen	284	252	4	14	35[3])
2. Primarschulen	417	488	4	15	
3. Nähschule	—	14	?	1	1
b. In 15 Privatschulen	166	468	?	63	52
	867	1222	?	93	88
Total in öffentlichen und Privatschulen (exclusive Universität)	4898	4987	?	296	342

[1]) inclusive einiger Professoren der philosophischen Fakultät.
[2]) und 6 von den untern Töchterclassen.
[3]) 17 Lehrer und 18 Lehrerinnen.

Außerdem bestehen noch 29 Kleinkinderschulen mit 1012 Knaben und 1107 Mädchen, unterrichtet von 42 Lehrerinnen in 41 Classen.

Die nachfolgenden Angaben sind den Zusammenstellungen des Herrn Prof. Thun über die Schulfinanzen und die Basler Vereine und Stiftungen im Jahr 1881 entnommen:

Danach betrug das gesammte Schulvermögen:

An Liegenschaften	Fr.	5,202,615. —
„ Mobilien	„	390,078. —
„ Werthschriften	„	2,011,422. —
zusammen	Fr.	7,604,115. —

Davon sind Eigenthum des Staates:

4 Gymnasien und 1 Töchterschule	Fr.	653,043. —	
14 Secundar- u. Primarschulen	„	2,907,190. —	Fr. 3,560,233. —
und Eigenthum von Korporationen, Vereinen und Privaten			Fr. 4,043,882. —
Das Vermögen der Universität betrug			„ 2,543,570. —

Oeffentliche Vorträge fanden im Jahr 1882 statt:

In der Aula (Akademische Vorlesungen ꝛc.) .	26
Im Bernoullianum (Populäre Vorträge) . .	38
In den Arbeitersälen	36
„ religiösen Vereinen	40
„ medicinischen Vereinen	13
„ militärischen Vereinen	10
„ diversen wissenschaftlichen Vereinen . .	27
Im Verein junger Kaufleute und im Gewerbeverein	15
In politischen Vereinen	2
zusammen	207

5. Vereinswesen.

Aus gleicher Quelle erhalten wir nähern Aufschluß über das in Baselstadt sehr entwickelte Vereinswesen und die Stift-

ungen im Jahr 1881. — Darnach bestanden im Ganzen 413 Vereine und 82 gegenseitige Hülfsgesellschaften; von den erstern hatten 293 Vereine und Anstalten mit 34,322 Mitgliedern ein reines Vermögen von . . . . Fr. 19,707,357. —
Jahreseinnahmen . . . . . „ 3,486,596. —
Jahresausgaben . . . . . „ 2,332,694. —

Davon besitzen die größten Vermögen:

8 Krankenanstalten	mit zusammen	Fr.	6,094,396. —
11 Anstalten für Armenpflege . . .	„ „	„	2,683,868. —
Universität und ihre Anstalten . . .	„ „	„	2,543,570. —
29 Zünfte und Gesellschaften . . .	„ „	„	1,950,617. —
26 Kirchliche Vereine	„ „	„	1,482,751. —
6 Kunstvereine	„ „	„	1,132,970. —
12 Bildungsvereine	„ „	„	1,097,049. —
	zusammen	Fr.	16,985,221. —
sämmtliche 201 übrigen Anstalten und Vereine mit zus.		„	2,722,136. —

Die 82 gegenseitigen Hülfsvereine des Kantons wiesen bei 25,692 Mitgliedern ein reines Vermögen von Fr. 2,425,376. — (+ Fr. 1,867.693. — von interkantonalen Kassen) auf;
Jahreseinnahmen . . . . . Fr. 446.497. —
Jahresausgaben . . . . . „ 370,646. —

Volkszählung vom 1. Dezember 1880.

(Kanton Basel-Stadt.)

Berufsarten.	Erwerbende Personen.			Hausgesinde.		Angehörige ohne Erwerb.	Total.
	Männer	Weiber	Total	Männer	Weiber		
I. Urproduktion . . .	1218	203	1421	—	100	1295	2816
II. Industrie:							
1. Lebens- und Genußmittel	1221	147	1368	12	268	1004	2652
2. Kleidung und Putz .	1230	2856	4086	—	123	2227	6436
3. Bau und Wohnung .	4096	91	4187	9	340	4737	9273
4. Polygraph. Gewerbe .	477	39	516	—	39	468	1023
5. Fabrik- und Manufacturwaaren	3871	4114	7985	59	510	6449	15003
	10895	7247	18142	80	1280	14885	34387
III. Handel:							
1. Kaufleute aller Art .	3188	637	3825	59	988	4324	9196
2. Wirthschaften, Kostgebereien	442	469	911	29	388	895	2223
	3630	1106	4736	88	1376	5219	11419
IV. Verkehr:							
1. Straßenverkehr . .	401	4	405	1	31	524	961
2. Eisenbahnen . . .	792	2	794	—	57	1427	2278
3. Posten u. Telegraphen	266	12	278	—	19	417	714
4. Uebrige Verkehrsgewerbe	236	1	237	1	38	241	517
	1695	19	1714	2	145	2609	4470
V. Oeffentl. Verwaltung, Wissenschaft und Kunst:							
1. Verwaltung u. Justiz, Rechtsgelehrte . . .	483	6	489	11	142	930	1572
2. Medizin u. Heilwesen	137	34	171	16	107	189	483
3. Kultus und Unterricht	386	182	568	3	222	714	1507
4. Uebrige Wissenschaften	28	—	28	1	18	48	95
5. Künstler (Maler, Musiker ꝛc.)	227	61	288	—	39	221	548
	1261	283	1544	31	528	2102	4205
VI. Persönliche Dienste: (Anstaltsangestellte, Taglöhner, Krankenwärter ꝛc.)	522	670	1192	132	82	709	1985
VII. Personen ohne Beruf oder ohne Berufsangabe	1339	1859	3198	130	898	1593	5819
Total	20560	11387	21947	333	4409	28412	65101

NB. In den Rubriken dieser Uebersicht sind alle Personen eingetragen, welche in den betreffenden Berufsarten in irgend einer Weise beschäftigt sind, nämlich: 1) selbständige Gewerbtreibende, 2) Kommis und andere Angestellte, 3) Arbeiter mit Beruf, 4) untergeordnetes Hülfspersonal.

Basler Chronik

vom 1. October 1882 bis 30. September 1883.*)

1. Oktober. Der Verein junger Kaufleute feiert sein 20jähriges Stiftungsfest auf dem Bienenberg.

2. Oktober. In der Burgvogteihalle beginnt ein Cyclus religiöser Versammlungen; später werden dieselben auch im Vereinshaus und schließlich nur noch in letzterem abgehalten.

5. Oktober. Sitzung der reformirten Synode. Der Anzug Hörler für Facultativerklärung der Taufe zur Erlangung der Confirmation siegt über den Antrag Vischer auf Tagesordnung und wird unter Namensaufruf mit 39 gegen 32 Stimmen dem Kirchenrath überwiesen.

7. Oktober. Das Erziehungsdepartement richtet auf den bevorstehenden Winter freiwillige Fortbildungskurse für Jünglinge (Rekruten) ein.

9. Oktober. Hr. Redaktor Fritz Amstein interpellirt im Großen Rath den Regierungsrath wegen der religiösen Versammlungen in der Burgvogtei. Er behauptet, in den dortigen Vorträgen werde zu wenig Rücksicht genommen auf etwa anwesende

*) Mit Benützung der hiesigen Tagesblätter und des Basler Jahrbuchs für 1882.

Frauen und Kinder. Hr. Reg.-Präſ. Klein verſpricht Unterſuchung, welche jedoch nichts Strafbares an den Tag bringt. Doch hat dieſelbe zur Folge, daß in der Burgvogtei nur mehr Männer-Verſammlungen ſtattfinden, während die Gebetsübungen der Frauen und Kinder im Vereinshaus und den Vereinskapellen vorgenommen werden. — Das Geſetz über die Organiſation des Baudepartements wird vom Großen Rath durchberathen, und ſodann von demſelben die Aufhebung des § 81 des Polizeiſtrafgeſetzes betr. obligatoriſche Impfung beſchloſſen.

11. Oktober. Hr. Oberſtlieutenant Achilles Herzog, Kriegskommiſſär und Kreiskommandant, demiſſionirt aus Geſundheitsrückſichten.

12. Oktober. Die Großrathskommiſſion über die allgemeine Krankenverſicherung beantragt in ihrem Berichte an den Großen Rath das Obligatorium der Verſicherung für alle Kantonseinwohner.

15. Oktober. Einweihung der neuen Vereinskapelle an der Engelgaſſe. — Im Klingenthal referirt Hr. Dr. Ernſt Brenner vor einer Volksverſammlung über den Art. 27 der Bundesverfaſſung (Schulartikel) in einem der Einführung eines eidg. Schulſekretärs günſtigen Sinne. — Im Stadtkaſino beginnt ein internationales Schachturnier.

19. Oktober. Synodalſitzung. 200 Glieder der St. Theodorsgemeinde petitioniren um Beibehaltnng der Parallelkinderlehren und um freiwillige Nachmittagsgottesdienſte. Der in letzter Sitzung zurückgewieſene § 18 der Gottesdienſtordnung wird in ſeiner neuen Form berathen: 2 Wochengottesdienſte für Taufen und Eheeinſegnungen, beide Morgens 10 Uhr, werden mit 42 gegen 20 Stimmen angenommen; ein Antrag Speiſer betr. Schaffung einer Erbauungsſtunde Donnerſtag Abends wird mit 34 gegen 28 Stimmen verworfen gegenüber

dem Antrag Wirth, der die Einrichtung neuer Gottesdienste dem Kirchenrath anheimstellt. Mit 33 gegen 31 Stimmen wird der Antrag der Minderheit des Kirchenrathes angenommen, dahingehend, daß die Geistlichen, welche sich der Zudienung beim hl. Abendmahl gemeinsam mit ihren Collegen bei der gleichen Gemeinde weigern, sich vom Kirchenrath auf eine feierliche Erklärung hin dispensiren lassen müssen.

23—24. Oktober. Die hiesige Gemeinnützige Gesellschaft stellt der interkantonalen Conferenz zur Gründung einer Anstalt für jugendliche Verbrecher das Gut Klosterfiechten zur Verfügung.

24. Oktober. Die hiesige Texas-Landgesellschaft vermittelt eine erste Auswanderung baselstädtischer Colonisten.

28. Oktober. Im Personenbahnhof der Centralbahn wird die elektrische Beleuchtung eingeführt.

30. Oktober. Großer Rath. Der Anzug Huber auf Einführung gewerblicher Schiedsgerichte (prud'hommes) wird zu Protokoll genommen. Die §§ 25 und 26 des Gesetzes über die direkten Steuern werden nach dem Vorschlag der Regierung mit 67 gegen 22 Stimmen angenommen. Dieselben involviren eine Entlastung der unteren Klassen der Gemeindesteuerpflichtigen. — Dem Concordat betr. Prüfung und Freizügigkeit der Primarlehrer wird beigetreten, und ein Credit von Fr. 595,000 für den Neubau der Töchterschule an der Kanonengasse genehmigt. — Beginn der Berathung des Rathschlags und Gesetzesentwurfes betr. Hausirwesen, Wanderlager, öffentliche Aufführungen, Trödel und Pfandleihgewerbe.

2. November. Sitzung der Synode. Es wird eine Petition eingereicht von 231 Gemeindegenossen der St. Petersgemeinde; dieselben verlangen regelmäßige Nachmittagsgottesdienste. — Die Berathung der Gottesdienstordnung wird zu Ende geführt. Der kirchenräthliche Vorschlag wird nur abgeändert bei § 41,

welcher die Verwendung der Kirchen zu nicht officiellen Gottesdienſten behandelt. Hier wurde beſchloſſen, das unbedingte Recht, welches eine anſehnliche Minorität auf Benützung der Kirchen beanſprucht, durch eine jedesmalige Verſtändigung derſelben mit dem Kirchenrath zu erſetzen. Die ganze Gottesdienſtordnung wird endlich mit 47 gegen 18 Stimmen angenommen.

5. November. Riehen beſtätigt Hrn. Pfarrer G. Linder als Seelſorger für eine weitere Amtsdauer mit 156 gegen 143 Stimmen, welche auf Hrn. Pfarrer Burtorf (orthodox) in Hallau fallen.

9. November. Oeffentliche Jahresfeier der Univerſität. Rede des Rektors Hrn. Dr. Siebeck über das Weſen und die Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Bildung.

11. November. Gegen den Schulſekretär erläßt ein Comite konſervativer Männer ein Flugblatt unter dem Titel „Schulvogt". — Der Wahlreformverein beſchließt, beim Großen Rath um Einführung des Proportionalverfahrens bei den nächſtjährigen Synodalwahlen zu petitioniren.

13. November. Großer Rath. Schluß der Berathung über den Geſetzesentwurf betr. Hauſirweſen, Wanderlager ꝛc. und Annahme des ganzen Geſetzes mit einigen Aenderungen. Der regierungsräthliche Rathſchlag betr. Correction der Carthausgaſſe wird zum Beſchluß erhoben.

15. November. In der Kunſthalle wird eine kunſtgewerbliche Ausſtellung eröffnet.

23. November. In der Burgvogteihalle ſpricht Hr. Prof. Kinkelin vor einer Volksverſammlung zu Gunſten des Schulſekretärs.

26. November. Eidgenöſſiſche Volksabſtimmung betr. den eidg. Schulſekretär. In Baſel wird derſelbe mit 4355 Ja gegen 3756 Nein angenommen, in der Schweiz dagegen mit 316,929 Nein gegen 171,959 Ja verworfen.

27. November. Großer Rath. Das Stempelsteuergesetz wird an eine Commission gewiesen und das Gesetz betr. eine Banknotensteuer von 3‰ angenommen.

3. Dezember. In einer Volksversammlung zu Safran spricht Hr. Redactor Conzett von Chur über die Lage der arbeitenden Classen in der Republik und in der Monarchie.

11. Dezember. Der Große Rath erledigt das Gesetz betr. die Handänderungssteuer und beschließt Eintreten auf den Bericht der Commission zur Prüfung des Verwaltungsberichts von 1881.

12. Dezember. Fackelzug und Festcommers zu Ehren des Herrn Prof. Dr. Aug. Socin, welcher einen Ruf nach Würzburg ablehnte.

17. Dezember. Der Großrathsbeschluß betr. Aufhebung des kantonalen Impfzwangs wird vom Volk mit 3539 gegen 716 Stimmen bestätigt.

18. Dezember. Der Große Rath wählt nach erledigtem Bericht der Prüfungscommission zu Strafrichtern die HH. Burckhardt-Jecker und Karl VonderMühll und beschließt einige Straßencorrectionen im äußern St. Albanquartier.

22. Dezember. Herr Prof. Kaftan wird als Nachfolger des Theologieprofessors Dorner in Berlin ernannt.

26. Dezember. An der Clarastraße wird eine Caffeehalle eröffnet, wie eine solche schon in der Zunftstube zu Schmieden besteht.

26.—30. Dezember. Der Rhein, die Wiese und die Birs überfluthen ihre Ufer. Das Hochwasser verwüstet die Langen Erlen und einen großen Theil der Gemeindemarkung von Kleinhüningen. Die Wiese bahnt sich einen zweiten Abfluß in den Rhein. — Der Schaden, welchen das Hochwasser Privaten, der Gemeinde Kleinhüningen und dem Kanton ver-

urſachte, wird auf eine halbe Million Franken angeſchlagen. Man veranſtaltet Sammlungen von Liebesgaben für die unbemittelten Waſſerbeſchädigten.

28. Dezember. Der Handels- und Induſtrieverein ſpricht ſich in einer Verſammlung zu Safran aus über die vom ſchweizeriſchen Handelsdepartement angeordnete Unterſuchung derjenigen Induſtrien, welche ſich über die Handelsverträge beſchweren.

3. Januar. Die „Vereinigten Brauer Baſels“ richten an den Großen Rath eine Eingabe, worin ſie die Ablehnung des regierungsräthlichen Geſetzesentwurfs über die Bierſteuer empfehlen. — Die Academiſche Geſellſchaft genehmigt einmüthig den von ihrer Commiſſion mit der Regierung vereinbarten Vertrag betr. Erſtellung eines Gebäudes für Anatomie und Phyſiologie im Werkhofareal. Dieſelbe beſchließt an die Geſammtbaukoſten im Voranſchlag von Fr. 320,000 die Hälfte mit Fr. 160,000, auf die nächſten 6 Jahre vertheilt, beizuſteuern, während die andere Hälfte der Staatskaſſe zu Laſten fällt.

4. Januar. Tod des älteſten Junggeſellen Baſels, Hrn. Chr. Thurneyſen im St. Albanthal, alt 89 Jahre. Der Verſtorbene war der letzte noch lebende Activ-Theilnehmer an der Belagerung von Hüningen.

6. Januar. An Stelle des Hrn. Dr. Ludwig Ehinger wird Hr. Dr. Karl Burckhardt-Burckhardt zum Statthalter des Appellationsgerichts ernannt.

8. Januar. Der Große Rath genehmigt auf den Antrag der Budgetcommiſſion die Nachtragscredite für 1882 im Geſammtbetrag von Fr. 66,800, darunter Fr. 5000 an den zoologiſchen Garten, Fr. 15,000 an die Theatercommiſſion und Fr. 2000 an die Modellirſchule. Derſelbe beſchließt ſodann

Bauten in der St. Theodorskirche, namentlich die Oeffnung des Chors und die Erstellung von Lettnern, wodurch 400 neue Sitzplätze gewonnen werden sollen. Die hiefür nöthigen Kosten belaufen sich mit Einschluß einer neu zu erstellenden Heizung der Kirche auf Fr. 55,000. Sodann wird begonnen mit der Berathung des Gesetzesentwurfs betr. die Lebensmittelpolizei und derselbe nach dem regierungsräthlichen Antrage genehmigt.

11. Januar. Meister Keller in Unterstraß-Zürich beginnt den Guß der neuen Glocken für die Basler St. Peterskirche.

15. Januar. Großer Rath. Der Antrag des Hrn. R. Philippi betr. Reorganisation der Gerichtsorganisation im Sinne der Einführung von Friedensrichtern (prud'hommes) wird nach langer Debatte mit Namensaufruf und mit 44 gegen 43 Stimmen der Regierung als erheblich überwiesen.

20. Januar. Die beiden Inhaber einer hiesigen Getreide- und Colonialwaaren-Agentur werden verhaftet, weil sie sich mittelst Ausstellung gefälschter Warrants für angeblich in den Lagerhäusern der Schweizer. Centralbahn aufbewahrte Waaren in hiesigen Bankhäusern bedeutende Geldaufnahmen zu verschaffen wußten. Später stellt es sich heraus, daß die Ausstellung falscher Warrants im Betrage von Fr. 106,000 auch dem jüngst verstorbenen Verwalter der Lagerhäuser mit zur Last falle; Fr. 80,000 des verursachten Schadens sind ungedeckt.

22. Januar. Der Regierungsrath gestattet der römisch-katholischen Gemeinde auf ihr im Oktober 1881 eingereichtes Gesuch die Fortführung der katholischen Privatschulen nur unter gewissen Bedingungen, deren wesentlichste darin bestehen, daß die Schulen unter weltlicher Leitung stehen müssen und keine Mitglieder von Schulcongregationen an denselben wirken dürfen.

Der Vorsteherschaft der römisch-katholischen Gemeine wird eine Frist von drei Monaten vorgesetzt, um sich zu erklären, ob und in welcher Weise sie sich diesen Bedingungen unterziehen wolle.

24. Januar. Im Basler Gewerbeverein referirt Hr. Nat.-Rath Geigy über die Untersuchung betr. diejenigen Industrien, welche sich über die Handelsverträge beschweren.

29. Januar. Im Großen Rath interpellirt Hr. Oberst Rud. Paravicini die Regierung wegen ihres Vorgehens gegen die katholische Schule. Er verlangt, die Regierung solle zu weiteren Schritten in dieser Beziehung sich zuerst vom Großen Rathe Vollmacht erholen. Sodann genehmigt die Behörde den Neubau des oberen Gymnasiums im Garten des Mäntelinhofes (Credit Fr. 110,000), des Primarschulhauses an der Seevogelstraße (Credit Fr. 383,000) und die Correction der oberen Freienstraße, letztere mit 58 gegen 24 Stimmen. Der Rathschlag betr. den Bau einer Anstalt für Anatomie und Physiologie und Verwendung des Werkhofareals wird mit 34 gegen 28 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Große Bestürzung erregt die nunmehr bekannt gewordene Zahlungseinstellung der hiesigen Eisenwaarenfirma L. Paravicini, welche am 27. d. ihre Insolvenz anzeigte.

3. Februar. Der Regierungsrath wählt zum Kantonsingenieur Hrn. H. Bringolf von Unterhallau (Schaffhausen) und zu dessen Adjuncten Hrn. Matthäus Merian von Basel. — Hr. Dr. L. Sieber wird auf weitere 6 Jahre als Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek bestätigt. — Die ärztlichen Mitglieder des Großen Rathes lassen ein Gutachten erscheinen gegen das Project der obligatorischen Krankenversicherung.

6. Februar. Der Rathschlag und Gesetzesentwurf betr.

den Wucher wird an die Mitglieder des Großen Rathes vertheilt.

8. Februar. Hinschied des Rathsherrn Prof. Peter Merian, geb. am 20. Dezember 1795, welcher sein langes Leben ausschließlich dem Dienste der Wissenschaft und dem Wohle seiner Vaterstadt Basel weihte. Leichenbegängniß desselben am 10. Februar unter Betheiligung des Lehrkörpers und der Studentenschaft der hiesigen Universität; Abends solenner Trauerfackelzug.

12. Februar. Die Fastnacht wird in üblicher Weise eröffnet.

13. Februar. Der Große Rath genehmigt das Entlassungsgesuch des Hrn. alt Bürgermeisters Dr. C. F. Burckhardt in ehrenvollster Weise und mit Dank für dessen langjährige und ausgezeichnete Thätigkeit im Staate. Die Behörde genehmigt die vorgelegten Pläne für Wiederherstellung des St. Albanteichwuhrs und geht mit 55 gegen 10 Stimmen über den Anzug Scheuermann betr. Ergänzung des kantonalen Gesetzes über Initiative und Referendum zur Tagesordnung über. Der Rathschlag betr. Erweiterung der Strafanstalt wird an eine Commission gewiesen.

14. Februar. Der Regierungsrath bewilligt der Commission des Gewerbemuseums einen Beitrag an die Kosten, welche ihr anläßlich der von den hiesigen Handwerkern vorgesehenen Betheiligung an der Landesausstellung in Zürich erwachsen.

26. Februar. Der Große Rath setzt die Ergänzungswahlen in den Großen Rath (7 Sitze) auf den 22. bezw. 29. April fest und behandelt den Bericht der Budgetcommission über den Voranschlag für 1883; der Antrag auf Erhöhung der Regierungsraths-Besoldungen wird an eine Commission gewiesen.

27. Februar. Abſchiedscommers der Studirenden der Theologie in der Schuhmachernzunft zu Ehren des nach Berlin überſiedelnden Hrn. Prof. Kaſtan.

28. Februar. Der Regierungsrath ſetzt die Erneuerungswahlen in die Synode auf den 20., eventuell 27. Mai feſt.

5. März. Die Synode behandelt den Antrag des Hrn. Candidat Hörler, betr. Streichung der Art. 12 und 14 der Ordnung für den kirchlichen Religionsunterricht. Mit 36 gegen 12 Stimmen wird Art. 14 geſtrichen, dagegen Art. 12, welcher die Confirmation als „Beſtätigung des Taufbundes" erklärt, beibehalten.

12. März. Großer Rath. Zum Präſidenten wird gewählt Hr. Dr. Ad. Burckhardt, welcher ſich Bedenkzeit vorbehält; zum Statthalter Hr. Dr. J. G. Wackernagel; zum Präſidenten des Regierungsraths Hr. Dr. J. J. Burckhardt, zum Vicepräſidenten Hr. R. Falkner. — Der Rathſchlag betr. Ankauf der Hübſcher'ſchen Liegenſchaft Behufs Erſtellung eines Viehmarkts wird mit 53 gegen 22 Stimmen genehmigt.

15. März. Hr. Dr. Ad. Burckhardt reicht dem bisherigen Präſidenten des Großen Rathes ſeine Entlaſſung ein als Großrathspräſident pro 1883/84.

27. März. Großer Rath. An Stelle des demiſſionirenden Hrn. Dr. A. Burckhardt wird zum Präſidenten des Großen Raths gewählt Hr. Dr. A. Biſchoff, und da dieſer ablehnt, Hr. Rud. Saraſin, welcher Bedenkzeit erhält bis zur nächſten Sitzung. Erledigung des Budgets pro 1883.

30. März. Generalverſammlung des Gewerbevereins zu Safran, Beſtellung der Commiſſion für das nächſte Jahr.

1. April. Hinſchied des Hrn. Dr. J. M. Ziegler, Ehrenbürgers von Baſel, geb. im November 1801 zu Winterthur.

7. April. Die 4 neuen Glocken für St. Peter kommen glücklich in Baſel und vor der Kirche an. — Brand im St. Albanthal Nr. 2.

9. April. Hr. Glaſer, Sohn, unternimmt in einem eigens dazu gebauten Fahrzeug, der „Stadt Baſel", eine Rheinfahrt bis an's Meer. — Der Große Rath wählt zu ſeinem Präſidenten, da Hr. R. Saraſin ablehnte, Hrn. R. Philippi mit 47 von 80 Stimmen. Die Correction der Greifengaſſe wird genehmigt, auf den Entwurf zu einem Penſionsgeſetz nicht eingetreten. Das Wuchergeſetz wird angenommen. — Brandfall im Etabliſſement Geigy an der badiſchen Bahn.

15. April. Das neue St. Petergeläute wird zum erſten Male geläutet, nachdem am 14. ein Probeläuten ſtattgefunden.

22. April. Sieben Ergänzungswahlen in den Großen Rath fallen ſämmtlich zu Gunſten der Conſervativen aus.

23. April. Im Großen Rath langt eine Eingabe der römiſch-katholiſchen Genoſſenſchaft betr. die katholiſche Privatſchule ein. Der Rathſchlag betr. den Bau eines Irrenhauſes wird genehmigt.

6. Mai. Von Madeira trifft die Kunde ein vom Hinſchied des in Akra am 7. April geſtorbenen Miſſionsinſpectors Hrn. Herm. Prätorius, geb. in Stuttgart am 25. Juni 1852.

9. Mai. Hinſchied des Hrn. E. W. Oswald-Falkner, Unternehmers der erſten Rheindampfſchifffahrt zwiſchen Baſel und Straßburg und Gründers des hieſigen „Comptoir d'Escompte".

10. Mai. Die med. Geſellſchaft überreicht Hrn. Phyſicus Dr. DeWette zu ſeinem 50jährigen Doctorjubiläum einen

ſilbernen Tafelaufſatz, die med. Facultät ein Diplom und die Regierung ein Dankſchreiben.

14. Mai. Der Rathſchlag betr. Anlegung eines Platzes beim Bläſiſchulhaus wird vom Großen Rath genehmigt und mit der Behandlung der Militärorganiſation begonnen.

16. Mai. Der Regierungsrath wählt zum Profeſſor der Philoſophie Hrn. Dr. Joh. Volkelt in Jena.

19. Mai. Der evang.-theol. Verein beruft an Stelle Hrn. Kaftan's zum Profeſſor für ſyſtematiſche Theologie Hrn. Lic. theol. und Dr. phil. H. Schnedermann in Leipzig.

20. Mai. Bei den Erneuerungswahlen in die Synode werden gewählt 30 Candidaten der Poſitiven, 10 der Reformer und 1 von beiden Richtungen vorgeſchlagener.

21. Mai. Großer Rath. Das Militärorganiſationsgeſetz wird erledigt und ein Anzug Kieſer betr. die Verhütung der Anwendung des Generalzolltarifs dem Regierungsrath überwieſen.

23. Mai. Die Vorſteherſchaft der kathol. Gemeinde genehmigt den Ankauf der Labhard'ſchen Liegenſchaft zu einer neuen Kirche.

27. Mai. Bei der Nachwahl in die Synode (in der St. Theodorsgemeinde) wird der poſitive Candidat gewählt.

3. Juni. In den benachbarten Dörfern Dornach und Gempen wird der Ernteſegen durch ein furchtbares Hagelwetter vernichtet. — Einweihung des neuen Kleinbasler Turnplatzes an der Feldbergſtraße. — Die Mitglieder des Basler Kunſtvereins beſuchen die Kunſtausſtellung in Mülhauſen.

4. Juni. Die neugewählte Synode genehmigt in ihrer erſten Sitzung unter dem Alterspräſidium von Hrn. Bachofen-Finninger den Jahresbericht.

7. Juni. In einer Senkgrube des Metzgers Hrn. Gaſſer

an der Klingenthalſtraße finden dieſer ſelbſt, ſowie die Brüder Nathanael und Gideon Carlſon, Maler, den Erſtickungstod.

8. Juni. In der Aula findet zu Ehren des verſtorbenen Rathsherrn Peter Merian eine Gedächtnißfeier ſtatt.

9. Juni. Hr. Oberſt Hs. von Mechel von Baſel wird vom Regierungsrath zum Kreiskommandanten ernannt.

11. Juni. In der außerordentlichen Sitzung des Großen Rathes bildet das Haupttraktandum die Frage des eidgenöſſiſchen Zolltarifs.

14. Juni. Die Birsbrücke bei St. Jakob wird collaudirt und dem Verkehr übergeben.

15. Juni. Die Gemeinnützige Geſellſchaft beſchließt Hand zu bieten zur Errichtung einer Pfandleihanſtalt nach den Principien des bisher von der Handwerkerbank betriebenen Inſtituts.

19. Juni. Dem Regierungsrath wird von 49 Induſtriellen des weſtlichen Birſigplateau's eine Petition eingegeben um Errichtung einer Auf- und Abladeſtelle, bzw. eines Anſchlußgeleiſes auf der Schützenmatte.

20. Juni. Ein Theil der Basler Lehrerſchaft wählt ein Organiſationscomite für den im Jahre 1884 in Baſel ſich verſammelnden Lehrertag.

21. Juni. Der Große Rath lehnt in außerordentlicher Sitzung das proportionale Wahlverfahren ab.

25. Juni. Außerordentlich ſtark beſuchte Generalverſammlung der Aktionäre der Schweiz. Centralbahn. Die von auswärtigen, namentlich Berliner und Frankfurter Bankinſtituten verſuchte Sprengung des bisherigen Verwaltungsraths mißlingt; der letztere wird wiedergewählt.

27. Juni. Als Commandant der Feuerwehr wird an Stelle des demiſſionirenden Hrn. Schetty, Vater, proviſoriſch gewählt Hr. Gasdirektor Frey.

28. Juni. Abſchiedscommers zu Ehren der ſcheidenden Profeſſoren HH. Siebeck und Heyne, veranſtaltet von den Studirenden der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät.

30. Juni. Einweihung des Grabdenkmals für Hrn. Iſelin-Rütimeyer auf dem Gottesacker zum „Wolf" unter Aſſiſtenz der Mitglieder des Turnlehrervereins.

1. Juli. Die längſt zum Bedürfniß gewordene Speiſeanſtalt des Centralbahnhofs wird vom Gründer dieſes gemeinnützigen Unternehmens, Hrn. Bahnhofinſpektor Minder, dem Verkehr übergeben.

5. Juli. Zum Unterſuchungsrichter für Baſelſtadt wird vom Appellationsgericht gewählt Hr. Dr. jur. Guſt. Brodbeck, z. Z. Statthalter in Lieſtal.

8. Juli. In dem benachbarten St. Ludwig wird, unter großer Betheiligung der Basler Gönner, die neugebaute reformirte Kirche eingeweiht.

10. Juli. Der Regierungsrath erhält ein Kreisſchreiben des Bundesraths betr. Maßnahmen für den Fall einer Annäherung der Cholera.

14. Juli. Feier des franzöſiſchen Nationalfeſtes, unter zahlreicher Betheiligung der hier wohnenden Franzoſen im Sommerkaſino.

18. Juli. Der engere Bürgerrath erwählt an die erledigte Stelle eines Präſidenten des Spitalpflegeamts Hrn. A. Hoffmann-Burckhardt.

19. Juli. Beim Abbruch der Gebäude Nr. 22 und 24 an der Greifengaſſe werden drei Arbeiter durch die in den Hofeingang der Bierbrauerei Zeller herunterſtürzenden Schuttmaſſen verſchüttet, allein bald befreit und gerettet.

22. Juli. Einweihung des mit Unterſtützung der gemeinnützigen Geſellſchaften von Baſel und von Baſelland errichteten

Denkmals auf dem Bruderholz, zur Erinnerung an den Kampf der Eidgenossen am 23. März 1499. — Herr Großrath A. Huber von Basel referirt in Riehen vor einer vom dortigen Grütliverein veranstalteten Versammlung über die Erweiterung der Volksrechte, Wahl der Regierung und des Ständerathes durch das Volk und die Reduction der Mitgliederzahl des Großen Rathes.

23. Juli. Unter der Leitung einer gemeinnützigen Commission wird im Engelhof eine Anstalt für Arbeitsvermittlung gegründet.

27. Juli. Die Knabenmusik conzertirt an der Landesausstellung in Zürich.

29. Juli. Neun Mitglieder des „Velo-Club" fahren Morgens 2 Uhr per Velociped nach Zürich ab und kommen Vormittags 10½ Uhr dort an.

1. August. Der Regierungsrath ernennt Hrn. Fr. Lotz-Herport zum Hauptmann der 4. Feuerwehrcompagnie.

3. August. Die Bierbrauerei St. Clara geht im Kaufswege an Hrn. Aug. Eckenstein über.

4. August. Ueber der Stadt entleert sich ein furchtbares Gewitter; die 22jährige Marie Dufner von Weil wird auf dem Heimweg von Basel vom Blitze erschlagen.

5. August. Auf der Chrischona werden 14 in die Welt ausziehende Brüder feierlich eingesegnet.

6. August. In Basel trifft die Kunde ein vom großen Erdbeben auf Ischia; der k. ital. Consul Hr. Vischer-Sarasin bittet um milde Gaben.

12. August. Jahresfest des Bürgerturnvereins.

15. August. Tod des Hrn. Dr. Carl Brenner, eines Führers der radicalen Partei, geb. 25. Sept. 1814. — Das

Cadettencorps rückt zum ersten Male aus in Begleitung seiner neu constituirten eigenen Cadettenmusik.

18. August. Beim Gasthof „Dreikönigen" landet rheinaufwärts kommend ein Miniaturschraubendampfer; die drei Insaßen setzen ihre Reise durch den RheinRhonecanal fort nach Lyon. — Der deutsche Reichstagsabgeordnete Grillenberger spricht in der Thomahalle vor der deutschen social-democratischen Partei Basels über „wahren und falschen Socialismus".

23. August. An der Vorderseite der Kunsthalle werden die von Hrn. Bildhauer Iguel in Neuenburg gefertigten Marmorgruppen aufgestellt.

25. August. Achtzig Baslerfirmen werden an der Landesausstellung in Zürich diplomirt.

26. August. Die St. Jakobsfeier wird in außerordentlich festlicher Weise begangen, diesmal auch unter Betheiligung der Quartiervereine. Die Festrede hält Hr. Staatsanwalt Dr. Zutt.

1. September. Die zinstragende Ersparnißkasse bezieht das neue Verwaltungsgebäude am St. Albangraben.

3. September. Uebersiedelung der Fürkäufler und der „ständigen Marktfrauen" vom Marktplatz auf den Barfüßerplatz.

8. September. Das neu erbaute Bläsischulhaus wird dem Publikum zur Besichtigung geöffnet. — Eine Verfügung des Polizeidepartements, welche in der Alt-Bairischen Bierhalle die Polizeistunde wieder einführt, verursacht während einigen Abenden tumultuarische Auftritte in der Steinenvorstadt.

14. September. Der Gewerbeverein bespricht im Hinblick auf den in Zürich am 24. und 25. September stattfindenden Congreß die Patentschutzfrage. In der Klingenthal-

kantine referirt Hr. K. Stünzi vor dem Verein liberaler Kleinbasler darüber, „wie der kleinen Stadt ihre entgangenen Vortheile wieder zugewendet werden können."

16. September. Am eidgen. Bettag wird in der nach innen und außen vollständig renovirten St. Theodorskirche der erste Gottesdienst abgehalten.

17. September. Das 17. Infanterieregiment (Solothurn, Bataillon Nr. 49, 50 und 51) rückt in das Klingenthal und das Kornhaus ein; das Schützenbataillon Nr. 5 nach Binningen. Nachmittags marschirt das hiesige Bataillon Nr. 54 nach Liestal ab.

18. September. Dem Großen Rath wird eine Petition von ca. 1000 Unterschriften vorgelegt, mit dem Ansuchen, der Große Rath möge die, von den Erziehungsbehörden eingeführte Verordnung betreffs der Antiqua wieder aufheben und den bisherigen Usus wieder herstellen. — Es beginnt die Berathung des neuen Stempelgesetzes.

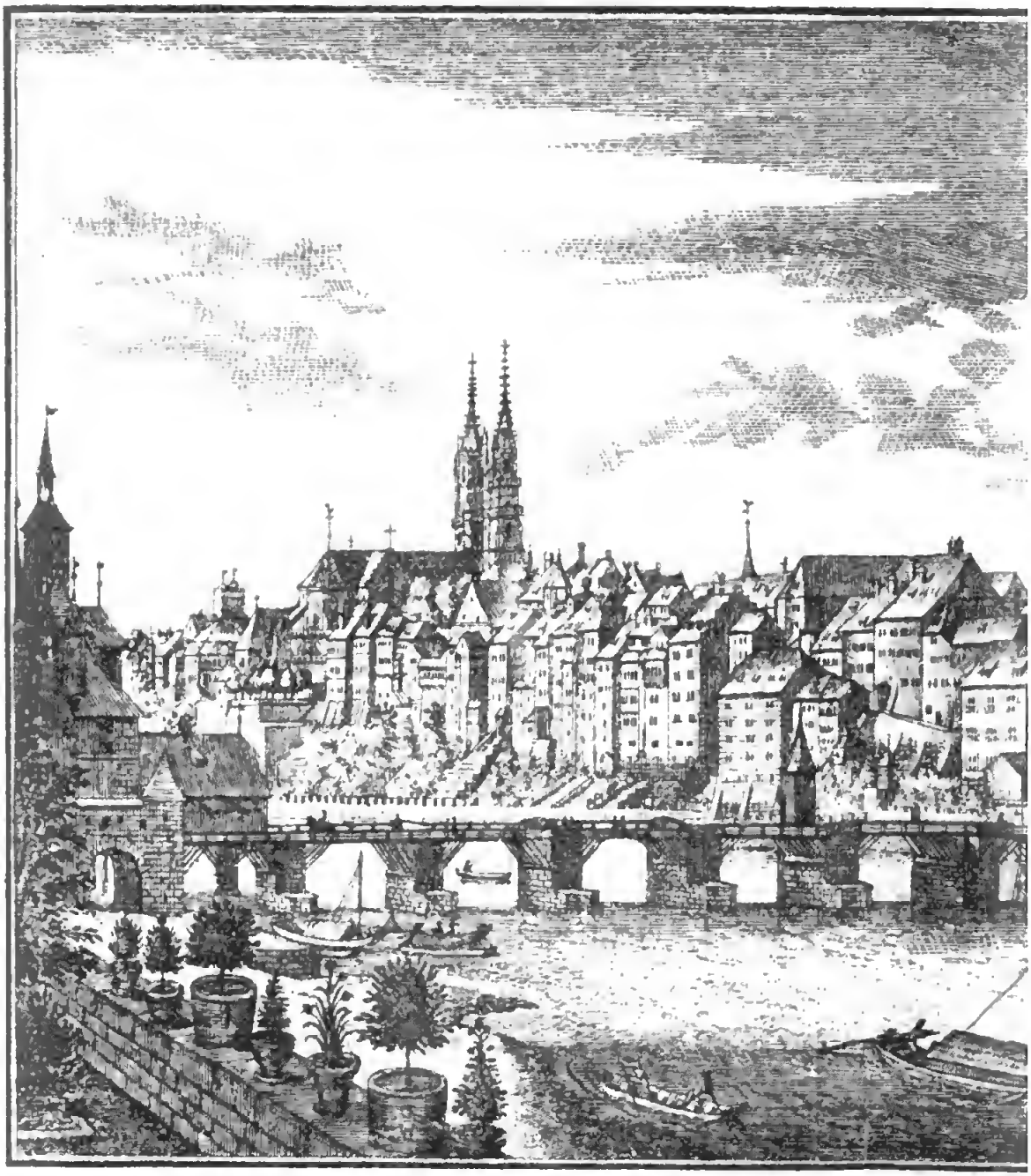
23. September. Herr Oberst-Brigadier Bischoff von Basel inspicirt auf der Schützenmatte das in Basel weilende, von Hrn. Oberstlieutenant Isler commandirte Infanterieregiment Nr. 17.

24. September. Der Große Rath behandelt weiter das Gesetz betr. die Stempelsteuer. Eine zweite Petition mit 1715 Unterschriften ersucht um Aufhebung der Antiqua-Verordnung.

28. September. Große Ausstellung der Basler Gartenbaugesellschaft in der Zunft zu Reblenten. — Der Gewerbeverein hält in der Patentschutzfrage eine zweite Sitzung mit einer stürmischen Debatte ab.

Druck von Ferd. Riehm in Basel.

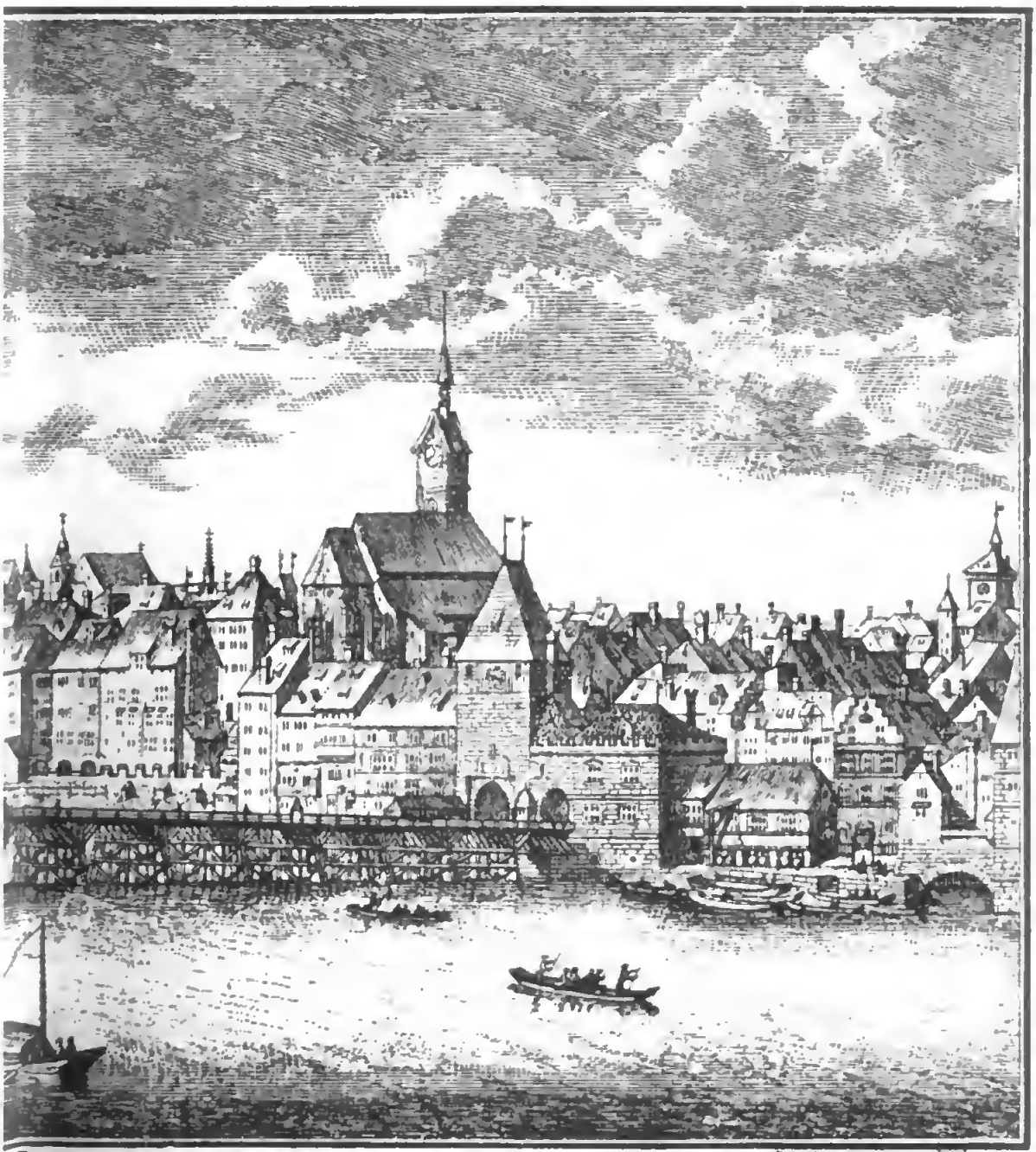
Digitized by Google



PROSPECT DER RHEINBRUCKE ZU BASEL
VON SEITEN DER KLEINEN STADT.

Chr. Büchel del. 1761.

Digitized by Google



VUE DU PONT DU RHIN DE BASLE
DU CÔTE DE LA PETITE VILLE.

D. Herrliberger exc. Cum Priv

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Vom Verfasser v. Nr 6
mit best. Grüssen

Basler Jahrbuch.

Basler Jahrbuch

1885.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1885.

B29
v.1

Vorwort.

Die Herausgeber des „Basler Jahrbuches“ sind dieses Mal mit großer Freude an ihre Arbeit gegangen, nicht nur weil das Jahrbuch sich in vielen Häusern Basels eingebürgert hat und allenthalben eine freundliche Aufnahme findet, sondern deshalb besonders, weil auch die Zahl der Mitarbeiter immer zunimmt und uns in reichlichem Maße Arbeiten gütigst zur Verfügung gestellt werden, wofür den verehrten Herren Verfassern der aufrichtigste Dank hier an erster Stelle soll ausgesprochen sein. Diesem Umstand ist es auch zu verdanken, daß der Umfang des Jahrbuches ständig zunimmt, so daß jetzt volle zwanzig Bogen konnten gedruckt werden. Bei dieser Ausdehnung sahen wir uns genöthigt, für dieses Mal auf eine Chronik der Jahre 1883/84, sowie auf eine Statistik Basels zu verzichten; voraussichtlich werden wir in dem nächsten Jahrgang Gelegenheit finden, das Versäumte einzuholen. Dafür konnten dem diesjährigen Bande zwei Bilder beigegeben werden, von denen das eine die Wandmalereien in der Dominikanerkirche darstellt; dieselben sind nach den sorgfältigen Durchzeichnungen, welche sich im Besitze der historischen Ge-

172505

ſellſchaft befinden, in verkleinertem Maßſtabe wiedergegeben. Das andere Bild iſt eine Zeichnung des Emanuel Büchel und findet ſich in Herlibergers Topographie der Eidgenoſſenſchaft. Da dieſes Werk immer ſeltener wird, und wir uns die Aufgabe ſtellen, alte Anſichten unſerer Vaterſtadt wieder in größern Kreiſen bekannt zu machen, glaubten wir mit der Reproducierung gerade dieſes ſo hübſchen Bildes, welches als Illuſtration des Aufſatzes über die Baugeſchichte Baſels dienen kann, manchem Leſer eine Freude zu bereiten.

Der Inhalt der veröffentlichten Arbeiten verbreitet ſich über die ganze Geſchichte unſerer Vaterſtadt und ihrer Umgebung von den früheſten Zeiten bis in das XIX. Jahrhundert. Wir erfahren, wie die Stadt gegründet wurde, und wie ſie ſich im Laufe des Mittelalters ausgedehnt hat, wie ihre Gotteshäuſer, hauptſächlich die Kirche der Predigermönche ausgeſchmückt wurden, wie zur Zeit des Concils auch auswärtige Geſandte Baſel beurtheilt und was ſie während dieſer Zeit hier erlebt haben. Das Zeitalter der Reformation und der Religionskriege iſt vertreten durch eine Reihe von ausführlichen Berichten, welche Basler Hauptleute aus dem Lager in Frankreich ihrer Obrigkeit haben zukommen laſſen. Von den ſpätern Jahrhunderten endlich erzählt uns die Geſchichte der Hauptinduſtrie Baſels, die Seidenbandfabrikation.

Allein wir bleiben nicht innerhalb der Stadtmauern, die Landſchaft und der nahe Aargau kommen ebenfalls zur Beſprechung. Die Schickſale des Kloſters Olsberg und die Erlebniſſe der Pfarrherren von Arisdorf führen uns ein in das geiſtliche Leben beider Confeſſionen in unſerer Nachbarſchaft.

Damit endlich auch die Poeſie zu ihrer Geltung komme, ſind uns von befreundeter Seite eine Anzahl Gedichte übermittelt worden, welche gewiß von jedem Leſer als anmuthige Unterbrechung und duftige Beigabe mit Freuden begrüßt werden.

So ſchicken wir denn auch dieſes Jahr unſer Büchlein hinaus in unſere Vaterſtadt, möge ihm an recht vielen Orten ein freundlicher Empfang zu Theil werden und mögen recht viele Leſer in ihm das finden, was es bieten ſoll, Unterhaltung und Belehrung auf dem Boden vaterländiſcher Geſchichte.

Baſel, am St. Othmarstag 1884.

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Rudolf Wackernagel: Andrea Gattaro von Padua, Tagebuch der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel. (1433—1435.)	1
A. Köchlin-Geigy: Die Entwickelung der Seidenbandfabrikation in Basel	59
Bernhard Riggenbach: Geschichte der Pfarrei Arisdorf	105
Jacob Probst: Auf hoher Alp	135
August Bernoulli: Ein Wandgemälde in der Predigerkirche zu Basel	139
Karl Vischer-Merian: Schicksale einiger Basler Fähnlein in französischem Sold. (1589—1593.)	150
Martin Birmann: Das Kloster Olsberg	266
Albert Burckhardt: Basels Baugeschichte im Mittelalter	283
Emil Sulger: Gedichte	307

Andrea Gattaro von Padua,

Tagebuch der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel.

(1433—1435.)

Das Original des hier mitgeteilten Tagebuches liegt zu Venedig in der kgl. Marcusbibliothek (Nr. 188 der XIV. Classe der lateinischen Handschriften); eine Copie desselben wurde vor Jahren durch Herrn Consul V. Cérésole daselbst der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel freundlichst als Geschenk übersandt. Wir geben hier einen vollständigen Abdruck dieses nicht nur für Basel wertvollen Tagebuches nach der Uebersetzung, welche Herr Secretär Heinrich Zehntner für uns auszuarbeiten die sehr große Güte hatte.

Dem Abdrucke sind einige Noten beigefügt worden, nur so viele, als zum Verständnis des Textes wirklich nötig schienen. An manchen Orten freilich, namentlich in Betreff der Eigennamen, hat der Autor solche Irrtümer begangen, daß eine Constatierung des richtigen kaum mehr möglich ist; in derartigen Fällen schien es auch nicht erforderlich, durch eine Note ausdrücklich noch auf die unverkennbare Fehlerhaftigkeit des Textes hinzuweisen. R. W.

Nichts scheint mir größeren Lobes würdig, als das Gedächtnis der ältesten Thaten wachzurufen, wie sie bei den alten Römern geschehen sind; nichts so schön als den Ruhm ihrer Herrschaft zu kennen, die Hochherzigkeit ihres Gemüthes, die große Weisheit ihrer Anschläge; sich zu vergegenwärtigen, wie

unermeßlich ihre Macht war, ſodaß ihre gewaltigen Heere in verhältnismäßig kurzer Zeit die ganze Welt eroberten, welche großen Thaten unter ihrer Herrſchaft verrichtet, wie viele und verſchiedene Länder durch ſie umgeſtaltet, wie viele Städte zerſtört, wie große Beute gewonnen, welche furchtbaren Blutbäder unter den Tyrannen angerichtet wurden. Sicher ſcheint mir einer rühmlichen Erwähnung werth zu ſein jener vortreffliche Redner Titus Livius von Padua, der in zahlloſen Bänden ſich bemühte, einen großen Theil ihrer alten Thaten zu beſchreiben; und dann unſer großer Dichter Virgilius, der in zierlicher Dichtung einen Theil ihrer Schlachten erzählt; auch viele andere noch, die den einen oder andern Theil der vergangenen Herrlichkeiten erzählt haben. Und alſo nun auch ich, Andrea, aus dem Geſchlecht der Gattari von Padua, da ich der Schreibart der erwähnten Vorväter folgen und ſie nachahmen wollte, als ich mich im September des Jahres 1433 mit den hochgeachteten Geſandten der erlauchten Herrſchaft Venedig zu dem durch unſern allerheiligſten Vater Pabſt Eugenius nach der blühenden Stadt Baſel einberufenen Concil begab, und als mein Geiſt von Beſchäftigung etwas los war, entſchloß ich mich, mehr zum Zeitvertreib als aus Eitelkeit dieſe kleine Chronik zu ſchreiben, das heißt, von den Geſandſchaften, von den Herren, Herzogen und Markgrafen, ihren Feſten, Sitten und Gebräuchen zu ſprechen, damit dies zu künftigem Gedächtnis bei unſern Nachfolgern diene. In dieſem Sinn und mit dieſer Abſicht werde ich mich bemühen, im ganzen und im einzelnen, das, was ich geſehen habe, zu beſchreiben.

Ambaſſadoren.

Der edle und hochgeborne Ritter Herr Andrea Donado von Venedig. Der berühmte Doctor der Rechte Herr Johannes Franz vom Geſchlecht der Capi di Liſta von Padua.

Kanzler.

Der fürsichtige Mann Herr Johannes Imperii von Venedig.

Knappen.

Der edle Jüngling Herr Franz Veniero von Venedig, Herr Antonio da Bernardo von Venedig, Herr Volando dal Contino, Schüler in den Decretalien.

Seneschall.

Andrea, Galeazzos Sohn, aus dem Geschlecht der Gattari von Padua.

Kämmerer.

Johannes von Mainz, ein Deutscher.

Diener.

Maron von Mailand, Hans aus Deutschland, Michel aus Deutschland, Rigo aus Deutschland, Bartholomäus aus Forli, Bernhard aus Slavonien, Johannes aus Pisa.

1433: am letzten Tag Septembers, Mittwochs, eine Stunde vor Tag, traten wir, die obengenannte Gesandtschaft, die Reise von Padua nach Basel an. Mit diesen Gesandten reiste auch der ausgezeichnete und hochachtbare Doctor Herr Antonio Bonromei von Padua mit zwanzig Pferden und führte die untengenannten Jünglinge mit sich als seine Gefährten, alle in dieselbe Livrée gekleidet. Die Namen derselben sind: Obico Papafana, Johann, Bruder des Herrn Antonio, Herr Lionel von Lyon, Student der Rechte, Battista von Bigolin, Bernardo del Modenin. Und so schlugen wir alle in Gesellschaft den Weg nach Cittadella [1]) ein, geleitet von vielen Bürgern bis nach Cortaruolo [2]), und da nahmen sie Abschied, um nach Padua zurückzukehren, einige aber geleiteten uns bis nach Bassano [3]). Als jene geschieden waren, zogen wir gegen Cittadella, und dort angelangt, aßen wir zu Mittag und ritten dann nach Bassano und dort ruhten wir für diese Nacht aus.

Donnerstags den 1. Oktober mit Tagesanbruch stiegen wir zu Pferd. Und Herr Franz Capi di Lista, Sohn des obgenannten Ambassadors, und Herr Franz de Lion, sein Eidam, welche uns bis dahin geleitet hatten, nahmen Abschied von allen. Und wir schlugen den Weg nach Trent ein und reisten diesen Morgen bis Scala. Da stiegen wir ab und ließen das Mittagsmahl bereiten. Nachdem die ganze Gesellschaft gespeist hatte, reisten wir diesen Tag bis Borgo [4]). Dort stiegen wir ab und nahmen Herberge für diese Nacht.

Freitags den 2. Oktober Morgens mit Tagesgrauen stiegen wir zu Pferd und kamen in diesem Thal an schönen Schlössern vorbei, das Thal heißt Valasugana, und die Schlösser sind errichtet von dem Herzog von Österreich, und ein Theil auch ausgebessert. Und als wir in Perzene [5]) anlangten, aßen wir zu Mittag, dann stiegen wir wieder zu Pferd, und ritten gen Trent [6]), welches wir in der zwanzigsten Stunde [7]) erreichten. Als wir dahin gelangt waren, wurde uns gesagt, daß die Gemeinde Trent dem Kaiser entgegen gegangen sei. Dies vernehmend, beschlossen die Ambassadoren, auch ihrerseits dem Kaiser entgegen zu gehen. Und nachdem wir die Brücke etwa 4 Bogenschüsse hinter uns gelassen hatten, trafen wir die heilige Majestät des Kaisers, geleitet von sieben Ambassadoren der Herrschaft Venedig. Diese hatten ihm von Ferrara bis dahin das Geleit gegeben. Die Namen dieser Botschafter sind wie folgt: Herr Franz Barbaro, Herr Markus Zen, Herr Johann Justinian, Herr Johann Contarini, Herr Johann Cornero, Herr Ambrosius Badoer, Herr Anton Venier. Und sobald unsere Gesandten den Kaiser trafen, stiegen sie ab und begaben sich zum Kaiser, um ihm die Hand zu küssen. Und da empfing sie der Kaiser mit einem engelgleichen Angesicht und hieß sie aufsitzen, und so bestiegen sie ihre Pferde wieder. Ihr müßt wissen,

daß der Weihbischof von Trent und die gesamte Geistlichkeit gekommen waren, um den Kaiser zu sehen. Sie alle waren vor Trient hinausgerückt, mit Kreuz und Fahnen nach ihrer Weise, und mit Reliquien, und so wurde der Kaiser mit großen Ehren, wie es in der Macht der Leute stand, und mit Gesang empfangen und bis zum Dom begleitet. Da stieg er ab, trat in die Kirche, verrichtete sein Gebet, stieg wieder zu Pferd und wurde bis zu seiner Herberge geleitet. Als er abgestiegen war, begaben sich alle Venezianer, auch Herr Andrea Donado und Herr Johann Franz, zum Kaiser, und verweilten im Gespräch mit ihm bei zwei Stunden, dann schieden sie.

Am folgenden Samstag, welches der dritte Oktobertag war, richteten sich Herr Andrea Donado und Herr Johann Franz, die obgenannten Gesandten mit ihrer ganzen Dienerschaft, in grün gekleidet, und Herr Anton Bonromei mit seiner Dienerschaft, in weiß gekleidet, und warteten dem Kaiser auf, welchen wir in einem Saal fanden, gekleidet in Goldstoff mit einem Hut auf dem Kopf, und am Hute eine Schnur der schönsten Perlen, die man nur sehen konnte. Wir ließen uns vor Seiner Majestät alle auf die Knie nieder, küßten ihm die Hand und gingen wieder hinaus. Bei dem Kaiser blieben nur die obgenannten Ambassadoren, mit denen er dann bei drei Stunden verweilte. Als Stille eingetreten war, ließ Herr Johann Franz Herrn Lionel von Lyon rufen und stellte ihn dem Herrn Kaspar Solch[8]), dem Kanzler des Kaisers, vor. Dieser sagte zu Herrn Lionel: ich wünsche, daß Ihr Euch zum Ritter schlagen lasset. Herr Lionel antwortete: er wolle nichts thun. Nach vielem Reden sagte Herr Johann Franz: Thu, was der Kanzler will. Und so war er's zufrieden. In diesem Augenblick schlug der Kaiser die nachgenannten Herren zu Rittern: Herrn Franz Barbaro, Herrn Johann Contarini, Herrn Anton Veniero.

Als er dieſe zu Rittern geſchlagen hatte, ließ er die Herren Anton Bonromei und Lionel von Lyon hineinrufen, und ſie wurden zu Rittern geſchlagen, und allen ſchenkte der Kaiſer ſeine Deviſe, welche aus einem goldenen Kreuz mit einer Schlange darum beſteht. Als dieſes geſchehen war, ging alles auseinander, und ſo raſteten ſie dieſen Tag.

Am folgenden Sonntag, welches der 4. Oktober war, fiel ein ſtarker Regen drei Stunden lang, ehe der Kaiſer und wir in Geſellſchaft abreisten. Herr Antonio und all die Seinigen kehrten nach Padua zurück. Wir paſſirten auf unſerm Weg die nachgenannten Dörfer und Schlöſſer. Zuerſt Lavis [9]), San Michele, Salerno, ein wunderſames Schloß auf einem Felſen erbaut und weiterhin ein ſehr ſchönes Dorf. Wir trafen hier die ganze Kleriſei in feſtlichem Aufzug, mit Baldachin und vielen Reliquien den Kaiſer erwartend. Da nahmen wir unſer Mittagsmahl ein. Und da die Kleriſei ſah, daß der Kaiſer nicht kam, giengen ſie davon, um ihren Staat abzulegen. Nachdem wir geſpeist hatten, ſchlugen wir den Weg gegen Marano [10]) ein. Aber um meine Leſer zu befriedigen, will ich ſagen, daß ich von Trento bis nach Marano die ſchönſten Weinberge und die ſchönſten Dörfer ſah, die ich je geſehen, und gemauerte Häuſer und öfters ſtarke Schlöſſer auf hohen und feſten Felſen. Nachdem wir abgereist waren, etwa eine Stunde nachher kam der Kaiſer, und jedermann ging ihm entgegen, aber nicht im Feſtauzug, weil er unvermuthet ankam, während alle Leute am Mittageſſen ſaßen. Allein der Kaiſer hielt ſich nicht auf, ſondern ritt ſogleich weiter. Er kam auf eine Wieſe und er ritt einen Paßgänger; da ſagte er zu den Ambaſſadoren, die er zu Rittern geſchlagen hatte: dieſe Nacht will ich durchaus in Marano ſein. Und es war ſchon die 22. Stunde, und wir waren uoch ungefähr 15 Meilen von Marano. Und er

ritt davon: wir folgten ihm auf dem Fuß. Aber es dauerte nicht lange, so verloren wir ihn aus dem Gesicht, und bald brach die Nacht über uns ein, und wir mußten Führer nehmen, daß sie uns bis nach Marano geleiteten; denn die Gewässer waren stark angelaufen, und wir waren noch mehr als drei Meilen entfernt, und wir trafen in Marano erst um 3 Uhr in der Nacht ein. Wir stiegen ab in der Herberge, die uns der Kaiser angewiesen hatte, und übernachteten daselbst.

Am folgenden Tag, Montags den 5. Oktober, waren wir zwei Stunden vor Tag zu Pferd und ritten hinter dem Kaiser drein, der in einem Wagen fuhr; denn er war von dem scharfen Ritt des vorigen Tags so müde, daß er nicht zu Pferde steigen konnte. Wir ließen einen Teil der Dienerschaft in Marano, und mit den besten Pferden ritten wir vorwärts durch große Gewässer hindurch, auch kamen wir an einem großen Bergsee vorbei, und hielten Mittagsrast in einem Dorfe Namens Turno[11]). Auf diesen Bergen lag viel Schnee. Am Abend ruhten wir in einem Schloß, das Schmalz[12]) heißt, und der Kaiser übernachtete in einem Schloß, Namens Fürstenberg, ungefähr eine Meile von uns, das dem Bischof von Chur gehört, der dem Kaiser entgegengekommen war.

Am folgenden Dienstag, drei Stunden vor Tag, stiegen wir zu Pferd und begaben uns vor dem Kaiser auf den Weg, und gelangten zu einem Schloß, genannt Prozonich, wo wir eine Aebtissin und viele Nonnen auf der Straße trafen, welche mit Kreuz und vielen Reliquien den Kaiser erwarteten. Da schieden wir von dort und ritten bis zu einem Dorf, Namens Gnander[13]), wo wir zu Mittag aßen. Wir stiegen zu Pferd, während es noch regnete, und der Kaiser fuhr auf einem Wagen, an dem zwei Pferde angespannt waren, und wir kamen an einen sehr starken Fluß, den wir mehr als dreizehnmal pas-

ſiren mußten. Und Abends, eine Stunde nach Einbruch der Nacht, gelangten wir an einen Berg, wo ein kleines Häuschen war. Da ließ Herr Johannes Franz eine Fackel anzünden, damit der Kaiſer dabei ſehe; denn es war ſehr dunkel. Und ſo ritten wir dieſe Nacht auf gutes Glück noch zehn Meilen weiter, bis wir zu einem Schloſſe gelangten, Namens Pruox[14]; daſelbſt raſteten wir, denn es war die vierte Stunde der Nacht.

Am Mittwoch, 7. Oktober ſtiegen wir zu Pferd und ritten durch hohe Berge und über ſchlechte Wege und gingen zum Mittageſſen in ein Schloß, Namens Pedno[15]. Abends raſteten wir zu guter Zeit in einem Dorfe, wo wir ſchlecht ſpeiſten, ſchlechtes und ſchwarzes Brot bekamen und aus Mangel an Betten in einer Stube ſchlafen mußten. Dieſes Dorf heißt Cluoſterlin[16].

Am folgenden Donnerſtag, welches der 8. Oktober war, ſtiegen wir zu Pferd und ritten über den Berg des St. Chriſtophorus. Wir hielten Mittag in einer Stadt Namens Felchirch[17], wo der Kaiſer abſtieg, und zuerſt nach ſeinem Dom hinging. Dies iſt eine ſehr ſchöne Kirche, bedeckt mit roten weißen und grünen Ziegeln. Dann gingen wir zum Mittageſſen. Als wir geſpeiſt hatten, ſtiegen wir wieder zu Pferd und ritten weiter, immerfort durch Berge. Wir gelangten Abends an ein Städtchen, genannt Waleſtat[18], zwei Stunden nach Einbruch der Nacht; da aßen wir zu Nacht und blieben auch den folgenden Tag zum Mittageſſen, um ein Schiff zu finden, das uns über den dortigen See bringen könnte.[19].

Am Freitag, 9. Oktober, ſtiegen wir nach dem Mittageſſen zu Pferd, und nach kaum einer halben Meile kamen wir an den Hafen, wo wir viele Schiffe antrafen, die für den Kaiſer gerichtet waren. So warteten wir auf den Kaiſer. Als er angelangt war, gab er uns eines ſeiner Schiffe und

ſo ſtiegen wir ſamt unſern Pferden ein und fuhren mehr als zwanzig Meilen weit auf dem See; dann kamen wir in einen Fluß, genannt Ren[20]), und gelangten Abends nach Einbruch der Nacht zu einem Städtchen, Namens Rospin[21]); dort iſt eine lange Brücke, mehr als viermal ſo lang, als die Brücke des heil. Antonius zu Venedig, darum, weil der See, in den der Ren einfließt, ſehr groß iſt. Das Städtchen iſt ſehr feſt. Ich bemerke, daß unſere Ambaſſadoren im Schiff des Kaiſers fuhren.

Am Samstag, 10. Oktober, Morgens mit Tagesanbruch ſtiegen wir ins Schiff, und wir waren ungefähr eine Meile von dem vorgenannten Städtchen entfernt, als wir vor uns wohl 20 Schiffe erblickten, mit Leuten gefüllt, welche dem Kaiſer entgegenfuhren, Inſtrumente ſpielend, um ihn zu ehren. Und ſobald ſie in unſerer Nähe waren, empfing er ſie mit großer Freudenbezeugung. So fuhren wir bis zu einer Stadt, welche Zürich heißt und dem Kaiſer gehört; und wir machten an dieſem Morgen auf dem Ren und auf dem See wohl dreißig Meilen. Und als wir angelangt waren, kam uns das ganze Volk entgegen mit Reliquien, mit Kreuz und Fahne, unter dem Geläute aller Glocken; und als der Kaiſer abgeſtiegen war, ging er zuerſt in die Kirche, nachher aber zum Mittageſſen. Aber wir wollen ein wenig ſagen über die Beſchaffenheit der Stadt, mitten durch welche der Ren fließt. Ueber dieſen führen zwei Brücken[22]), auf welchen ſich zwei ſchöne Brunnen befinden, welche immerfort Waſſer auswerfen, und am Ende einer dieſer Brücken befindet ſich eine recht ſchöne Loggia, gedeckt mit roten und grünen Ziegeln. Und es kann die obgenannte Stadt in zwei Stunden 50,000 bewaffnete Leute aufbringen. Nachdem wir geſpeiſt hatten, wurde ein anderes Schiff bereit geſtellt, verſehen mit Brot und Wein, und der Kaiſer befahl

dem Wirthe, bei dem wir Mittag gehalten hatten, von der Tafel nichts wegzunehmen. Dann ſtiegen wir ins Schiff und paſſirten auf dem Ren folgende Schlöſſer: Zuerſt ein Schloß, genannt Malo, wo ſehr ſchöne Glocken ſind. Dann paſſirten wir ein anderes Schloß, das heißt Schnoſench, wo wir alle ausſteigen, alle Sachen ausladen und zu Land weiter gehen mußten. Und zwar darum, weil da der Ren mehr als zwanzig Fuß tief hinabſtürzt; es iſt ein Wunder zu ſehen, wie man da die Schiffe herunterläßt und wie der Sturz toſt. Als die Schiffe herunter gelaſſen waren, kehrte jeder an ſeinen Platz zurück, und unterwegs trafen wir viele Frauen, welche verbannt waren, und ebenſo viele Männer; dieſe begaben ſich in das Schiff des Kaiſers und blieben da, bis ſie ihre Briefe bekamen; dann waren ſie für immer geſchirmt [23]). Mittlerweile gelangten wir an ein ſchönes und ſtarkes Schloß, genannt Chlonganaro,[24]) das dem Biſchof von Conſtanz gehört. Davor blieben wir mehr als eine halbe Stunde, weil man uns nicht öffnen wollte. Als uns dennoch geöffnet worden und wir eingetreten waren, begab ſich der Kaiſer in den Palaſt, um daſelbſt Quartier zu nehmen, und ſo raſteten wir dieſe Nacht ſo gut als wir konnten.

Die Art des Einzuges in Baſel.

Am Sonntag früh, — es war der elfte Tag des Monats Oktobers — ſtiegen wir zu Schiff und fuhren den Ren hinunter und kamen durch eine Gegend, die heißt Lauffter, und an einer andern Stadt vorbei, die heißt Laufſternenborg [25]) und an einer andern, die heißt Chel [26]). Dieſe letztere hat eine Brücke von Stein mit ſechs großen Bogen, welche die Stadt in zwei Teile ſcheidet, indem der Ren mitten hindurch fließt. Dann kamen wir an einem Kloſter preußiſcher Brüder vorbei, welches Krancenfort [27]) heißt; es iſt groß wie ein Schloß,

ganz mit Mauern umgeben, mit Türmen und Zugbrücken. Dann paſſirten wir eine ſchöne Stadt, Namens Ranfeldet[28]) und darauf kamen wir in Baſel an, als es 20 Uhr war. Ihr müßt wiſſen, daß, wie wir der Stadt Baſel nahe kamen, die Trompeter des Kaiſers anfingen zu blaſen, worauf die, welche am Waſſer wohnten, an die Fenſter liefen. Und wie wir mit wenigen Pferden ans Land geſtiegen waren, ſetzte ſich der Kaiſer zu Pferd und ritt nach dem Dom hin.[29]) Gewiß, es war ein ſchöner Anblick, wie Männer, Frauen und Kinder herbeiſtrömten, die Prieſter in ihren Chorhemden, unter dem Geläute der Glocken. In einer kleinen Stunde war der Platz angefüllt, die ganze Cleriſei verſammelt, in der Meinung, der Kaiſer wolle ſich in ſeine Wohnung begeben, um ihn zu geleiten. Aber er ließ ſagen, alle ſollten fortgehen, und nur die bleiben, welche zum Concil gehörten, und ſo ſprach er auch zu dem Concil, das ſich ihm vorſtellte, zu Gunſten des Pabſtes. Als Stillſchweigen geboten war, blieben ſie im Dom bis um 23 Uhr, und dort wurde dem Pabſt der Oktobertermin verlängert[30]). Dann ſtieg der Kaiſer wieder zu Pferd und begab ſich in ſein Quartier, das er in einer Vorſtadt, im Kloſter des heiligen Johannes von Rhodos,[31]) nahm, wo man ihm zwei Stuben zu denen, die ſchon da waren, hatte herrichten laſſen.

Am folgenden Montag wurde dem ganzen Concil befohlen, daß es am Dienſtag im Dom erſcheinen ſollte.

Dienſtags den 13. Oktober war der Kaiſer im Dom und mit ihm die Ambaſſadoren der erlauchten Herrſchaft von Venedig. Es befanden ſich da fünf Cardinäle, zwei Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe und das ganze Concil. Als alle verſammelt waren, rüſtete ſich ein Biſchof und ſang die feierliche Meſſe des heiligen Geiſtes. Nach Vollendung der Meſſe ſtiegen die Ambaſſadoren auf eine Galerie mitten in der Kirche,[32])

und Herr Johannes Franz nahm den Mantel ab und fing an die nachstehende Rede zu halten: Hoc unum reverendissimi et celebri frequentiæ ac religioni etc.[33]).

Samstag den 17. Oktober, wurde in der Congregation des heiligen Dominikus dem Kaiser und den Gesandten der erlauchten Herren von Venedig eine allgemeine Antwort gegeben, aber nicht wie sie wünschten, weswegen der Kaiser sehr zornig wurde und unzufrieden fortging.

Noch theile ich euch mit, daß nach dieser Antwort der Kaiser anordnen ließ, daß alle Deputationen zusammenkämen, indem er zu ihnen sprechen wolle[34]). Und so wurden sie auf den 26. Oktober einberufen.

Der Kaiser kam zuerst in die Deputation des heiligen Dominikus und als alle da waren, fing er an zu reden, was er sich aufgeschrieben hatte: 'Es sei in der ganzen Welt von diesem heiligen Concil bekannt, daß es Frieden und Einigkeit in der Kirche Gottes herstellen und jedes Aergernis beseitigen sollte. Wenn es dies könnte, so sollte es nicht eine Spaltung machen wollen. Wenn es aber dies thäte, so setze er, der Kaiser, sein Leben und seine Krone ein, damit es das thue in guter und gerechter Weise, und nicht in Haß und Groll. Noch viel andere Worte sagte er. Nachher ging der Kaiser zu den andern Deputationen und richtete dieselben Worte an sie. Diese Deputationen waren folgende: Bei den Augustinern, bei den Barfüßern, im Gemeindehaus und im Dom.

Wie der Graf von Padoa[35]) zum Markgrafen gemacht wurde.

Donnerstag den 29. Oktober kam der Kaiser auf den Domplatz und stieg auf einen hohen und prächtigen Stuhl, den die Gemeinde hatte herrichten lassen, und da legte er die kaiser-

lichen Gewänder an, in einem Seſſel ſitzend, nämlich einen Mantel von Karmoiſin und Gold, und ſetzte eine Mitra auf das Haupt mit einer prächtigen Krone, voll Edelſteine. Auf der einen Seite hatte er den Herzog Wilhelm von Bayern,[***]) der einen goldenen Apfel mit einem goldenen Kreuz darauf in der Hand hielt, und neben demſelben den Großmarſchall mit einem bloßen Schwert in der Hand, auf der anden Seite Herrn Michael Ongaro, welcher das Scepter hielt, das heißt, einen ſilbernen Stab mit einem goldenen Ring darauf, und neben dieſem die hochachtbare Geſandtſchaft der erlauchten Herrſchaft Venedig. Und ſo gerüſtet, erwarteten ſie die Ankunft des hochgeborenen und tapfern Mannes, des Herrn Jakob, Grafen von Padoa, welcher nach einer kurzen Weile auf dem Platze anlangte mit mehr als als zweihundert Pferden und mit vielen Inſtrumenten. Man trug ihm ein Banner von Taffet vor, deſſen eine Seite ganz roth, die andere roth mit einem weißen Fleck in der Mitte war; alle ſeine Begleiter trugen jeder ein rothes Fähnchen in der Hand, außerdem wurde allen, welche ſie auf dem Platz antrafen, ein gleiches Fähnchen gegeben. Beim Stuhl des Kaiſers ankommend, ſtieg er ab, näherte ſich der heiligen Majeſtät des Kaiſers und kniete nieder. Es wurde ein Buch gebracht, der Kaiſer hielt eine kleine Anſprache und ließ den Grafen Treue gegen ihn ſchwören, und als er geſchworen hatte, gab er ihm einen Schlag mit dem Schwert über die Schultern und machte ihn zum Markgrafen von Padoa, welches eine ſehr ſchöne Stadt am Rhein, reich an Bädern iſt, und um ihn zu beehren, wurde Herr Antonio, Graf von Colalti, das im Friaul iſt, zum Ritter geſchlagen. Und der Kaiſer ſchenkte ihm ſeine Deviſe. Als dies geſchehen war, wurden die Banner fortgeworfen und unter großem Getümmel wurden ſie zerriſſen, zum Zeichen, daß der Blut vergießen könne,

der vorher kein Blut vergoß. Darauf legte der Kaiſer den kaiſerlichen Mantel ab, zog ſeine gewöhnlichen Kleider wieder an und ſtieg zu Pferde. Er wurde bis zu ſeinem Quartier geleitet. In ähnlicher Art zog der beſagte Markgraf unter großen Ehrenbezeugungen in ſein Haus.

Wie der Kaiſer ſich zur Meſſe kleidete[36]).

Samſtags den 7. November 1433 wurde das ganze Concil in der Kathedralkirche verſammelt. Es waren anweſend ſieben Cardinäle, zwei Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Botſchafter der Könige und Herren, alle inkorporirt und eingeſchrieben zum Conzil, wie erhellt aus dem Buch der Inkorporirten. Und in dieſem Augenblick kam der Kaiſer mit allen ſeinen Baronen, und mit den Geſandten der erlauchten Herrſchaft Venedig. Und wie ſie angelangt waren, beſtieg der Kaiſer einen mit Goldſtoff ausgeſchlagenen Rollſtuhl und ließ die Geſandten von Venedig an ſeiner Seite ſtehen. Unterdeſſen machte ſich ein Biſchof bereit und ſang eine feierliche Meſſe des heiligen Geiſtes. Als die Meſſe zu Ende war, legte der Kaiſer ſeine Gewänder ab, und zog Kopfbinde, Chorhemd und Rock eines Archidiakons, und einen Chormantel ganz von Goldſtoff an, und ſetzte ein rothes Barett und darauf eine weiße Mitra nebſt einer goldenen Krone mit Edelſteinen auf das Haupt. So gekleidet beſtieg er beſagten Seſſel, und zu ſeiner Rechten ſaß der Herzog Wilhelm. Während der Kaiſer ſich umkleidete, rüſteten ſich alle Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte mit ihren Chorhemden, Mänteln und weißen Mitren, und als ſie alle bereit waren, und Stille geboten war, — und bemerke, daß es im ganzen 84 Mitren waren, — trat der Biſchof, welche die Meſſe geſungen hatte, vor den Altar, und fing an, Litaneien zu ſingen, wobei alle ihm antworteten.

Hierauf wurde ein Evangelium geſungen. Alsdann ſtieg ein Biſchof auf eine Galerie und las das, was nachfolgt, über den dem Pabſt gegebenen Termin. Was er ſagte, lautet folgendermaßen:

Der dem heiligen Vater geſtellte Termin.

Anfang: A Sacrosancta generali Synodo Basiliensi in Spiritu Sancto legitime congregata.

Der Schluß: Datum in sessione publica sanctæ synodi in ecclesia majori Basiliensi celebrata die VII. Novembris 1433.

Nachdem der oberwähnte Biſchof mit der beſagten Handlung zu Ende war, fragte er alle an: Gefällt euch das, was ich euch vorgeleſen habe? Alle antworteten: Es gefällt uns. Und als ſie alſo geſagt hatten, da ſprach ein Notarius: Ihr ſeid des Zeugen und ich faſſe es in Schrift. Der Kaiſer erhob ſich und dankte in demüthiger Weiſe dem Concil, für das, was es gethan hatte. Dann erhob ſich Monſignor von Piacenza und ſprach, an den Kaiſer ſich wendend, alſo: Heilige Majeſtät, wir haben das alles euch zu Gefallen gethan, möge der heilige Vater nun ſeine Schuldigkeit thun! Der Kaiſer antwortete: Ich bin gewiß, er wird ſeine Schuldigkeit thun. Und als er das geſagt hatte, legte er ſeine prieſterlichen Kleider ab und zog ſeine eigenen Kleider wieder an. Dann begab ſich ein jeder in ſein Quartier.

Abreiſe des Herrn Andrea Donado.

Samſtags den 8. November verreiſte der hochgeborne Ritter Herr Andrea Donado, Botſchafter der erlauchten Herrſchaft Venedig, auf Befehl der heiligen Majeſtät des Kaiſers, um nach Rom zum heiligen Vater zu gehen und ihm ſchrift-

lich den ihm vom Concil geſtellten Termin zu überbringen, und es blieb Herr Johannes Franz allein in Baſel.

Ankunft von vier Geſandten des Herzogs von Öſterreich.

Am 10. November kamen vier Geſandte des Herzogs Friederich von Öſterreich[37]) mit einem ſchönen Gefolge von Rittern an. Es waren etwa hundert Pferde.

Ankunft von Geſandten eines andern Herzogs.

Am 12. November kamen vier Geſandte des Herzogs Albrecht von Öſterreich[38]) mit 150 Pferden.

Es war viele Tage zum voraus ein Turnier angekündet worden, das in der Stadt Conſtanz ſollte abgehalten werden, und bereits hatten viele die Abzeichen derjenigen Partei, zu der ſie halten wollten, auf die Hüte geſteckt. Am 18. Dezember nun erſchien vor dem Kaiſer ein Herold, der ein Papier um den Leib trug, worauf mit feinen Farben und mit feinem Gold erſtlich ein Weib gemalt war, das in der Hand eine Fahne mit vier gemalten Wappen trug; zuerſt war darauf das Wappen von Bayern, dann die von Brandenburg und Braunſchweig, endlich das des Herzogs von Berg[39]). Ferner waren darauf gemalt zwei Jungfrauen, von denen jede eine Fahne in der Hand hatte, die eine mit einem Vogel, die andere mit einem Fiſch[40]). Darunter waren ferner gemalt 130 Wappen von Herren und Rittern, welche an dem vorbemeldeten Turnier theilnehmen wollten. Der beſagte Herold ſtellte ſich dem Kaiſer und allen ſeinen Baronen vor und machte bekannt, daß jeder ſich bereit halten möchte.

Am 24. Dezember, am Weihnachtsabend, kam der Kaiſer in den Dom, wo alle Cardinäle und jeder Prälat verſammelt waren, und es wurde der heiligen Majeſtät des Kaiſers ein

Schwert überreicht, deſſen Scheide ganz mit feinem Gold überzogen war, und vier Barette, ganz voll von koſtbaren Steinen, und beſonders vorne mit einem ſehr großen Rubin geſchmückt. Und nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, legte der Kaiſer ſeine gewöhnlichen Kleider ab und zog die kaiſerlichen Gewänder an. Der Markgraf von Brandenburg[41]), welcher einer der Kurfürſten des Reiches iſt, ſetzte ein Barett auf den Kopf, ganz aus Biberfell, und eine Kapuze ganz aus Biberfellen, die ihm Geſicht und Schultern verhüllten, und ſein Sohn hielt das Scepter, d. h. den Stab von Silber. In dieſem Augenblick wurde der Gottesdienſt begonnen und die Prophezeiungen geſungen. Als es zu Ende ging, erhob ſich der Kaiſer, trat an den Altar, der vor ihm ſtand, in einer Hand den goldenen Apfel, in der andern das Schwert, und als man ihm die Mitra vom Haupt genommen, ſang der Kaiſer die letzte Prophezeiung, welche anfängt: „Es begab ſich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiſer Auguſtus ausging, daß alle Welt ſich ſchätzen ließe.“ Und als er ſeinen Geſang beendet hatte, wurde ihm die Mitra wieder aufs Haupt geſetzt, und er blieb da ſtehen, bis die Meſſe geſungen war. Als dieſe zu Ende war, legte der Kaiſer ſeine prieſterlichen Gewänder ab, zog ſeine gewöhnlichen Kleider wieder an, dann rüſtete ſich der Biſchof von Brescia und ſang die zweite Meſſe. Als auch dieſe zu Ende war, ſtieg der Kaiſer zu Pferd und begab ſich zur Ruhe.[42])

Turniere in Baſel abgehalten.

Um euch wiſſen zu laſſen, welche Feſte in Baſel gefeiert wurden, ſage ich, daß am 20. und am 30. Dezember von Herren und Rittern zwei ſehr ſchöne Turniere abgehalten wurden. Es waren bei jedem Turnier 24, und ſie erſchienen gut gerüſtet, die Pferde bedeckt, die einen mit Tuch, die andern mit

Taffet. Sie rückten auf den Platz[43]) um 19 Uhr und das Turnieren dauerte bis 24 Uhr. Sie turnierten mit niedrigen Sätteln, und man sah öfters viele zu Boden kommen. Während diese turnierten, tanzte man in dem Haus der Gemeinde[44]) beim Dom, wohin die Gemeinde viele Frauen und Jungfrauen, schön geschmückt, nach ihren Gebräuchen eingeladen hatte. Als das Turnier beendigt war, gingen die Herren und Ritter, welche daran teilgenommen hatten, in ihre Quartiere, um sich umzukleiden. Die einen erschienen dann in Goldtuch, die andern in Seide, und mit Gürteln, an welchen Glocken und Schellen[45]) hingen, und die Damen waren geschmückt, teils mit goldenen Halsbändern, die ihnen sogar die Brust bedeckten, teils mit Perlenschnüren mit gewissen Zittereffekten, andere mit Capuzen auf dem Kopf mit langen Zacken bis auf die Brust mit einigen Goldblättchen. Das Geräusch, das die Schellen und Glöcklein der Gürtel machten, war so groß, daß man kaum die Instrumente hörte. Das dauerte bis Mitternacht. Dann gingen sie zu Tische, ebenfalls in dem bezeichneten Gemeindehaus und auf Kosten der Gemeinde, und immer war der Kaiser dabei.

Als das Concil vernahm, daß die Barone sich bereit machten, zum Turnier zu gehen, und daß viele andere hingehen wollten, um zuzuschauen, ließen sie sagen, man sollte es nicht thun. —

In welcher Weise die Stadt Basel gebaut ist.

Damit euch Lesern alles bekannt sei, will ich die Beschaffenheit der Stadt Basel beschreiben. Zum ersten ist sie recht gut gelegen und ist in zwei Teilen gebaut, indem ein breiter und tiefer Strom in der Mitte hindurchfließt, welcher Ren genannt wird. Alle Einwohner der Stadt sind Deutsche, und der genannte

Fluß hat eine ſo ſtarke Strömung, daß ein Schiff, welches herunterfährt, niemals wieder zurück und aufwärts geht. Entweder gehen ſie nach Straßburg oder nach Köln und einzelne nach Flandern. Über den Fluß, welcher die Stadt in der Mitte theilt, iſt eine 282 Ellen lange Brücke gebaut. An dem einen Kopf dieſer Brücke ſteht ein ſtarker Thurm mit einem Thor und einer Kette[46]). Die Stadt auf dieſer Seite liegt auf zwei Hügeln und iſt reich an ſchönen Häuſern und Brunnen, und verſehen mit ſchönen Läden, wo man jede Waare findet. Der Palaſt der Herren iſt ſehr ſchön, mit einem großen Platz davor, worauf der Markt gehalten wird,[47]) mit einem ſehr ſchönen Brunnen und ſchönen Fleiſcherbänken. Ebenſo ein anderer Platz, wo man die Fiſche verkauft und ein ſehr großer Brunnen mit unſrer lieben Frau und zwei Heiligen darauf, worein die Fiſcher ihre Käſten thun, wenn der Tag dafür da iſt; man verkauft nach dem Augenmaß, und theuer wie das Blut. Ein Hecht, der vier Pfund wiegt, gilt 14 Soldi ihres Geldes, das macht 56 Soldi des unſrigen. Die obgenannten Plätze ſind alle umgeben mit ſchönen Läden jedes Gewerkes, und jedes Gewerk hat ſeinen Palaſt[48]), wohin ſie ſich an Feſttagen begeben, da ſpielen und tanzen ſie nach Wohlgefallen. Daſelbſt verwahren ſie auch ihre Munition, große und kleine Zelte, und die zum Krieg nöthigen Dinge. Die genannte Stadt hat zwei Ringe von Mauern und Gräben ohne Waſſer, und alle Häuſer ſtoßen an die genannten Mauern, nämlich an die des erſten Ringes. Im erſten Ring ſind die nachgenannten großen Kirchen. Erſtens der ſehr ſchöne Dom. Die Vorderſeite hat dieſe Form: zuerſt eine ſehr große Pforte, ganz bedeckt mit in Stein geſchnittenen Figuren. Ferner zwei ſchöne Thürme, in dem einen ſind ſechs Glocken, in dem andern eine Uhr, welche die Stunden ſchlägt und ſie zeigt mit dem Mond, wie er wächst und abnimmt[49]), und

hat eine Laube, die von einem Glockenthurm zum andern geht. Im Innern der Kirche ſind 42 Altäre. Der Hochaltar hat einen ſehr ſchönen Umgang von Alabaſter[50]), worauf die zwölf Apoſtel und Chriſtus am Kreuz ausgehauen ſind. Auch iſt eine wundervolle Orgel da. Vor der Kirche iſt ein großer Platz mit einem ſchönen Brunnen, wo man turniert, wenn es Zeit dazu iſt. Die genannte Kirche iſt mit vielen Reliquien ausgeſtattet, alles in Silber, und insbeſondere mit 80 Köpfen von den 11,000 Jungfrauen. Ferner gibt es eine Kirche der Eremitenbrüder, nach dem heil. Auguſtinus benannt; ſie iſt recht ſchön, und es finden ſich daſelbſt 40 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen. Ferner eine andere Kirche, genannt St. Martin, wo Nachts die Wache ſich befindet, welche mit dem Horn die Stunden verkündet. Dort ſind auch die Glocken, welche zum Gericht läuten.[51]) Ferner die Kirche des heil. Franz; ſie iſt ſchön und groß und beſitzt 60 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen, und einen ringsum mit einer Mauer eingeſchloſſenen Platz, auf dem am Mittwoch und Freitag Markt gehalten wird. Ferner die Kirche des heil. Leonhard, in der ſich 16 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen befinden. Ferner die Kirche des heil. Petrus, worin ſich eine ſehr ſchöne Orgel und 50 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen und beim Hochaltar ein ſchöner Umgang von Alabaſter[52]) befinden. Außerhalb der Ringmauer iſt die Kirche des heil. Dominikus; ſie iſt ſchön und reich an Reliquien, worunter 70 Köpfe von den 11,000 Jungfrauen. Ferner die Kirche des heil. Johannes, mit einer ſehr vollkommenen Orgel, und einem ſchönen Palaſt, in welchem die heilige Majeſtät des Kaiſer wohnt. Faſt alle Kirchen ſind verſehen mit Köpfen von den 11,000 Jungfrauen und zwar deßhalb, weil dieſe in Köln ihr Leben verloren haben[53]). In der Nähe von St. Peter, außerhalb der Ringmauer, iſt eine ſehr große

Wieſe voll ſchöner Bäume[54]), welche im Sommer Schatten geben, weswegen im Sommer viele Leute dahinkommen, um zu ſpielen und ſich ein Vergnügen zu machen, und beſonders um den Bogen zu ſpannen. Vor dieſer Wieſe iſt ein Gebäude, worin ſie alle ihre Kriegsvorräthe haben, ihre Bombarden und Wurfmaſchinen, Schilde und Steine, und ich bemerke, daß ich dort 66 Bombarden großen Kalibers auf Laffetten gezählt habe.

Wie der Biſchof von Bamberg belehnt wurde.

Sonntags den 17. Januar[55]), am Tag des heiligen Antonius von Vienne, kam der Kaiſer auf den Platz, ſtieg auf ſeinen Stuhl und legte die kaiſerlichen Gewänder an. Und als er ſo da ſaß, kam auf den Platz der Biſchof von Bamberg,[56]) mit zwei Fahnen, die eine war ganz roth, die andere hatte einen ſchwarzen Löwen im blauen Feld und einen weißen Balken. Und alle, die ihn gleiteten, hatten jeder ein rothes Fähnchen in der Hand. Und ſobald der Biſchof angelangt war, ſtieg er vom Pferde und ſtellte ſich dem Kaiſer vor, kniete vor Seiner Majeſtät nieder und hielt eine kurze Rede. Als er geendet hatte, nahm der Kaiſer das Schwert in die Hand, ergriff ein Buch, und ließ ſich Treue gegen die Krone ſchwören. Als er geſchworen hatte, ſchlug er ihm mit dem Schwert auf die Schultern und belehnte ihn mit der Markgrafſchaft über 33 Städte und Dörfer ſeines Bisthums, und machte ihn zu ſeinem Lehnsmann, und ſo ſchwor ihm derſelbe Treue in ſeine Hand. Als das geſchehen war, wurden die Fahnen unter die Haufen geworfen und die welche zu Pferde ſaßen, ſchlugen mit ihren Fähnchen einer auf den andern. Der Kaiſer ſchlug nachher ſechs Ritter aus dem Geleite des Biſchofs. Darauf legte er ſeine Staatsgewänder ab und begab ſich in ſeine Wohnung.

Am Sabbat den 23. Januar kam ein junger Markgraf

mit ungefähr zwanzig Fahnen an, er war sehr prächtig gekleidet und führte 100 Pferde bei sich.

Die Ankunft des Herrn Friedrich Contarini.

Freitags den 29. Januar stiegen der Bischof von Padua, der Abt von Santa Justina, der Neffe des Monsignor von Bologna, der Bruder des Legaten, Herr Hans Franz und viele Prälaten zu Pferd, und zogen dem edlen und ausgezeichneten Herrn Federico Contarini und dem hochgeborenen Ritter Herrn Andrea Donado entgegen. Sie kamen ungefähr drei Meilen vor die Stadt; da begegneten sie einander und begrüßten sich aufs festlichste. Dann fingen sie an gegen Basel zu reiten, wo sie auf unzählige Prälaten stießen, die ihnen entgegen kamen, und auf einer Wiese trafen mehr als tausend Pferde zusammen. Darunter war auch der Herzog Stephan von Bayern, Herr Brunoro della Scala, und Herr Kaspar, Kanzler Sr. heil. Majestät, Herr Michael Ongaro, Hofmeister des Kaisers, Graf Matthias, sein Bruder [57]), mit ungefähr dreißig Rittern, welche den genannten Gesandten entgegen geritten waren. Und als sie auf die erwähnte Wiese gelangt waren, fingen die Instrumente des Kaisers an zu spielen, der genannte Herzog Stephan und alle obenerwähnten gingen dem Gesandten entgegen. Derselbe empfing einen jeden mit großen Ehren, worauf sie sich der Stadt zuwendeten. Man zählte beim Einzug in die Stadt 770 Pferde. So wurden die Gesandten bis zu ihrem Quartier geleitet.

Am folgenden Samstag in der Frühe, — es war der 30. Januar — kamen in das Haus der Ambassadoren der erlauchten Herrschaft Venedig der Bischof von Segna [58]) mit Herrn Brunoro della Scala und Herrn Kaspar, Kanzler des Kaisers, und sagte den genannten Ambassadoren, daß die hei-

lige Majeſtät nach ihnen ſchicke. Und ſo gingen ſie in Geſellſchaft bis zum Palaſt des Kaiſers, und eintretend in die große Stube daſelbſt, fanden ſie den Kaiſer, der ſie erwartete. Und als ſie vor Se. Herrlichkeit gelangten, knieten ſie vor ihm nieder und küßten ihm die Hand. Der Kaiſer hieß ſie aufſtehen, und nachdem alle verſtummt waren, richtete Andrea Donado ſeine Botſchaft von Seiten des heiligen Vaters, ſowie der erlauchten Herrſchaft von Venedig aus.

Nachdem der Kaiſer dieſe gütig angehört hatte, zog er von ſeinem Rücken einen Mantel von Gold und Scharlach, mit Marderfell gefüttert, ab, und ſchenkte denſelben dem Herrn Andrea Donado; auch ſchenkte er ihm den weißen Streifen mit dem Krüglein, den man am Samſtag zu Ehren unſerer lieben Frau trägt; dann kehrten ſie in ihre Herberge zurück.

Ankunft des Erzbiſchofs von Tarent.

Am folgenden Sonntag nach dem Mittageſſen, am 31. Januar, giengen die Ambaſſadoren den Abgeſandten des Pabſtes, dem Erzbiſchof von Tarent und dem Biſchof von Cervia[59]), entgegen. Nachdem ſie einander mit großen Ehrenbezeugungen begrüßt, ſtiegen ſie zu Pferde und ritten gegen Baſel. Unterwegs trafen ſie auf ein großes Geleit von Prälaten, die ihnen entgegen gegangen waren, und in der Nähe der Stadt ſtießen ſie auf die heilige Majeſtät des Kaiſers, nebſt einem großen Geleite. Nachdem ſie ihm die gebührenden Ehren erwieſen hatten, zogen ſie in die Stadt. Bemerke, daß es im ganzen 904 Pferde waren, die den genannten Ambaſſadoren entgegen gegangen waren. Und nachdem ſie an der Seite des Kaiſers in die Stadt eingezogen waren, begleitete er ſie bis zur Domkirche, und dann gingen ſie in das Haus des Herrn Abtes von Santa Juſtina.

Am Montag darauf, welches der 1. Februar war, kam der Markgraf von Brandenburg und ſein Sohn, und Herr Brunoro, und Herr Kaspar, der Kanzler, in das Haus der Geſandten der erlauchten Herrſchaft Venedig, wohin die Geſandtſchaft des Pabſtes gekommen war. Da begrüßten ſie einander, und der Markgraf faßte einen der Geſandten an der Hand, und ſein Sohn den andern, ebenſo Herrn Brunoro den einen und der Kanzler den andern, und ſo begleiteten ſie dieſelben zum Kaiſer. Und dort zeigten ſie das Beglaubigungsſchreiben, das ihnen der Pabſt an das Concil mitgegeben hatte. Als dies geſchehen und viele Worte gewechſelt waren, kehrte ein jeder nach Hauſe zurück. Und nach dem Mittageſſen gingen die beſagten Geſandten nach St. Franz; daſelbſt befanden ſich die Cardinäle, welche auf ſie warteten. Und als die Geſandten dorthin kamen, zeigten ſie ihnen das Schreiben und laſen es ihnen vor, und nach vielen Reden gingen alle auseinander, und ein jeder begab ſich in ſein Quartier.

Der zum Feſt der heil. Maria gehaltene Gottesdienſt.

Am folgenden Dienſtag, welches der Tag unſerer lieben Frau war[60]), gingen die genannten Ambaſſadoren in die Kirche des Kaiſers zur Meſſe, wo einem jeden eine geweihte brennende Kerze gegeben wurde. Dieſe hielt er, bis die Meſſe zu Ende war, dann brachten ſie die Kerzen zum Altar und opferten für jede einen Dukaten, und geleiteten den Kaiſer nach Hauſe; dahin waren auch alle Herren und Barone und die Bevollmächtigten der Herren gekommen. Und nachdem ſich alle in der großen Stube geſetzt hatten, wurde das Beglaubigungsſchreiben des Pabſtes an das Concil geleſen, ſo daß ein jeder es hören konnte. Als dies geſchehen war, und nach vielen Worten, beurlaubten ſich die Ambaſſadoren beim Kaiſer. Und nach dem

Mittageſſen gingen ſie nach St. Franz, wo ſich die oberwähnten Cardinäle und alle Häupter der Deputationen befanden; es waren mehr als tauſend Perſonen, und als Stille eingetreten war, wurde das erwähnte Schreiben vorgeleſen. Sie antworteten, ſie wollten erſt ihre Deputationen beſtellen, und nachher würden ſie auf das Schreiben Antwort geben.

Am folgenden Mittwoch war ein jeder in ſeiner Congregation nach gewohnter Weiſe, und dort ſagte ein jeder ſeine Meinung.

Am folgenden Donnerſtag, 4. Februar, ging der Kaiſer, ſowie die Geſandtſchaften des Pabſtes und der Herren von Venedig, in den Dom, wo er das ganze Concil verſammelt fand. Da wurde durch einen Biſchof ein Hochamt geſungen. Als dies zu Ende und Stille geboten war, ſtieg der Erzbiſchof von Tarent, nebſt dem Biſchof von Cervia, auf eine Galerie und hielt eine ſchöne Rede. Als dieſe zu Ende war, legte der edle Ritter Herr Andrea Donado dem Concil ein Beglaubigungsſchreiben vor, das von der erlauchten Herrſchaft Venedig ausgeſtellt war; und als er dieſen Brief geleſen hatte, hielt er eine ſchöne Rede in der Volksſprache. Als er damit zu Ende war, erhob ſich ein Monſignor und dankte im Namen des ganzen Concils zuerſt dem heiligen Vater dafür, daß er geruht habe, der ganzen Chriſtenheit ſo viel gutes zu thun, dann dankte er allen Prälaten, die ſich ſo ſehr für das Wohl der Kirche bemüht hätten. Hierauf wandte er ſich an Herrn Andrea Donado und ſeine Mitgeſandten und dankte zuerſt der erlauchten und hochachtbaren Herrſchaft Venedig, daß ſie geruht habe, der heiligen Kirche ſo viel gutes zu thun, alsdann dankte er Herrn Andrea und Herrn Johannes Franz, indem er das ganze Concil der erlauchten Herrſchaft Venedig zur Verfügung ſtellte, und verſprach zu thun, was ſie wünſche. Nach Mittag würden

die Deputationen ſtattfinden, und nachher die Congregation, welche vielleicht die ganze Nacht dauern werde, und am Morgen würde dann eine feierliche Prozeſſion abgehalten werden.

Ankunft des Erzbiſchofs von Candia.

Am beſagten Tage ritten unſere Geſandten im Geleit vieler Prälaten dem Erzbiſchof von Candia entgegen und geleiteten ihn bis zu ſeiner Herberge.

Wie Meſſer Johann Franz zum Ritter geſchlagen wurde.

Freitag den 5. Februar kamen alle Cardinäle, Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Geſandte alle in die Domkirche, und die ganze Kleriſei von Baſel mit allen ihren Reliquien. Der Kaiſer kam, und ſobald er eingetreten war, legte er einen prieſterlichen Mantel um, ſetzte das rothe Barett und die Mitra mit der Krone auf, und alle Prälaten trugen weiße Chormäntel und ebenſo ganz weiße Mitren; ſie gingen ſingend in Prozeſſion bis zum Auguſtinerkloſter und dann zurück in den Dom, wo jeder an ſeinen Platz ſich verfügte. Es waren im ganzen 112 Mitren. Der Kaiſer hatte ſeinen Sitz eingenommen; auf der einen Seite ſaß der Markgraf von Brandenburg, bekleidet mit einem Sammetmantel mit einem Kragen ganz von Hermelin, der ſich ihm um den Kopf wickelte, und hielt das Scepter des Kaiſers in der Hand. Auf der andern Seite des Kaiſers war der Herzog von Bayern und hielt den goldenen Apfel. Neben dieſem war der Großmarſchall und hielt das entblößte Schwert. In dieſem Augenblick hielt ſich der Cardinal von Bologna bereit und begann die Meſſe des heiligen Geiſtes. Als dieſe zu Ende war, wurden Litaneien geſungen und darauf das Evangelium geleſen, welches anfängt: „Ich bin der gute Hirte.“ Als dies dies zu Ende war, ſtieg

ein Biſchof auf eine Galerie und las die Beglaubigung, welche der Pabſt ausgeſtellt hatte. Als er damit zu Ende war, fragte er: Gefällt es euch? worauf alle antworteten: Es gefällt uns. Darauf ſang man: Te Deum laudamus, und es waren mehr als 400 Perſonen. Während die vorgenannten Dinge geſchahen, hatten der Biſchof von Segna, Herr Brunoro della Scala, Herr Federico Contarini, Herr Andrea Donado und viele Barone [61]) . . . . . und da wurde Herr Johann Franz Capo di Liſta zum Ritter geſchlagen unter um ſo größerer Herrlichkeit, als ihm in friſchem Gedächtniß war das dem Pabſt durch das Concil erwieſene Zutrauen. Und der Kaiſer ließ ihn ſchwören, immer die Grundſätze ſeines Vaterlandes aufrecht zu halten, Witwen und Waiſen zu beſchützen, und insbeſondere alle ſeine Brüder von der Deviſe. Und ſo ſchwor er. Und er ſchenkte ihm zwei Deviſen, nämlich das Kreuzchen mit der Schlange und den weißen Streifen mit dem Krüglein, der am Samſtag zu Ehren unſerer lieben Frau getragen wird. Und der Bruder, Graf Matthias, legte ihm die Sporen an. Herzog Stephan von Bayern gürtete ihm das Schwert um. Als dies geſchehen war, gieng der Kaiſer davon, um ſeine kaiſerlichen Gewänder abzulegen, und Herr Johann Franz wurde unter großem Triumph bis zu ſeiner Wohnung geleitet.

Die Ankunft des Biſchofs von Vicenza.

Am 7. Februar, es war ein Sonntag, kam der Biſchof von Vicenza an und es gingen ihm viele Prälaten entgegen. Sein Titel lautet: Episcopus Vicentie, comes dux et marchio.

Ankunft der Geſandten des Königs von Frankreich.

Am 4. März kamen die Ambaſſadoren des Königs von Frankreich mit einem ſchönen Geleite von Rittern an.

In Baſel abgehaltene Turniere.[62])

Um euch die Sache bekannter zu machen, bemerke ich, daß die Gemeinde Baſel auf dem Domplatz eine Abſchrankung machen ließ, und auf einer Seite derſelben einen um drei Fuß erhöhten Boden, auf welchem 400 vom Kopf bis zum Fuß gewaffnete Männer ſtanden, und ſo ſtanden ſie zwei Tage. Das geſchah wegen zweier Turniere, die am Montag und Dienſtag der Faſtnacht ſtattfanden, an welchen je 30 Kämpfer teilnahmen, lauter Ritter und große Herren, alle wohl ausgerüſtet, die einen mit Tuch, die andern mit Taffet, die dritten mit Sammet angethan. Als die Turniere vorbei waren, gingen die, welche bewaffnet dabei aufgeſtellt geweſen waren, alle in das Gemeindehaus, um eine Mahlzeit einzunehmen, und am Abend gingen die Frauen, welche dem Feſte zugeſehen hatten, in das genannte Haus zum Nachteſſen, und nach dem Eſſen wurde getanzt bis an den Morgen. An dieſen Feſten waren die Barone prachtvoll gekleidet, mit goldenen Gürteln nebſt Glöcklein oder Schellen.

Ankunft des Großmeiſters von Rhodus.

Mittwochs den 24. Februar kam der Großmeiſter von Rhodus an. In ſeinem Geleit hatte er acht Ritter, ſehr gut gekleidet in Camelot und Seidenſtoffe. Es waren ungefähr 40 Pferde und 12 Knappen, himmelblau gekleidet, mit zwei Streifen auf den Aermeln, einer weiß, der andere roth.

Ambaſſadoren des Königs von Ruſſien[63]).

Am 2. März kamen 4 Botſchafter des Königs von Ruſſien an, mit achtzig Pferden, ſie führten wohl 20 Junker bei ſich, alle mit hellfarbigen Baretten.

Digitized by Google

Botſchafter des Königs von Frankreich.

Am Donnerſtag, 4. März, kamen zwei weitere Botſchafter des Königs von Frankreich an, mit hundert Pferden, ſie nahmen Quartier bei den erſten.

Ankunft eines Botſchafters des Königs von England.

In dieſen Tagen kam ein Greis an, der ſagte, er ſei 110 Jahre alt. Er nennt ſich Herr Nardo, Botſchafter des Königs von England, und hat viele Deviſen von ſeinem König mitgebracht, mit der Weiſung, der Kaiſer möge ſie nach ſeinem Gutfinden verſchenken. Als ſich nun die Geſandten von Venedig am 7. März zu St. Johann in der Meſſe befanden, und der genannte Herr Nardo auch da war, kam Herr Brunoro della Scala und man zeigte ihm den beſagten Herrn Nardo. Nach der Meſſe redeten ſie einander an, indem ſie einander große Ehren erwieſen, und ſo gingen ſie zuſammen in die Sakriſtei, und Herr Nardo hielt eine kurze Rede, die mit der Bitte ſchloß, ſie möchten das Geſchenk annehmen, das ihnen ſein König ſende. Und dies war ein Kuppelriemen, ganz von Seide überzogen. Als die Geſandtſchaft dieſen ſah, dankte ein jeder der heiligen Majeſtät des Kaiſers und des Königs, die geruht hätten, ihnen ein ſolches Geſchenk zu machen, ſie fügten bei, ſie nähmen es mit Vergnügen an. Dann kniete beſagter Botſchafter nieder und zog zwei Halsbänder von ſeinem Halſe und legte das eine dem Herrn Andrea Donado, das andre dem Herrn Hans Franz um den Hals, indem er ſie zuerſt Treue gegen ſeinen König ſchwören ließ. Als das geſchehen war, ſtanden ſie auf und dankten, zuerſt dem Kaiſer, dann dem König, endlich Herrn Nardo, indem ſie ſich zu allen Dienſten ihm zur Verfügung ſtellten. So gingen ſie, um ſich dem Kaiſer vorzuſtellen und ihm für die gemachten Geſchenke zu

danken. An dieſem Tage teilte der Kaiſer ſelbſt an viele Ritter Geſchenke aus.

Ankunft eines Geſandten des Herzogs von Bretagne.

Dienſtags, 9. März, kam ein Botſchafter des Herzogs der Bretagne mit dreihundert Pferden an, und die Botſchafter von Venedig gingen ihm entgegen.

Am 11. März kam der Sohn des Herzogs Ludwig von Bayern, der Pfalzgraf, mit 150 wohlausgerüſteten Pferden an.

In der Nacht vom Samſtag auf Sonntag, den 13. März [64]) ſtarb Monſignor von S. Euſtachio, welcher ein Spanier war und zu den reichſten Cardinälen des Hofes gehörte. Er hielt am ſchönſten Hof und übte große Mildthätigkeit aus in Baſel. Ebenſo ſtarb der Patriarch von Alexandria. Beide ſtarben zur ſelben Zeit. Am Abend des Samſtags, wo der Cardinal geſtorben war, wurde ſein Leib geöffnet, die Eingeweide herausgenommen und dieſe in der Karthauſe beigeſetzt. Am folgenden Montag nach dem Mittageſſen gingen vier Cardinäle in ſein Haus mit vielen Geiſtlichen, und dort wurde ihm das Todtenamt geſungen. Am Dienſtag gingen ſie in die Kirche mit vielen Prälaten. In dieſem Augenblick kam die ganze Kleriſei ins Haus und hob die Leiche auf, welche bekleidet war mit einem Talar von Goldſtoff und einer weißen Mütze auf dem Kopf; ein Sammetkiſſen lag unter dem Haupt, und zu Füßen zwei Hüte, und unter dem Körper ein weites Tuch von ſehr ſchönem Goldſtoff nebſt Streifen daran mit ſeinem Wappen. Voraus gingen 23 Perſonen in ſchwarzer Kleidung, darunter waren ſechs, welche angezündete Doppelfackeln, das Stück zu 20 Liren trugen. Die, welche ſie trugen, waren ehrbare Schildknappen von Prälaten. Um die Leiche waren Biſchöfe, welche die Zipfel des Bahrtuches hielten. Hinter der Leiche folgten

52 ſchwarzgekleidete Perſonen, unter welchen ebenfalls 6 waren, welche Fackeln trugen. Hinter dieſen kamen die Ambaſſadoren mit einer unzählbaren Menge von Prälaten, welche ihn bis zur Kirche geleiteten. In der Kirche angelangt, wurde die Leiche auf einen erhöhten Boden gelegt, um den ein Balken, beſetzt mit Fackeln, herumlief. Dort wurde durch einen Biſchof eine Meſſe geſungen, der alle Cardinäle mit Ausnahme Correros beiwohnten. Als der Gottesdienſt zu Ende war, wurde der Leichnam in die Sakriſtei getragen, in einen Sarg gethan, und in ſein Land geſchickt.

Am 1. Mai gingen die Geſandten der Herrſchaft Venedig dem Cardinal von Cypern entgegen; es gingen auch vier Cardinäle und viele Prälaten mit. Man zählte mehr als 900 Pferde.

Ankunft der Ambaſſadoren des Königs von Datien[65]).

Am 15. März kamen 4 Ambaſſadoren des Königs von Datien an, mit einem recht ſchönen Geleite von Rittern und Schildknappen. Sie brachten wohl 150 Pferde. Und ſein Titel lautet: Rex Datiæ cujus regni non est finis.

Ankunft des Biſchofs von Trier[66]).

Am genannten Tage kam auch der Biſchof von Trier, welcher mit dem Biſchof von Speier Krieg führte, der auch ſeinerſeits ſich nach Trier nannte. Er hatte 16 Ritter bei ſich und 30 Knappen, alle in rothes Tuch gekleidet. Er kam mit dreihundert Pferden, alles in guter Ordnung, mit Bogen und Eiſenhüten.

Leichenfeier bei dem Tode des Patriarchen von Alexandria.

Am Morgen des 18. März verſammelten ſich alle Prälaten des Concils im Dom, und da war ein Sarg hergerichtet,

und bedeckt mit ſchwarzem Tuch, mit dem Wappen des Patriarchen von Alexandria, welcher geſtorben war, und der Sarg war rings ganz umgeben mit Fackeln. Es wurde von einem Biſchof ein Todtenamt geſungen, und nachher wurde eine ſchöne Rede gehalten.

Ankunft des Biſchofs von Paſſau.

Am 19. März kam der Biſchof von Paſſau, welcher ein Herr iſt in zeitlichen wie in geiſtlichen Dingen. Man ſagt, daß er hunderttauſend Dukaten Einkünfte habe, die von ſeinem Vermögen mitgerechnet. Er hatte zwei große Herren und viele Ritter bei ſich; es waren dreihundert Pferde.

Ankunft des Biſchofs von Metz.[66a])

Am 23. März kam der Biſchof von Metz, mit achtunddreißig Dienern, alle bewaffnet und in grün und blau gekleidet, mit zwei Wagen und vier Saumthieren, beladen mit 50 Panzern, und mit vielen Edelleuten. Es waren ungefähr zweihundert Pferde. Er iſt ein großer Herr im Zeitlichen wie im Geiſtlichen auf der Grenze von Deutſchland und Burgund.

Am 18. März wurde im Dome eine allgemeine Congregation abgehalten, und die Kirche wurde geſchloſſen, ſo daß niemand eintreten konnte, als diejenigen, welche inkorporirt waren. Und es wurde geſprochen über die Frage, ob man die Präſidenten des Pabſtes annehmen ſollte. Und ſie beſchloſſen, daß am folgenden Mittwoch ein jeder in ſeiner Deputation erſcheinen und jeder ſeine Meinung ſagen ſollte. [67])

Ankunft des Grafen von Valmont.

Auf den 20. März langte der Graf von Valmont an, vom Hauſe Frankreich, mit großem Geleite von Edelleuten und Rittern. Und er kam wegen eines Streites, den er mit dem

Herzog von Bari[68]) hatte. Der Streit war der, daß dieſer Graf ſagte, dieſe Herrſchaft ſei ſein, und nicht des Herzogs, und zwar darum, weil keine männliche Erben mehr da ſeien, und die Frau, die Tochter des genannten Herzogs, das Land nicht erben könne, und der genannte Herzog nichts habe erben können; und deshalb führten ſie einen großen Krieg mit einander; doch am Ende waren ſie es zufrieden, vor die heilige Majeſtät des Kaiſers zu gelangen; und der Graf kam mit 300 Pferden.

Am 30. März ließ ſich der Kaiſer in einer Sänfte nach dem Kloſter des heil. Dominikus tragen, wo er den Biſchof von Piacenza mit allen Mitgliedern ſeiner Deputation zuſammen fand, und es waren viele Prälaten und Ambaſſadoren da. Und nachdem Schweigen geboten war, ſagte der Kaiſer, er wundere ſich ſehr, daß ſie die Präſidenten des heil. Vaters nicht zum Concil zulaſſen wollten. Er wolle ſie dazu ſtärken, daß ſie dieſelben annähmen, damit weiter kein Irrthum noch Ärgernis entſtünde. Und dies aus vielen Gründen, die ihnen Herr Johannes Franz ſagen würde. Und ſo befahl er demſelben, daß er reden ſolle. Und dieſer, den Befehl hörend, erhob ſich und ſprach eine halbe Stunde lang, indem er viele Gründe anführte, um deren willen ſie zugelaſſen werden ſollten, um des Nutzens der heiligen Kirche willen, indem, wenn ſie das Gegentheil thäten, ſie die ganze Welt in Verwirrung bringen würden. Als er ſeine Rede geſchloſſen hatte, wurde geantwortet, ſie würden fortgehen und ſich zuſammen berathen, und dann eine Antwort geben. Und ſo ging der Biſchof von Piacenza weg und begab ſich in ſeine Stube, und dort blieb er eine Stunde lang, und als der Kaiſer ſah, daß er nicht zurückkam, ſandte er Herrn Johann Baptiſt Zigala zu ihm und ließ ihn fragen, was er zu ſagen beabſichtige, worauf der Bi-

ſchof von Piacenza zum Kaiſer kam und ihm erklärte, er wolle erſt mit den andern Deputationen zuſammenkommen und mit ihnen conferiren. Als dies der Kaiſer gehört hatte, ließ er ſich in einer Sänfte von zwei Pferden forttragen und begab ſich in das Gemeindehaus. Dort wurde ihm geantwortet, ſie würden alles thun, was der heiligen Majeſtät des Kaiſers genehm wäre.

Am Freitag, 9. April, kam der Herzog von Bari, vom Hauſe Frankreich, an; er kam mit 300 Pferden und vielen Rittern, und er führte 40 Edelknaben mit ſich, alle gleich gekleidet, und es beſtand ihr Abzeichen in einem Sinnſpruch, mit ſilbernen Buchſtaben auf einen Ärmel geſtickt. Auch hatte er zwei Herolde bei ſich mit zwei Standarten, mit dem Wappen Frankreichs: das ſind drei gelbe Lilien in blauem Feld. Dergleichen hatten auch ſeine Trompeter auf ihren Fahnen, und er ſelbſt war gekleidet in einen ganz mit Gold geſtickten Waffenrock. Und er kam, um mit dem Kaiſer wegen ſeines Streites (mit dem Grafen von Valmont) zu verhandeln.

Donnerſtag den 8. April kam ein Brief des Dogen, worin andere Briefe eingeſchloſſen waren, des Inhaltes, daß der Graf Francesco (Sforza) ſich mit dem heiligen Vater verglichen habe.

Ankunft des Herzogs Iſpan.

Am 11. April kam der Herzog Stefan, genannt Iſpan; er kam aus Ungarn mit 100 Reitern, ausgerüſtet mit Bogen, mit Hüten und mit Lanzen, alles in recht gutem Stande. Sobald er angelangt war, ſuchte er den Kaiſer auf und ſchickte die nachgenannten Dinge voraus, ihm zum Geſchenk. Zuerſt 10 große Becken von Silber, welche 10 Knappen trugen. Ebenſo 10 Teller, ebenfalls von 10 Knappen getragen. Ebenſo

20 große Taſſen von vergoldetem Silber, welche andere 20 Knappen trugen. Ferner 10 Stücke Seidentuch, welche ebenſo getragen wurden. Zu dieſem Geſchenke kam eine große Menge Volkes, blos um den Herzog zu ſehen. Und vor die heilige Majeſtät des Kaiſers gelangt, kniete er vor ihm nieder, und nachdem er ſeine Botſchaft ausgerichtet, präſentirte er ihm die vorbeſchriebenen Sachen. Der Kaiſer hieß ihn aufſtehen, und indem er ihn mit engelgleichem Antlitz empfing, dankte er ihm und hieß die genannten Sachen verwahren.

Ankunft des Biſchofs von Fraiſez [69]).

Sonntags den 11. April kam der Bruder des Herrn Brunoro della Scala, der Biſchof von Fraiſez mit mehr als 80 Reitern, unter denen wohl 50 mit Bogen waren, und unſere Ambaſſadoren giengen ihm entgegen mit allen Prälaten von Venedig. Es waren ungefähr 1000 Pferde, die ihm etwa 3 Meilen weit ins Land entgegengiengen. Und er kam ohne Inſtrumente, in Trauerkleidern, weil ihm kürzlich ſein Bruder Matthias geſtorben war. So wurde er bis zu ſeiner Herberge geleitet.

Ankunft des Sohnes des Grafen Lancilago.

An demſelben Tage kam Lancilago, der Sohn des großen Grafen an, der geſtorben und ein Verwandter des Kaiſers geweſen war. Er kam, um ſich mit dem Titel des Vaters belehnen zu laſſen. Er führte 250 Pferde mit ſich.

Am 17. April kam der Abt von Gianbeccari aus Bologna an, ſtellte ſich dem Concil vor, und ließ ſich incorporiren.

Am 23. April fand eine ſehr fromme Prozeſſion ſtatt, an welcher der Kaiſer mit allen Cardinälen und dem ganzen Concil theilnahm. Nach der Prozeſſion wurde die Meſſe des hei-

ligen Geiſtes durch den Erzbiſchof von Zara [70]) mit den üblichen Gebeten geſungen. Nachher kleidete ſich der Kaiſer hoheprieſterlich und die Cardinäle und Biſchöfe alle mit weißen Chormänteln und weißen Mitren nach dem Gebrauch. Darauf ſtieg ein Biſchof auf eine Galerie und las ein Decret, worin enthalten war, daß das Concil die Präſidenten des Papſtes annehme. Und dieſe wurden dann auf die dazu beſtimmten Plätze geſetzt, Monſignor, der Legat, und Monſignor von Santa Croce, hinter ihnen die andern Cardinäle und Prälaten, gegenüber dem Chor, auf den andern Bänken. Zuerſt der Biſchof von Tarento, der Biſchof von Padua, der Abt von Santa Juſtina, dann hinter ihnen alle andern Biſchöfe. Als dies geſchehen war, fragte der Biſchof, der auf der Galerie war, ob das ihnen gefalle, worauf alle antworteten: placet (es gefällt uns). Und ſo ſagte der Notar: Ich nehme es zu Papier.

An dieſem gleichen Tage verreiſte der Graf von Valmont in großem Zwiſt mit dem Kaiſer, weil der Kaiſer ihm eine ungünſtige Antwort in Bezug auf das Land gegeben hatte, worüber er mit dem Herzog von Bari im Streite lag. Darum waffnete ſich der Graf mit ſeinem ganzen Gefolge und ſtieg zu Pferd, indem er ſagte, daß es ſich durch die Schärfe des Schwertes entſcheiden müſſe, ob er das oberwähnte Land beſitzen ſollte. Und er ſagte noch viele andere ungeziemende Worte gegen den Kaiſer, die demſelben ſpäter zur Kenntniß kamen, und wenn er ihn hätte erreichen können, ſo würde er ihn eingeſperrt haben.

Wie der Herzog von Bari belehnt wurde.

Am 24. April ließ ſich der Kaiſer auf den Domplatz zu der gewohnten Richtſtätte führen, welche prächtiger als ſonſt hergerichtet war, indem ſein Sitz mit ſchönen Vorhängen dra-

pirt war. Als der Kaiſer ſeinen Stuhl beſtiegen hatte, wurde er bekleidet nach der Sitte, und ebenſo der Herzog von Brandenburg. In dieſem Augenblick kam der Herzog von Bari mit einem großen Gefolge von Prälaten und Rittern, lauter Franzoſen, und zwei Fahnen, von denen die eine ganz roth, die andere ganz gelb war, und mit einer weißen Fahne, und alle andern hatten jeder ein rothes Fähnchen in der Hand. Wie er zu dem Richterſtuhl gelangt war, ſtieg er mit ſeinem ganzen Gefolge vom Pferd und kniete vor dem Kaiſer nieder, und der Kaiſer hielt eine ſchöne Rede, damit ſchließend, daß der Herzog ſchwören ſollte, treu gegen das heilige Reich und ein Schützer der Waiſen zu ſein. Als er dies geſchworen hatte, ergriff der Kaiſer ein bloßes Schwert und gab ihm dasſelbe in die Hand und belehnte ihn mit dem beſagten Land. Wie dies geſchehen war, legte der Kaiſer ſeine kaiſerlichen Gewänder ab, und in dieſem Augenblick wurden alle jene Fähnchen zerriſſen, und der Kaiſer, um dem Herzog größere Ehre zu erweiſen, ſchlug 23 Ritter, unter dieſen war der Sohn des großen Grafen von Ungarn. Nachdem dies geſchehen war, ließ ſich der Kaiſer nach Hauſe tragen.

Am 27. desſelben ſtellte ſich den Deputationen der Patriarch von Friaul [71]) vor und verlangte den Beſitz des Patriarchates, welches die Herrſchaft von Venedig eingenommen hatte. Als die Venezianer dies hörten, erwiderten ſie, es möchten zuerſt ihre Geſandten angehört werden. Und ſo geſchah es.

Ankunft des Geſandten des Königs von Polen.

Am 26. Mai kam ein Biſchof als Abgeſandter des Königs von Polen an. Er kam mit vierzig Pferden und einem ſpaniſchen Ritter und zwei Wagen mit ſechs ſehr großen Pferden. Und es giengen ihm viele Prälaten entgegen.

Die Fronleichnamsprozeſſion.

Am 27. Mai [72]) wurde eine Prozeſſion durch die ganze Stadt gehalten, das heißt durch alle Pfarreien derſelben, indem man in den Straßen den Leib Chriſti unter großem Aufwand von Lichtern und Reliquien ausſtellte. An dieſem Umzug betheiligten ſich alle Cardinäle, Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, mit weißen Mitren angethan. Und es waren zuſammen dreiundachtzig Mitren, die alle dem Leib Chriſti vorangiengen, mit einer wunderbaren Menge von Lichtern, welche ihre Diener trugen, mit ihren Wappen darauf abgebildet. Hinter dieſen kamen viele Prälaten, mit Reliquien in den Händen, hinter dieſen unſer Biſchof von Padua unter einem Baldachin von Goldſtoff, welcher den Leib Chriſti in der Hand trug. Alle Straßen waren mit friſchem Gras beſtreut, und an den Fenſtern waren Vorhänge in vielerlei Farben angebracht. Es waren im Ganzen achthundert Lichter. Der Zulauf des Volkes war groß.

Die Ankunft des Cardinals von Arles.

Am 31. Mai kam der Monſignor von Arles an, ein franzöſiſcher Cardinal, mit einem ſchönen Gefolge. Es waren ungefähr 60 Pferde. Alle Cardinäle und Prälaten giengen ihm entgegen.

Ankunft eines Abgeſandten des Königs von Mailand.

Am 3. Juni kam Herr Chriſtophano Vecchia an, Geſandter des Herzogs von Mailand. [73]) Am andern Tag ſtieg er in den Deputationen auf die Rednerbühne und fing an zu ſprechen. Der Kaiſer ſagte, er habe ſich beim Concil über ſeinen Herrn beklagt, daß er ihn habe nach Italien kommen laſſen und ihm nicht alles das, was er ihm verſprochen, ge-

halten habe, nämlich ihm 5000 Dukaten im Monat zu geben und ihn krönen zu lassen. Auf diese Beschwerde habe er nicht zu antworten gewußt, jedoch habe er seinem Herrn berichtet. Und dieser sage nun, der Kaiser habe sehr unrecht, sich zu beklagen; denn erstlich, wenn er nicht wäre, so hätte derselbe die kaiserliche Krone nicht; zum andern habe der Kaiser nicht 5000 Dukaten im Monat erhalten, sondern mehr als 7000; und drittens wisse er wohl, daß er ihn immer hingehalten und nicht Frieden zwischen ihm und der erlauchten Herrschaft von Venedig geschlossen habe. Er habe genug Volk aus seinem Land kommen lassen und doch nichts gethan, vielmehr habe er sich mit den Venezianern abgefunden und den Herzog von Mailand draußen gelassen. Damit wolle er seinen Herrn rechtfertigen vor dem ganzen Concil gegenüber derartigen Verdächtigungen.

Botschafter des Königs von Frankreich.

Am 5. Juni kam Herr Simon an, Ritter und Doctor, Botschafter des Königs von Frankreich. Nachdem dieser seine Botschaft beim Concil ausgerichtet hatte, begab er sich zum Kaiser, der sich in einer Stadt Namens Ulm befand.[74])

(Es folgen zwei Briefe, worin der Sieg üser die Taboriten in Böhmen erzählt wird.)

Als der Legat die oberwähnten Briefe bekommen hatte, ließ er sofort eine feierliche Prozession anordnen, bei welcher 28 silberne Kreuze gezählt wurden.

Als die Dinge nun auf diesen Punkt gelangt waren, lag der Patriarch jeden Tag den Mitgliedern des Concils an, und da er sah, daß man ihm keine Antwort gab, und jeder Termin nutzlos verstrichen war, erschien er vor den Deputationen und beschwerte sich. Es wurde ihm geantwortet, sie würden

ſchon dafür ſorgen, daß ihm Richter in ſeiner Sache gegeben würden, und es wurden vier Cardinäle gewählt, mit dem Auftrag, eine Vereinbarung zwiſchen dem Patriarchen und der Herrſchaft von Venedig zu treffen; und nachdem alle höheren Prälaten des Concils auf den 9. Juni in die Kirche des heiligen Franz einberufen worden waren, wurde in Gegenwart des beſagten Patriarchen veröffentlicht, daß die Deputation aus Liebe und Wohlwollen und um jedes Ärgernis zu verhüten, vier Herren erwählt habe, welche die Vereinbarung zu Stande bringen ſollten. Die Namen derſelben ſind folgende: zuerſt Monſignor der Legat, dann Monſignor de Santa Croce, dann Monſignor de San Pietro in Vinculis, dann Monſignor Fermano. Es wurde ihnen ein Monat Friſt gegeben, und wenn ſie binnen dieſer Zeit die Parteien nicht zu einer Einigung bringen könnten, ſo ſolle auf eine andere Weiſe dafür geſorgt werden. So wurden die Dinge einſtweilen in der Schwebe gelaſſen.[18])

(Hier iſt eine Lücke bis Auguſt. Das Tagebuch hebt neu an mit der Beſchreibung des Einzuges der Geſandten Spaniens in Baſel.)

. . . Zuerſt kamen 28 Maulthiere, beladen mit Butten und Kiſten, und bedeckt mit Tüchern, welche die Wappen und Deviſen ihrer Herren trugen. In Geſellſchaft dieſer Maulthiere waren 60 Mann zu Fuß, mit Armbrüſten und Lanzen, dann kamen zu zwei und zwei 56 Diener, in die Livrée ihrer Herren gekleidet, dann 12 andere Diener, ähnlich gekleidet, aber jeder von ihnen trug eine Capuze über dem Koller, mit Zacken bis zum Gürtel herunter, bedeckt mit Perlen und Silber; hinter dieſen kamen fünf Herolde mit den Wappen ihrer Herren. Unter dieſen war einer nach der Art der Berbern gekleidet, mit einem weißen Helm auf dem Kopfe, und verhüllt, wie ein

Weib, mit einer kleinen Lanze in der rechten Hand, auf der linken Seite einen mauriſchen Schild am Gürtel. Nach dieſen kamen drei ſehr ſchöne Maulthiere, an der Hand geführt, mit Geſchirr von vergoldetem Silber. Hinter dieſen zehn Pagen, auf wohlgeſchirrten Maulthieren mit ſilbernen Sturmhauben auf dem Kopf; darunter einer, der ein wundervolles Schwert unter dem Arm trug, beſchlagen mit vergoldetem Silber; alle hatten kleine Lanzen in der Hand. Hinter dieſen kamen zwei Trompeter. Darauf die Ambaſſadoren. Zuerſt ein Ritter, welcher Veliſifer[76]) des Königs von Spanien heißt, gekleidet in ſehr ſchönen Goldſtoff, einen ſchwarzen Strohhut mit goldener Schnalle, verziert mit vielen Edelſteinen, auf dem Kopf. Der zweite war ein Biſchof von Conche[77]), auf einer Seite den Erzbiſchof von Tarent, auf der andern den Biſchof von Padua, hinter ihnen der Dekan von St. Jakob[78]) mit einer Menge von Prälaten. Es waren im ganzen 1400 Pferde. Und es zogen ihnen entgegen die Angehörigen des Königs von England und die von Baſel; das waren 600 Pferde, und dieſes Geleit wurde für viel ſchöner angeſehen, als das des Königs von England.

Am 20. Auguſt verreiſte der beſagte Monſignor de Santa Croce, um nach Mailand, nach Venedig und dann zum Pabſt zu gehen, und er wurde von allen Cardinälen begleitet bis zum Thor. Denn er wollte nicht, daß ſie ihm weiter das Geleit gäben. Ihr müßt aber wiſſen, daß, als alle Geſandtſchaften zu ſeinem Hauſe gekommen waren, die von Frankreich ſich vor die von England drängten. Da gab es einen großen Lärmen. Denn die von England wollten voran ſein, und es fand ſich, daß ſie mit Schwertern und großen Stöcken bewaffnet waren. Darum ſtürzte ſich der Legat unter ſie und nötigte die Engländer zurückzuweichen[79]) Das war die Urſache,

daß Monſignor de Santa Croce nicht wollte, daß jemand mit ihm vor die Stadt hinaus gehe, außer dem Erzbiſchof von Tarent und dem Biſchof von Padua, welche ihn an dieſem Tage geleiteten.

Die Art ins Conlil einzutreten.

Am 2. September verſammelten ſich alle Cardinäle in der Domkirche, welche hergerichtet war wie für den Empfang der Engländer. Die ſpaniſche Geſandtſchaft hatte ſich mit ihrem Gefolge im Quartier des Biſchofs von Conche verſammelt, und nachdem ſie ſich zu zwei und zwei geordnet, fiengen ſie an durch die Stadt nach dem Dom zu ziehen. Und zuerſt traten die Geſandten ein, mit vielem Gefolge, hierauf der Protonotarius, dann Herr Juan de Silva, hierauf der Biſchof von Conche, dann der Dekan von St. Jakob. Und als ſie in der Kirche empfangen worden waren, wurden ſie zu der ihnen angewieſenen Bank geführt. Und nachdem alles ſtill geworden war, fing der Biſchof von Conche an, folgende Rede zu halten:

(Fehlt.)

Am 9. September 1434 kam ein Bote von Mailand mit zwei Briefen. Der eine war vom Herzog, der andere von Nicolo Pizenin. Der Bote überreichte ſie dem Biſchof von Piacenza. Sobald dieſer ſie geleſen hatte, ſtieg er mit ſeinem Gefolge zu Pferd, ritt zu allen Deputationen, und ließ ihnen die Briefe vorleſen. Der Inhalt war dieſer:

Wiſſet, daß Samſtag den 28. Auguſt Nicolo Pizenin[80]) mit dem Volk der Liga handgemein wurde und ein Scharmützel entſtand, und wie es dem höchſten Gott gefiel, ſchlug ich ſie in die Flucht, und ich werde in Eure Gewalt führen Petro Gian Paulo Eſtor, Herrn von Faenza, Ceſare Martinengo, Giovanni Malavolte.

Am 7. September verreiste Monsignor von Piacenza nach Mailand, und er wurde von vielen Prälaten bis zum Land hinaus begleitet.

Am 11. September kamen drei französische Bischöfe an, als Abgesandte des Königs von England. Sie kamen, um einen Sitz im Concil zu verlangen. Diesen Bischöfen giengen alle Engländer entgegen und begleiteten sie bis in die Stadt hinein mit Musikinstrumenten.

Am 20. September verreiste der Bischof von Bologna nach Padua. Er wurde von vielen Prälaten und von unsern Ambassadoren begleitet.

Am 25. September begaben sich die Gesandten der erlauchten Herren von Venedig nach dem Dominikanerkloster, weil man ihnen gesagt hatte, daß das Concil das Monitorium herausgeben wolle; da beschwerten sie sich, daß es schon erlassen, aber ihnen seit drei Tagen nicht kundgegeben worden sei. Es wurde geantwortet, sie wüßten davon nichts, sie wollten sich erkundigen, und wenn es so wäre, so würden sie ihnen keinen Schaden zufügen lassen.

Am 28. September beim Tagesgrauen zog das Gefolge des Patriarchen mit Schwertern und Stöcken vor den Dom, und da wurde von ihnen das Monitorium angeschlagen, das das Concil erlassen hatte; und sie blieben bis zur dritten Stunde, um zu sehen, ob niemand es abreißen wolle.

Am 8. Oktober giengen unsere Gesandten in den Dom zu der Congregation; dahin kam auch der Erzbischof von Friaul. Und jeder sagte vor dem Concil seine Gründe, und als sie gesprochen hatten, wurden sie entlassen und ihnen auf den nächsten Freitag ein neuer Termin angesetzt.

Als der Termin gekommen war, giengen unsere Gesandten

in den Dom, wo das Concil verſammelt war, und da wurde Herrn Simon della Valle, dem Advokaten der Herren von Venedig, aufgegeben, zu ſagen, was er auf die vom Patriarchen angeführten Thatſachen zu antworten hätte. Zuletzt wurde nichts abgeſchloſſen.

Am 15. Oktober kam ein Biſchof und ein Ritter des Königs von Polen an, mit dreißig Pferden und einem Wagen.

Am 17. Oktober, bei Tagesanbruch, ſchickte beſagter Patriarch ſein Gefolge mit Schwertern und Stöcken und ließ an die Thüren des Doms ein zweites Monitorium anſchlagen. Und das that er, weil man ihm eingewendet hatte, das erſte ſei nicht richtig.

Die Ankunft des Geſandten der Römer.

Am 19. Oktober kam ein Geſandter der Römer an, Namens Herr Johannes Baroncelli; er brachte 16 Pferde mit.

Die Abreiſe der Geſandtſchaft des Königs von England.

Am 17. November wurden vier Schiffe ausgerüſtet, darunter eines mit Verdeck, unter dem Banner mit dem Wappen des Königs von England. In dieſes Schiff ſtieg der Graf mit ſeinen Rittern und den Muſikanten; in das zweite ſeine Knappen; in das dritte ſeine Pferde; in das vierte der Koch mit dem Proviant; und bemerke, daß alle Schiffe mit Leinwand überſpannt waren, und die, welche das Schiff des Grafen ruderten, ſtanden auf dem Verdeck. In dieſer ſchönen Ordnung verreiſte er, um in ſein Land zurückzukehren. Aber bevor er abfuhr, ſchickte er zu Herrn Johann Franz, um ihm ein Privilegium zu verleihen, nebſt zwei Halsbändern von Gold und einem dritten von Silber, mit der Deviſe des Königs von England. Und in dieſem Privileg iſt enthalten, daß er dieſe

Deviſe zwei Rittern von edlem Geſchlecht und einem Knappen mit derſelben Autorität wie der König ſelbſt verleihen könne.

Einſprache gegen das Monitorium des Patriarchen.

Am 20. November giengen unſere Geſandten in den Dom; ſie erſchienen, um dem Termin des Monitoriums zu genügen. Und da hielt Herr Johann Franz eine Rede zur Rechtfertigung der Herren von Venedig. Wenn dieſe dem Monitorium nicht nachgekommen ſeien, ſei es deswegen, weil dieſes Monitorium nicht erfolgt ſei in Gemäßheit mit einem Schreiben, das er ihnen vorlegte. Es wurde ihm geantwortet, er möchte das Schriftſtück der Deputation einſenden.

Beſtimmung über die Angelegenheit des Patriarchen.

Am 7. Januar [81]) wurde in den Deputationen Schluß erkannt. Es wurden ſechs Mitglieder gewählt, welche die Parteien anhören und dann an die Congregationen Bericht erſtatten ſollten. Es waren dies folgende Herren: der Biſchof von Couche, der Protonotarius von Spanien, der Dekan von Spanien, der Biſchof von Spanien, der Biſchof von Frankreich, der Abt von England.

In Baſel abgehaltenes Turnier.

Auf den Tag der heil. 3 Könige veranſtalteten die Spanier ein ſchönes Turnier, mit einem längs dem Platz ausgeſpannten Tuch; das Turnier dauerte von 9 bis 2 Uhr, und als ſie die Waffen abgelegt hatten, begaben ſie ſich in das Gemeindehaus, wo ein herrliches Nachtmahl gerüſtet war. Dahin kamen auch viele Damen vom Adel. Zuerſt wurde in einem Saal voll prächtiger Lichter getanzt, dann ſetzte man ſich zum Mahl, das aus 15 Gängen beſtand. Es waren 2 Kredenztiſche mit Silbergeſchirr beladen, in einer Länge von 18

Fuß und einer Breite von 4 Fuß, mit Geſtellen, eines über dem andern; darauf ſtanden Kelche, Taſſen, Schüſſeln, vergoldete Becher, Confektſchalen ſeltenſter Arbeit, Salzfäſſer, Platten, Becken von wunderbarer Schönheit. Als ſie geſpeist hatten, kamen ſie herunter zum Tanz. Die Frauen waren reich gekleidet, mit ſilbernen Halsbändern voll Figuren; die einen trugen Perlenſchnüre auf dem Kopf, die andern Seidentücher, die ihnen bis zum Gürtel herunterfielen. Und es war ſo geordnet, daß beim Tanzen immer zwei zuſammen giengen, mit zwei Fackeln vor jeder Perſon. Als der Tanz zu Ende war, traten zwölf Maskirte auf und tanzten einen Tanz; dann kleideten ſie ſich um und erſchienen mit Inſtrumenten. Hinter den Muſikern traten 24 Perſonen ein, die wie Wilde gekleidet waren, mit langen, bis zum Boden herabfallenden Haaren, halb roth, halb grün, mit Schilden am Arm, und mit Keulen aus Leinwand, gefüllt mit Werg; man machte ihnen freien Raum und da begann ein lebhafter Kampf, indem ſie mit ihren Keulen einander auf die Köpfe und um die Schultern ſchlugen. Zuletzt ließen ſie von einander und machten einen Tanz. Darauf entſpann ſich ein neuer Kampf, und mehr als einer fiel wie todt hin. Hierauf verabſchiedeten ſie ſich von den Damen. Alsdann wurde der allgemeine Tanz fortgeſetzt bis zum Morgen.

Abſchrift eines Briefes, den der Kaiſer an das Concil ſandte.

Am beſagten Tag zeigte der im Concil anweſende Botſchafter des Kaiſers einen Brief, den ihm derſelbe geſandt hatte. Dieſer ſagte, daß die Böhmen es zufrieden ſeien, ihm die Krone zu geben, unter der Bedingung, daß das Concil einen Geſandten ſchicke mit voller Freiheit, unter dem kaiſerlichen Wort, diejenigen Vergünſtigungen zu gewähren, die man ihnen früher

angeboten habe; und wenn das Concil nichts mehr zu bewilligen hätte, so hätte der Kaiser volle Freiheit zu thun, was ihm beliebte. Hierauf antwortete der Legat, man würde dafür sorgen.

Abreise des Bischofs von Coutance.

Am 28. Januar verreiste der Bischof von Coutance [82]) mit fünf Prälaten als Botschafter des Concils zum Kaiser mit voller Freiheit, Böhmen in Besitz zu nehmen.

Abschrift einiger im Concil publicirter Schriftstücke.

An demselben Tage wurden einige Dekrete publicirt, welche das Concil erlassen hatte, darunter eines, das sagte, daß jeder, der ein Gelübde auf sich habe, zu einem Gnadenorte zu gehen, so und so viel bezahlen und absolvirt werden möge, und ähnliche Wuchereien. Ferner wenn jemand von Schuld und Buße absolvirt sein wolle, so möge er so viel bezahlen, als er in acht Tagen für seine ganze Familie ausgeben würde. Und viele andere Dinge thaten sie, blos um Geld zu machen, und es den Griechen zu geben, damit ihr Kaiser nach Italien käme, und sich mit unserm Glauben vereinigte. [83]) Darauf schickte er dem heiligen Vater Brot, um gut zu machen, was er gethan hatte.

Am 27. Januar gingen unsere Gesandten in den Dom und überreichten gewisse Schriftstücke. Es wurde dem Patriarchen ein Termin von 15 Tagen gegeben.

Am 20. März kamen in das Haus der Gesandten der Herren von Venedig Herr Sidro von Mailand, welcher Geschäftsführer des Patriarchen war, und sagte zu ihnen mit großer Freude: Ich theile euch mit, daß Herr Massilio von Carrara Padua den Venetianern weggenommen und sich zum Herrn der Stadt gemacht hat. Als unsere Gesandten dies

hörten, machten ſie ſich luſtig über den Bericht; allein als Herr Sidro fort war, wurde ihnen die Sache doch ſehr bedenklich, und ſie entſchloſſen ſich, nach Padua an die Rektoren zu ſchreiben und ihnen mitzutheilen, was man in Baſel ſage, damit ſie der Sache ihre Aufmerkſamkeit zuwendeten.

Am 30. März kamen drei Geſandte der Griechen an, bei dieſen war Herr Chriſtoph von Treviſo, Sekretär des Pabſtes; und der Biſchof von Tarent, ſowie der Biſchof von Padua, gingen ihnen entgegen und geleiteten ſie bis zu ihrer Herberge.

Am 9. April verreiste der Monſignor von Rom; er ſaß in einer Sänfte, welche zwei Pferde trugen. Die Sänfte war prächtig bedeckt mit Goldſtoff und mit Kiſſen von Goldtuch. Er war nur von ſeinen Leuten begleitet; denn er reiſte ab, ohne daß jemand davon wiſſen ſollte.

Am 29. April kam Johann der Deutſche an, der Diener des Herrn Johann Franz Capo de Liſta und brachte Briefe, darunter einen von Bartolomeo von Galeazzo, worin ausführlich alle Vorgänge in Padua, welche durch Maſſilio von Carrara herbeigeführt worden waren, geſchrieben ſtanden.

Am 2. Mai verreiſte einer der griechiſchen Ambaſſadoren, um ſeinem Kaiſer die Verhandlung mitzutheilen, die im Concil ſtattgefunden hatte.

Am 10. Mai kam die Geſandtſchaft der Gemeinde Neapel an. Alle waren ſchwarz gekleidet. Sie kamen mit 30 Pferden.

Am 4. Juni gingen die Ambaſſadoren unſrer gnädigen Herren in die Congregation, und die Richter erſtatteten ihren Bericht über das, was unſre Geſandten gegen den Patriarchen vorgebracht hatten. Und als ſie geſchloſſen hatten, ſagte Herr Johannes Franz, daß er alles das, was die Richter geſagt

hätten, beweiſen wolle; man möchte einen angemeſſenen Termin geben. Die Gegenpartei ſprach vielerlei gegen die Bewilligung eines Termins; doch beſtätigten ſie, daß die Angaben wahr ſeien, nur habe die Herrſchaft Venedig nicht das Recht den Patriarchen zu ſtrafen, oder das zu nehmen, was der Kirche gehöre: das ſei Sache des Pabſtes. Unſre Geſandten erwiderten, ſie hätten von Pabſt Martinus Vollmacht erhalten, alles das zu thun, was ſie gethan hätten, und hätten alſo im Gehorſam gegen den Pabſt gehandelt, und erboten ſich dafür den Beweis zu leiſten. Alles mit mehrerem. Darauf antworteten die Herren von der Congregation, daß ſie an die Deputation Bericht erſtatten, und dieſe dann beſtimmen würde, was geſchehen ſoll.

Am 17. Juni verreiſte Monſignor di Santa Croce und begab ſich zu dem Biſchof von Cypern, um nach Frankreich zu reiſen. Er fuhr den Rhein hinunter.

Am 24. Juni kam Herr Peter da Monte. Er kam von Florenz nach Baſel, weil ihn der Pabſt zum Protonotarius ernannt hatte. Er wurde von vielen Prälaten bis zu ſeiner Herberge geleitet.

Um euch Bericht zu geben von weiteren Dingen, die ſich ereignet haben, melde ich, daß in Baſel zwei deutſche Juden als Diebe eingeſetzt wurden. Sie wurden ſogleich auf die Folter geſpannt und bekannten, das Verbrechen begangen zu haben. Und nachdem ihnen Friſt zu ihrer Vertheidigung, wie es Brauch iſt, gegeben war, wurden ſie vielfach aufgefordert, Chriſten zu werden und nicht wie das Vieh zu ſterben. Am Ende bekehrte ſich einer von ihnen und ließ ſich taufen. Als die Zeit da war, wo ſie ſterben ſollten, wurden ſie ins Rathhaus geführt, und da wurde ihnen, wie es Brauch iſt, ihr Verbrechen vorgeleſen und ſie in der Weiſe verurtheilt, daß der, welcher Chriſt geworden war, an die Richtſtätte hinausgeführt und ihm der

Kopf abgeſchlagen werden ſollte; der Jude dagegen ſollte an den Füßen aufgehenkt und ein Hund neben ihn gehenkt werden.[84]) Darauf wurden ſie unter dem Zulauf unzählbaren Volkes hinausgeführt. Auf der Richtſtätte angekommen, fiel derjenige, welcher Chriſt geworden war, auf die Knie nieder; als aber der Meiſter ſeines Amtes walten wollte, ſpie der Jude dem Chriſten ins Geſicht. Darauf verband der Meiſter dem Delinquenten das Geſicht und ſchlug ihm mit dem Schwert den Kopf ab. Darauf trat er zu dem Galgen, der dreieckig war und auf drei aus Hauſteinen hoch aufgemauerten Säulen ſtand. Es hingen ſchon mehrere Delinquenten in Ketten daran. Als der Jude an die Leiter geführt worden war, fragte man ihn nochmals, ob er Chriſt werden wolle. Er aber blieb feſt und hartnäckig bei ſeinem Glauben. Zuletzt wurden ihm beide Füße zuſammengebunden und er an einem Strick auf den Galgen hinaufgezogen. Da wurde eine Kette feſt an ſeine Füße gelegt. Dann wurde ein gewaltig großer Hund, ebenfalls an den hintern Füßen gebunden und an den Galgen gehängt, hinunter gelaſſen. Der Hund fing an, in ſehr gefährlicher Weiſe nach ihm zu beißen. Der Jude ſchrie nach Moſes, Abraham, Jakob und nach allen ſeinen Leuten, daß ſie ihm hülfen. Und ein Mönch, der unten an der Leiter ſtand, ermahnte ihn, Chriſt zu werden. So blieb er bis 22 Uhr. Und da er inne ward, daß ſeine Propheten ihm nicht halfen, fing er an, an unſern Glauben zu denken, und hob an, unſere liebe Frau um Hilfe anzurufen. Plötzlich ereignete ſich ein offenbares Wunder: der Hund that ihm nichts mehr zu Leide und hielt ſich ruhig. Dies bemerkend, rief der Jude nach dem Mönch und ſagte: Ich will durchaus ein Chriſt werden, ich bitte euch, ſchaffet, daß ich die Taufe empfange. Der Mönch ſagte: Gedulde dich, ich will ſchon machen, daß du getauft

wirſt, aber darum wirſt du von hier nicht loskommen, du mußt ſterben. Der Jude antwortete: Ich bin zufrieden, wenn ich nur die Taufe empfange. Und als dies den Landesherrn bekannt gemacht wurde, ſchickten ſie ſogleich den Henker, daß er den Hund abnehme. Und ſo blieb der Jude die ganze Nacht unter den Vermahnungen und Tröſtungen des Mönches und anderer Leute, die ihn im Glauben unterwieſen und ihm ſagten: Glaube ſo und ſo. Und plötzlich ſtreckte er ſeine Hand, frei von den Banden, zum Himmel auf. Der Henker, der auf dem Platz gegenwärtig war, verwunderte ſich ſehr, und erzählte am Morgen alles ſeinen Herren, welche ebenfalls ſehr erſtaunten. Ganz Baſel lief hinaus, und ſie fragten, wie die Sache ſich zugetragen habe. Er antwortete: Er habe von ganzem Herzen ſich Gott befohlen, und plötzlich ſei ſeine Hand losgeworden. Der Mönch begab ſich zum Legaten und bat ihn, er möchte ſich bei den Herren verwenden, daß ſie ihn ſterben und nicht in dieſer Weiſe leiden ließen. Der Legat ſchickte ſeinen Diener zu dem Biſchof von Lübeck, dem Geſandten des Kaiſers, bei dem ſich gerade auch der Erzbiſchof von Londra[85]) befand. Als derſelbe ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte, antwortete der Biſchof: Vielmehr will ich dahin wirken, daß er am Leben bleibe, und ihm das Leben retten. Und ſo beſchloſſen ſie, nach dem Dekan von St. Jago de Compoſtella zu ſchicken, einem der Geſandten des Königs von Spanien, und dem Abte von Zerotto, dem Geſandten des Herzogs von Mailand, und ſo begaben ſich alle vier zu den Herren von Baſel, und baten ſie um Gnade im Namen ihrer Herrn und des Concils. Die Herren ſagten, ſie wollten ſich darüber berathen. Und ſie verſammelten ſich und hatten darüber eine lange Verhandlung. Zuletzt wurde beſchloſſen, ihm Gnade widerfahren zu laſſen, unter der Bedingung, daß er binnen acht

Tagen aus dem Lande weiche. So wurde er um die neunte Stunde herunter genommen und in das Haus des Biſchofs von Lübeck gebracht.

Bis hieher ſind keine Einzelheiten in Betreff der Angelegenheit des Patriarchen von Aquileja geſchrieben worden, weil der Herr Legat, der Biſchof von Arles, Monſignor Colonneſe und andere Deputirte beinahe täglich bemüht waren, die ſtreitenden Parteien zu einigen. Da es nicht möglich war, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, wurde beſchloſſen, Geſandte nach Venedig an unſere Herren zu ſchicken und ihnen die Sache auseinanderzuſetzen, um zu ſehen, ob ſie eine Übereinkunft machen könnten. Von dieſem Beſchluß gaben ſie unſern Geſandten und dem Patriarchen Kenntniß. Sie beriethen ſich mehrere Tage darüber. Zuletzt waren ſie es zufrieden. Und als Geſandter wurde Johannes Scholaſticus ernannt und ihm eine Friſt anberaumt. Darauf machte er ſich bereit und reiste ab.

Am 20. Auguſt kamen Herr Johannes Ambroſius, der General der Camaldolenſer, und Herr Antonio von Friaul, Geſandte des Pabſtes, hier an, und giengen ihnen entgegen die Präſidenten des Pabſtes, unſre Geſandten, Herr Juan de Silva mit allen Spaniern, und geleiteten ſie bis zu ihrer Herberge.

Am 20. Auguſt kam Giovanni Sgoba an, der Currier der Florentiner Kaufleute, und brachte Briefe, worin enthalten war, wie Frieden zwiſchen dem Pabſt, unſren gnädigen Herren und den Florentinern einerſeits, und dem Herzog von Mailand andrerſeits geſchloſſen worden ſei. Auf dieſe Nachricht ließ der Legat ſofort ein feierliches Geläute veranſtalten und befahl, daß am nächſten Tage eine feierliche Meſſe gehalten würde.

Am 8. Oktober kam ein vom Biſchof von Cypern abgeſandter Brief an, mit der Meldung, daß der Friede zwiſchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund ge-

ſchloſſen und veröffentlicht ſei, wie erhellt aus der Abſchrift des beſagten Briefes.

Als der Legat dieſen Brief erhalten hatte, ließ er ſofort anordnen, daß in allen Kirchen geläutet würde, und daß am nächſten Sonntag eine feierliche Prozeſſion ſtattfände. Und bemerke, daß die Franzoſen wundervolle Feſte und Freudenfeuer veranſtalteten.

Am 11. Oktober 1435 kam Herr Johannes Scholaſticus, der wegen der Angelegenheit des Patriarchen nach Venedig gegangen war, nach Baſel zurück.

An demſelben Tag gieng der genannte Geſandte in den Dom vor die Congregation, und nachdem er dort ſeine Botſchaft an das Concil ausgerichtet hatte, wurden die nachgenannten Deputirten erwählt, um beide Theile in Gegenwart des Legaten anzuhören, nämlich der Patriarch von Antiochien, der Erzbiſchof von Landom [86]), der Biſchof von Burgos, der Biſchof von Aix, der Biſchof von Gurk, der Biſchof von Lectoure [87]).

Am 25. Oktober giengen die Ambaſſadoren von Venedig um ihrem Termin zu genügen, indem ſie eine Menge Geſetz- und Decretalienbücher vor ſich hertragen ließen, und ſie fanden daſelbſt einen Theil der Congregation, und ſie warteten ſo lange, bis die andern auch kämen. Und nachdem jedermann ſich geſetzt hatte, ließen die Geſandten die beſagten Bücher bringen, und die Diener trugen alle herbei. Dann ſagte der Legat zu Herrn Johannes Franz, er möge ſprechen, und er begann alſo:

Cupientes, reverendissimi reverendique patres et domini praestantissimi, officio legationis nostræ satisfacere etc. und darauf zeigte er ihnen in 32 Kapiteln, wie daß unſere gnädigen Herren den Patriarchen nicht aus eigener Macht vertrieben hätten, ſondern daß, was ſie gethan, auf Befehl des heiligen Vaters geſchehen ſei, und wies alles nach, vom erſten

bis zum letzten und zeigte durch Gründe und durch Stellen aus den Geſetzen und Dekretalien, daß, was der Patriarch gethan habe, nicht im Recht begründet ſei. Dieſe Auseinanderſetzung dauerte vom Morgen bis Mittag, worauf der Legat, da er ſah, daß er noch lange nicht zu Ende ſei, anordnete, daß alle nach dem Eſſen um 20 Uhr wiederkommen ſollten. Und ſo giengen ſie auseinander.

Nach dem Mittageſſen kamen unſere Geſandten in die Congregation zurück. Als alle verſammelt waren und ihre Plätze eingenommen hatten, erhob ſich Herr Johannes Franz und fuhr da fort, wo er ſtehen geblieben war, und indem er mit gerechten Gründen und mit den Büchern ſeine Sache vertrat, ſchloß er endlich um 2 Uhr. Als er zu Ende war, erhoben ſich zwei der Deputirten, der Biſchof von Burgos und der Biſchof von Lyon[88]) und widerſprachen dem Herrn Joh. Franz. Als ſie geſchloſſen hatten und ihm aus den Schriften das Gegentheil beweiſen wollten, erwiderte Herr Joh. Franz, und nahm den Prozeß des Notars, las denſelben vor, und gieng auf die einzelnen Capitel ein, und bewies ihnen klar, daß, was er geſagt hatte, wahr ſei. Und er ſagte: Hochzuverehrende Väter, ich will nicht ſtreiten mit einem Notar der Kanzlei. Dieſer hatte das Monitorium gemacht, aber wie Herr Johannes Franz ſagte, nicht gemäß Entſcheidung der Deputation, und doch ſolle es nun giltig ſein. Einer erhob ſich und ſagte, dieſes Monitorium ſei in Richtigkeit, worauf Herr Johannes Franz ihm mit Gründen das Gegentheil beweiſen wollte. Da fiengen alle Prälaten an zu murren, und viele von der Congregation ſagten, es wäre gut, einmal eine Uebereinkunft zu treffen, und alle erhoben ſich. Und an dieſem Tage erwarb ſich Herr Johannes Franz eine große Ehre.

Ende.

Anmerkungen.

1. Cittadella, nördlich von Padua.
2. Curtarolo, in der Mitte zwiſchen Padua und Cittadella.
3. Baſſano, nördlich von Cittadella.
4. Borgo an der Brenta, öſtlich von Trient.
5. Pergine.
6. Trient.
7. Die ganze Uhr, nach welcher Gattaro rechnet, enthält 24 Stunden und läuft von Abends 6 Uhr an.
8. Kaspar Schlick, der berühmte Kanzler.
9. Lavis, St. Michael, Salurn, Ortſchaften nördlich von Trient, am Etſchfluß.
10. Meran.
11. Wohl Naturns, weſtlich von Meran.
12. Mals, weſtlich von Meran, im Anfange des Etſchthales. In der Nähe das Schloß Fürſtenſtein.
13. Nauders, nördlich von Mals, bei Finſtermünz.
14. Prutz am Inn, ſüdlich von Landeck.
15. Pettneu, weſtlich von Landeck.
16. Klöſterle. Gattaro paſſirte, um von Pettneu hieher zu gelangen, den St. Chriſtophsberg, nicht erſt, wie er irrthümlich angibt, Tags nachher auf dem Wege nach Feldkirch.
17. Feldkirch.
18. Wallenſtadt.
19. Gattaros Reiſebeſchreibung geräth hier in Widerſpruch mit Sigmunds Itinerar, wie dasſelbe bei Aſchbach IV. 489 aufgeſtellt iſt; danach war der Kaiſer von Feldkirch an den Bodenſee, über dieſen nach Conſtanz, und von hier nach Zürich gereist. Aber Aſchbachs Angaben beruhen nur auf Stellen welchen gegenüber die Mittheilungen Gattaros unbedingt größern Glauben verdienen.
20. Gattaro verwechſelt Linth und Rhein; ebenſo ſpäter Limmat und Rhein.
21. Rapperſchwyl.
22. Die „obere“ und die „niedere“ Brücke, auf welcher jeder ſich ein Waſſerwerk befand. Die Loggia iſt das Helmhaus vor der Waſſerkirche bei der obern Brücke. Vgl. Vögelin, das alte Zürich (neue Ausgabe), S. 168, 217, 219.

23. Nach altem deutſchen Rechte konnten Landesverwieſene ſicher zurückkehren, wenn ſie ſich beim Einzuge des Fürſten an deſſen Wagen oder Steigbügel hielten. Grimm, Rechtsalterthümer 265. 738. Vgl. Ochs IV., 222. Dies liegt auch hier zu Grunde, nur daß der Kaiſer den Verbannten förmliche Schirm- und Gnadenbriefe ausfertigt, in Ausübung ſeines Rechtes als: gemener richtere over al.
24. Klingnau.
25. Laufenburg.
26. Säckingen.
27. Beuggen.
28. Rheinfelden.
29. Ueber Sigmunds Ankunft in Baſel ſ. Aſchbach IV. 130 und Ochs III. 257.
30. Ueber die Unterhandlung Sigmunds mit dem Concil wegen Verlängerung des Termins, vgl. Johannes de Segovia in den monumenta conciliorum generalium, concilium Basileense II. 464 f.
31. Haus der Johanniter.
32. Der blaue Lettner vor dem Chor.
33. Ueber die Rede des venetianiſchen Geſandten ſ. Segovia 467.
34. Ueber des Kaiſers Reden in den einzelnen Deputationen ſ. Segovia 503.
35. Jakob I. Markgraf von Baden. Vgl. Aſchbach IV. 222 mit abweichendem Datum.
35a. Herzog Wilhelm von Bayern, ſeit 11. Oktober 1431 Protektor des Concils. Aſchbach IV. 25, Richter, Geſchäftsordnung des Basler Concils, 14.
36. Vgl. hierüber Segovia 465, 509.
37. Friedrich IV. von Tirol mit der leeren Taſche.
38. Albrecht V. von Niederöſterreich, der ſpätere König von Ungarn, Böhmen und Deutſchland.
39. orig: Brandinborg . . . Brunbrich . . . dux de Mont.
40. Abzeichen der Turniergeſellſchaft zum Fiſch und Falken.
41. Friedrich von Hohenzollern; ſein hier genannter Sohn wohl Friedrich, welchen Sigmund zum Unterprotektor des Concils ernannt hatte. Richter 15.
42. Zu Weihnachten 1347 hatte Sigmunds Vater König Karl IV. auch vor dem Hochaltar des Basler Münſters mit gezücktem Schwerte das Evangelium geſungen, Mathias von Neuenburg 145. Er war gewohnt geweſen, dies alljährlich zu thun. Vgl. Huber, regesta Karoli 5324a.

43. Der Münſterplatz war der Turnierplatz der Basler Ritterſchaft. ſ. S. 20, vgl. auch W. Wackernagel, kleine Schriften I. 287.
44. Die Trinkſtube des Adels „zur Mücke“, in welcher der Rath zu Ehren fürſtlicher Gäſte der Stadt Feſtlichkeiten zu veranſtalten pflegte. Vgl. z. B. Ochs IV. 220.
45. Ueber die Schellentracht ſ. Viſcher, Hemman Sevogel 103 und Eſſenwein, Bilderatlas des Mittelalters, Tafel 83, 86, 93, 98.
46. Das Rheinthor.
47. Das Rathhaus und der Kornmarkt.
48. Zunfthaus.
49. Die Münſteruhr befand ſich damals im Martinsthurm; in den St. Georgsthurm transportirt wurde ſie erſt 1475. Fechter, Baſel im 14. Jahrh. 11.
50. orig. „una bellissima ancona de alabastro.“
51. Das Rathsglöcklein.
52. orig. wiederum: una bella ancona d'alabastro.
53. Gattaro will ſagen, daß die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Reiſe nach Rom durch Baſel gezogen ſeien, daß Biſchof Pantalus von Baſel ſie dorthin begleitet, und nachher auch mit ihnen den Märtyrertod in Köln erlitten habe.
54. Der Petersplatz.
55. 17. Januar 1434.
56. Biſchof von Bamberg der im Mai 1431 erwählte Anton von Rotenhan. Ueber die Belehnung mit der Fahne, ſ. Grimm, Rechtsalterthümer 161. Walter, deutſche Rechtsgeſchichte 266. Ueber die rothe Farbe der Fahnen ſ. W. Wackernagel kleine Schriften I, 198. Ueber das Preisgeben und Zerreißen der Fahnen nach vollzogener Belehnung ſ. S. 37.
57. Wohl der Bruder des Kanzlers, Mathäus Schlick, lateraneniſcher Graf. Vgl. Aſchbach IV, 435.
58. episcopus Segniensis in Sclavonia, Zengg im Erzbisthum Agram.
59. Cervia im Erzbisthum Ravenna. Ueber die Ankunft dieſer Geſandten und die darauffolgenden Verhandlungen ſ. Segovia 561.
60. Lichtmeſſe.
61. Lücke in der Handſchrift.
62. Ueber dieſe Turniere ſ. Wurſtiſen Chronik 307.
63. Vgl. Segovia 619.
64. Mit Gattaros Angabe über den Todestag des Cardinals von ſ. Euſtach ſtimmt Segovia 621 überein, nicht dagegen die Grabſchrift des Cardinals in der Carthauſe; nach dieſer iſt er am 25. Februar geſtorben. Tonjola 313.
65. Dänemark, ſ. Segovia. 617.

66. orig.: Trivali. Ueber die Trierer Fehde ſ. Segovia 623 f. Aſchbach IV. 186 f.
66a. orig.: vescovo de Mathensie.
67. Ueber die Verhandlungen wegen der presidencia oratorum pape ſ. Segovia 602. 629.
68. Ueber den Streit zwiſchen Anton von Vaudemont und Renat von Anjou, Herzog von Bar ſ. Aſchbach IV. 174.
69. Frejus?
70. Zara in Dalmatien.
71. Ludwig von Teck, Patriarch von Aquileja; über ſeinen Streit mit Venedig vgl. Segovia 656. 732 ff. 835.
72. Der Fronleichnamstag 1434 war der 26. Mai.
73. Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand. Ueber ſeine Verhandlungen mit dem Kaiſer und über ſeinen Krieg mit Venedig vgl. Aſchbach IV. 44 f.
74. Sigmund hatte Baſel am 11. Mai verlaſſen. Vgl. Segovia 660. 666. Er begab ſich nach Ulm.
75. Lücke in der Handſchrift. Es folgt die Beſchreibung des Einzugs der Geſandten König Johanns von Kaſtilien.
76. Vexillifer Bannerträger.
77. Cuenca in Kaſtilien.
78. S. Jago de Compoſtella.
79. Vgl. Segovia 744.
80. Nicolo Piccinino, mailändiſcher Feldherr.
81. 1435.
82. Coutance im Erzbisthum Rouen. Ueber die Geſandtſchaft des Biſchof Philibert von Coutance ſ. monumenta conciliorum, concilium Basileense I, 524, 745, 791.
83. Ueber die Verhandlungen mit der griechiſchen Kirche Segovia 741 ff.
84. Die Strafe des Galgens war ſchimpflicher und härter als die des Schwertes. Grimm, Rechtsalterthümer 687. Ebendort 685 über das Aufhängen verbrecheriſcher Juden zwiſchen Hunden mit unterwärts gekehrtem Haupte. Eine Abbildung eines ſolchermaßen Gehängten findet ſich aus Stumpfs Chronik in Hirths kulturhiſtor. Bilderbuch 492.
85. Erzbiſchof von Lyon?
86. Landom unbeſtimmbar. Lyon? vgl. Segovia 836.
87. Lectoure im Erzbisthum Aux.
88. orig.: vescovo Lodinensis.

Die Entwickelung der Seidenbandfabrikation in Basel.

Die Seidenweberei hat einen weiten Weg gemacht und viel Zeit gebraucht, bis sie in der Schweiz und in unseren Mauern angekommen ist.

Wie die meisten Produkte, so ist auch die Seide aus dem asiatischen Osten zu uns gelangt und es hat dieselbe unzweifelhaft in China ihre ursprüngliche Heimath gehabt. Bis zum Jahre 4000 v. Chr. läßt sich die Seidenzucht in den Chroniken dieses Landes verfolgen und Seres soll in alten Zeiten sogar der Name von China gewesen sein. Von den altrömischen Schriftstellern ist Plinius der erste, welcher der Seide erwähnt und seidene Stoffe und Kleider traten in Rom zuerst auf in einem der prächtigen Schauspiele, welche zur Zeit von Pompejus und Julius Cäsar dem Volke geboten wurden. Unter dem Kaiser Tiberius wurde ein Gesetz erlassen, wodurch den Männern verboten wurde, sich durch das Tragen von seidenen Stoffen herabzuwürdigen. Der üppige Heliogabalus aber hob dieses Gesetz wieder auf und das Tragen der Seidenstoffe wurde im ost- und weströmischen Reiche verbreitet. Die Stoffe kamen aus Asien und wurden anfänglich recht eigentlich mit Gold aufgewogen. Es

waren namentlich griechiſche Handelsleute, welche den Import orientaliſcher Prachtſtoffe eifrig betrieben.

Auf dem untergegangenen Babylon, auf der Stätte der Wiege alter Kultur, ſehen wir im ſechsten Jahrhundert nach Chr. ein machtvolles Reich entſtehen, welches noch einmal den Glanz Alt-Aſſyriens und Perſiens wiederzuſtrahlen ſchien. Es war dies das Reich der Saſſaniden oder das neuperſiſche Reich, deſſen Glanzperiode in die Zeit Chosroes I. (531 bis 579) fällt. Hier blühten, wie einſt im alten Reiche, Künſte und manuelle Fertigkeit und einer der wichtigſten Kunſtzweige war die Herſtellung kunſtvoller Seidenſtoffe.

Im „Musée industriel“ von Lyon u. a. kann man noch Ueberreſte ſolchen ſaſſaniditiſchen Kunſtfleißes ſehen. Die altorientaliſchen Kunſtformen: der Löwe, der Strauß, der Adler, allerlei phantaſtiſche Beſtien, zuweilen auch menſchliche Figuren durchlaufen, meiſt paarweiſe gegenübergeſtellt, den Fond des Stoffes.

Dieſe Dekorationen wanderten dann auf zwei Wegen nach dem Weſten, um dort bis zum vierzehnten Jahrhundert als konventionelle Form der Gewebemuſter zu dienen.

Unter Kaiſer Juſtinian (527—565) wurde die Seidenweberei in Byzanz eingeführt. Es beginnt damit die erſte große Entwicklung dieſer Kunſt auf abendländiſchem Boden. In dem berühmten Gynaeceum, dem kaiſerlichen Webe-Inſtitute wurden die prächtigen byzantiniſchen Luxusſtoffe angefertigt, worunter der koſtſpieligſte Stoff und die berühmteſte Farbe der byzantiniſche Purpur war, über deſſen Ausfuhr ſorgfältig gewacht wurde. Der „Kaiſer-“ oder „heilige“ Purpur ſtand nur dem Kaiſer zu.

Außer der dem Oſten entlehnten aber romaniſirten Ornamentik kommen gegen das zehnte Jahrhundert ſchon bibliſche

und ſymboliſche Darſtellungen für den ausſchließlichen Gebrauch der Kirche vor.

Im Domſchatz zu Chur befindet ſich eines der älteſten erhaltenen byzantiniſchen Gewebe mit den berühmten Löwenkämpfern, welche auf einem gleichen Stoffreſt in Wien gefunden werden.

Beiläufig geſagt ſoll die Ueberlieferung des Procopius, Juſtinian habe heimlich durch Mönche Seidenraupeneier in hohlen Stäben aus China nach Byzanz bringen laſſen, nur eine Sage ſein.

Byzanz war auch der Stapelplatz für all' die prächtigen, goldglühenden Stoffe des Orients, welche im ſiebten und achten Jahrhundert, namentlich in Damascus, Antiochia und Alexandria und ſpäter in Bagdad angefertigt wurden. Griechen und auch phöniziſche und ſyriſche Juden brachten dieſe Gewebe nach dem Markt von Conſtantinopolis.

Die zweite glänzende Aera abendländiſcher Webekunſt begann im 12. Jahrhundert auf Sicilien, in Palermo; es iſt das die ſicilianiſch-ſaraceniſche und dauert bis ins 14. Jahrhundert. Schon im achten Jahrhundert hatten zwar die ſiegreichen Araber ſowohl in Spanien in Cordova, als auch auf der Ätnainſel ihre Cultur ausgebreitet und namentlich auf letzterer die Weberei und Stickerei gepflegt, aber erſt mit den Normannenfürſten begann die großartige Thätigkeit, welche Palermo zu einer Weltmanufaktur ſchuf.

Im Jahre 1130 machte Herzog Roger II. die Inſel zu einem Königreich und Palermo zum glanzvollen Königsſitze. Wohl waren die Saracenen vertrieben, aber einige arabiſche Stick- und Webekünſtler waren im Lande zurückgeblieben und König Roger, ihre Kunſt ſchätzend, errichtete für dieſelben neben ſeinem Palaſt eine große Manufaktur, das ſog. „hotel de

thiraz“ (vom arabiſchen tharraza = ſticken). Der Griechenzug des jungen Königs mag wohl den Hauptanſtoß zur Errichtung dieſes wichtigen Induſtrie-Inſtituts gegeben haben. Die werthvollſte Beute dieſes Zuges waren die griechiſchen Weber männlichen und weiblichen Geſchlechtes, die vom Peloponnes nach Sicilien überführt wurden, um hier von neuem ihre Kunſt zu üben. In Palermo vereinte ſich griechiſche und ſaraceniſche Webekunſt, aber die Moslemin blieben Meiſter und die orientaliſchen Kunſtformen dominierten auch hier. In Brocatſtoffen, in welchen in langgezogenen arabiſchen Buchſtaben die Namen der Sultane eingewebt waren, las der Prieſter die Meſſe und die Bekleidungen des Altars zeigten den goldſtrahlenden Löwen, den Greifen, den Drachen und den Wiedehopf, letzteren nach islamitiſchen Begriffen das Symbol der Weisheit. Bis tief in das 14. Jahrhundert hinein wurden die palermitaniſchen Kunſtformen auch von den norditalieniſchen Manufakturen typiſch nachgebildet.

In Spanien hat die Seidewebekunſt ihren Hauptſitz in den Städten Granada, Liſſabon, Sevilla, vor allem in Almeria aufgeſchlagen. Almeria's Seiden waren im Mittelalter berühmt. In Sevilla zählte man unter der Maurenherrſchaft allein 6000 Webſtühle für Luxusweberei. Eines der koſtſpieligſten Gewebe, welche unter den omajadiſchen Chalifen in Spanien angefertigt wurden, war das aus „Muſchelſeide“ (Muſchelbart der pinna marina), die bei Santarem gewonnen wurde. Wegen ſeiner Pracht und Herrlichkeit koſtete ein Stück 1000 bis 10,000 Goldſtücke.

Man ſieht, um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde das Abendland von Byzanz, Palermo und den ſpaniſchen Küſtenſtädten verſorgt. Die Kreuzzüge brachten die orientaliſche Kunſt wieder in den Vordergrund, und Italiens lebhafte Han-

delsverbindungen vermittelten von da an den Import der im Abendland begehrten Kunſterzeugniſſe des Morgenlandes. Palermo blieb in Folge deſſen nicht lange ohne Concurrenz in der Nachbarſchaft und im 13. Jahrhundert faßte in den durch den Handel reich gewordenen Städten Oberitaliens neben dieſem auch die Seidewebekunſt Fuß.

Mit dieſem Zeitpunkt beginnt die dritte große Epoche der Seidenweberei im Abendland, welche bis ins 16. Jahrhundert hinaufreicht. In die Zeit der Renaiſſance fällt auch der Gipfelpunkt der Entwicklung der norditalieniſchen Weberei.

Da war vorerſt Lucca, deſſen Goldſtoffe und Purpure bereits 1248 nach Paris, Brügge und London giengen. Die Bürgerkriege anfangs des 13. Jahrhunderts vertrieben die luccheſiſchen Weber und die Flüchtigen fanden in Mailand, Florenz, Bologna, Genua und Venedig Unterkunft.

Das reiche Florenz wurde ein zweites Lucca und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſtieg dort Handel und Macht. Die dortigen Seiden-Manufakturen wurden zu Weltinſtituten, deren Produkte ſelbſt nach dem Orient Abzug hatten. Wie ein Chroniſt berichtet, ſollen im 15. Jahrhundert in der Stadt allein zur Herſtellung des für die Weberei benöthigten Goldfadens 30 Werkſtätten beſtanden haben.

Aber auch hier fand dieſe Kunſt keine bleibende Stätte. Die fortdauernden Bürgerkämpfe veranlaßten manche Weberfamilie im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts auszuwandern und ihr Geſchäft unter dem Schutze des Friedens anderswo zu betreiben. Sie giengen nach Flandern, nach Frankreich, theilweiſe nach der Schweiz.

Zwei Genueſen verdankt Lyon ſeine Seidenmanufaktur.

In der Schweiz faßte die Seidenweberei zuerſt im Teſſin Wurzel und kam ſpäter infolge religiöſer Wirren nach Zürich,

Digitized by Google

wo Spinnerei und Zwirnerei ſchon früher heimiſch waren. Wie und wann die Sammt- und Seidenweberei nach Baſel gekommen ſind, ob vom Süden aus Italien oder vom Norden auf Umwegen vom Niederrhein und Flandern, das wäre noch näher zu unterſuchen.

Sicher iſt, daß die Sammtſeidenweber und Poſamentirer im 16. Jahrhundert zu Saffran zünftig waren. Deputat Ryff in ſeiner Chronik von 1597 nennt unter den vielen Handwerken, die damals zu Saffran waren, die Sammetweber, die Seidenfärber, die Paſſamentmacher, die Seidenſtreicher.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kamen ſie auf die Zunft zu Leinwettern und Webern. Daraus entſtanden Streitigkeiten, die der Rath alſo beilegte: „Sie ſollen die Zunft zu Webern haben, weil ſie ſich des Schiffleins und des Schämels bedienen und wofern ſie ſonſt keine Krämerei treiben, ſollen ſie nicht ſchuldig ſein die Zunft zu Saffran zu empfangen; welche aber neben dem Weben auch Krämerei treiben, offene Läden halten, bei der Elle und Gewicht ausmeſſen und verkaufen, Jahrmärkte und Meſſen beſuchen, die ſollen die Zunft zu Saffran gebührend erwerben und in ſelbiger hoch und nieder zu dienen verpflichtet ſein.“

Bezüglich des Poſaments heißt es in einer Erkanntniß vom 10. März 1610: „Demnach diejenigen Poſamenter, die offene Läden halten und Poſament verkaufen, in der Zunft zu Saffran dienen müſſen: ſo ſollen ſie auch ganz und gar kein Poſamentergeſellen noch Jungen halten.“

Aus was dieſes ſogenannte Poſament damals hauptſächlich beſtand, ob Borten, Gürtel, Bänder vorherrſchend waren, welche Stoffe, ob Wolle, Leine, Seide? dazu hauptſächlich verwendet wurden, das wiſſen wir nicht. Noch viel ſpäter

kommt im 7. Band von Ochs (pag. 357) in einem Paſſus über die Poſamenter die Randbemerkung vor: „die Gattung des rohen Stoffes konnte die Sache ſtreitig machen.“

„War es Leine, war es Wolle, oder war es Seide?“

Auch die Hauptfrage für den Anfang der Seidenbandfabrikation wird ſchwerlich präzis gelöst werden können, die Frage nämlich, wann man überhaupt angefangen hat, für das Poſament Seide zu gebrauchen und von welchen Zeiten an man überhaupt von Seidenband ſprechen kann. Ich wurde auf dieſe Frage durch ein Referat eines Reporters des „Temps“ in der Nummer vom 29. Oktbr. 1883, überſchrieben: „Bâle et l'industrie des rubans geführt, in welchem Referate es unter anderm heißt: C'est à St. Etiènne, que la rubanerie semble avoir pris naissance, car elle y existait déjà au onzième siècle.“ —

Es ſchien mir das höchſt unwahrſcheinlich zu ſein, und ich ſuchte mir darüber Aufklärung zu verſchaffen. Ich erhielt dieſelbe durch die freundliche Vermittlung unſeres Geſandten in Paris, Herrn Lardy, von der erſten franzöſiſchen Autorität in Seidenfragen, Herrn Natalis Rondot, und zwar in folgenden Worten:

„L'écrivain du „Temps“ a parlé, dites-vous du XIe siècle. Il a fait erreur probablement. Il n'existe nulle part, que je sache, de documens sur les arts textiles en France à cette époque. C'est au milieu du XIIIe siècle, qu'on trouve quelque chose dans le livre des métiers. Etienne Boileau prévôt des marchands de Paris, a rassemblé et fait enregistrer à cette époque les règlements des communautés des métiers de Paris. Boileau etait en fonctions ver la fin du regne de Saint-Louis † 1270.“

Ces règlements réunis par Boileau fournissent les pre-

mières notions certaines sur la rubannerie et quant à l'importance, on a encore des rôles de taille, dans lesquels le dénombrement des artisans est facile à faire. On a publié, il-y-a 40 ou 50 ans un de ces rôles, le rôle des tailles de Paris en 1292, sous Philippe le Bel. Il y avait alors à Paris si je ne me trompe une douzaine de dorelotiers. Le mot ruban quoiqu' existant alors etait rarement employé. Les ruban large, la bande, la ceinture étaient appelés texu, tissu; le dorelot était un ruban étroit; le galon, le lac étaient encore plus étroits, correspondant au lacet. Ceux qui faisaient les rubans étaient appelés „tissutiers", „dorelotiers", „laceurs".

Vom gleichen Autor entnehme ich folgenden Paſſus aus ſeiner Broſchüre „Les artistes":

„Ce n'est pas à Lyon, qu'on a tissu la soie pour la première fois en France; W. N. de Valous l'a demontré. On faisait au XIIIe siècle à Paris des draps, des velours et des tissus des soie; à Rouen des tissus de soie. Les tissus de soie n'étaient pas au XIIIe et XIVe siècles la même chose, que les draps de soie, c'étaient des bandes dans le genre des rubans, moins étroites, que ceux-ci, garnies souvent d'or, d'argent, de broderies etc. dont on se servait surtout en ceintures, et qui avaient d'autres emplois dans le costume. On trouve à Lyon vers 1350 quelques femmes (Buguette, Jeanne, Péronnette, Ysabel) appelées „tissery". Nous inclinons à voir en elles les première faiseuses de ces tissus ou plutôt de ces bandes. Dans la première moitié du XVe siècle il y avait 3 tissutiers. Ces tissutiers qui portent des noms français, faisaient certainement les mêmes ouvrages dont nous venons de parler."

„Qu'était devenue la fabrique de draps, de soie et de velours à Paris au milieu du XVe sièle? Nous l'ignorons. A cette époque cette industrie était grande, avancée et prospère de l'autre coté des alpes, et quand Louis XI. voulut donner à sa manufacture en France le caractère et l'ampleur, quelle avait en Italie, il fit venir à Lyon en 1466 des ouvriers „de la nacion d'Italie et de la nacion de Grèce". Ces ouvriers étaient au nombre de plus de 20; ce sont ceux que Louis XI. transporta à Tours. Nous avons leurs noms, voir même l'état des dettes, quils avaient laissées à Lyon et qu' il dut payer. D'autres Italiens vinrent à Lyon au XVIe Siècle, qui donnèrent à la fabrique de soierie un plus vigoureux élan et formèrent des élèves qui dûrent bientôt égaler et plus tard surpasser leurs maitres: il est vrai que les circonstances étaient differentes."

Auch bei uns ſind wir ſeit 1610 ein halbes Jahrhundert ohne beſondere Nachrichten über Poſamenterie und Bandfabrikation, bis mit dem Jahre 1665 die, ich möchte ſagen, hiſtoriſche Zeit für uns beginnt, indem die Sammlung aller die Bandfabriken zu Baſel betreffenden Rathserkanntniſſe, welche im Jahre 1787 vom Sekretär der Bandfabrikanten (Notar Leucht) zuſammengeſtellt wurden, mit einer Erkanntniß von 1665 anfängt, welche die Erſtellung eines Waiſenhauſes mit Poſamenterei behandelt. Dieſes Waiſenhaus, mit einem Poſamenter als Hausmeiſter wurde ins Steinenkloſter gelegt und kam erſt gegen Ende des Jahrhunderts ins Karthäuſer Kloſter jenſeits.

Das zweite Aktenſtück, das von Stümpeln und Mißbräuchen beim Poſamenten handelt, führt uns bereits in media res. Es iſt dies eine Petition der Poſamenter, worin bereits zuge-

geben werden muß, „daß die Floretband und einfache Galaunen (Galons) aller Arten männiglich zu machen erlaubt sei, und den Kaufleuten, welche mit dergleichen handeln, nicht auferlegt werden könne, sich in Machung solcher allein und einig ihr der allhiesigen Meistern zu bedienen."

„Dagegen möge ihnen, laut ihrer Ordnung erlaubt werden, den nächstgesessenen Posamentern, insonderlich denen von Haltingen, welche allerhand Taffetband und Posament ohngescheut allhier verkaufen, damit von Haus zu Haus gehen und den Leuten antragen, die hereinbringende Waare abzunehmen und zu gebührender Strafe zu ziehn."

„Und damit ihren Beziehungen in der Fremde kein Schimpf und Ohngelegenheit widerfahre, mögen die Meister künftighin keine Mägdlein mehr anstellen."

Der Rath erkannte:

„Bleibt bei diesem Bedenken und sollen die frembden, ohn„gehindert des Artikuls der Ordnung, ihre Arbeit, soviel sie „einfache Galaunen und Floretband betrifft, den Kaufleuten an„hero zu bringen und hinwiederumb die Seyden und Floret „abzuholen befugt sein."

Also einfache Galonen (Besatzband oder Nestel) und Floretband waren damals schon freie Handelsartikel, Taffetband und Posament dagegen waren zünftig.

Während demnach bereits anno 1666 der Conflikt zwischen Handel und Handwerk aktengemäß bestund, tritt derjenige zwischen Kunst- oder Mühlstuhl und Handstuhl in einem Aktenstück vom 16. May 1670 zum erstenmale zu Tage:

„Samuel und Hs. Hch. Frey im Namen gesammten Posamentmacherhandwerks haben supplicirt: MHGA wollten die ihrem Handwerk zu Schaden seit einiger Zeit eingerichteten Kunststühle abschaffen und verbieten: sie bei der den 9. Juni

1666 ergangenen Rathgabe zu schützen, dabei Herrn Eml. Hofmann auferlegen, daß er keine Taffetband, sondern nur einfache Galaunen und Floretband machen sollte."

Nun folgt das Hauptdokument im Streite von Kunststühlen oder Bandmühlen gegen Posamenter, ein sog. Bedenken der XIII vom 10. August 1670, das im wesentlichen folgendermaßen lautet:

... da dann die Klagen der Posamentern und in dero Namen Andreas Wieland, Samuel und Hs. Hch. Frey die gerührte Bandmühlen nicht allein für eine auf ihrem Handwerk ganz ohnzuläßliche Neuerung gehalten, um derentwillen sie bei der Meisterschaft andrer Orten in Ungelegenheit gerathen, auch in Gefahr stehen müssen, ihre Gesellen und Jungen in der Fremde ihnen angetrieben werden möchten, sondern auch zu behaupten vermeint, daß die darauf gemachte Arbeit meistens gar schlecht ausfalle, dardurch die Handlung verschreiet, insonderheit aber weilen auf etlichen solchen Mühlen so viel Arbeit gemacht werde, als zuvor auf 100 und mehr einfachen Stühlen verfertigt werden konnten, die Inhaber derselben die Ursach seien, derenthalben sie und andere Arbeiter ihrer bisher gehabten Nahrung aus Mangel an Verdienst entrathen müssen, dahero begehrten, daß bedeute Stühle, die beides Handwerk und Handel verderben, allerding abgeschafft und verboten werden sollen; darauf als nach ihrem Abtritt wir Hr. Hans Jb. Battier zum Gold und Hr. Isaac Watt, welche beide bis dahin keine Bendelmühlen haben, berichtsweise angehört, dieselben zwar nicht in Abred gewesen, daß auf mehr angedeuten Bandstühlen die Arbeit ebenso gut, als auf andern einfachen Stühlen gemacht werden könne, Herr Battier aber beineben vermeldet, eines Bedenkens laufe die Einführung dieser Bandmühlen gegen die christliche Liebe, indem, daß bishero etlich tausend

Digitized by Google

Menſchen in der benachbarten Eu. Gn. Landſchaft von den hieſigen Kaufleuten zu arbeiten gehabt, daſſelbe ihnen anjetzo meiſtens abgeſchnitten und anderer Orten ſich umzuſehen genöthigt, dahero bereits etliche um Arbeit gen Zürich geloffen und zu erſorgen ſei, wenn die Handelsleut zu Zürich, die wegen der Arbeiter, ſo man in der Nähe hieſiger Stadt gar komblich gehabt, den hieſigen Kaufleuten bis dahin nicht aufkommen können, aus ſolchem Anlaß auch in dieſe Handlung ſetzen, ſelbige bei uns bald in Abgang kommen, dadurch ſowohl der Particularen als auch Ew. Gn. Zoll, merklicher Nachzug und Schaden zu gewarten ſtehn dürfte, welches dann die Urſache, derentwegen man zu Frankfurt und anderen Orten dergleichen Kunſtſtühl nicht geſtatten wollen, auch Herr Bourlemasquier zu Genf, der nur zwei ſolcher Stühle gehabt, hätte ſelbige nicht mehr nach Genf bringen dürfen, ſondern ſie zu Morges ſtehen laſſen müſſen, — da hingegen Herr Franz Fatzi für ſich und im Namen ſeiner Schwägern H. Chriſtoph Iſelis Söhne, ſodann Herr Jacob de Lachenal für ſich ſelbſten, als welche dießmalen der gerührten Kunſtſtühle ſich meiſtens bedienen, geantwortet: „Ihnen komme ſehr frembd vor, daß die Poſamentmacher wider ſie klagend einkommen und ſie bezüchtigen dürfen, als ob ſie denen ihre Nahrung bezogen, da doch die Poſamenter keine Bendel, ſondern allein ſeidene Band, Gallonen, Spitzen u. dgl. machen, auch nur in die hieſigen Läden arbeiten, darinnen ſie denſelben keinen Eintrag zu thun begehren, es ſei aber männiglich bekannt, wie die Zeiten ſich ſo merklich geändert, daß in allen Handlungen man bald jeden Pfenning auf das genaueſte beobachten und alles auf's ſparſamſte zu rath ziehen müſſe, indem nun die Bänderhandlung nicht nur allhier zu Baſel, ſondern auch anderer Orten ſtark getrieben und die Kunſtſtühl, ob denen die Poſamentmacher ohn

Urſachen ſich beſchwären, bereits in dem Kurfürſtenth. Bayern, und der kayſerlichen Reſidenzſtadt Wien, desgleichen in der Eidgenoſſenſchaft in der Stadt Schaffhauſen, in dem Zürichergebiet zu Feuerthalen und ſeither in der Stadt Zürich ſelbſten, wie auch in Pündten zu Chur aufgerichtet worden, ſeyen ſie genöthigt geweſen, dieſelben gleichfalls zu gebrauchen, wenn ſie anders neben andern verkaufen und die Handlung erhalten wollen, welches zu thun ohnmöglich wäre, wenn ſie von ſo koſtbaren Arbeitern, wie die Poſamenter ſeien, dependiren ſollten und werde ihnen ohne Grund zugelegt, daß ſie andern Arbeitern ihre Nahrung entziehen, denn ob ſie zwar ungefehr viertehalbhundert Schifflein auf ihren Stühlen gebrauchen, möge doch ſolches unter ſo viel tauſend Arbeitern keinen Abgang bringen, neben dem man auch die Frag gar nicht ſo ſtellen könne, angeſehn der Nutzen einer Manufaktur und deren Erhaltung nicht von vielen Arbeitern und wenig Arbeit, ſondern von wenig Arbeitern und vieler Arbeit abhange, ſo man ihnen hoffentlich nicht verwehren werde, beſonderlich da ihre Waare ſo gut als andere, die auf eignen Stühlen gemacht, auch ihren Correſpondenten bisher jeweilen angenehm geweſen ſei. Wenn aber je denen Arbeitern im Bistum und Solothurner Gebiet, für welche man ſo eifrig Sorge trage, an Arbeit etwas abgegangen wäre, ſeien Mittel vorhanden, ſolches mit Seidenſpinnen und anderm, dannenher ſie doch beſſern Lohn hätten, genugſam zu erſetzen wodurch dann die Manufaktur nicht abnehme, ſondern mehreres und vollkommen allhero gezogen wurde, maßen auch ſie, Fatzi und Conſ. darumben täglich ſich bewerben, und verhoffen, wann ſie ein Mittel finden, die Manufaktur der Taffetband, wie ſolche in Frankreich zu Lyon aus ſelbigen Enden gemacht, und dadannen in großer Quantät nachhero Deutſchland verſchickt werden, gleichfalls auf

dieſen Stühlen oder auf andere Weiſe anzurichten und allhiedurch dieſelbe Handlung allhier gleichergeſtalten einzuführen, die Poſamentmacher ihnen daran nicht hinderlich ſein können, in Betrachtung, die Waaren ſämmtlich in die Frembde gehn und ſie zum Ueberfluß ſich erbietig machen, wenn auch die Poſamentenmacher ſamt ihrem Geſind ihnen zu arbeiten begehren, ſie denſelben zwar nicht einen ſolchen hohen Lohn, wie ſie zu Führung ihres Standes bishero prätendiret und darbei kein Kaufmann beſtehen könne, gleichwohl aber die Billigkeit und ohneracht alles, was zu menſchlichem Aufenthalt vonnöthen, allhier in wohlfeilern Preis anzukommen, dennoch ein mehreres, als bei den Lyoniſchen Arbeitern üblich, jeweilen bezahlen wollen."

Nun laſſen wir XIII dahingeſtellt, ſofern dieſe Kunſtſtühl niemals aufgekommen, ob die Bändelarbeit und was daran anhängig vielleicht in mehrerer Achtung verblieben wäre, mithin auch die Arbeiter ihren Lohn in höherem Preis erhalten hätten, dahero die Poſamentmacher und andere Arbeiter die Abſchaffung ſolcher Stühle nicht ohne Urſache wünſchen und wollten auch wir unſerestheils ſelbſten ihnen beipflichten, wenn ſolche Abſchaffung durchgehends und aller Orten zu hoffen ſein ſollte. Es iſt aber, wie die Erfahrung bezeuget, nunmehro dahin kommen, daß ein jeder, ſo in Handlungen und Handthierungen ſeine Nahrung ſuchet, alles auf's gefliſſentlichſte ausforſchet, umb den geringſten Vortheil über andere zu gewinnen, und ſehen wir nicht, daß durch Abſchaffung mehr angezogener Kunſtſtühle weder die Poſamentmacher noch andere ihre Intent einigermaßen erreichen können, ſondern erſorgen viel mehr die Banniſirung derſelben einen Anlaß abgeben, daß ſolche allernächſt vor Ew. Gn. Stadtthor transferiret und folgends die Dependenz der ganzen Manufaktur dahin gezogen werden dürfte.

Abſonderlich aber können wir nicht begreifen, warum die Paſſamentmacher ſolche animoſität zeigen und eine Manufaktur die niemalen in ihrer Macht geweſen, ſondern erſt bei dieſer Zeit von andern mit Gefahr und großen Unkoſten alhero zu ziehen geſucht wird, unterm Vorwand ihrer Handwerks-Ordnungen von hier abzutreiben unterſtehen wollen, da doch die Kaufleuth in hieſiger Stadt und der hieſigen Kaufleuthen Läden das Geringſte nicht hinzugeben, ſondern ihre Waare ſämmtlich in die Fremde zu verſchickhen begehren, wie bis dahin aus Frankreich, ohne ihr der Paſſamentmacher Hindernuß beſchehen iſt, auch zweyfelsfrei fürbaß beſchehen wird. Aus dem Exempel anderer Orthen iſt beneben bekannt, daß weder Handlungen noch Manufakturen ſich dergeſtalten hemmen laſſen, ſondern ſolches alles durch die Freyheit in Aufgang gebracht wurde, ob dann Ew. Gn. nicht ſelbſten auf die Anrichtung und Erhaltung dergleichen Manufakturen bedacht und daran ſeyn wollten, daß denjenigen, welche nicht allein die bisherigen Bendelhandlungen fortzuſetzen ſondern zumahlen die Manufaktur der Taffetband, deren jährlich in Frankreich für viel 100,000 Reuthlr. gemacht und verſchickht werden, einzuführen ſuchen, von des gemeynen beſten wegen die obrigkeitliche Hand gebothen auch dazu, der angedeuten Kunſtſtühle ohngehindert ſich zu bedienen geſtattet werden möchte; Worbey aber unſere unmaasgebliche Gedankhen wären, daß von allen Bändelwaaren, welche auf ſolchen Kunſtſtühlen fabriziert und von hier verſchickht werden, ſie ſeyen von guter Seiden oder Floret oder auch von Wollen, auch zu Meß- und Marktzeit oder auch ſonſten zwiſchen ſolcher Zeit verſandt ohne jeden Unterſchied der Zoll von jedem Gulden ein Krtzr. oder aber dem Centner und jeweyligen Werth nach bezahlte hiemit des gemeynen Guths Intereſſe gleichfalls bedacht werden ſollte.

Daraufhin beantragten die XIII es „bei obgedachten wohlerdauerten Bedenken in allen und jeden deſſelben Stücken, ſonderlich des künftigen Verzollens der Bändeln gänzlich und durchaus verbleiben zu laſſen, es wäre dann Sach', daß in kurz oder langem dieſe Bändel und Kunſtſtühl dem Publico oder dem Commercio einigen Schaden und Anſtoß cauſiren und gewähren ſollte, auf welchen fall hin eine hohe Obrigkeit allwegen offene Hand haben ſollte."

Der Rath confirmirte das Bedenken der XIII und ſetzte den Extrazoll auf die Kunſtſtühle auf 1% feſt und zwar mittelſt Erkanntniß vom 15. May 1671.

Nun folgt ein zweites vom 10. Mai 1673, womit die Webernzunft mit dem Begehren, es haben ſich die Beſitzer von Bandmühlen mit ihr, der Webernzunft, abzufinden, abgewieſen wurde. Hier findet ſich u. a. folgender intereſſante Paſſus:

„Der alte Herr Paſſavant, ſo vor vielen Jahren dergleichen Stühle auch gehabt, habe ſich gleich mit ihnen abgefunden."

Der Paſſus iſt intereſſant in zweierlei Richtung. Er zeigt erſtens, daß auch das Geſchlecht der Paſſavant*), wie das der Lachenal, Battier, Fatio ꝛc. lang vor der Revocation des Edit de Nantes hier anſäſſig war und zweitens, daß die Einführung der Kunſtſtühle in Baſel jedenfalls noch vor 1670 fällt.

Von wo die erſten Kunſtſtühle hieherkamen und wo dieſelben überhaupt ihre Wiege haben, erhellt beides nicht aus den mir zu Gebot ſtehenden Akten.

In einem neulich von Hrn. Dr. Gehring über die Saffran- und die Webernzunft gehaltenen Vortrag glaubte derſelbe auf Grund der Protokolle dieſer Zünfte einem Herrn J. Hoffmann,

*) A. 1596 erſcheint der erſte Paſſavant (Niclaus) auf der Safranzunft.

Theilhaber des Hauſes Emannel Hoffmann die Einführung des erſten Kunſtſtuhles vindiziren zu ſollen. Es ſoll beſagter J. Hoffmann die Neuerung aus Flandern mitgebracht haben.

Der obige Paſſus über den alten Herrn Paſſavant und ſeine Stühle ſcheint dem jedoch zu widerſprechen.

Herr Bachofen-Merian ſpricht in ſeiner Studie über die Bandfabrikation die ſehr wahrſcheinliche Anſicht aus, es ſeien die Kunſtſtühle nach und nach aus ſucceſſiven Verbeſſerungen und an verſchiedenen Orten unabhängig von einander entſtanden, während in Frankreich die Urheberſchaft für die Erfindung beanſprucht wird, allein die Belege dafür nicht erbracht werden können.

Schmoller dagegen in ſeiner Geſchichte der deutſchen Kleingewerbe ſagt folgendes:

„Daneben kam ſchon frühe die Bandmühle auf, ein künſtlicher Webſtuhl, der 8—40 Bänder zu gleicher Zeit zu weben erlaubt, eine ſolche ſoll ſchon 1586 in Danzig erfunden, aber vom Rathe verboten worden ſein, weil ſie eine Menge Arbeiter zu Bettlern mache."

Wir kommen wieder auf den Conflict zwiſchen zünftiger und freier Arbeit zurück, welcher natürlich mit der Zeit immer ſchärfer wurde; je mehr die Concurrenz dem zünftigen Product an den Hals gieng und je nachdem im Rath die zünftleriſchen Anſichten ſtärker oder ſchwächer vertreten waren, lauteten die Entſcheide mehr zu Gunſten der einen oder der andern Partei.

So feierte das Handwerk namentlich am 23. Febr. 1681 einen kurzen Triumph. Es heißt nämlich im Protokolle:

„23. Februar. Die Poſamentmacher, begehren MHGAH. wollten auf Mittel denken, daß ihre Geſellen und Jungen außerhalb paſſiert werden oder die Bendelſtühl abſchaffen."

„Dieſe Kunſt- oder Bendelſtühl ſollen aus der Stadt Baſel abgeſchafft werden."

Allein ſchon mit der zweiten Erkanntniß vom 26. Februar gl. J. kam die die beſſere Einſicht zur Geltung. Es lautet dieſelbe:

„MHGAH XIII Rathſchlag betr. die Bändelhändler und Poſamenter wird verleſen, dahin gehend, daß die erſtern auch vernommen werden ſollen."

„Iſt nochmals vor MHGAH XIII gewieſen und die letzten Mittwoch ergangene Erkauntniß eingeſtellt."

Auch im Jahre 1692 hatte daſſelbe wieder einen kleinen Erfolg; aber im allgemeinen mußte das zünftige Handwerk Schritt um Schritt zurückweichen, bis im Jahre 1721 ein Theil der Poſamenter an der Zukunft des Handwerks zu verzweifeln anfieng und darum einkam, der Webernzunft entlaſſen zu werden, um ihre Kunſt auf Bandmühlen weiter treiben zu können. Mit dieſem Augenblick beginnt eine neue Epoche in der Bandfabrikation.

Bevor ich darauf eintrete, möchte ich noch in Kürze einige der hauptſächlichſten Klagen der Poſamenter und anderer Fabrikanten anbringen.

So wurden im Jahre 1692 die Herren Jeremias Wirz und Franz Leisler verklagt, daß ſie Bänder auf dem Kornmarkt feil haben, was ihnen doch nicht gebühren könne, worauf die obgenannten Firmen verſprachen, dergleichen Waaren zwiſchen Straßburg, Zurzach und hier gar nicht zu verkaufen und ſpäter 2 beſonders angefochtene Galaunenſtühle ganz abſchafften.

Daß über etwa auftauchende neue Artikel ebenfalls Streit entbrannte, verſteht ſich von ſelbſt. Der bedeutendſte Klagegrund aber war der, daß in Folge der Herſtellung von Bandwaare auf

unzünftigen Kunſtſtühlen das Handwerk im heiligen römiſchen Reich verſchrieen ſei und das Feilbieten derſelben gegendie Reichshandwerksordnung verſtoße, was zur Folge habe, daß die Söhne der hieſigen Meiſter auf ihrer Wanderung nicht mehr als zünftige Geſellen angeſehen würden und nirgends Arbeit erhalten könnten. Die Beanſtandung des Produktes der Kunſtſtühle war ſo intenſiv, daß ſie ein kaiſerliches Edikt provocierte, durch welches die Bänder, die auf ſolchen Stühlen gemacht wurden und die leicht kenntlich waren, von den Märkten und Meſſen des heil. römiſchen Reiches ausgeſchloſſen wurden. Um das Edikt rückgängig zu machen, wurde im Jahre 1720 ein Herr Achilles Leisler nach Augsburg und nach Nürnberg geſandt, im Namen und auf Koſten der ſämmtlichen Bendelfabrikanten. Ob die Reiſe von Erfolg geweſen, erhellt nicht direkt aus den Akten, da indeſſen der ganze Gegenſtand aus denſelben verſchwindet und die Frage in der Folge nirgends mehr ernſtlich auftaucht, ſo iſt anzunehmen, daß beſagter Herr Leisler ſeinen Zweck erreicht habe. Dafür machte er aber auch eine Koſtenrechnung von 1620 Gulden 51 Kr., welche ihrer Höhe wegen als Kurioſum protokollirt wurde. Da mehrere Fabrikanten ſich weigerten, die Rechnung anzuerkennen, mußte die Direktion des Commercii zur Verſtändigung, ins Mittel treten.

Von 1720 bis 1737, dem Jahre der Einſetzung einer obrigkeitlichen Fabrikkommiſſion zeigen ſich nun Schwierigkeiten anderer Art. Colliſion der Intereſſen, Uneinigkeit der Fabrikanten unter ſich, Widerſtand einzelner gegen beſchloſſene Maßregeln, Mangel an Competenz zu zwangsweiſer Durchführung einerſeits und Kampf gegen die auswärtige Concurenz anderſeits füllen dieſen Zeitraum.

Herr Emanuel Hoffmann, Herr Joh. Imhof, Herr Franz Saraſin und Herr Antony Winkelblech für ſich und übrige

Herren Bendelfabritanten klagen wider Herr Eugen Linder, daß dieſer ihrer Convention zuwider gewiſſe Floretband fabriziere, auch debitiere und obgleich Herr Debary davon deſiſtuiert, der Beklagte dennoch nicht davon abſtehn wolle, mit Bitte ihn davon deſiſtuiren zu machen.

„Solle Herr Linder von nun an ſich der Hrn. Bandfabrikanten Convention durchaus conformiren, bei höchſter Ohngnad MHGAH, und ſolle in der ganzen Sach' Hälung geboten ſein."

So heißt es am 20. Auguſt 1721:

„Sodann klagen die Herren Leisler und Heusler, daß einzelne Collegen den Antheil an den gemeinſchaftlichen Auslagen nicht bezahlen wollen und bitten die gn. Herren des Raths ihnen zu ihrem Gelde (fl. 1043. 43 kr. 2½ Pf.) zu verhelfen." Der Hauptſtreit aber iſt aus folgendem Aktenſtück zu entnehmen:

Vom 22. Aug. 1725. Memorial des Directorii der Kaufmannſchaft.

. . . . . .

„Was dann den 2. Punkt anbetrifft, ſo äußert ſich darbey Ew. Gn. väterliche Vorſorg zu Erhaltung Euer Fabrique die nicht nur allein ihrem Ärario, ſondern auch dero ganzen Stadt und Landweſen, höchſt nutz- und erſprießlich iſt, und kommt uns bedauerlich vor, daß das beſte hiezu dienende Mittel, nämlich die rechte Einigkeit der Herren Bendelfabrikanten ſo ſchwer ſcheint hervorgebracht zu werden. Es behaupten zwar einige derſelben, daß das Commercium, woran die Fabrique einen großen Theil ausmache, frey ſein und ein jeder bei deſſen Treibung ohngebundene Hand, das iſt, die Freiheit haben müſſe, ſeines Orts alles zu thun oder zu laſſen, was er ſeiner Convenienz gemäß erachte, weilen durch einige

Einſchränkung keine Remedur zu hoffen, auch genug wäre, daß Ew. Gn. den Pfund-Zoll und dero Unterthanen ihre Nahrung reichlich daran zu genießen hätten. Von andern dagegen wird vorgeſtellt, daß gleichwohl der Fabrikant für ſeine Mühe und das Intereſſe ſeines koſtbaren Gewerbes ganz billicherweiſe auch eine Belohnung verdiene, zu der Zeit, da ſie auf die Waaren einen gewiſſen Preis geſetzt und unter demſelben nichts zu verkaufen, ſich ſchriftlich verbunden, ſei die Fabrique wohl geſtanden und von einer einzigen Kiſte Waare mehr Nutzen als anjetzo von drei bis vier, abgefallen, mithin zu wünſchen, daß ſolche Convention noch lange aufrecht verbleiben und nicht durch gewinnſüchtige Contravenienten unterbrochen, ja gar aufgehebt worden wäre, anjetzo aber ſei es ſo weit gekommen, daß ſie neben andern, welche vermittelſt ihres Reichthumbs und ſonſt habenden Vortheile, alles an ſich ziehen, mithin die Weyd allein haben wollten, und ihre Waaren bei jetzo erhöhtem Preis der darzu gehörigen Stoffe, ſo wohlfeil als jene, ohne großen Verluſt nicht hingeben könnten; und eben dieſes hätte bei den Fabriquen ſo viele Mißbräuch und derweilen führende Klägden nach ſich gezogen. Hierzu aber käme noch der vielfältige Betrug ſo darbey vorgienge, indem unter anderm auch ſonderlich das von jedermann gebrauchte Mäß der Bandſtuckhen um viele Ellen wider die in dem Commercio ſo nöthige Treüwe verkürzt wurde, anſtatt zur Zeit der Convention ein gleiches mit dem Preis geſchehen, da man zur Bemäntelung eines ohnerlaubten Weſens, in deren Rechnungen ein Stückh à 36 Pf. zwar angeſetzt, in der Summ aber für mehr nicht als 34 Pf. ausgeworfen hätte und ſeie ſolchemnach kein beſſeres Mittel vorhanden umb die Fabrique in ihre alte Ordnung und Flor herzuſtellen, als wann dergleichen Betrug durch hochobrigkeitliches Einſehen kräftig geſteuert, die Fabrique nicht ſo ſtark übertrie-

ben, ſondern vielmehr alſo eingeſchrenkt würde, daß einer neben dem andern leben und ſein Brod gewinnen könnte, wie dann ſolches leicht angienge, wenn nur diejenigen ſo Bandſtühle von unmäßiger Anzahl hätten, ſich aus chriſtlicher Liebe zu einer Verminderung, die gegen andere proportionierlich wäre, verſtehen und neben ihrem eigenen Intereſſe auch den Nutzen ihres Nebenmenſchen, ja des ganzen Publici in Betracht ziehen wollten.

Übrigens wird von einigen auch verſichert, daß in dem heiligen römiſchen Reich wider die hieſige Fabrique von neuem etwas ohnbeliebiges obhanden ſei, anbei beſorget, daß ſonderlich ein dahier neu aufgerichteter Mühlſtuhl von faconnierten Banden die daſigen Bortenwirker noch mehreres in Harniſch bringen dürfte, wie denn anzumerken, daß das zu ihren Gunſten von kayſerlicher Majeſtät ausgegangene Edikt ohnerachtet ſo vieler angewandten Bemühungen und Unköſten noch nicht aufgehebt, ſondern deſſen Vollziehung nur connivendo eingeſtellt worden ſei.

„Ueber die Aufrechterhaltung der Bendelfabrique ſollen MHGA Herren die XIII mit Zuzeichnung des Herrn Präſidenten und etlicher membrorum des Directorii löbl. Kaufmannſchaft einen Rathſchlag abfaſſen.“

Neben Preis und Elleumaaß richteten ſich die gemeinſchaftlichen Bemühungen der Fabrikanten namentlich auf die Erhaltung der Manufaktur im Lande.

Klagen gegen Schreiner wegen Anfertigung von Bandſtühlen für Beſtimmung außer Landes, wegen Wegzugs von Arbeitern in die Fremde, wegen fremder Geſellen, füllen die Protokolle und ſtrenge Strafen waren damals ſchon auf die Contravention gegen die auf dieſe Punkte bezüglichen Rathserkanntniſſe geſetzt.

Unter den fremden Concurrenten ſteht ſchon 1722 in erſter Linie Herr Adam Senn von Zofingen und in dieſem und den zwei folgenden Jahren wurde bei allen Landvogteien eine weitläufige Enquete gemacht, deren Reſultat bei den Akten liegt, über die Arbeiter ſowohl, welche Herr Senn beſchäftigt, als über die Stühle, die etwa ihm gehören, und die Schreiner, die ſie gemacht haben. MHGA Herren wollten nun der Sache mit dieſem Senn ein Ende machen, da lief am 26. April 1724 ein Schreiben von Bern ein:

„Was geſtalten ihr Angehöriger Johann Adam Senn, des Raths von Zofingen ein Seidenfabrikant ſich erklaget, daß einige hieſige Unterthanen, ſo ſeine Arbeiter geweſen mit harter Bedrohung und obrigkeitlicher Straf, ihm Senn zu arbeiten abgehalten wurden u. ſ. w. und verlangt, daß man den hieſigen Unterthanen erlaube, dem Herrn Senn ferner in ſeiner Manufaktur zu arbeiten.

„Soll vorläufig an Bern berichtet werden, daß man das Schreiben erhalten habe, und nächſtens beantworten werde und ein Bericht der Bandfabrikanten eingezogen werden."

Das Ende der bezüglichen Verhandlungen iſt nicht zu erſehen und muß in einer Art Toleranz-Edikt zu Gunſten der Berner Unterthanen im Aargau beſtanden haben, auf das in ſpätern Protokollen hingewieſen wird.

Intereſſant iſt die Bemerkung in einem Schreiben von Farnsburg von 1723, „Hans Schaffner zu Tenniken habe beſagtem Herrn Adam Senn einen Mühlſtuhl zu etlich Gattung Banden zu wegen gebracht, welches der erſte Stuhl ſeie, darauf man in dortiger Gegend etliche Gattung Arbeit machen könne."

Es ſcheint dies der Anfang derjenigen techniſchen Einrichtungen zu ſein, die man ſpäter Geſchirre hieß. Spitzenge-

ſchirr, Atlasgeſchirr ꝛc., die bald darauf in den Ausfuhrverboten als „machinas“ neben den Stühlen auftreten.

Der in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts ſchwunghaft betriebene Seidendiebſtahl gab dann den Anſtoß zur Einſetzung einer Fabrik-Commiſſion und zwar auf Grund einer Eingabe der Kaufmannſchaft vom 17. März 1736.

Ueber die Zuſammenſetzung der Fabrik-Commiſſion begeht Herr Bn. einen Irthum. Er ſagt:

„Am 4. Jenner 1738 wurde wahrſcheinlich in Folge obigen Schreibens die erſte ſogenannte Fabrik-Commiſſion aufgeſtellt. Sie beſtand aus einem Kleinrath als Präſident, 2 Beiſitzern aus dem Rath und 2 Bendelfabrikanten; ſie erhielt ſich das ganze 18. Jahrhundert hindurch und hatte alle Streitigkeiten zwiſchen den Fabrikanten und Arbeitern zu richten.“

Während in den Akten folgendes ſteht:

4. Januar 1738. XIII Rathſchlag.

„Wenn nun m. HGAH die XIII eine ſolche zwar beſtändige Deputation nicht nur als nützlich und erſprießlich, ſondern auch als nothwendig erachten, als hielten dieſelben dafür, daß eine ſolche Deputation ſo aus 4 Herren der Räthe und zwei Herren der Direktion der Kaufmannſchaft beſtehen ſollte, und zwar zwei aus dem neuen und zwei aus dem alten Rath, ſo aber keine Fabriquen ſelbſt haben, ſollte ernamſet werden, welche je nachdem ſich ein Caſus zutragen und es eine Fabrique ſowohl in Seide, Wullen oder Leinen, betreffen wurde, ein oder zwei Herren von der Fabrique ſo es angehen thäte, zu ihrer Information oder Bericht zu ſich nehmen ſollten, doch daß die Herren Fabrikanten unter ſich abwereln thäten, auch kein Votum decisivum haben ſollten . . .

Bleibt bei dieſem Rathſchluß und ſind zu Deputaten ernannt: Herr Meiſter Merian, Herr Rathsherr Hans Rud.

Burckhardt, Herr Rathsherr Em. Fäsch, Herr Rathsherr Harscher; einem löblichen Directorio der Kaufmannschaft aber ist überlassen noch zwei Herren, einen aus den Deputirten zum Postwesen, und einen Herrn Direktor dazu auszuschießen."

Daß die Bändelfabrikanten weder anfangs noch am Ende des Bestehens Mitglieder der Fabrik-Commission waren, erhellt aus einem großem Streite zwischen beiden, der im Protokolle der Bandfabrikanten verzeichnet ist und daraus hervorgieng, daß die Fabrik-Commission begonnen hatte, entgegen der früheren Uebung die Fabrikanten als Zeugen statt als Beisitzer mit berathender Stimme zu betrachten und zu behandeln, gegen welches die Fabrikanten durch Wegbleiben reagierten.

Unter der Benennung: Insinuatio an löbl. Fabrique-Commission und Erklärung wegen abgeschlagenem Voto deliberativo und Beisitz beim Voto decisivo steht im Protokolle von 1768 folgender Beschluß der Fabrikanten:

„Wird Notar Oberriedt ersucht im Namen sämmtlicher „Fabrikanten dem Herrn Präsidenten löblicher Fabrique-Com- „mission höflichstens anzuzeigen, daß die Herren Bandfabrikan- „ten ihre ernamste Ausschüße dahin insinuirt, keiner Session „löblicher Fabrique-Commission künftighin anzuwohnen, es werde „denn ihnen ihre so viele Jahre genossene Vorrechte wiederumb „eingeräumt, namblicher, daß ihnen der Beisitz bei löblicher Com- „mission, das Votum deliberativum und dem Decisivo-Urtheil „beizuwohnen, wie bis dahin üblich gewesen, wiederum einge- „standen werde."

Der Streit wurde nachher vermittelt, wie aus einem Protokolleintrag vom 19. Januar 1771 ersichtlich ist.

Die Fabrik-Commission erwies sich als wohlthätig und ihre Wirkung als zweckmäßig. Der beste Beweis dafür ist der, daß die von ihr festgestellte Ordnung von 1753 über das El-

lenmaß und die Löhne, auf welche die Fabrikanten den Eyd abzulegen hatten, bis zur Staatsumwälzung von 1798 mit kleinen Abänderungen maßgebend waren.

Als Musterbeispiel diene folgende Ergänzungsconvention:

„Nachdem seit der den primo Januar 1754 gemachten und von unsern Gn. H. ratifizirten V. O. des Ellenmaaßes deren allhier fabrizierten Seyden- und Floretbanden, verschiedene neue Arten von Lisieren, Dipfli, Block, Spiegel, Façon, Wasser, Stern- und Blumenbanden und wie selbige sonsten noch Namen haben mögen, allhier fabriciert werden, welche theils ganz gemeinfärbig, theils mit vielen oder wenig hohen Farben melirt seyen, worüber in gedachter V. O. das Ellenmaaß nicht deutlich genug regulirt worden. Und haben sich sämmtliche Herren Bandfabrikanten nach reiffer Ueberlegung dahin verglichen, daß es wegen obgedachter Arten von Banden für diejenigen, welche gantz gemeinfärbig seyen, sowohl einfärbig als melirt durchaus bei dem schon regulirten Ellenmaaß von 25 Ellen sein Verbleiben habe."

„Was aber die mit hohen Farben melirte anbetrifft, so sollen die, bei welchen Zettel, Eintrag, Lisier und Figur zuzusammengerechnet nicht wenigstens der vierte Theil hochfärbig, ebenfalls 25 Ellen halten und nur allein diejenigen zu 22 Ellen abgemessen werden, in welchen sich real der vierte Theil oder mehr Hochfarbe befindet, also daß die hohen Farben sichtbar hervorschiessen müssen."

„Und verstehet sich diese Convention sowohl für diejenigen dergleichen Banden, welche dato fabriziert werden, als auch für diejenigen neue Arten, welche mit der Zeit noch fabriziert werden möchten, sowohl mit als ohne Spitzen."

„Wir verbinden uns auch zu dieser Convention, bei dem unsern gn. Herren über vorgedachte Verordnung vom p. Jan.

1754 geleysteten Eyd und der in derselben fixirten Straffe gegen die Fehlbaren."

Basel, den 17. July 1759.

Jakob Keller u. Sohn. Paßavant u. Turneisen. Marcus Weiß u. Sohn. Emanuel Hoffmann. Johann Jakob Bachofen u. Sohn. Johann Fried. Rübling. Wettstein u. Burckhardt. Joh. Jakob Schölly. Hans Balthasar Burckhardt u. Comp. Mitz u. Wild. Joh. Debary u. Comp. Burkhardt u. Frey. Hans Franz Sarasin. Franz Debary. Achilles Leisler u. Beckh. Joh. Jakob Debary. Johann Lucas und Christoph Iselin. Turneisen u. Burckhardt. Isaac Keller. Eman. Falckner. Hieronymus Wieland. Fäsch u. Gebr. Christ.

Das gemeinsame gesetzliche Ellenmaaß gab damals schon, wie in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, vieles zu schaffen und die Frage wurde durch die aargauische Concurrenz, damals Hans Adam Senn und Rudolph Meyer noch verwickelter, bis sich diese ebenfalls auf die Basler Ordnung verpflichten ließ. Es war übrigens damals eine etwas heikle Geschichte mit dem gleichen Ellenmaaß, wie aus vielen Stellen des Protokolls hervorgeht.

Nicht übel ist folgender Passus:

„Weilen man kein durchaus gleiches und exaktes Mäß „von dem Lyoner oder Genfer Stab zur Hand bringen können, „als ist auf die Reduktion in dieselben nicht so viel, als aber „fest und eigentlich auf die Elle zu sehen und deren Maaß zu „observiren."

Schon im Jahre 1726 wurde verordnet, daß wer von dem vorgeschriebenen Maaße abweiche, um tausend Thaler ge-

ſtraft werden ſolle. Ob die Strafe jemals verhängt wurde, habe ich nicht finden können.

Noch eine hierher gehörige pikante Eintragung, namentlich für die, welche die Nachfolger kannten, iſt die folgende:

„Bürger-Präſident thut Namens ſeines Handelshauſes „Gedeon Burckhardt die Anzeige, den 24. Dez. 1801 hätte „das Haus Salomon Flersheim u. Comp. in Frankfurt a. M. „von ihme passefins und renforcés verlangt, das Stück zu 60 „Ellen, anſtatt zu 63, worauf ihme Herr G. B. geantwortet, er „könne vom ordnungsmäßigen Ellenmaaße nicht abgehen, biß er „Beweiſe habe, daß andere Fabrikanten mit dem Beiſpiel dieſer „Veränderung vorangegangen. Auf dieſes habe das Haus S. „F. u. C. geantwortet, die renforcés ſo ſie in ihrem Lager „haben, ſeien von Herren J. J. Turneyſen und Herrn J. De- „bary u. Biſchoff und alle von 60 Ellen u. ſ. w.“

Herrn J. J. Turneyſen verlangte ſodann, man ſolle einige Stücke ſeiner renforcés kommen laſſen, um ſich von Unbegründetheit der Anklage zu überzeugen und auch Herr Debary erkärte feierlich, ſich an die Ordnung gehalten zu haben.

Der Ausgang der Sache iſt folgendermaßen eingetragen:

„Nachdem Bürgerpräſident nach Ausweis dieſer Antworten dem Hauſe Flersheim zurückgeſchrieben, hat daſſelbe erſtlich unterm 12. Januar die Sache als einen Irrthum angegeben, — allein auf noch beſtimmter begehrte Erläuterung meldete daſſelbe unterm 22 Februar, der Error ſei dieſer: 60 Frankfurter Ellen ſeien gleich 63 Basler Ellen. Obſchon nun dieſe Antwort nur als eine Ausflucht anzuſehn, indem nach angeſtellter Berechnung 60 Frankfurter Ellen noch mehr als 63 Basler Ellen ausmachen, ſo habe Bürgerpräſident doch geglaubt, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen,“ was auch geneh-

migt wurde. Solchen Anfechtungen war also damals schon der Band-Fabrikant ausgesetzt.

Uebrigens hielten Fabrikanten und Behörden mit Recht die Aufrechterhaltung des gesetzlichen Ellenmaaßes und die scharfe Wacht über dasselbe als eines der Hauptrequisiten für den Credit und die Prosperität der Basler Manufaktur.

Die Zählung von 1754 bewies, daß diese Politik keine so üble war.

Während sich die Fabrikation im Jahre 1672 noch auf 350 Schifflein beschränkt, ergab sich 1754 folgendes:

Mühlstühle, so Baslern gehörten	858
dergleichen, so nach Aargau und Zofingen gehörten	64
Kleine Handstühle, so Baslern gehörten	84
Große und kleine Stühle, so Arbeitern gehörten	219
Also im ganzen Stühle	1225

Darunter zu ganz Seidenband eingerichtet 829 und zu Floretband, Holländer und Zwilchband 396.

Im Jahre 1786 fanden sich sodann bereits 1870 Stühle, welche Baslern gehörten, und 2246 insgesammt.

In Bezug auf den Arbeitslohn, der ebenfalls obrigkeitlich geregelt war, wird einmal geklagt, daß die Aargauer wohl den gleichen Lohn bezahlen, aber die Nummern der Arbeiten verschiebe, was ein Ende nehmen müsse.

Aenderungen resp. Ergänzungen wurden durch neue Breiten, namentlich aber durch neue Artikel bedingt:

Als neue Breiten erschienen die $^1/_4$, $^1/_2$ und $^3/_4$ im Jahr 1787 in der Lohntabelle und als neue Artikel die Stern- oder Mosaikband, die Dipfli, Blockband u. s. w.

Aber auch die Qualitäten kamen in Betracht, wie aus folgendem Memorial der Fabrikanten vom 18. März 1767 hervorgeht.

18. Merz 1767. Memoriale der Fabrikanten.

„Wir waren niemals uneinig und unser jüngstes Memoriale so wir MHGAH Deputirten zur löblichen Fabrique-Commission eingegeben haben, war von uns sämbtlichen gutgeheißen.

Es ist Ew. Gn. bekannt, daß Hochdieselben auf unser selbseigenes Anhalten im Jahre 1753 durch dero hohe Ratifikation unsere auf die Billichkeit gegründete Tare des Arbeitslohnes, die letzte Zierde gegeben haben.

Wie dichter und schwerer aber die Band gemacht werden, wie längere Zeit hat der Arbeiter darzu nöthig, wie mehr gebühret ihm gefolglicher davor Lohn. Würden wir nun dermalen unsere Band schwerer machen, als in Anno 1753, so würden wir unbillig sein, wo wir unsern Arbeitern nicht mehreres als den damahls stipulirten Lohn bezahlten.

Da wir aber gegentheils seit dieser Zeit bei immer theurer gewordenem Preis der Seide, nach Nachahmung ausländischer Fabrikanten unsere Band viel leichter und dünner als in Anno 1753 machen müssen, um mit ihnen gleichen Preises verkaufen zu können, so wäre die höchste und von sich selbst redende Billigkeit, daß wir allen Arbeitslohn verminderten, wir haben aber dennoch aus vielfältigen Gründen und besonders um Ew. Gn. nicht so viel zu bemühen, uns begnüget, unter ca. 30 Artikeln Band so wir fabriziren, nur zwei einigen Artikels, nemblich den Halbseidenband und denen Sternbanden im Lohn abzubrechen, weilen erstere seit 1753 durch komblichere, auf unsere größten Unkosten verbesserte Maschinen und letztere wegen vieler verminderter Qualität geschwinder können gearbeitet werden."

Was ein guter Arbeiter verdienen konnte, ist schwierig zu ermitteln. Ich habe nur folgendes gefunden. In einer

Bittſchrift mehrerer Gemeinden des Amtes Wallenburg vom Jahre 1797 heißt es wörtlich:

Holländer.

3 Perſonen, welche fleißig arbeiten, verdienen

	Pfd.	Bz.	Pfg.
bei dermaligem Floret und Eintrag wöchentlich	5.	—	—
hievon ab für Botenlohn, Oehl, Rappenabzug und Stuhlzins	1.	—	—
Bleibt	4.	—	—

oder per Perſon wöchentlich 16 Batzen.

Zwilchband.

	Pfd.	Bz.	Pfg.
4 fleißige Perſonen verdienen	8.	—	—

	Pfd.	Bz.	Pfg.
wovon abgeht Botenlohn	—	10	—
für Oel	—	10	—
Rappenabzug	—	2	8
Stuhlzins	—	1	8

Bleibt	6.	17	8

Alſo per Perſon wöchentlich 20 Batzen 6½ Rappen.

Die Seidenwinder fordern dagegen jetzt 1 Pfd. 6 Batzen 8 Pfg. für ein Pfund Seiden zu winden, während früher nur 13 Batzen bezahlt wurde.

Auf dieſe Bittſchrift wurde geantwortet:

„ . . . . Finden MHGH einmüthig, daß ſie in dieſes „Begehren nicht eintreten können, zumalen ſich noch kein Ar„beiter bei einem Herrn Fabrikanten particulariter beklagt und „ihnen erſt vor zwei Jahrn eine Augmentation bewilligt worden „auch ſeither gottlob wohlfeilere Zitten eingetreten ſind."

Der durchschnittliche Lohn jener Zeit muß etwa 25% höher gewesen sein, als der oben für Zwilchband berechnete.

Ich stütze mich bei dieser Annahme auf folgendes:

Im Jahre 1789 war auf Antrag des Herrn Christoph Iselin eine allgemeine Armenkassa zu Gunsten der Posamenter und Seidenwinder auf der Landschaft errichtet worden, in welche diese Arbeiter 2 Pfg. oder 1 Rappen vom Pfd. Gelt vom Arbeitslohn zurückzulassen hatten. Das war der obenerwähnte Rappenabzug. Der Betrag wurde von den Fabrikanten halbjährlich eingeliefert und in einen petschierten Sack gethan und dem Deputatenamt zur Verwaltung übergeben. Die Abzüge am Lohn begannen am 1. Februar 1789 und endigten Anfangs 1798, sofort nach Beginn der Helvetik mit Auflösung und Vertheilung der Kasse.

Der höchste halbjährliche Betrag wurde in der 2. Hälfte von 1796 mit 6258 Pfd. 12 Batzen 6 Pf. erreicht und der Gesammtbetrag inclusive Zinsen war 96947 Pfd. 5 Batzen 4 Pf., ohne Zinsen ca. 91,000 Pfd. für 9 Jahre, thut rund 10,000 Pfd. Rappenabzug pr. Jahr oder 120mal so viel für den Gesammtarbeitslohn, also 1,200,000 Pfd. per Jahr.

In einem Aktenstück sodann, womit die Gemeindevorstände der Landschaft verweigerten, für allfällige Vorschüsse aus der Armenkasse an Posamenter gutzustehen, weil nur ein Theil der Bewohner Posamenter seien und der Risico deßwegen dem andern Theil nicht zugemuthet werden könne, geht hervor, daß der mit der Bandfabrikation zusammenhängende Bevölkerungstheil auf 9000 Personen geschätzt wurde. Der oben ausgerechnete Arbeitslohn von 1,200,000 Pfd. auf diese 9000 vertheilt ergiebt durchschnittlich 133 Pfd. — pro Jahr.

Der Brutto-Lohn der Zwilchbandarbeiter ist 8×52 oder 416 Pfd. pr. Jahr für 4 Personen oder 104 Pfd. pr. Kopf, also rund $^1/_3$ unter dem allgemeinen Durchschnitt.

Für den Betrag des Gesammtumsatzes dieser Zeit finden sich auch ziemlich sichere Indizien. Es wurden nämlich die gemeinschaftlichen Auslagen aus der sogenannten Fabrikkasse bestritten, in welche jeder Fabrikant, wenn Ebbe eingetreten war, ¼% des Verkaufes zu versiren hatte. Zwei Beitragssummen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts sind im Protokolle verzeichnet. Der eine von 23 Firmen eingeliefert mit 883 Gulden 20 Kreuzer, der andere ohne Angabe der Firmenzahl mit 747 Gulden 8 Kreuzer. Der Durchschnitt ergiebt rund 800 Gulden, als ¼% des Gesammtumsatzes, der sich somit auf 3,200,000 Gulden pro Jahr oder 3,840,000 Pfd. belaufen haben muß.

Früher war in diese Fabrikkasse 5% des Pfd.-Zolles geliefert worden. Der Geldbeitrag auf dieser Grundlage bezifferte sich 1766 auf 659 Gulden 20 Kreuzer, was den jährlichen Pfd.-Zoll auf 13,187 Gulden stellen würde, und wenn der Pfundzoll 1% war, den Umsatz auf 1,318,666 oder circa 1,600,000 Pfd. pro Jahr.

Am 5. März 1766 heißt es sodann im Protokoll:

„Ob nicht auf geschehenen Geltbeischuß, wie sonsten üb-
„lich, eine Mahlzeit gehalten, wer dazu einzuladen, wie die Ein-
„ladung beschaffen und wer an dieselben zu bezahlen habe."

„Werden nach beendigter Frankfurter Messe die Herren Franz Debary, Lucas Sarasin und Daniel Burckhard ersucht, MHGA Herren beide Herren Oberzunftmeister anzufragen, wann denselben diese Mahlzeit abzuhalten „komblich" sei."

Es wurden nachher noch die Herren Ch. Frey, Isaac Keller, Martin Bachofen und Secretär Linder delegiert, um die Einladung an 12 weitere Honoratorien in persona zu besorgen. Man sieht, daß die Mahlzeiten damals noch mit einiger Ceremonie umgeben waren.

Ich muß von der Mahlzeit noch einmal auf die Krankenkaſſe zurückkommen. Vorerſt, um etwas zu redreſſiren, was in der Studie des Herrn Bachofen mit den Akten nicht ſtimmt.

Herr Bachofen ſagt Pag. 56, nachdem ſub 4. Mai die Kaſſe abgeliefert worden:

„Die Summe von beinahe 97,000 Pfd. als Ertrag von 9 Jahren ſchien aber jenen Repräſentanten nicht genügend zu ſein; ſie verlangten, daß ſämmtliche Fabrikanten ihre Arbeitsbücher von 1789 an nochmals nachrechnen laſſen ſollten, was einem jeden von der Regierung zu thun befohlen ward. Dieſe lange und manchem beſchwerliche Arbeit wurde vollzogen und dabei am Ende das gleichlautende Reſultat gefunden, alſo die ſo beleidigende Probe mit größten Ehren beſtanden.“

Hören wir das Protokoll:

„Nachdem die Nationalverſammlung am 10. Februar 1798 erklärt hatte, die Poſamenterkaſſe als Eigenthum derjenigen Poſamenter, welche dazu eingeſchoſſen hatten, in ihren Schutz zu nehmen, und befohlen, den Schlüſſel dazu 6 Repräſentanten vom Lande zu übergeben, folgt am 18. gl. M. die Eingabe des Poſamenterausſchuſſes an die Nationalverſammlung womit alſo verlangt wurde, daß jeder Fabrikant ein vollſtändiges Inventar ſämmtlicher von 1789—1798 gemachten Lohnabzüge einzuliefern habe und das Dekret der Nationalverſammlung vom 21. Februar beſtimmt, daß dies binnen zwei Monaten zu geſchehen habe.

Von den Fabrikanten heißt es im Protokoll, daß ſie keinen Anſtand finden, zufolge dieſes Dekretes die verlangten Auszüge anzufertigen.

Nun ſind allerdings bis 4. Mai die Auszüge und mit denſelben auch der Caſſenbetrag abgeliefert worden, allein es

ſcheinen die Beträge nicht mit einander geſtimmt zu haben, denn in dem Protokoll vom 8. Mai heißt es:

„Bürger-Präſident zeigt an . . . . es hätte ſich nach Summirung dieſer Auszüge ein Manko von ca. 5000 Pfd. hervorgethan, dem die Bandfabrikanten auf den Grund kommen ſollten."

Und am 15. Mai 1798: „Der Secretarius legt die ihm in letzter Seſſion anbefohlene Summation der gemachten Lieferungen vor, laut welcher wirklich 4849 Pfd. 13 Batzen 8 Pf. fehlen und im Protokoll nicht erſcheinen, wogegen ſolche aus den von jedem Bandfabrikanten dem Sekretario überſandten Betrag ſeiner halbjährlichen Lieferungen gezogenen Hauptſummen wirklich geliefert ſein ſollten."

„Wollen ſämmtliche anweſende Bandfabrikanten ſich freiwillig dazu verpflichten, dieſe fehlenden 4850 Pfd., jeder pro rata der Summe, die er dem Sekretär eingeſchickt hat, zuſammen zu erſetzen. Die Quittung über dieſe 4850 Pfd. iſt von Notar Brenner Namens der Poſamenterausſchüſſe am 2. Juni 1798 ausgeſtellt."

Wo der Manko herrührte, ob vom Deputatenamt oder von wo ſonſt, iſt nicht zu erſehen.

Mit der Armenkaſſe wollte man anfänglich auch erzieheriſche Zwecke verbinden. Im betreffenden Memorial der Fabrikanten wird als ſolches ſub Ziffer 4 angegeben:

„Die nothwendige Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts des Landvolks und beſonders des weiblichen Geſchlechts, deren die meiſten außer dem poſamenten ſonſt nichts verſtehen und für welche ein Unterricht im Nähen, Stricken, Spinnen oder anderen Arbeiten äußerſt nothwendig wäre und in Zeiten, da die Bandfabrikation weniger Hände erforderte, ſehr zu ſtatten kommen würden, zu welchem Endzweck auch in

Böhmen, im Hannöveriſchen und andern Orten die ſog. Induſtrieſchulen treffliche Dienſte leiſten."

Die Sache ſcheiterte daran, daß man dieſe ſog. Induſtrieſchule allgemein machen und die andere Bevölkerung, das Bedürfniß mehrerer Geiſteskultur nicht verſpürend, nichts daran zahlen wollte.

Spätere Anſtrengungen, die allgemeine Armenkaſſe wieder zu organiſieren, führten zu keinem Reſultat.

Einen Hauptbeſtandtheil der Thätigkeit von Behörden und Fabrikanten bildeten die Bemühungen für Abwehr der Emigration, reſp. für Erhaltung der Manufaktur im Lande. Wenn auch viele der Befürchtungen und Beſchuldigungen wegen Verſchleppung von Stühlen und Maſchinen in die Fremde, wegen Annahme fremder Arbeit oder fremder Arbeiter, wegen zu großer Vermehrung der den Arbeitern eigenthümlich gehörenden Stühle, wegen Emigration oder Debauchirung der eigenen Leute durch fremde Agenten, (ſolche von Wien und von Brandenburg erſcheinen im Protokoll am häufigſten) wegen zu großer Ausdehnung der Aargauer Conkurrenz u. a. m. nicht vollſtändig zutreffend und meiſtens übertrieben waren, ſo blieben der wirklich begründeten Gefahren und Angriffe noch genügend übrig, um die höchſte Sorgfalt und Energie zu rechtfertigen. Und an dieſer ließen es die hohe Regierung und die Fabrikanten wahrlich nicht fehlen. Die folgende ſogen. Vorſtellung der Fabrikanten vom 26. November 1766 giebt einen klaren Einblick in die angewandten Mittel.

26. Nov. 1766. Vorſtellung der Fabrikanten. Begehr „daß: 1) ſobald nur möglich U. gn. Herren ihre hohe Befehle dahin erneuern möchten, daß alle Erkanntniße und Ordnungen ſo zum Beſten der Bandfabrique ertheilt worden, neuerdings

auf der Landschaft in allen Aembtern publiciert, denen Beambten auf den Dorfschaften, sonderlich denjenigen, so sich auf der Grenzen befinden, anbefehlen zu lassen, keine Bandstühle, noch einige dazu gehörige Geräthschaften von einem Ort zum andern in unseren Landen (dann es ohnehin außert Landes zu führen verboten) ohne Schein des hiesigen Fabrikanten, als des Eigenthümers, oder wenn selbige Unterthanen eigenthümblich gehören sollten, ohne Bewilligung löblicher Fabrique-Commission nicht abgehen zu lassen, diejenige aber, so sich nicht mit einem solchen Schein versehen, anzuhalten und an Behörde zu verzeigen." —

2) „Daß keinem Schreiner auf der Landschaft gestattet werde, einen neuen Stuhl noch andere zur Fabrique dienende Instrumente zu verfertigen, es seye ihm denn von einem hiesigen Fabrikanten für seine eigene Rechnung bestellt, insonderheit aber, daß denen Schreinern bei hoher Strafe zu untersagen, keine frembde Gesellen noch auswärtige Dienste und Arbeiter anzunemen, ingleichen möchte denen Bauarbeitern ernstlich verboten werden, auswärtige Arbeiten, unter was Vorwandes es immer sein möchte anzunehmen, und wenn sie wider Verhoffen gleich den Schreynern mit solchen versehen wären, selbige ohne Zeitverlust auszuschaffen, es wäre, daß sie von löbl. Fabrikkommission eine Spezial-Erlaubniß erhielten, dergleichen wirklich in dem Land befindliche und das Posamenten oder die Schreinerey wohlverstehende Frembde in ihren Diensten zu behalten, dieweilen dergleichen auszuschaffen, ebenso schädlich wär, als wenn hiesige Unterthanen in auswärtige Fabriquen gezogen werden, fürnehmblich aber ist darauf zu sehn, daß keine Frembden mehr, beiderley Geschlechts zum Posament gezogen und angeführt werden.

3) „Denen Beamten und denen Wachten auf der Landschaft anbefehlen zu lassen, auf alle diejenige Personen ein wachsames Auge zu haben, die sich umb Arbeiter aus dem Lande zu führen verdächtig machen würden, selbige sogleich anzuhalten und an behörenden Orte zu verzeigen, auch dem Angeber eine Recompentz zu versprechen, ingleichen denen Bothenträgern und Arbeitern zu verbieten, sowohl bei Hieherbringung der verfertigten Waar, als auch sonderlich bei ihrer Heimbreise, da dieselben mit Gelt versehn und sich in ausländischen Würthshäusern aufhalten, allwo sie sich von den daselbsten auf sie lauernden Verführern meistens überreden und verleiten lassen, ohne daß die obrigkeitliche Vorsorge es hindern kann, wenn ihnen nicht ernstlich geboten wird, sich keiner andern Straßen als in unserer Landschaft zu bedienen."

Die Contravenienten waren überdieß mit den strengsten Strafen bedroht und auch die klingenden Mittel wurden nicht gespart, um die Wachsamkeit anzuspornen. So erhielten namentlich die drei Schloßschreiber auf Farnsburg, Homburg und Wallenburg als Augen des Gesetzes jeweilen am Neujahr nebst einem schönen Schreiben je einen neuen Louis d'or ab dem Brett, zur Anfrischung der Vigilanz, wie der Amtsstyl hieß. Den Harschierern, die sich nützlich gemacht hatten, wurden Tröstungen verabreicht. Auch offizielle Delegationen wurden zeitweise entsendet, um den Anfängen einer neu drohenden Emigration oder Concurrenz nachzuspüren oder vorzubeugen, so unter anderm nach Breisach und Mümpelgard.

Auch in anderer Richtung schonten die Fabrikanten ihre Kasse nicht, wenn ein ihnen wichtig scheinendes Interesse im Spiele lag. Ein solches Interesse glaubten sie darin zu finden, daß sie den Verkauf von Stühlen an Unberechtigte, i. e. an Nichtbasler und Nichtfabrikanten, wie solcher oft durch freiwillige

und Zwangsganten versucht wurde, mit allen Mitteln zu verhindern trachteten. Das meistbenutzte Mittel war das, daß man solche Stühle, die vergantet werden sollten, auf gemeinschaftliche Kosten vorher ankaufte und zu einem niedrigeren Preis unter sich verlooste. So wurde zum Beispiel im Jahre 1775 einem gewissen Ott ein schon 5 Jahre im Gebrauch gestandener und als neu mit 120 Pfd. bezahlter Stuhl für 180 Pfd. und 20 Pfd. Tröstung vor der Gant abgekauft und nachher zu 100 Pfd. verloost.

Sub 5. Januar 1788 findet sich dann folgender Eintrag im Protokoll:

„Wollen MHGA Herren Bandfabrikanten die 40 Stück Passavant'scher Bandstühle zusammen für die Summe von 2400 Pfund Gelts in neuen französischen Thalern à 40 Batzen käuflich übernehmen und selbige an diejenigen so dazu Lust haben, verloosen oder vertheilen."

Man mag nun von den angewandten Mitteln halten, was man will, Thatsache ist, daß es den Bandfabrikanten von Basel gelang, eine größere Emigration während des ganzen letzten Jahrhunderts zu verhindern. Erst im Jahre 1806 und später und zwar aus Gründen, welche zu bekämpfen nicht in der Macht der Fabrikanten lag, weil mit der Napoleonischen Zollpolitik zusammenhängend, siedelten einige Firmen ins Elsaß, nach Wässerlingen und Sulz über.

Zum Schlusse dieses Theils erwähne ich noch eines Ediktes von 1768, das einiges Interesse bietet. Es gieng dasselbe gegen den Mißbrauch, daß einzelne Fabrikanten angefangen hatten, nach dem Beispiele anderer Länder und Industriebranchen auf den ihnen gehörigen Stühlen nicht mehr selbst zu fabriziren, sondern letztere kapitalistisch zu verwerthen. Es geschah dies in der Weise, daß sie sich von dem Arbeiter die

Hälfte bis Zweidrittel des Werthes anzahlen und nachher noch einen Stuhlzins von jährlich 5 Pfd. vergüten ließen, mittelst welchen sie den Rest des Kostwerthes verzinsen und amortisiren konnten. Der Arbeiter seinerseits konnte dann diesen Stuhl wie einen ihm selbst gehörigen benutzen; derselbe gieng, wenn der Stuhlzins richtig bezahlt wurde, beim Tode auf seine Familie über und er selbst konnte Arbeit suchen, wo er wollte, d. h. wo es MHGA Herren erlaubten. Da er auf keine andere Weise zu einem eigenen Stuhle kommen konnte, so gab der Arbeiter oft ganz gern diese Anzahlung und fand dann meistens in Aarau oder Zofingen Beschäftigung. Dieser kapitalistischen Ausbeutung ihrer Stühle durch Fabrikanten einerseits und der Benützung dieser Stühle durch Fremde anderseits machte das Edikt von 1768 ein Ende. Beides wurde verboten.

Der Preis der Waare und deren Aufschlag und Abschlag wurde ebenfalls in patriarchalischer Weise gemeinsam festgestellt. Dabei litten die Herren beim Aufschlagen durchaus nicht an Blödigkeit. So findet sich vom 3. Oct. 1787 folgender Eintrag:

„MHGAH Präses bringt an, bei letzterer Session sey ab„geredet worden, daß nach der Frankfurter Messe wiederum „eine Session abgehalten werden solle, wegen Aufschlag der „Seide."

„Haben MHGAH die anwesenden Herren Fabrikanten einen Aufschlag auf die Seiden von 40% und auf den Floret von 25% einhellig angenommen und beschlossen, denselben auf der nächsten Frankfurter Messe und auch für die Leipziger Commissionen in Kraft zu setzen."

Dann heißt es am 4. Dez. gl. J.:

„Präses bringt an, er habe einen Zeddel erhalten, behufs „Verminderung des Seidenaufschlags von 5 bis 6% von den

„letzthin erkannten 40% wolle vernehmen, wie solches MHGAH „anzusehen belieben."

„Lassen es MHGH bei dem in letzter Erkanntniß fest- gestellten Aufschlag von 40% auf die Seiden und 25% auf den Floret lediglich bewenden."

Der Aufschlag wurde dann per Circular der Kundsame einfach mitgetheilt.

Ebenso einhellig waren aber anderseits MHGAH, wenn es sich darum handelte, den Prätentionen der Färber auf Erhöh- ung des Farblohnes entgegenzutreten. Die betreffenden Unter- handlungen waren ebenfalls lange Zeit patriarchalischer Natur, in der Revolutionszeit dagegen fiengen sie an sich zu trüben, wie aus folgendem Eintrag von 1793 hervorgeht. Es heißt da im Protokoll:

„Sodann wird angezeigt, wie die Herren Seidenfärber „zufolge einer unter sich errichteten und wider die bürgerliche „Freiheit gehenden Verbindung, den Färberlohn ganz eigenmäch- „tig erhöhet hätten, so ist man schlüssig worden, denenselben „folgendes in aller Höflichkeit zu antworten:

„Allervorderst versehen sich die Herren Bandfabrikanten, „daß die Herren Seidenfärber diese zuwider aller Ordnung „unter sich gemachte schriftliche Verbindung aufgeben und zer- „nichten werden; wenn sie alsdann beglaubt, in Absicht der „jetzigen theuren Nahrungszeiten eine Vermehrung des Farb- „lohnes begehren zu können, wird man ihre Vorschläge, in „Hoffnung daß dieselben auf Billig- und Anständigkeit beschehen „werden, ganz billig anhören, auch ihnen alsdann den behören- „den Bescheid ertheilen; widrigenfalls aber würde man sich wi- „der Willens gemüssigt sehen, solche Maßregeln zu ergreifen, „die den Herren Seidenfärbern nicht ersprießlich sein würden,

„indem man keineswegs geſinnt iſt, von dieſer Herren Willkür „abzuhängen."

Die Färber gaben dann bei und der Botmeiſter Herr J. Weibert ſtellte vor, daß z. B. er ſelbſt für Holz, Saiffen, Knobber, Farbkraut, Indigo, Bodaſchen und Arbeitslohn 1320 Gldn. mehr habe bezahlen müſſen, und deßhalb der Aufſchlag gerechtfertigt ſei.

„Wenn der Herr Botmeiſter für ſich und im Namen ſeiner Comittenten von dem vorgeſchlagenen Preis nicht abgehn werde, ſo ſehe man ſich gemüſſigt, dieſe Deliberation bis nach der Frankfurter Herbſtmeſſe auszuſtellen, wenn ſie aber mit Erhöhung des Färberlohnes ſtatt 2 fl. auf den Ctr. mit 1 fl. ſich begnügen wollen, ſo ſolle es dabei ſein Verbleiben haben."

Die Färber wollten ſich aber nicht begnügen und erhielten ſchließlich, was ſie verlangt hatten.

Noch ſchärfer kamen die Fabrikanten und Färber im Jahre 1804 aneinander, denn mit Memorial vom 12. September dieſes Jahrs rufen die Bandfabrikanten den väterlichen Schutz MHGA Herren an:

„Weil ſie erſt neulich von Seiten E. E. Meiſterſchaft der Seidenfärber eine Behandlung erfahren, welche ganz beiſpiellos iſt. Es haben ſich nämlich dieſelben erlaubt, uns eine gedruckte Notifikation mit der Unterſchrift „ſämmtliche 9 Seidenfärber" zuzufertigen, worin ſie anzeigen, daß ſie einen Aufſchlag von 20% zu beſtimmen für gut befunden und ſich verbunden haben, kein Loth Seide mehr darunter zu färben."

„Einen weitern Beweis ihrer übeln Geſinnung haben die Seidenfärber dadurch an den Tag gelegt, indem ſie den 3 Häuſern Forkart Weiß u. Söhne, Peter H. B. Burckhardt u. S. und Gebr. Biſchoff durch eine ſchriftliche Anzeige alles weitere Seidenfärben in dero eigenen Farbeinrichtungen einzuſtellen ge-

boten haben und zwar in einem ſolchen Tone als hätten ſie das Recht dazu.“ (Die Seidenfärber ſtützten ſich auf die Verordnung vom 6. Juli 1803: „Es ſolle niemand geſtattet ſein, mehr als einen Beruf zu treiben.“)

Auf dieſe Inſinuation der Färber antworteten die Fabrikanten dann mit einem Geſuch um Gewerbefreiheit. Der Rath löste den Streit in der Weiſe, daß er das Selbſtfärben ſeitens der Fabrikanten weiter geſtattete, unter der Bedingung, daß ſie einen gelernten Färber anſtellen, indem er die Zünfte zu ſchützen ebenfalls gehalten ſei.

Es gieng überhaupt ſeit der Zeit der Helvetik durch alle Verhältniſſe ein anderer Luftzug, der alte Accord ließ ſich nicht mehr ſo leicht herſtellen, die Geſichtskreiſe und die Abſatzzonen hatten ſich erweitert, die Verhältniſſe geſtalteten ſich durch die napoleoniſche Zollpolitik ſchwieriger, neue Leute und neue Verwicklungen tauchten auf. Alle Bemühungen, die Fabrik-Commiſſion wieder ins Leben zu rufen, alle Fabrikanten auf dasſelbe Ellenmaaß wie früher oder auf einen gemeinſamen Preisaufſchlag zu verpflichten, ſcheiterten an den Reſervationen einzelner und als nun gar noch die Jacquardmaſchine erſchien und eine komplete Umwälzung in den Fabriken hervorbrachte, da trat der Individualismus ganz in den Vordergrund.

Ueber die Jacquardmaſchine, die den Namen nach ihrem Erfinder trägt, iſt hier höchſtens zu bemerken, daß ſie ſeit der erſten Erſcheinung in ihren Haupttheilen gleich und „unverbeſſerlich“ geblieben iſt und doch ſind, um den beträchtlichen Koſtenaufwand für Karten zu ſparen, mannigfache Mittel verſucht worden, die alle ſich nicht als praktiſch erwieſen haben, u. a. auch die electriſche Maſchine von Bonelli, verbeſſert von Hipp, nicht. Wohl iſt mit dieſem Apparat im Jahre 1857 in Turin ein Stück Zeug gewoben worden, deſſen Deſſin vier

Meter Länge hatte und 40,000 Karten repräſentirte, aber bis zur Zeit hat ſich der Bonelliſche Webſtuhl noch nicht einbürgern können. Ob in der Erfindung der Keim zu einer Aenderung und zweckmäßigen Umgeſtaltung der Jaquardmaſchine liegt, wird die Zukunft weiſen.

Ich entnehme den Ausſtellungsſpalten von 1883 noch folgendes:

Vereint mit der Einrichtung beſſerer Maſchinen, z. B. der mehrſchiffligen Laden und beſſerer Communication mit dem Ausland gieng die Fabrikation neuer ſchwierigerer Artikel, ſowie die Vervollkommnung der Färberei, Appretur und der Zwirnereieinrichtungen Hand in Hand. Alle dieſe Faktoren zuſammen bewirkten den theilweiſen Uebergang der Hausinduſtrie zum Manufakturbetrieb.

Während früher der Bandweber ſeinen Stuhl ausſchließlich zu Hauſe und von Hand trieb, entſtanden jetzt große Fabriken zu Stadt und Land und in Folge der um uns gezogenen Zollſchranken bis über die Grenzen hinaus. Der Manufakturbetrieb wurde durch die Einführung des mechaniſchen Motors noch ſtärker accentuirt. Die Einführung desſelben fällt für uns in die 40er Jahre, etwa 1849. Der Gedanke des mechaniſchen Waſſerbetriebes iſt zwar ſchon älter. Laut Protokoll wurde die Erlaubniß dazu ſchon im Jahre 1738 von einem gewiſſen Hummel verlangt, der auf der Spital-(Muhni) Matte vor dem Steinenthor ein Waſſerwerk einrichten wollte, allein es iſt dieſer Novator nachher verſchollen und hat keine Spur hinterlaſſen.

Jetzt iſt für in den Fabriken laufende Stühle Waſſer- oder Dampfbetrieb allgemein eingeführt. Leichtes und raſches Anbequemen an die ſchnell wechſelnden Anforderungen der Conſumation bildet heutzutage eine der Hauptbedingungen für

das Gedeihen der Bandinduſtrie. Schärfere Ueberwachung der Maſchinen und der Arbeiter behufs beſſerer, zuweilen ſchnellerer Produktion ſind nöthig geworden, und das alles iſt nur durch den mechaniſchen Manufakturbetrieb erreichbar.

Seit 1870 beſchäftigt die Bandfabrikation von Baſel und Umgebung (Stadt und Canton Baſel) incl. Färbereien, Appreturen, Zwirnereien ꝛc. 16—18,000 Arbeiter. Von 3550 Bandſtühlen im Jahre 1846 ſtieg die Zahl derſelben auf 7250 im Jahre 1860, wovon 5250 der Hausinduſtrie und 2000 dem Manufakturbetrieb zufielen. Die Zählungen von 1870 und 1880 ergaben 7631 bezw. 6309 Stühle; letztere vertheilen ſich wie folgt:

in Baſel-Stadt	1023	Stühle,
in Baſel-Land	4909	„
in Aargau, Bern und Solothurn	377	„
Zuſammen	6309	Stühle.

An den Bandſtühlen wurden namentlich ſeit 10—15 Jahren fortwährend Verbeſſerungen angebracht, theils um die Leiſtungsfähigkeit zu erhöhen, theils um die Egalität der Waare zu vervollkommnen. Auch dem Finiſſage wurde alle Aufmerkſamkeit gewidmet.

Was die Abſatzverhältniſſe betrifft, ſo iſt auch darin manche Wandlung vorgekommen und die Dampfſchiff- und Eiſenbahnverbindungen haben dieſelben nebſt den Zollſchranken vollſtändig modifizirt. In früheren Zeiten, als die Communicationen noch ſchwierig waren, und der Meßverkehr noch Zollprivilegien genoß, wurde der Hauptumſatz auf den Meſſen vermittelt. Zurzach und Straßburg, ſpäter noch Frankfurt a. M. waren die Hauptmärkte für unſere Bandartikel. Dieſe Art des Abſatzes dauerte bis in die 20er Jahre dieſes Jahrhunderts. Von da an fingen die Fabrikanten an, die Meſſen und größe-

ren Consumplätze nur mit Mustern behufs Aufnahme von Bestellungen zu besuchen. Desgleichen kamen die größern Händler zu gewissen Epochen des Jahres behufs Deckung ihres Bedarfes in die Fabrik. Die Hauptabnehmer waren in dieser Zeit (von 1830—1860) Deutschland und Amerika, ersteres namentlich für Trachtenbänder. (Der deutsche Consum in Unisbändern wurde schon seit den 40er Jahren beinahe gänzlich durch die Ansiedlungen im Zollverein gedeckt.) Die nivellirende Wirkung des Eisenbahnverkehrs, welcher die Landestrachten verschwinden machte einerseits, und die schutzzöllnerische Schwenkung in Amerika nach dem Krieg mit den Südstaaten anderseits zerstörten diese Absatzquellen zum größten Theil und der Ausfall ist durch die Oeffnung Englands im Jahre 1861 nur unvollständig ersetzt worden.

Unser inländischer Consum mag früher bei kleiner Production eine gewisse Rolle gespielt haben, heutzutage ist derselbe im Verhältniß zur Produktion verschwindend klein.

Der Productionswerth der spezifisch baslerischen Fabrikation (excl. Zollverein) betrug in den letzten 10 Jahren durchschnittlich ca. 40 Millionen Franken.

Sie sehen, aus den bescheidenen Anfängen weniger Mühlstühle vor zwei Jahrhunderten, deren äußerster Vertriebshorizont Zurzach und Straßburg war, ist eine Weltindustrie erwachsen, die zwar von Zollschranken und auswärtiger Concurrenz stark bedrängt ist, aber doch noch immer aufrecht steht. Möge das auch ferner so bleiben zum Nutzen und Gedeihen der Vaterstadt!

Geschichte der Pfarrei Arisdorf,

nach handschriftlichen Quellen dargestellt

von **Bernhard Riggenbach.**

Das Nachfolgende ist schon vor Jahren aus den Papieren der Arisdörfer Gemeinderegistratur und des basellandschaftlichen Staatsarchivs zusammengestellt worden, ursprünglich bloß zur Vorlesung in einem Pfarrkränzchen und zugleich zur historischen Orientierung für meine Amtsnachfolger. Einzelne Züge dürften jedoch von allgemeinerem kulturhistorischem Interesse sein. Auch sollte es mich freuen, wenn andere Pfarrer angeregt werden könnten, die zum Theil ungleich interessantere und namentlich in kirchengeschichtlicher Beziehung viel bedeutsamere Geschichte ihrer Pfarreien an der Hand der Quellen zu bearbeiten und engeren oder weiteren Kreisen mitzutheilen.

Als Arisdorf im Jahre 1532 durch Kauf von Adelberg von Bärenfels, Herrn zu Grenzach, an die Stadt Basel kam, hörte damit auch seine kirchliche Verbindung mit Augst auf, und es wurde „der Pfarrdienst allhier durch einen Schulmeister von Liestal und Prediger von Lausen“ [1]) nebenbei versehen. Einen eigentlichen Pfarrer bekam Arisdorf erst nach der Reformation, welche sich hier ganz einfach vollzogen hatte, nach dem Grundsatz: cujus regio, ejus religio.

Die Tradition und mit ihr Bruckners Merkwürdigkeiten

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 2.

und der an ſich ſchätzbare, aber als Quelle unzähliger Irrthümer mit Recht etwas verrufene „Verſuch einer kleinen und ſchwachen Beſchreibung der Kirchen und Klöſter in der Stadt und Landſchaft Baſel von M. Heinrich Weiß", welcher übrigens von Arisdorf gar wenig zu ſagen weiß, bezeichnet als erſte evangeliſche Pfarrer dieſer Gemeinde Johannes Rauchenacker, Konrad Schreck und Jakob Agricola. In der auf dem Einbanddeckel eines alten Kirchenbuchs zu Ende des 17. Jahrhunderts geſchriebenen „Ordnung aller Pfarreren zu Arriſtorff" wird von Rauchenacker angegeben, er ſei 1529 von Lauſen hiehergekommen. Da er nach Weiß bis 1537 in Lauſen war, und von ſeinem Arisdörfer Nachfolger Schreck a. a. O. angegeben wird, er habe ſein Amt 1537 angetreten, ſo iſt anzunehmen, daß Rauchenacker neben Lauſen während einer Reihe von Jahren auch die Arisdörfer Gemeinde paſtorirt und in der Kapelle zum heiligen Kreuz, über deren Gründung mir leider nichts Näheres bekannt iſt, gepredigt habe. Von Schreck iſt angegeben, er ſei von 1537—1555 hier geweſen, von Agricola, er ſei nach 3jährigem Aufenhalte in Arisdorf 1558 nach „Rümlikhen" gekommen.

Der Erſte, von dem etwas Urkundliches vorliegt, iſt Jakob Leiderer, welcher im Jahre 1558, offenbar ſofort nach ſeinem Amtsantritt (denn 1557 war er nach Weiß noch Pfarrer in Lauſen) ein „Regiſterbuch zum kinderthouff unnd Eelütt Inſägnung der kilchen zu Ariſtorff" angelegt hat.

Der Nachfolger dieſes 1560 nach Bennwyl gezogenen Leiderer hieß Valentin Fungnoth und ſoll nach der angeführten „Ordnung" von Enſisheim gebürtig und ſpäter Pfarrer in Beuggen und in Kilchberg geweſen ſein. Obgleich derſelbe nur ein Jahr lang geamtet und nur 12 Kinder getauft hat, wiſſen wir doch, daß er viel Verdruß gehabt hat und

für ſeine Wirkſamkeit übel belohnt worden iſt. In der Lade 35 des baſelland. Staatsarchivs findet ſich ein Schriftſtück bezeichnet D 1 und überſchrieben „was Herr Valentin Funknot, pfarrherren zu Ariſtorff von ſinen Kilchgenoſſen begegnet und angelegen. Einem Erſamen Rat clagswyſ fürgetragen uff mittwoch 13. Julii anno 61.“ Laut dieſem Bittſchreiben hat Fungnoth ſofort nach ſeinem Amtsantritt den Vogt Salathe gebeten, dafür zu ſorgen, daß ihn die Gemeinde „viechshalber“ halten möchte, wie andere Diener des Worts auf dem Lande. Die Gemeinde wollte aber nichts von dieſem „nüwen Bruch“ wiſſen, und auch der Vogt fand, der Pfarrer brauche nicht mehr Freiheiten als andere gemeine Unterthanen. Fungnoth replicirte, er wolle nichts für ſich perſönlich, ſondern begehre bloß etwas für das Amt, alſo etwas, das ebenſogut ſeinen Nachfolgern zu Statten käme. Die Gemeinde ſolle ſich doch nicht ſperren, ſie habe ja noch nie Koſten gehabt mit einem Prädikanten. Vor Zeiten „im Babſtum“ hätten ſie müſſen nach Augſt zur Kirche, nun hätten ihnen „unſere gnädigen Herren“ aus Gnaden einen eigenen Prädikanten gegeben, weil ſie ſonſt „ettwann gon Langſon oder Liechſtal“ gehen müßten. Dieſe Einrichtung ſei vielleicht auf Begehren der Gemeinde geſchehen. Sehr naiv antwortete der Vogt hierauf: „nein werlich, was hetten wir darnach gefragt, wir handt kheinſy begäret!“ Die Sache wurde dann am Lieſtaler Markt jenes Jahres vom „Junkher“ (Truchſeß von Rheinfelden, ſ. unten) erledigt, nachdem derſelbe einen im „Schlüſſel“ anweſenden „Broſy Holandt“ von Siſſach gefragt, wie es dort gehalten werde, und erfahren hatte, daß man in Siſſach, wenn ein Pfarrer Vieh halte (was weder Herr Heinrich [Schilling], noch Herr Hans [von Arx] gethan), ihm das halbe würde gehen laſſen (d. h. unentgeltlich zur Weide). Mit dieſem Ausgang

waren die Arisdörfer aber nicht zufrieden. Im Wirthshaus „zum Kopff" wurde dem Nachbarn und Werkmann des Pfarrers „Dengy Schauly" von des Vogts Sohn entgegen gerufen: „ich wollte, daß der Teufel dich und den Pfaffen holte." In der Nacht rief man dem Pfarrer das eine Mal anzügliche Reden zum Fenster hinauf, und das andere Mal, als er mit seiner Frau in Basel war, beunruhigten Nachtbuben mit bloßen Schwertern in der Hand seine Dienstmägde. Auf der Straße wurde „Herr Veltin" beschimpft, und als sein Nachbar auf der erst kürzlich „gstipferten" Pfarrmatte mähen wollte, fand er mehr als 30 oder 40 große Kieselsteine im Gras, von welchen der „wenigist 8 Pfund" wog. Auch die Giebenacher wollten den Pfarrer benachtheiligen und ihm mehr Abgaben (für dort gelegenes Pfrundland) fordern als recht.

Kein Wunder, daß wir schon Ende August 1561 einen neuen Pfarrer finden, Gabriel Hummel. Unter ihm fand laut Taufbuch am 19. Dezember 1563 der feierliche Widerruf des Jakab Landolt von Giebenach statt, der seinen Vater mit der Art geschlagen hatte und dafür in der Kirche um Verzeihung bitten und sich mit der Gemeinde wiederum versöhnen mußte. Schon im Oktober 1564 bekam Arisdorf wieder einen andern Pfarrer, Hel. Buchser, von welchem weiter nichts zu bemerken ist, als daß er im Taufbuch den Dezember unter dem Namen Wolfsmonat aufführt. Bevor sein Nachfolger, Jakob Geuschel, ein Basler Bürger, den 15. Mai 1569 das Amt antrat, besorgte dasselbe ein halbes Jahr lang als Vikar Martin Fridboldt von St. Gallen, wie er selbst schreibt: „an Statt des wohlgelehrten Herrn Jakoben Geuschel." Geuschel scheint aber ein bescheidener und demokratisch gesinnter Mann gewesen zu sein; denn er strich die Worte „wohlgelehrt" und „Herr" mit mit seiner schlechten Tinte durch. Geuschel war merkwürdig

oft Pathe. Er ist auch offenbar in Arisdorf gestorben.[1]) Wenigstens finden sich gegen das Ende seiner Wirksamkeit mehrfach Collegen als Stellvertreter eingetragen, auch öfter als Vikar der Nachfolger Gregorius Brandmüller, der von Ende 1584 bis Februar 1588 in Arisdorf war und später als Pfarrer in Waldenburg und Dekan seines Amtes entsetzt wurde. Dieser fing an, auch die Todesfälle zu registrieren. Bis hieher hatten sich die Pfarrer „Prädikanten des göttlichen Wortes" genannt, Isaak Keller von Basel ist der Erste, der sich als „Pfarrherrn" zu Arisdorf betrachtet; freilich schreibt er auch bei Anlaß der Taufe eines eigenen Kindes seinen Gevattersmann, den Schloßprädikanten auf Farnsburg als „Hofprediger" ein. Sonst ist aus seinen Aufzeichnungen nur das Curiosum zu erwähnen, daß eine Olsbergerin auf einem Kirschbaum mit Drillingen gesegnet worden!

Während dieser Keller in Arisdorf Pfarrer war (1588 bis 1595) wüthete vom Oktober 1593 bis zum Februar 1594 die Pest dermaßen, daß in diesen 5 Monaten 70 Glieder der Kirchgemeinde starben. Dadurch wurde das kleine Kirchhöflein bei der Kapelle „zum heiligen Kreuz" überfüllt und einer Änderung gerufen. Diesen Anlaß benützten nun die Arisdörfer, und es richteten im Dezember 1594 „Vogt, Geschworene und ganze Gemeinden zu Aristorff und Giebenach sampt beiden Höffen Olsperg und Herrsperg" eine unterthänige Supplikation[2]) an die „Gestrengen, Edeln, Ehrenvesten, Frommen, Fürsichtigen, Weisen, insonders gnädig gebietenden, hochehrenden, lieben Herren und

[1]) Um diese Zeit wurde der Name „Arisdorf" in der gelehrten Welt vielfach gelesen; Sebastian Castellio hatte nämlich seine berühmten Dialogen 1578 unter dem Namen Theophilus Philadelphus herausgegeben und als Druckort auf dem Titel genannt: Arisdorfii!

[2]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 2.

Väter" zu Baſel, ihnen ſtatt der Kapelle eine Kirche zu bauen. Die Petenten konnten ihr Geſuch genügend begründen. Schon der Ort, wo die Kapelle ſtand, ein Sumpf zunächſt den (heute noch ſo benannten, aber längſt, im 18. Jahrhundert, trocken gelegten) „Weihern" und für die ſchon damals ſehr kircheneifrigen Giebenacher ungemein entlegen, bot Anlaß zu gerechter Beſchwerde. Sodann war die Kapelle, in welcher zur päbſtlichen Zeit nur alljährlich ein Mal „uff Crucis" (daher der Name) Meſſe gehalten worden, für den regelmäßigen evangeliſchen Gottesdienſt viel zu klein. Dieſer Nothſtand machte ſich jeden Sonntag bei der Kinderlehre beſonders fühlbar. Die Eltern, welche ihre Kinder nach damaliger guter Sitte in die Kinderlehre begleiteten, fanden neben den Kindern keinen Platz mehr und mußten draußen ſtehen. Ueberdieß waren gerade damals an der Kapelle ſelbſt, „die alſo preſthaft iſt, das ſich auch die Bapiſten und benachbarten, ſo oftermalen dahier zur Predig kommen, heftig daran ergeren", ferner am „Helmlin", das bei jedem Läuten bedenklich ſchwankte, und an der Kirchhofmauer koſtſpielige Reparaturen zu machen geweſen, auch abgeſehen von der in Folge der Peſt nöthig gewordenen Kirchhoferweiterung. Da die zwei Gemeinden zum Graben der Fundamente, zum Brechen der Mauerſteine, zu allen Fuhren und ſonſtigen nothwendigen Frohndienſten ſich freiwillig anboten, auch zu einer ziemlichen Geldſteuer ſich bereit erklärten, und der Arisdörfer Bürger Martin Itin „am khumblichſten Ort" eine Juchart Acker als Kirchhofſtatt ſchenkte, ſo willfahrte ihnen die gnädige Obrigkeit huldvollſt und geruhte die Koſten des Baues und ſpäter nothwendig werdender Reparaturen zur Hälfte den Collatoren der Arisdörfer Pfründe, den Pflegern der hohen Stift auf Burg, zur Hälfte den Patronen der alten Kapelle, den Edeln Truchſeß von Rheinfelden zu überbürden.

Bezeichnend für die damalige Zeit ist der Umstand, daß, als die Kirche schon längst gebaut war, der Obervogt auf Farnsburg unter dem 11. Sept. 1596 im Namen jenes Martin Itin (Ytte) an den Rath mit der unterthänigen Bitte gelangen mußte, demselben an der Summe des den gnädigen Herren für den ganzen Complex schuldigen Bodenzinses das Betreffniß für das geschenkte Stück gnädigst nachzulassen.[1])

Mit wie viel oder wenig Festlichkeit die neue Kirche eingeweiht worden, darüber schweigt die Geschichte. Auch das Taufbuch wird sehr schweigsam; denn auf den exakten Keller, dessen schöne Handschrift im September 1595 zum letzten Mal erscheint, folgt ein dunkler Zwischenzustand. Die „Ordnung aller Pfarreren" gibt als pastor loci von 1595 bis 1597 einen „Peter Stöcklin von Ettigen aus dem Bisthumb" an; daneben steht aber am Rand: „Jakob Brunner". Im Taufbuch folgt auf die Eintragungen des Pfarrherrn Keller die Notiz: „plurimorum nomina intermissa propter ministri Stöcklini negligentiam". Dann kommen einige Seiten Eintragungen Verschiedener. Möglich, daß unter diesen auch einer Namens Brunner war; mit Namen genannt ist bloß ein Mag. Georgius Rettenmundus, Basiliensis. Die Notiz über Stöcklin scheint authentisch zu sein; denn sie stammt offenbar von der Hand des nun folgenden Pfarrers Leonh. Soerinus (Seer), der von 1597 bis 1624 äußerst gewissenhafte Eintragungen gemacht hat, und unter anderem auch die neuen Communikanten (Confirmanden) einzuschreiben anfing und die Zahl der jeweiligen Abendmahlsgenossen beifügte (durchschnittlich p. Jahr 400). Von besonderen Erreignissen innerhalb der Gemeinde ist aus dieser Zeit nur zu erwähnen, daß am 4. Dez. 1618 ein zwölfjähriger Knabe, der sich Unsittlichkeiten hatte zu Schulden kom-

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 3.

men lassen, im Beisein des Pfarrers, der Geschworenen, der Bannbrüder und des Untervogts von Gelterkinden (als Stellvertreter des Landvogts) durch seinen Stiefvater „mit Ruthen bis auf das Blut gestrichen" worden. Im Staatsarchiv befindet sich aus dieser Zeit auch weiter nichts Nennenswerthes als ein Schreiben von „Thumb-Probst, Dechant und Capitell der hohen Stifft Basell" [1]), datirt: Freiburg im Breisgau den 3. Dez. 1613, worin das Capitel anzeigt, daß zu der unter seiner Collatur stehenden Pfarrei Augst Matten im Arisdörfer Bann gehört hätten; da dieselben jedoch zu weit abgelegen, so habe der Pfarrer von Augst mit Matthias Reiniger von Giebenach einen Tauschvertrag abgeschlossen, wonach die Arisdörfer Matten dem Reiniger, dessen Matten im Augster Bann dagegen der Pfarrei Augst zufallen. Nun spreche aber der Arisdörfer „Prädikant" jene Matten für sich an und wolle den Reiniger nicht Besitz davon ergreifen lassen. Darum möchten doch die gnädigen Herren von Basel, des Domkapitels „sonders gute und liebe Freunde" (sic!), dafür sorgen, daß der Prädikant von seinem Vorhaben abstehe. Pfarrer Soerinus aber, welchen der Rath zunächst um sein Votum ersuchte, wehrte sich sehr tapfer gegen das Ansinnen „der Priesterschafft" und wies nach, daß die auch so genannte „Pfrundmatte" ehemals nur deshalb zu den Gefällen der Pfarrei Augst gehört habe, weil Arisdorf von dort aus pastorirt worden. Mit der selbstständigen Organisation der hiesigen Kirchgemeinde habe alles und jedes Anrecht der Pfarrei Augst auf diese Matten aufgehört. [2])

Während des dreißigjährigen Krieges waren in Arisdorf Pfarrer M. J. Ph. Keller (Cellarius) 1624—1642, und Joh. Jak. Hemminger 1642—1649. Von Ersterem ist trotz

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 3a.

[2]) Ebenda.

langer Amtsdauer wenig Rühmliches zu melden Er war allem Volk Gevatter, aber ein liederlicher Regiſtrator. Freilich war gerade damals für Arisdorf, als einen Grenzort, böſe Zeit. Wir finden in dem zweiten Taufbuch von der Hand des Pfarrers Burtorf, von welchem weiter unten die Rede ſein wird, die Notiz: „Anno 1638 als Hertzog Bernhard einen einfahl in das Frickthal gethan und Rheinfelden belägeret, ſeind etlich hundert Reüter naher Ariſtorff kommen und haben diß Dorff mehr dann halber außgeplünderet und ungeachtet von der Statt Baſel ein Geſandter an den Hertzog abgefertiget worden, der ſich dieſer Plünderung halben erklagt, hat man dennoch wenig davon wieder bekommen."

Hemminger, ein Basler Bürger, aus der Grafſchaft Toggenburg nach Arisdorf berufen, hat ſich ſelbſt in dem von ihm begonnenen Taufbuch Nr. 2 mit den Worten verewigt: „Do dann zu wiſſen, daß allhie zu Ariſtorff under mir der neu Nachtmol-Tiſch, die beed zinnerne Kannen, Blatten mit ſampt der zinnernen Schalen gemacht und uff Wienacht 1642 das heilige Nachtmol laut der erſten Einſatzung mit nehrhafftem geſeuertem Brott undt deſſelbigen brächen hie undt in der ganzen Landſchafft Baſel (Gott Lob und Danck) ſolenniter iſt gehalten worden."

Während bisher das Taufbuch in der protokollariſchen Form gehalten worden, zu der unſere radikalen Civilſtandsväter neuerdings zurückgekehrt ſind, führte der praktiſche Hemminger die tabellariſche Form ein, wobei freilich die naiven für uns jetzt ſo werthvollen chroniſtiſchen Einſchiebſel wegfielen. Auch Hemminger litt unter den Nöthen des großen Krieges. In der „Deputatenlade" des Staatsarchivs findet ſich ein gar bewegliches Schreiben von ihm aus dem Jahre 1646 an Oberzunftmeiſter Johann Rud. Wettſtein, worin über das viele

„ußländiſche“ Bettelvolk geklagt wird. Im übrigen wurde trotz den kriegeriſchen Zeitläuften anno 1643 ſowohl eine neue Kirchenbeſtuhlung ſammt „pulprett uff die Cantzel“ hergeſtellt, als auch das Pfarrhaus, ſo wie es jetzt daſteht, errichtet. Der Dachſtuhl deſſelben iſt laut einer Notiz Hemmingers um Johannis des Täufers Tag, alſo im Juni 1643 auf dem Münſterplatz zu Baſel gezimmert und dann von der Gemeinde abgeholt und aufgerichtet worden. Hemminger ſtarb den 29. Sept. 1649.

Ihm folgte der geweſ. Diaconus communis M. Johann Grynäus von Baſel, welcher 9 Jahre Arisdörfer Pfarrer war, das von Hemminger unterlaſſene Regiſtriren der Confirmirten und Verſtorbenen in einem beſonderen Buch wieder aufnahm und ſammt ſeiner Frau Margreth Kargerin zahlloſe Male zu Gevatter ſtand. Sonſt iſt weder von ihm noch von ſeinem Nachfolger, M. Heinrich Brandmüller, der von 1658 bis 1669 amtete, Erwähnenswerthes auf uns gekommen.

Sehr lange und ſehr ſegensreich hat in Arisdorf gewirkt Jakob Maximilian Meyer, 1669—1695. Zu dem Ruhme zwar, den Weiß a. a. O. S. 40 und 41 ihm ſpendet, er habe der Gemeinde ein Schulhaus errichtet, iſt Meyer ziemlich unfreiwillig gelangt. Laut Staatsarchiv (Lade 35, D 4) hatte er einem Joggi Springlin auf deſſen „elend baufällig Strohhaus“ hypothekariſch Geld geliehen. Mit dieſem Geld hatte ſich Springlin auf ziemlich moderne Weiſe abſentiert, und nun war Meyer geſcheidt genug, ſich nicht dem Spott auszuſetzen, ſondern den Platz großmüthig für ein Schulhaus zu ſtiften. Uebrigens benahmen ſich bei dieſer Gelegenheit, im Jahre 1676, auch die Arisdörfer ſehr ſchön, indem zu beſſerem Unterhalt des Schulmeiſters jeder Bauer einen Viertel Korn, jeder halbe Bauer einen halben Viertel, jeder Dauner drei Becher ihm zu geben

ſich verpflichtete; und bloß im Jahre 1680, als das Hagelwetter die Fluren der Gemeinde verwüſtete, mußte der Rath dafür eintreten.[1]) Im übrigen wurde der Rath in Finanzſachen zu jener Zeit von Arisdorf aus vielfach behelligt, indem die Edlen Truchſeſſen von Rheinfelden zu jeder neuen Ausgabe (u. a. für eine neue Canzel 1691) wie Meyer ſchreibt, ſauer ſahen und im Jahre 1694 ſogar des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden hohe Intervention zu ihren Gunſten gegen die begehrlichen Arisdörfer anriefen.[2]) Allein der Rath von Baſel ließ ſich nicht einſchüchtern, ſondern ließ, namentlich auf Andringen des „Schaffners der Stifts-Kammerey auf Burg", Herrn Benedikt Socin, den Rheinfelder Junkern einfach den betreffenden Theil ihres Arisdörfer Zehntens zurückbehalten.

Ueber dem allem wollte dem guten Herrn Pfarrer Meyer die Zeit in Arisdorf denn doch etwas lange werden. Arisdorf war damals und bis in die neueſte Zeit hinein eine der wenigſt dotierten Pfründen, und Jüngere als er waren wiederholt an beſſere Stellen befördert worden. Er hatte zwar laut ſeiner Bittſchrift[3]), von ſeinen lieben Eltern ſo viel geerbt, daß er jährlich 100 Reichsthaler Renten „einſpetten" konnte, allein trotz dieſem „verſpürten Segen Gottes" hatten ihn das Lehrgeld des einen und die Begräbnißkoſten des andern Sohnes doch einigermaßen aus dem finanziellen Gleichgewicht gebracht, ſo daß er beim Rath um Verſetzung an eine beſſere Stelle, wie ſolche ſeinen Vorfahren Sörinus, Grynäus und Brandmüllerus vergönnt worden, oder doch um ein additamentum personale einzukommen ſich genöthigt ſah. „Neben dem ſoll ich auch billig meiner lieben Hausfrauen, die an dieſem einſamen

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D[5], Schreiben des Landvogts J. Buxtorf.
[2]) Ebenda, Lade 35, D[6].
[3]) Ebenda, Lade 35, D[7].

und entlegenen Ort bei ihrer schweren Hauslast aller irdischen Erquickung gänzlichen beraubt ist und durch allerhand Zufähl, sonderlich dem in den Rheinfeldischen Gefahren" (einer, wie es scheint, abermaligen Plünderung) „eingenommenen Schrecken einen guten Theil ihrer Gesundheit eingebüßt, gebührende Rechnung tragen, welche nichts mehreres wünscht, als noch vor ihrem End aus diesem Gefängnuß, wie sie redt, erlöset zu werden."

Die gnädigen Herren scheinen mit der armen Frau Pfarrerin gerechtes Mitleid empfunden zu haben. Meyer wurde von der mageren Pfründe zu Arisdorf 1695 auf die fetten Triften von Frenkendorf versetzt. Nach Arisdorf aber kam Johann Buxtorf, der vierte und letzte der als Hebraisten in der ganzen Welt berühmten Buxtorfen. Schnöder Weise ist in dem ihm gewidmeten Artikel der Herzog'schen Realencyklopädie Arisdorf nicht genannt, sondern nur gesagt, er sei in der Nähe von Basel Pfarrer gewesen. Und doch hat er zehn Jahre dort geamtet.

Freilich weiß ich von diesem gelehrten Vorfahren, der 1705 ordentlicher Professor der hebräischen Sprache wurde und als solcher gelehrte Werke geschrieben hat, nicht mehr zu sagen, als daß er die schon verschiedene Male erwähnte „Ordnung aller Pfarreren" angelegt und alles sehr gewissenhaft registrirt hat. Er erlebte hier laut den Büchern den Kummer, daß eines seiner Gemeindeglieder, eine Margreth Reiniger von Olsberg, „ad pontificios deficierte", aber auch die Freude, als Gevatterinn seines Sohnes Augustus Johannes „Ihre Durchlaucht Augusta Maria, Markgräfin zu Baden und Hochberg, Friderici Magni Gemahlinn" eintragen zu dürfen.

Ihm folgte 1705 M. Sebastian Socin, der schon ehe

er hier war, mehrere Male der Rheinfelder Garniſon, auf Anſuchen der Offiziere und mit Erlaubniß des Antiſtes Werenfels, gepredigt hatte und während ſeines Hierſeins öfter in den Fall kam, den verheiratheten Soldaten der dort ſtationirten von Erlachiſchen, von Dießbachiſchen und ab Jbergiſchen Regimenter taufen zu müſſen. Das Sprichwort: „Undank iſt der Welt Lohn" bewahrheitete ſich indeſſen auch hier. Am Neujahrstag 1712 inſultirte ein Soldat des Hildesheim'ſchen Regiments den Arisdörfer Pfarrer dermaßen, daß derſelbe bei deſſen Compagniechef, dem Baron d'Elz, durch den Schultheißen von Lieſtal Beſchwerde erheben ließ. Der Baron antwortete: [1]) „Den bewußten Kerrell, welcher den Herrn Pfarrer von Ariſtorff mit einigen Träuworten angefallen, habe ich ſeines gethanen Verbrechens halber gebührendt angeſehen (!) und kan Monſieur Stadtſchreiber vermeldten Pfarrherrn in Meimem Nahmen verſichern, daß er ſich dieſerwegen nicht die geringſten Gedanken weiterſt machen dörffe, maßen bereits alle Dispoſition zur Verhüthung aller Jnconvenienz vorkeret habe."

Da Pfarrer Socin kränkelte, ſo zog er 1715 in die Stadt und ſtatt ſeiner M. Theodor Zwinger einſtweilen als Vikar hieher. Schon 1716 ſtarb Socin, und nun wurde in der Vorwahl des Kirchenraths (conventus ecclesiasticus) Zwinger in erſter Linie vorgeſchlagen. Bei ihm, wie auch bei ſeinen zwei Mitvorgeſchlagenen führt Antiſtes Hieronymus Burckhardt in ſeinem bezüglichen Ternarius [2]) (ſpäter gabs Senarien) als Empfehlung an, daß er „ohngemeine Meriten ſeiner Voreltern in geiſtlichem und weltlichem Stand" auf ſeiner Seite habe. Trotzdem war Zwingers Wahl keine glückliche. Der gute Mann war ſo kränklich und in Folge davon ſo gedächt-

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 16.

[2]) Ebenda, Lade 35, D. 17.

nißſchwach, daß er ſeine Predigten meiſtens ableſen mußte und gar oft nur ein Gebet verrichten konnte.[1]) Als er am 23. September 1730 ſtarb, mußte der Rath ziemliche Rückſtände an Holzmacherlohn zahlen, ſo die „Züger" wegen der Kränklichkeit ihres Seelenhirten nicht hätten ſtreng fordern mögen und von deſſen Erben nicht erhältlich machen könnten.[2]) Als Nachfolger Zwingers wählte nun der Rath, Arisdorf offenbar als Luftkurort betrachtend, wieder einen kränklichen Mann, den eben von Wien, wo er Hofprediger des holländiſchen Geſandten geweſen, zurückgekehrten Simon Grynäus. Allein derſelbe ſtarb 1731 in der Woche, ehe er hätte antreten ſollen. Und nun kam Johann Ulrich Thurneyſen, 1731 — 1739, nach Arisdorf. Derſelbe hatte ſeine liebe Noth mit dem Schulmeiſter Hieronymus Holzach, „einem im Vorſingen, im Schreiben und Leſen, wie auch im gründlichen Anführen der Jugend zum Buchſtabieren tauglichen, aber gar jähzornigen, einbildiſchen und unzufriedenen Subjekt."[3]) Da gab es Gutachten abzufaſſen über Klagen, welche das Stadtkind Holzach ſchmeichelnd den Deputaten als „Pflegeren und Säugammen der Kirchen und Schulen" in „ihro väterlichen Schooß" ausſchüttete[4]), und über Klagen, welche die Gemeinde ihrerſeits vorbrachte.

Mit dieſer ärgerlichen Geſchichte hatte auch der Nachfolger M. Johann Jakob Fiſcher, 1739—1756, noch viel zu ſchaffen. Dieſer hatte die Anzeige ſeiner Wahl in einem höchſt originellen Schreiben beantwortet[5]), wobei es ihm um Er-

[1]) Weiß a. a. O.
[2]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 19.
[3]) Deputatenlade, E. 12 ff.
[4]) Ebenda, E. 21.
[5]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 27.

haltung des bisher bezogenen Personale von 50 Pfd. Geld, 4 Vzl. Korn und 4 Saum Wein zu thun war. „So schädlich," sagt er, „das Judenthum auf der einen Seite, wann man sich zu bereichern sucht, so ist doch der Mangel auch ein böser Rathgeb, setzt in große Sorgen um das Zeitliche und vermindert die Fürsorge für das ewige Heil." Eine solche Sprache durfte sich Fischer wohl erlauben. Er war kein Vischer, sondern ein Fischer, hatte„ von Natur nicht viel Fründ", mußte in Folge dessen in einem wirklichen „Jakobs-Dienst" ausharren, nämlich neben dem Predigtamt zu St. Jakob die Stellen eines Adjunktus im Spital und eines Catechista im Gymnasio versehen, sowie die „Traktierung der Malefikanten, mit deren schon 10 außgangen." Weil aber alle diese Aemter zusammen ihren Mann sammt Familie nicht nährten, so mußte Fischer daneben noch „den anderen Predigern zu Hülf' kommen und der Information von Söhnen und Töchtern wackerer Ehrenleute" sich widmen. Dabei war er 52 Jahre alt geworden und hatte sich nun als „zahlreicher Familienvater" um Arisdorf, „den schlechtesten Dienst auf dem Land, so 300 Pfund gerechnet wird," nur deshalb beworben, weil er den „Rest seines Lebens in einerlei Arbeit und mit gesammelten Kräften bei einer Gemein erbaulich zubringen" wollte.

In dieser Hoffnung hatte er sich jedoch bitter getäuscht. Kaum war er in Arisdorf, so mußte er schon an eine „hochlöbliche Haußhaltung" gelangen, indem zwischen ihm und seinem Collegen von Sissach ein sehr unerbaulicher Competenzstreit entstanden war. Als nämlich Fischer das obenerwähnte Personale wirklich auch für Arisdorf war zuerkannt worden, hatte der Rath zugleich beschlossen, daß das „Direktorium der Schafneyen" davon bloß die 50 Pfund in Geld auszuweisen habe, während die 4 Vzl. Korn und die 4 Saum Wein der überreich

dotierten Pfründe Sissach zur Last zu legen seien. Da Sissach zum gleichen Zeitpunkt auch einen neuen Pfarrer erhalten, so ließ sich die Sache „schicklich" machen. Insoweit war alles klar, und es konnte selbst dem Sissacher Pfarrer nicht einfallen, gegen die Weisheit der gestrengen Herren etwas einzuwenden. Wohl aber verlangte er, der Arisdörfer solle Korn und Wein bei ihm abholen, während dieser auf Lieferung vor's Haus bestand und sich auf den in der Rathserkanntnuß gebrauchten terminus berief.[1]) Was damals beschlossen worden, finde ich nicht, hingegen zum Beweis, daß es an fortwährenden Reibereien in dieser Angelegenheit nicht fehlte, unter dem 31. Mai 1747 einen Beschluß des Raths, daß der Arisdörfer Pfarrer Frucht und Wein nicht mehr von Sissach, sondern von dem Zehnten zu Arisdorf zu beziehen habe.

Viel intensiver als von diesem Competenzstreit wurde Pfarrrer Fischer beunruhigt von dem Streit zwischen Schulmeister Holzach und der Gemeinde. Fischer hatte mehr Verständniß für des Schulmeisters Noth als Thurneysen. Er schreibt den Deputaten[2]) im Dezember 1739: „Man muß die Leuth also zwingen, diese große Gutthat (einer Schule) zu genießen. Sie meinen, es sei an ihrer Arbeit alles allein gelegen, gerade als wan etwas Nutzliches zu erlernen nicht auch zur Arbeit gehörte." Im weiteren Verlauf des Schreibens führt Pfarrer Fischer aus, wie die Arisdörfer nun auch noch dem Pfarrer sein Recht den Schulmeister zu bestellen oder beizubehalten, abdisputieren „und gerade wie mit dem s. v. Schweinhirten alle Stephanstag ändern" wollten. Es habe der Schulmeister, der zugleich Sigrist, Cantor und Uhraufzieher sei, ohnehin nicht genügend Brod und müsse mit schlechter Kost vorlieb

[1]) Staatsarchiv, Lade 35, D. 28.

[2]) Deputatenlade, E. 15.

nehmen. Mit ſeinem Nebenverdienſt, dem Leiſtemachen verdiene er kaum ſich und den Seinen die Schuhe an die „s. v. Füß“. Nun wollten die Arisdörfer ihm das Korn nicht mehr geben, während doch ſeit der Zeit von Pfarrer Maximilian Meyer jeder Bauer 12 Becher, jeder halbe Bauer 6 Becher und jeder Dauner 3 Becher gegeben, als Zugabe zu der geringen Beſoldung (5 Batzen pro Kind fronfaſtenlich im Winter). Dieſe Verweigerung geſchehe nur aus Paſſion gegen den Schulmeiſter, und weil böswillige Leute dem Pfarrer unverdientermaßen Verdruß machen wollen. Das characteriſtiſche Schreiben ſchließt mit den Worten: „es muß ein Schulmeiſter leben können [1]); wenn alle Kinder in die Schule geſchickt würden, wären es ihrer wohl hundert, (während Holzach klagen mußte, man ſchicke ihm blos etwa 40) und iſt alſo wohl der Mühe werth, daß ſolcher Jugend zu Gefallen ein Schulmeiſter ſich ehrlich ernähren könnte. Sein Biſſen Brot iſt ihm bisher wohl ſauer gemacht worden. MHGAHE. Deputaten haben gut gefunden, daß Holzach Schulmeiſter bleiben ſolle, und nun ſuchen die Arisdörfer durch Aufhaltung des Kornes den Befehl illuſoriſch zu machen, denkend, wenn der Schulmeiſter nichts zu brechen und zu beißen habe, ſo werde MHGAHE. Befehl umſonſt ſein und er doch nicht bleiben können. Ich befehle alles Gott und den Pflegeren ſeiner Kirchen und Schulen und glaube, wenn das Maß der Bosheit voll, werde es überlaufen. Hätte eine herzliche Freude daran, wenn die bisher halsſtarrigen Leute andern Sinnes würden, allein ſie ſind theils zum Böſen verkauft und in einen verkehrten Sinn dahin gegeben; ſie haben einen allzualten und ſtarken Falt genommen, als daß ſie ſo leicht zurechtzubringen wären.

[1]) In einem ſpätern Briefe Fiſchers heißt es: „bei hungrigem Bauch verliert auch der Redlichſte endlich den Muth zur Arbeit.“

Allein ich förcht, Gottlob, den Teufel und ſein Werkzeug nicht, der Heiland hat der Schlangen den Kopf zertreten, ich will ſie gar auszabeln laſſen und durch Gottes Gnad mein Amt herzhaft, unerſchrocken und mit aller Liebe und möglichſter Vorſichtigkeit verrichten. Gott wend alles zum Beſten."

Die Gemeinde ihrerſeits war nicht faul; ſie ſandte eine Klageſchrift nach Baſel, des Inhalts: Die Kinder werden nicht in die Schule geſchickt, und das Korn werde nicht eingeliefert, weil Holzach mit den Kindern umgehe, wie mit einem s. v. Vieh. Er habe einen Knaben ſo zugerichtet, daß er etliche Tage Blut geſpeit. Deshalb zur Rede geſtellt, habe er dem Untervogt und den Geſchworenen geantwortet: es ſolle die ganze Gemeinde, welcher Solches nicht gefalle, ihn, mit s. v. zu melden, hinten hübſch machen; es habe ihm niemand etwas zu befehlen als der Herr Pfarrer. Das könne ſich die Gemeinde nun doch nicht gefallen laſſen. Zudem brauche Holzach, weil er viel Holz zu Leiſten verwende, jährlich mehr als 11 Klafter Holz. „Einen ſolchen Schulmeiſter wend mir nicht, er möchte unſere Kinder auch alſo anführen."[1])

Pfarrer Fiſcher aber, dem es bange war, der in ſolcher Aufregung ſich befindenden Gemeinde auf h. Weihnachten das heil. Abendmahl zu reichen und der doch nichts anderes glaubte bezeugen zu können, als daß Holzach „ſo thätig und geduldig ſei wie ein Schaf", drang auf eine Unterſuchung[2]), und daraufhin wurde der Landvogt von Farnsburg angewieſen, die Gemeinde zur Ruhe zu bringen.[3])

Kaum war dieſe Angelegenheit erledigt, ſo wurde der gute Fiſcher in einen neuen Streit verwickelt, weil ohne Zwei-

[1]) Deputatenlade, E. 14.
[2]) Ebenda, E. 16.
[3]) Ebenda, E. 17.

fel die Gemeinde für die erlittene Niederlage Revanche ſuchte. Es handelte ſich wieder um den Schulmeiſter, und zwar um einen neuen Kirchenſtuhl für ſeine Angehörigen. Derſelbe war natürlich den alten Feinden Holzachs ein Dorn im Auge und „unter beſtem Schein nach der bäuriſch verſtellten Kaltſinnigkeit" richteten dieſelben zu Pfingſten 1741 vor dem Nachmittagsgottesdienſt in der Kirche einen Scandal an. Pfarrer Fiſcher reiste ſofort nach Baſel und ſchrieb dort eine Klageſchrift[1]) mit der ſaftigen Einleitung: „ich erkenne die Bauern nicht für meine Vögte und Aufſeher. Sie haben genug für ſich zu verantworten. Laſſen ſie dem Pfarrer über, was ihm gebührt, da ſchon mit den nöthigen Perſonen geredet, und die Kirchenſachen an keinem Ort die Geſchworenen nichts angehen, welche ich nicht in ihrem Hochmuth ſtärken möchte, daraus dieſer Lärm entſtanden, nebſt der Feindſeligkeit, ſo ſie mir ſchon lange ohne all mein Verſchulden bewieſen, der ihnen und den ihren nichts als Liebe bewieſen; und da meine Frau auf das Recht bringen und verklagen wollte, war ich zum Unrechtleiden reſolviert, um mich bei der Gemeinde deſto beliebter zu machen." Das Recht erhielt er, aber beliebt wurde weder er noch ſein Schulmeiſter je.

Aus Fiſchers Zeit iſt ferner zu bemerken, daß 1742 „bei einem unehelichen Töchterlin, ſo bei der Geburt in dem Hardthaus von einem Weib Anna Bitterlin oder dem ſogenannten Simmeranni von Giebenach getauft worden, dieſer ungültige Tauff 10 Wochen nach der Geburt durch einen ordentlichen Predigertauff mit Vorbericht Herrn Antiſtitis wiederholt worden." Pfarrer Fiſcher beſchloß ſein unruhiges Leben in Arisdorf am 11. Januar 1756.

Auf ein kurzes Vicariat von Jakob Zwinger folgte

[1]) Deputatenlade, E. 20.

eine kurze Amtsdauer von M. Theodor Falkeiſen, ſpäter Pfarrer bei St. Martin, dem Vater des am 29. Mai 1758 in Arisdorf geborenen nachmaligen Antiſtes Hieronymus Falkeiſen (dieſer hat denn auch als Antiſtes der Kirche zu Arisdorf eine ſchöne Kanzelbibel geſtiftet). Unter Falkeiſen wurde das Pfarrhaus durch eine umfaſſende Reparatur im Großen und Ganzen ungefähr in den Stand geſetzt, in welchem es ſich jetzt befindet, ſo daß der Nachfolger M. Heinrich Köllner, welcher wiederum blos 5 Jahre, nämlich von 1762—1767, amtete, den Deputaten keinen andern Wunſch vorzutragen hatte als den, ihm in Anbetracht der vielen zum Pfrundlande gehörenden Obſtbäume einen „Brennhafen" ins Waſchhaus zu ſetzen. Dagegen drang Köllner auf definitive Verbeſſerung der Beſoldung ſeiner Stelle als der notoriſch niedrigſten des Landes („26 Pfund Geld, 28 Vzl. Korn, 12 Vzl. Haber, 10 Saum Wein, 15 Klafter Holz, 40 Wellen Stroh, 4 Karpfen bei der Weiherfiſcheten und 2 Hühner ab Schloß Farnsburg"). Das Holz wurde hierauf auf 8 Klafter vermindert, dagegen die übrige Beſoldung auf 180 Pfund Geld, 70 Vzl. Korn und 10 Saum Wein feſtgeſtellt.

Auf Köllner folgte 1767 M. Johann Rumpf, welcher am längſten von allen bisherigen Pfarrern, nämlich bis zu ſeinem am 17. Juni 1806 erfolgten Tode, alſo faſt 40 Jahre lang in Arisdorf geamtet hat.

In dieſer langen Zeit erlebte Rumpf u. a. auch die Schmach, daß eines ſeiner Pfarrkinder am 21. Februar 1778 durch das Schwert hingerichtet wurde. Der herzbewegliche „Abſcheid-Brieff", welchen der Verbrecher Klaus Strub von Arisdorf zwei Tage vor ſeiner Hinrichtung aus dem Gefängniß „Bärenhaut" in Baſel an ſeine Frau richtete, iſt noch vorhanden. Derſelbe lautet:

„Baſel, den 19ten Hornung 1778.

Im Namen der hochheiligen Drey-Einigkeit Gottes, Vatter, Sohn und H. Geiſt:

Meine Vielgeliebte, Bedaurenswürdige Frau, und Ehefrau Anna Haumüel

Und auch Du, mein herzbrechendes Kind Mardelin!

Unter der Tränenfluth und Schmerzen meines Herzens geſchrieben.

Ich befihl meine liebe Frau und Kind zuſammen in die Obhutt des Allerhöchſten Gottes, der ſich Wittwen und Wayſen annimt, und ſie beſchützt. — Liebe Frau — Du biſt eine Mutter, die drey Kinder in der Zahl der heiligen Englen hat, welche Kindlein auf Dich und mich auf Erden unglücklichen, warttenden Vatter, mit Freuden warten, — Liebe das noch beyhabende Engelein. Ich wüntſche zum Abſcheid alles, was ich nicht genug ſchreiben und denken kan, — Komme Guttes Dir und dem Kindlein, — auch daß meine Miſſethat nicht an euch haffte, ſondern die Sünden in der Tiefe des Meeres begraben werden, und meine Seele zu der ewigen Seeligkeit gelangen möchte!

Ich befihl meine zur heiligen Tauf gehaltenen Göttin und Gotten Dir, Liebe Frau für mich, das Du dasjenige unglück ſo mich getrofen an keinem erleben möchteſt, Eingedenck den Worten des Heylands, Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und hindert ſie nicht, denn ſolchen iſt das Reich der Himmlen.

Dem Hans Jakob Thommen, Schullmeiſter für ſeine Fürbitt und große Mühe, ſo er ſammt einer Anzahl Ehren Mannſchaft bei unſeren Gn. Herren gethan, danke ich zu tauſendmalen — der Geiſt der Gnaden und erleuchtung wolle dem Schullmeiſter von dem Vatter der Liechtern vom Himmel gegeben

werden, denen Kindern einzuprägen, was Salomon der Weise der Königen ſagt — Gedencke an deinen Schöpfer in Deiner Jugend Ehe dann die böſen Tage kommen, und die Jahre hinzutretten, da du ſagen wirſt, ſie gefallen mir nicht. An meine Herzliebe Mutter und Schwieger Mutter dancke ich für gutte Auferziehung, und alles Gutte an Seel und Leib, — daß ihr an meinem noch lebenden Kindlein Freude für mich erleben möget — Mutter, du haſt mich mit Schmerzen zur Welt geboren, mein Unglück macht, du mußt mich mit Schmerzen wieder laſſen, die Schwieger Mutter ſoll auch an dem Kindlein Theil nehmen, mir alles verzeihen, was ich Ihro Leydes gethan habe, meine liebe Schweſter Verenelein, und deine Kinder das Annelin und der Hans Heiry, Gott wolle euch für Unglück bewahren, dem Schwager Hans Salathe und Martin Keller und meiner lieben Frauen Schweſter Maria und das Babelin in Brattelen, ſammt dem Vetter Johannes und ihrem Kind, mein Vetter Göttin und Bäs Gotten in Gibenacht, und Göttin zu Arriſtorf, des Kindleins Göttin und Gotten, Wüntſche allen den Frieden Gottes, ſo eines an meinem unglück theilgenommen, Vetter Samuel Mury und liebe Bäs Eva Keller und ihre Kinder, ich kann euch nicht genug für eure große Mühe und Wohlthat bezahlen, als mein Herzens Danck, denn ich bezeuget bin, was ihr mir Guttes gethan, wünſche euch, in Freud ſoll es euch von Gott geſegnet werden, was ihr mir gethan, alle meine Freund und für mich Bettend und Seufzende, — meines Kindes Vogt und meiner Frauen Vogt Glück, Heyl und Seegen zu ihrer Verwaltung! —

Den HE. Schwarz und ſeine Frau Liebſte und Kinder, befihl ich meiner Lieben Frauen und nächſten Freunden, wie die Magdt wegen guttem Zuſpruch und Abwartung!

Gott behüette euch Alle zur ewigen Seeligkeit!

Herr, meinen Geiſt befihl ich Dir,
Mein Gott, mein Gott, weich nicht von mir,
Nimm mich in Deine Hände,
O, Wahrer Gott, in dieſer Noth
Hilf mir am lesten Ende.
Glory, Lob, Ehr und Herrlichkeit
Sey Gott, Vatter und Sohn bereit,
Dem heiligen Geiſt mit Namen,
Die göttlich Krafft, macht uns ſieghafft,
Durch Jeſum Chriſtum Amen.

Beſcheint Claus Straub, ein armer Sünder; doch zur Ewigen Seeligkeit zubereit!

Allen Menſchen und nächſten Verwandten und alle für meine Seele Bittende Menſchen, die ewige Seeligkeit — wüntſche mit ihnen!

Auch von den Stürmen der erſten Revolution bekam Rumpf ſeinen Theil zu ſpüren; war doch Arisdorf der Ausgangspunkt derſelben. Die Revolutionäre brachten ſogar am Pfarrhaus ein bleibendes Erinnerungszeichen an ihren Feldzug nach Farnsburg an, indem ſie in den linken Hauptpfeiler der vor der Hausthüre befindlichen Vorhalle einen Dolch und eine Jakobinermütze einſchnitten! Uebrigens legt von der Anhänglichkeit, deren ſich Rumpf in Arisdorf erfreute, der Umſtand das beſte Zeugniß ab, daß im Jahre 1803 die Gemeinde mit einer rührenden Bittſchrift ſich von dem Rathe ſeinen Sohn und Vikar Samuel Rumpf als Nachfolger erbat. [1]) Auſſer einem einzigen Bürger trat die ganze Kirchgemeinde einhellig dieſem Wunſche bei, theils um dem hochbetagten

[1]) Staatsarchiv, D. 45.

Seelsorger Freude zu bereiten, theils um sich in dessen Sohn eines tüchtigen Pfarrers zu versicheru. Da Antistes Merian dieses Gesuch um seiner Consequenzen willen nicht empfehlen konnte, so wurde es abgewiesen; Rumpf der Sohn kam nach Oltingen, und dem Vater wurde ein anderer Vikar beigegeben.

Pfarrer Rumpf hatte auch einmal als Volkszählungs-Beamter funktionieren müssen. Die von ihm bei dieser Zählung vom 1. Januar 1771 aufgestellten Tabellen befinden sich noch im Pfarrarchiv, und es ist interessant, deren Ergebnisse mit denjenigen der Volkszählung von 1880 zu vergleichen.

	1771.		1880.	
	Haushaltungen.	Personen.	Haushaltungen.	Personen.
Arisdorf	138	481	159	764
Giebenach	42	131	48	238
Hersberg	15	68	17	79
Olsberg	10	27	10	57
Ges.-Gem.	205	707	224	1138

Zu Ende des Jahres 1806 wurde zum ersten Mal mit Beiziehung von Gemeindeabgeordneten (25 an der Zahl) aus einem Viervorschlage des Kirchenrathes zum Pfarrer von Arisdorf gewählt M. Daniel Meyer. Inzwischen war durch die „Peraequation" der Besoldungen der Landpfarreien die von Arisdorf wieder bedeutend vermindert worden! Es wurde nun festgesetzt, daß der Pfarrer von Arisdorf hinfort 900 Franken in Geld, 10 Säcke Kernen und 6 Saum Wein zu beziehen habe.

Die Wahl Meyers war trotz der Mitwirkung der Gemeinde keine glückliche. Die Tradition redet diesem Pfarrer viel Schlimmes nach. Mit wie viel Grund einerseits und Ungrund anderseits werden wir gleich sehen. Hinsichtlich des Hanges zum Trinken ist jedenfalls so viel wahr, daß Meyer ein

Mal von einer Taufmahlzeit ſchwer betrunken mußte heimgeführt werden. Dekan Iſelin in Winterſingen, bei dem aus der Gemeinde hierüber Klage geführt worden war, überwies die Angelegenheit dem Kirchenrath, und dieſer ſuspendirte Pfr. Meyer wegen gegebenen Aergerniſſes auf ein Vierteljahr. Während dieſer Zeit verſah Pfarrer Burckhardt von Siſſach neben dem ſeinigen auch das Amt Meyers. Ueber die Aufführung des „Stillgeſtellten" aber wurde von Seiten des Kirchenrathes eine genaue Unterſuchung vorgenommen. Deputat Ochs und Pfarrer Falkeiſen verfügten ſich Sonntags den 26. Juli 1812 mit einem Aktuar nach Arisdorf, wo nach beendigtem Gottesdienſt Deputat Ochs „in einer ſo paſſenden als zweckmäßigen Anrede, welche Herr Pfarrer Falkeiſen beſtätigte", den Grund ihres Kommens der Gemeinde auseinanderſetzte und alle zu berufenden Zeugen zu leidenſchaftsloſer Ausſage der Wahrheit ermahnte. Das Verhör ſelbſt fand Vor- und Nachmittags im Schulhauſe mit folgenden 11 Perſonen ſtatt: 1) Statthalter, 2) Dekan, 3) die drei Gemeindepräſidenten, 4) die zwei Bannbrüder, 5) der Taufvater, 6) die zwei Männer, welche den Pfarrrer damals heimgeführt, 7) der Pfarrer ſelbſt. Es ergab ſich, daß Meyer in ſeinen Amtsverrichtungen allerdings nachläſſig geweſen, keine Betſtunden und keinen monatlichen Bettag, ſtatt der Dienſtagspredigten blos ein Gebet, und die ſonntäglichen Kinderlehren nur ſo ſchlecht als möglich, auch gar nie Bannſitzung gehalten, daß er ferner nur 5 oder 6 verſchiedene Predigten vortrage und dann wieder mit den gleichen anfange, ſo daß man ſeine Predigten auswendig wiſſe.[1]) Zwar habe er ihnen „gute Sachen" ge-

[1]) Eine ſeiner Confirmandinnen konnte mir in der That noch 1880 Einiges aus einer Predigt über Röm. 12, 12 erzählen. Die Betreffende behauptete, es ſeien keine 6, ſondern höchſtens 4 verſchiedene Predigten geweſen!

ſagt; auch wiſſe man über ſeinen häuslichen Frieden und ſeine ſonſtige Aufführung nichts Schlimmes; „blos" habe er Hang zum Trinken, und da ihm ſeine Frau, eine Lyonerin, das Geld zurückbehalten, habe er etliche Male vom Opfergeld zur Befriedigung ſeiner Trunkſucht gebraucht. Eigentlich betrunken ſcheint er nur bei jener Taufe geweſen zu ſein.

Zum Schluß des Verhörs bezeugte Meyer ſeine herzliche Reue und verſprach entſchiedene Beſſerung. Hierauf wurde nach dem Vorſchlag der Mehrheit des Kirchenraths (die Minderheit beantragte ſofortige Abſetzung) und in Anbetracht des Wunſches der Gemeinde, welche „blos einen kräftigen Zuſpruch" erwartete, Meyer nach der Herbſtcommunion wieder in ſein Amt eingeſetzt und öffentlich durch eine Predigt des Dekans Iſelin mit der Gemeinde ausgeſöhnt. Auch liefen in der That von da an keine Klagen mehr ein. Dagegen mußte der Rath ihm auf ärztliches Gutachten hin im Jahre 1820 einen Vikar mit einem jährlichen Gehalt von 400 Franken geben. Dieſe Stelle wurde zunächſt von M. Eucharius Kündig verſehen, welcher in den drei Monaten ſeiner Wirkſamkeit eine ganz erſtaunliche Popularität ſich erwarb. Auf ihn folgten Chriſtian Münch, Chriſtoph Grunauer, Johannes Holinger, und der Zürcher Simmler. Am 12. Januar 1824 ſtarb Meyer, und der Kirchenrath machte ſeinen Viervorſchlag. Aus dieſem wurden von den 18 Rathsherrn, dem Statthalter und den 25 Gemeindeabgeordneten zwei der bisherigen Vikare, nämlich Kündig und Grunauer, ausgewählt: Kündig mit 18, Grunauer mit 15 Stimmen. Das Loos entſchied für den Letztern.

Ueber die Art und Weiſe, wie Chriſtoph Grunauer ſich während der 8 Jahre ſeiner Amtsverwaltung (1824—1832) zu den beſſeren Elementen der Gemeinde geſtellt hat, kann man

am beſten Schlüſſe ziehen, wenn man das Zögern betrachtet, das die Lieſtaler Regierung dem durch die Aufregung der Revolution eingegebenen Entſetzungsbeſchluß der Gemeinde gegenüber beobachtete. Regierungsrath Meyer wurde nach Arisdorf geſandt, um die Gemeinde zur Geduld zu weiſen; und erſt in Folge des Landrathsbeſchluſſes vom 21. Sept. 1832 über die Beſtellung der Pfarreien wurde Grunauer unterm 29. Sept. angewieſen, ſofort 2 Zimmer für einen Vikar in Bereitſchaft zu ſetzen und binnen 4 Wochen das Pfarrhaus gänzlich zu räumen.

Schon am Tage darauf, den 30. Sept. hielt Joh. Peter Aebli von Bilten, Kanton Glarus, als Pfarrverweſer die erſte Predigt in Arisdorf. Aebli hat dieſes Ereigniß für wichtig genug gehalten, ins Taufbuch (!) eingetragen zu werden, und die bezeichnende Bemerkung beigefügt: „Der Allvater wolle ſein Streben ſegnen, ihm Kraft und Muth geben, die hieſige Gemeinde durch Erleuchtung des Geiſtes und Veredlung des Herzens zeitlich und ewig zu beglücken und zu beſeligen.“ Unmittelbar oben an dieſem Herzenserguß ſteht als letzte Eintragung Grunauers die am 27. Sept. im Pfarrhaus vollzogene Taufe von deſſen mitten in der größten Bedrängniß geborenem fünften Kinde.

Noch vor Aeblis Einzug hatte Grunauer an ſeiner Gemeinde die Schande erleben müſſen, daß dieſelbe, die Gemeinderäthe von Arisdorf und Giebenach an der Spitze, einen verſoffenen Graubündner Winkeladvokaten Namens Herold zum Pfarrer begehrte. Dieſer Menſch hielt ſich mehrere Wochen ia Arisdorf auf, predigte und amtirte ſtatt des gewaltſam ſuspendirten Grunauer und wich auch einem unmißverſtändlichen kategoriſchen Befehl der Regierung nicht. Unterm 1. Oktober 1832 langte vielmehr beim Reg.-Rath eine Petition ein, unter-

zeichnet vom damaligen Präsidenten Heinrich Haumüller, Alt und Jung wolle den Dr. (sic!) Herold nicht fortlassen, derselbe genieße das allgemeine Zutrauen. Dem Schreiben war ein für Herold günstig lautendes Zeugniß des freigeistigen Basler Professors Trorler und eine Berufung auf § 30 der Verfassung beigefügt. Es war dem Vicepräsidenten der Regierung, Herrn Anton von Blarer leicht, den armen Arisdörfern begreiflich zu machen, daß mit dem in § 30 der Verfassung gewährleisteten unbedingten Petitionsrecht noch lange nicht eine unbedingte Erfüllung jeder Petition versprochen sei! Ihrem, der Arisdörfer, Wunsche könne aber unmöglich willfahrt werden, weil derselbe den bestehenden Gesetzen vollständig zuwiderlaufe. Herr Herold besitze nämlich diejenigen gelehrten und moralischen Eigenschaften entschieden nicht oder könne sich wenigstens über deren Besitz nicht ausweisen, welche die christliche Kirche im Allgemeinen und unsere ((sic!) evangelische Kirche im Besondern von einem Manne verlange, ehe er als berufen erklärt werden könne, den Aufgaben eines Seelenhirten von Amtswegen vorzustehen. Dieses regierungsräthliche Schreiben schließt fast ironisch mit den Worten: „Gott zum Gruß!"

Die Gemeinde scheint sich über den Verlust des trefflichen Herold getröstet zu haben. Am 7. Jan. 1833 wurde fast einstimmig Aebli gewählt. Derselbe betheiligte sich sehr energisch an den fortdauernden Revolutionsbewegungen, an Volksversammlungen ꝛc., gab auch eine „Schilderung der Zerwürfnisse in der Schweiz 1830—1833" heraus, welche die üppigsten Blüthen demagogischer Sprache aufweist. Ueber seine Amtsführung liegen im Staatsarchiv bloß 3 Schreiben vor: eine Bitte, die Regierung möge gegen eine Anzahl Eltern einschreiten, welche ihre Kinder nicht zu ihm in den Religionsunterricht schicken wollten, eine Beschwerde vom Februar 1833 dar-

über, daß ihm für seine fünfmonatliche Thätigkeit noch keine Competenz ausbezahlt worden sei, und eine Anzeige vom Februar 1836, daß in Basel-Olsberg ein Kind durch die katholische Hebamme getauft worden sei. Dies letztere veranlaßte den Regierungs-Rath, dem betreffenden Vater einen Verweis ertheilen zu lassen!

Am 7. August 1837 wurde Aebli mit 84 gegen 83 Stimmen weggestimmt. Auf vielen Stimmzeddeln stand: „Kreuziget ihn!" Diese Abstimmung wurde zwar auf Aeblis Petition hin vom Regierungsrath wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten kassiert; dagegen wurde Aebli am 24. Sept. mit 128 gegen 98 Stimmen definitiv entsetzt. Schon nach der ersten Abstimmung hatten 13 der angesehensten Bürger den Regierungsrath gebeten, dieselbe nicht zu kassieren, weil Aeblis Bleiben eine Heimsuchung für die Gemeinde wäre; dieses Subjekt, das sich Seelsorger nenne, sei alles eher als ein solcher; Aebli glaube selbst nicht, was er predige, und treibe mit dem Heiligsten seinen Spott. Als man ihn einst nach Basel-Olsberg zu einem Sterbenden holen wollte, habe er erklärt, er müsse jetzt nach Zürich zu seiner Liebsten ꝛc.

Noch vor der definitiven Abstimmung über Aebli meldete sich beim Regierungsrath ein Pfarrer Kray zur Probepredigt in Arisdorf, hoffend „jeder Blutstropfen ächten Menschheitssinnes in der Landschaft Basel werde sich bald mit ihm befreunden." Statt dieses hoffnungsvollen Individuums wählte die Gemeinde den Basler Candidaten Martin Schaffner. Auch jetzt wurde die erste Abstimmung kassiert, weil die Wahl voreilig, ohne Erlaubniß der Regierung und ohne Vorsitz des Statthalters stattgefunden hatte. Und auch jetzt war die zweite Abstimmung ein erhöhter Triumph der Gemeinde, indem Schaffner, der im November mit 89 von 110 Stimmen war gewählt

Digitized by Google

worden, im Dezember 1837 mit 133 von 146 Stimmen zum Pfarrer ernannt wurde. Im Januar 1838 wurde Schaffner durch Pfarrer Zschokke von Liestal eingeführt. Als er im März 1846 in Folge seiner Wahl nach Basel demissionierte, entließ ihn der Regierungsrath unter Dankesbezeugungen für die „der Gemeinde sowohl als dem Staat mit wahrer Beamtentreue geleisteten Dienste."

1846—51: Emanuel Burckhardt-La Roche.

Von 1851—54 als Pfarrverweser: J. J. Schwarz aus dem Canton Zürich, Georg Denz u. Alexander Preiswerk.

1855—64 Rudolf Kündig.

1864—72 Benjamin Buser.

1872—81 Bernhard Riggenbach.

Seit 1882: Johannes Hafter-Burckhardt.

Auf hoher Alp[1]

von J. Probst.

I.

Der flache Staub ist abgethan,
Wir sind dem Dunst entronnen;
Nun hebt ein freies Leben an,
Die Hochalp ist gewonnen!

In Weid' und Berg, am blauen See,
Auf hoher Egg und Stollen,
Im Sonnenschein, auf Fels und Schnee,
Und wenn die Wetter grollen;

Das ist ein Leben, frisch und licht
Auf weiter Bergesfeste!
Wir tauschten unser Hüttlein nicht
An fürstliche Paläste.

Der glüh'nden Firne Wunderkreis
Umschließt die stillen Almen,
Und des Allmächt'gen Lob und Preis
Erschallt in hellen Psalmen.

---

[1]) Frutt, Melchseealp, Obwalden.

Digitized by Google

Der flache Staub iſt abgethan,
Wir ſind dem Dunſt' entronnen.
Nun hebt ein freies Leben an,
Die Hochalp iſt gewonnen!

II.

Das Murmelthierlein höhnet
Aus ſicherm Bau hervor;
Die Felſenwand erdröhnet
Von unſerm Pilgerchor.

Wir ſteigen auf zur Zinne
Ob Fels und Firn mit Macht;
Wie frei iſt uns zu Sinne,
Wie fromm in Gottes Pracht!

III.

Aus tiefer Felſenkammer
Steigt auf zur Alp die Nacht;
Sie decket keinen Jammer,
Sie weckt nur neue Pracht.

Die greiſen Bergeszinnen
Hüllt ſie mit ſanftem Schein
Zu welterhab'nem Sinnen
Und tiefem Träumen ein.

Den Bergſee hat ihr Schleier
Gar minniglich umwebt,
Geheimnißvolle Feier
Des Friedens ihn umſchwebt.

Digitized by Google

Es ſchweigt der Klang der Heerden;
Alpſegen klingt von fern:
Nun will es Sabbat werden;
Nun lobet Gott, den Herrn!

IV.

Ein winzig Stücklein Himmel fiel
Herab auf grünen Grund
Und ward, wer weiß durch welches Spiel,
Ein Blumenkelch zur Stund.

Gentiana, kleines Himmelskind,
Wie ſtrahleſt du ſo lieb
Im Thau, der dir ſo leis und lind
Am Aeuglein hängen blieb!

Und ſeh' ich recht, blüht „Männertreu"
Schon neben dir empor
Und liſpelt züchtig dir und ſcheu
Ein Liebeslied ins Ohr.

Das iſt auf weltentleg'ner Flur
Ein ſtiller Freudentag.
Wie glücklich, wer entdeckt die Spur,
Und mit ſich freuen mag!

V.

Der Berg erglüht und über'n See
Zieh'n Abendnebel purpurroth;
Noch einmal flammt der ew'ge Schnee,
Dann ſinkt das Leben in den Tod.
Da, von der Bergkapelle ruft
Das Glöcklein Frieden in die Gruft.

Die Nacht enteilt; es dringt hinab
Auf dunkeln See der erſte Strahl
Und wecket aus dem Schlummergrab
Das liebe Leben allzumal,
Und von der Bergkapelle ſchon
Jauchzt hell der Auferſtehungston.

VI.

Iſt ſchon die liebe Luft vorbei?
Zerronnen das ſonnige Träumen?
Als ob's zum Weltgerichte ſei,
Die Nebel ſich ballen und bäumen!

Es wogt heran das wilde Meer,
Bergüber mit finſterem Grauen;
Die Wetternacht liegt bleiern ſchwer
Auf unſeren fröhlichen Auen.

Des Sturmes Alpruf tönet voll
Nach alter, ureigener Weiſe;
Er ſchüttelt unſer Hüttlein toll,
Als ſollt' es ſich drehen im Kreiſe!

„So laß' es gut ſein für einmal!
Schon' unſer im luftigen Neſte!
Es ſteigen morgen all zu Thal
Die unberufenen Gäſte!“

Ein Wandgemälde in der Predigerkirche zu Basel

von **August Bernoulli.**

Die Predigerkirche in Basel[1]) war von jeher berühmt wegen des Todtentanzes, der an ihrer Kirchhofmauer gemalt war und welcher erst in unserem Jahrhundert völlig zerstört wurde.[2]) Auch an der Kirche selbst, über dem Portal auf der Westseite (gegen die Spitalstraße), waren noch 1860 die Ueberreste einer Malerei zu sehen, welche einen von Engeln umgebenen Cruzifix darstellte. Das Innere hingegen war schon im 17. Jahrhundert (1614), als die Kirche den Hugenotten eingeräumt wurde, einer durchgreifenden Renovation unterworfen worden, wobei die Wände, die jedenfalls schon von der Reformation her übertüncht waren, mit einem frischen Kalkbewurf überzogen und mit einem gelben Quadermuster

[1]) Ueber diese Kirche s. die Beschreibung mit Abbildungen, von L. A. Burckhardt und Ch. Riggenbach, im Heft VI. der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft.

[2]) Einige gerettete Fragmente befinden sich in der Mittelalterlichen Sammlung; ein Verzeichniß derselben gibt Ach. Burckhardt im Basler Jahrbuch für 1883, S. 201. — Ueber diesen Todtentanz überhaupt s. Burckhardt-Biedermann in den Basler Beiträgen zur Vaterl. Geschichte, N. Folge, Bd. I.

und französischen Inschriften bemalt wurden. Zur Befestigung dieses Kalkbewurfes wurde die Mauer ohne Zweifel vorher mit dem Spitzhammer bearbeitet, so daß die mittelalterlichen Malereien, welche unter der Tünche vielleicht noch vorhanden waren, nothwendigerweise zu Grunde gehen mußten. Es kann daher nicht befremden, daß im Jahre 1876, als die ganze Kirche restaurirt wurde, nur wenige Ueberreste von Malereien zu Tage traten.

Allerdings wurde auf der Innenseite des schon erwähnten Portals, unter dem großen Fenster der Westseite in die Wand gemauert, eine bemalte Steintafel gefunden, welche im Styl des 14. Jahrhunderts Maria mit dem Kinde zwischen vier Heiligen darstellt.[1]) Vermuthlich jedoch stand diese Tafel ursprünglich nicht hier, sondern wohl eher auf irgend einem Altare; sie gehört daher nicht zu den Wandmalereien im eigentlichen Sinne. An der südlichen Seitenwand hingegen, welche bis 1876 keine Fenster hatte und deshalb für Wandgemälde jedenfalls den günstigsten Raum bot, fanden sich zwar noch reichliche Spuren, aber kein einziges erkennbares Bild mehr. Wie weit aber überhaupt die Bemalung der ganzen Kirche einst gieng, das zeigen uns die Rundpfeiler zwischen Seiten- und Mittelschiff, welche hin und wieder ebenfalls mit einzelnen Bildern geschmückt waren. Auch von diesen jedoch war das meiste längst zerstört, weil nur auf den nackten Sandstein gemalt, und so war von ihrem Inhalte beinahe nichts mehr zu erkennen, als eine knieende Frau in der untern Ecke eines roth einfaßten Bildes, das sich (vom Chor aus gesehen) am ersten Rundpfeiler des nördlichen Seitenschiffes befand.[2]) Unter

[1]) Jetzt in der Mittelalterlichen Sammlung.

[2]) Der Pfeiler trägt, in Stein gehauen, die Wappen der Geschlechter Bär und Seevogel. Die knieende Frau, vermuthlich das Porträt der Stif-

dem Fenſter aber, das dieſem Pfeiler zunächſt liegt, befand ſich bis 1876 ein Grabſtein aus ſpäterer Zeit, und als dieſer entfernt war, trat hinter einer leichten Tünche noch eine deutlich erkennbare Malerei zu Tage — in der ganzen Kirche die einzige, welche noch einigermaßen erhalten blieb. —

Das Fenſter, unter welchem dieſe Malerei ſich befindet, liegt unmittelbar vor dem Lettner, welcher früher den Chor vom Schiff der Kirche trennte, und eben deshalb iſt es etwas breiter angelegt, als alle andern, d. h. viertheilig ſtatt dreitheilig. Zugleich iſt dieſes Fenſter auch das einzige, deſſen Unterwand zurücktritt und mithin eine Art von Niſche bildet. Dieſe Niſche aber wurde im vorigen Jahrhundert zur Anbringung von Epitaphien benützt, durch deren Befeſtigung die unter der Tünche verborgenen Malereien ſchwer beſchädigt und theilweiſe zerſtört wurden. Ueberdieß ſind dieſe Bilder nicht al fresco gemalt, ſondern nur auf die trockene Mauer, ſo daß die Farbe an manchen Stellen ſich ablöste, — auch wo die Wand ſonſt unverletzt geblieben war.

Immerhin wurden — Dank der Vorſorge des Herrn Bauinſpektors Reeſe — die noch vorhandenen Ueberreſte mit möglichſter Sorgfalt von der Tünche befreit und vor weiteren Unbilden durch eine hölzerne zum Oeffnen eingerichtete Verkleidung geſchützt. Zugleich wurden im Auftrage der Hiſtoriſchen Geſellſchaft — ſoweit der Zuſtand der Bilder es erlaubte, — durch Herrn Samuel Bauer ſorgfältige und genaue Durchzeichnungen gefertigt, und von dieſen erſcheinen die vorſtehenden Abbildungen im Lichtdruck, die wir der lithographiſchen Anſtalt von Herrn E. Boſſert verdanken, als ſehr getreue Reproduktion im Maßſtabe von $^1/_{10}$ der natürlichen Größe.

---

terin des Bildes, iſt erhalten in einer von Herrn Saml. Baur gefertigten Durchzeichnung.

Wie ſchon dieſe Abbildungen zeigen, zerfällt das Ganze in mehrere figurenreiche Bilder. Der Hauptraum, d. h. die zurücktretende Wand unter dem Fenſter, zwiſchen den Laibungen der Mauer, wird eingenommen durch zwei übereinanderſtehende Breitbilder A und B, von welchen das obere nur wenig, das untere beinahe zur Hälfte zerſtört iſt; in beiden aber bildet den Mittelpunkt ein Heiliger in der Ordenstracht der Dominikaner. Rechts von dieſen zwei Bildern (gegen den Chor) war die Laibung ſammt dem nächſt anſtoßenden Theile der Hauptmauer (bis zum Lettner) ebenfalls bemalt; jedoch läßt ſich hier beinahe nichts mehr erkennen als der Kopf eines Dominikaners mit dem Heiligenſchein. Links hingegen (vom Beſchauer) befand ſich in der Hauptmauer eine ſeither vermauerte kleine Thür, und die ſchmale Wand zwiſchen dieſer und der Fenſterlaibung war ausgefüllt durch ein Hochbild, welches noch leidlich erhalten iſt und ebenfalls einen Heiligen des Predigerordens darſtellt, wie er im Freien auf einer Kanzel ſteht, unter welcher zahlreiche Zuhörer verſammelt ſind. Der Zwiſchenraum zwiſchen dieſem Hochbild und den zwei Breitbildern, d. h. die linke Fenſterlaibung, iſt rein decorativ ausgefüllt durch aufgemalte Spitzbogenfenſter, unterhalb welchen das Portrait eines knieenden Stifters noch theilweiſe zu erkennen war.

Beſchränken wir uns aber auf das noch einigermaßen Erhaltene, ſo fallen für uns einzig die beiden Breitbider A und B und das Hochbild in Betracht, und auch von letzterm konnte in unſerer Abbildung aus Raummangel nur der untere Theil gegeben werden, nämlich die Zuhörer in der Predigt (C).

Wie ſchon bemerkt, ſtellt der obere Theil dieſes Hochbildes einen heiligen Predigermönch auf der Kanzel dar. Der weiße Flügel an ſeinem Haupte, ſowie auch der Engel, der über ihm ſchwebt, laſſen ihn mit Beſtimmtheit erkennen als

den gefeierten und weitberühmten Prediger St. Vincentius Ferrer von Valencia (geb. 1357, gestorb. 1419), welcher 1455 heilig gesprochen wurde. Mit einem Flügel am Haupte wird er dargestellt, weil viele seiner Zuhörer fanden, man glaube einen Engel zu hören, wenn er predige — während wieder andere versicherten, sie sähen Engel auf ihn herniederfahren, sobald er auf der Kanzel stehe. Als Prediger hatte er mit großem Erfolge Spanien, Italien, Frankreich und England durchreist. Er predigte überall in seiner Muttersprache, dem im östlichen Spanien gebräuchlichen Limonsin-Dialekt, mit welchem er in allen Ländern romanischer Zunge verstanden wurde. So predigte er 1404 auch in Lausanne und reiste von hier nach Lothringen, wo er z. B. in Toul sich hören ließ. Deutsche Lande hingegen scheint er nie betreten zu haben; das Bild hat also jedenfalls keine spezielle Beziehung auf Basel. Für den Predigerorden überhaupt aber hatte der Gegenstand eine hohe Bedeutung. Denn zur Zeit, als das Bild gemalt wurde, war Vincenz der jüngste Heilige dieses Ordens; er erschien daher als beredtes Zeugniß dafür, daß dieser Orden noch immer gewaltige Prediger und Wunderthäter hervorbringe, wie einst zur Zeit seiner Gründung.

Ob nun das Bild hier den Prediger Vincenz im allgemeinen oder einen bestimmten Zug aus seinem Leben darstellen soll, muß bei dem schadhaften Zustande der Malerei dahingestellt bleiben. Der jüngere Dominikaner, der neben der Kanzel steht, ist ohne Zweifel einer jener fünf Begleiter, welche Vincenz auf seinen Reisen immer um sich hatte. Doch bleibt es fraglich, was mit dem Spruchbande gemeint sei, auf welches dieser Begleiter hinweist. Auf der Brust des Heiligen ist eine Sonne dargestellt; es ist dies neben den Flügeln, sein gewöhnliches Attribut (mit den Buchstaben JHS in der Sonne). Denn nach

der Anſicht der Dominikaner war Vincenz unter ſeinen Ordensbrüdern „wie die Sonne unter vielen glänzenden Geſtirnen.“ Die Ränder der Kanzel, welche der Heilige einnimmt, ſcheinen in Flammen zu ſtehen. Er iſt auch in ſpäterer Zeit [1]) mit einem brennenden Feuer in der rechten Hand dargeſtellt worden. Vermuthlich iſt das Feuer eine Anſpielung auf das verzehrende Feuer ſeine Rede, wie die Flügel auf ihren himmlichen Schwung.

Zu den zwei Breitbildern (A und B) übergehend, bemerken wir auf beiden annähernd dieſelbe Geſtalt eines Heiligen, der mit der rechten Hand ſegnet, während die linke Hand ein Buch hält. Von den Attributen von St. Vincenz bemerken wir hier nichts; hingegen ſtimmt alles überein mit dem, was von der äußern Erſcheinung St. Dominicus, des Ordensſtifters, berichtet wird. [2])

Laut Beſchreibung der Zeitgenoſſen war Dominicus von ſchlanker Geſtalt, mit regelmäßigen Geſichtszügen, heiterer Stirn und ſanftem, freundlichem Ausdruck. Er hatte längliche, ſchön geformte Hände und blondes Bart- und Haupthaar. Er war nicht kahl, ſondern das Haar gieng rings um die Tonſur.

Dieß alles trifft hier zu, und auch das Buch in der Hand iſt ein ſtehendes Attribut für St. Dominikus. Schon die Geberde des Segnens weist darauf hin, daß beide Bilder uns Wunder veranſchaulichen ſollen. Auf dem obern Gemälde A iſt es offenbar eine wunderbare Speiſung mit Brod und Wein, wobei der Ueberfluß draſtiſch durch Fäſſer angedeutet wird. Auf dem untern Bild B iſt leider gerade die Gruppe zerſtört, nach welcher die ſegnende Hand des Heiligen ſich richtet und

[1]) Z. B. von Vittore Carpaccio, in S. Giovanni e Paolo in Venedig.

[2]) S. Acta Sanctorum, Aug. I. p. 595.

Digitized by Google

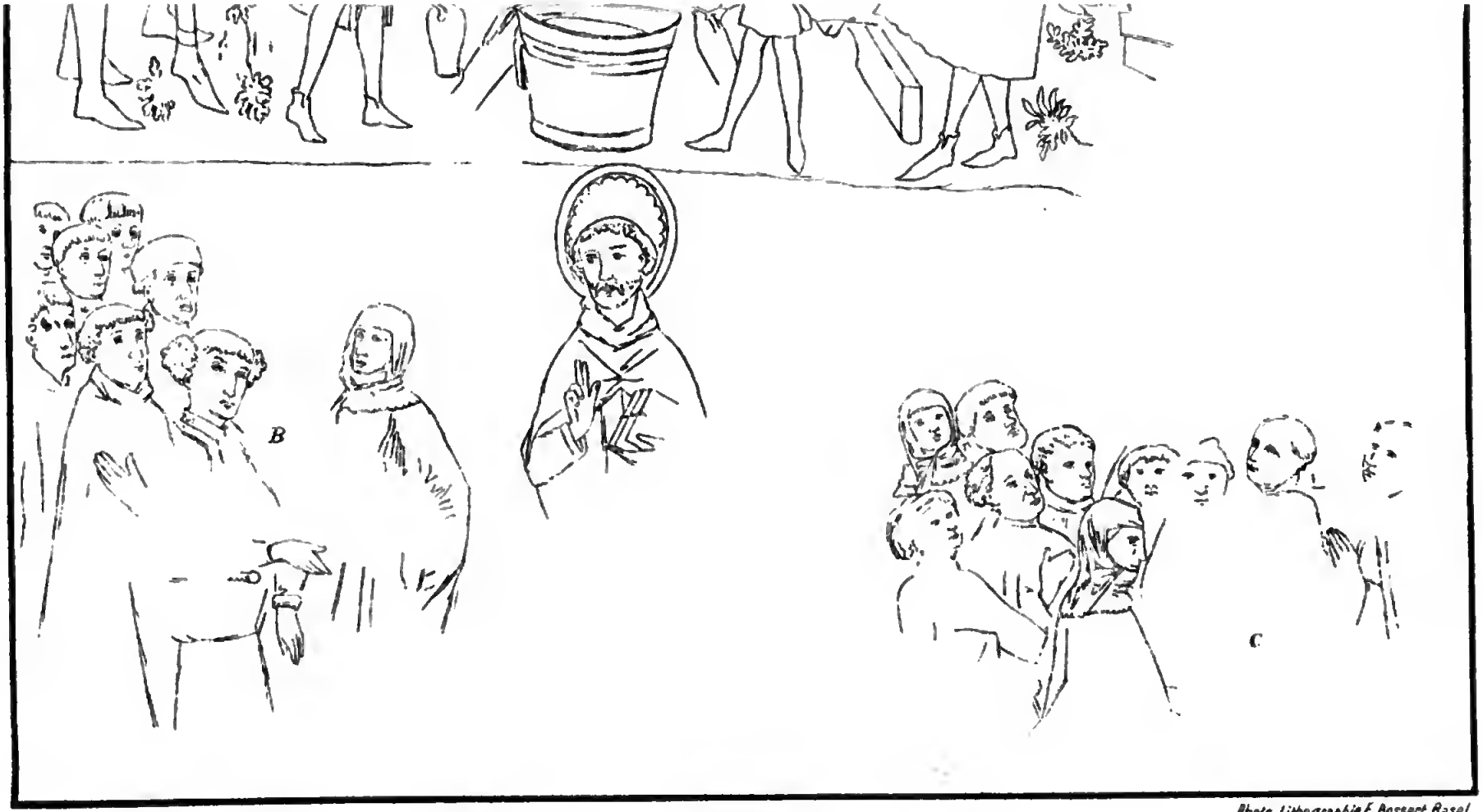


Photo. Lithographie E. Bossert, Basel.

Wandmalereien des XV Jahrhunderts in der Predigerkirche zu Basel.

worauf die erſtaunte Volksmenge ſchaut. Doch iſt theilweiſe die grüne Kopfbinde und der Rumpf eines ſchwertumgürteten Mannes erhalten,[1]) deſſen Geſtalt merklich niedriger war als eine hinter ihm ſtehende Matrone, welche die Hände faltet; links hinter ihm iſt noch die Hand und die Kopfbinde eines Mannes vorhanden.

Die Perſon, an welcher das Wunder geſchieht, war jedenfalls der vorn ſtehende, mit dem Schwert umgürtete Mann, deſſen geringere Höhe ihn offenbar als den Sohn des hinter ihm ſtehenden Paares bezeichnen ſoll. Das Schwert an ſeiner Seite zeigt an, daß er nicht von einer Krankheit geheilt wird, ſondern von der Folge eines plötzlichen Unfalls, etwa eines Sturzes. Die einzige Heilung dieſer Art, die wir aus der Legende kennen,[2]) iſt die des jungen Napoleon, des Neffen des Cardinal Stephan von Foſſa Nuova, der zu Pferde in eine Grube ſtürzte, aus der er für todt hervorgezogen wurde; zu St. Dominicus gebracht, rief dieſer durch ſein Gebet ihn ins Leben zurück.

Wunderbare Speiſungen hingegen werden uns in der Legende mehrere erzählt.[3]) Im Kloſter St. Sixtus zu Rom z. B. wohnten 40 Ordensbrüder, und als dieſe eines Tages zu wenig Brod vorfanden, hieß Dominikus das Wenige auf dem Tiſch in kleine Stücke ſchneiden. Als nun jeder mit Freuden ſeinen Biſſen nahm, ſiehe, da kamen zwei Jünglinge ins Refektorium, welche unter ihren Mänteln eine Menge Brot trugen. Sie legten es ſtillſchweigend auf den Tiſch und ver-

[1]) Die ſpärlichen Ueberreſte dieſer Gruppe konnten nicht mehr durchgezeichnet werden und fehlen deßhalb auch auf unſerer Abbildung.

[2]) S. Acta Sanctor. a. a. O. p. 583 ff.

[3]) S. Legenda Aurea, ed. Græsse, p. 473, et Acta Sanct. a. a. O. p. 585.

ſchwanden ſo ſchnell, daß Niemand erfahren konnte, woher ſie kamen und wohin ſie giengen. Hierauf hieß Dominicus alle Brüder zugreifen und eſſen. Ein anderes Mal, auf einer Reiſe in der Gegend von Toulouſe, hatten er und ſeine Genoſſen nur wenig Wein zur Mahlzeit; aus Mitleid mit den Brüdern, die früher im weltlichen Stande ſolchen Mangel nicht gewohnt waren, hieß Dominicus den wenigen vorhandenen Wein in ein recht großes Gefäß ſchütten und reichlich Waſſer hinzugießen. So entſtand ein vorzüglicher Wein, von dem ihrer 8 zur Genüge tranken und erſt noch für die Armen übrig ließen.

Dieſe zwei Wunder, mit dem Brod und dem Wein, werden in den Legenden verſchiedentlich erzählt, und unter verſchiedenen Umſtänden. Bald ſind es 100 Brüder, ſtatt der 40, bald auch 104 Schweſtern in einem Nonnenkloſter; bald auch wird Brod und Wein zugleich vervielfältigt; immer aber ſind es nur Mitglieder des Ordens, welche der wunderbaren Speiſung theilhaftig werden. Wir müſſen daher eine künſtleriſche Freiheit vorausſetzen, wenn wir auf unſerem Bilde nicht nur beide Wunder vereinigt ſehen, ſondern als Zeugen, ſtatt der Dominicaner, allerlei weltliches Volk erblicken. In der That verbot ſchon die künſtleriſche Rückſicht, dem Buchſtaben der Legende zu folgen und den Raum mit einer eintönigen Maſſe ſchwarz und weißer Kutten zu füllen; überdieß aber war es nicht nur die coloriſtiſche Rückſicht, ſondern ſelbſt die Tendenz dieſer Bilder, welche hier eine freie Behandlung des Legendenſtoffes empfahl. Faſſen wir nämlich alle drei Bilder als ein Ganzes auf, ſo war der Grundgedanke dieſes Cyclus nicht die Verherrlichung eines einzelnen Heiligen, ſondern des Dominikanerordens überhaupt. St. Vincenz auf der Kanzel vertritt die Haupthätigkeit des Ordens, nämlich die Predigt. Doch noch näher, als die geiſtlichen

Güter, lagen der großen Maſſe die leiblichen Segnungen. Deshalb ſehen wir neben der Predigt von St. Vincenz die Wunder von St. Dominicus, welche zeigen ſollen, wie ſchon bei Lebzeiten dieſes Ordensſtifters ſeine Fürbitte mächtig genug war, auch für das leibliche Wohl der Gläubigen ähnliche Wunder zu wirken, wie Chriſtus, d. h. daß es ihm weder zu wenig war, Hungrige zu ſpeiſen, noch zu ſchwer, ſelbſt Todte zu erwecken.

Wenn alſo das Bild von St. Vincenz den Gläubigen erinnerte, was er von der Predigt der Dominicaner zu halten habe, ſo führten ihm die Wunder von St. Dominicus zu Gemüthe, was ihre Fürbitte vermöge. Alle drei Bilder dienten mithin demſelbem Zweck, nämlich der Verherrlichung des Dominikanerordens, und wäre uns noch das vierte Bild erhalten, welches rechts am Fenſter ſich befand, ſo würde ſein Inhalt ohne Zweifel dieſelbe Tendenz an den Tag legen.

Von der Compoſitionsweiſe und dem Styl dieſer Malereien geben die vorſtehenden Abbildungen einen hinreichenden Begriff. Es genügt daher, hier noch einiges über die Farbentechnik beizufügen. Wie ſchon bemerkt, ſind die Bilder auf die trockene Wand gemalt, und zwar mit einer braungelben Untermalung, auf welcher die Umriſſe in kräftigen Strichen ſchwarz gezeichnet ſind. Die Füllfarben erſcheinen in verſchiedenen Tönen, indem ſie durchweg eine mäßige Modellirung andeuten. Im Ganzen ſind ſie harmoniſch geſtimmt; eine Ausnahme bildet einzig das abſolute Schwarz, welches namentlich an den Schuhen auffällt und deshalb unwillkürlich an die Holzſchnitte des 15. Jahrhunderts erinnert. Die Heiligenſcheine weiſen Spuren von Vergoldung.

Wie der Styl und die Technik, ſo weiſen auch die Trachten, die wir auf dieſen Bildern bemerken, unverkennbar auf das 15. Jahrhundert. An den Männern ſehen wir den Hut,

aber noch häufiger die ſog. „Sendelbinde“, d. h. eine Kopfbinde aus leichtem, meiſt grünem Seidenſtoff, welche auf verſchiedene Arten getragen wurde. Das Oberkleid hieß der „Tapphart“, ein faltiger, vorn geſchloſſener Rock, bald mit weiten, bald engen, oder auch gar keinen Aermeln; in letzterem Fall war er auf beiden Seiten weit aufgeſchlitzt, ſo daß die Aermel des Wammſes hervorſchauten, welches ſtets von anderer Farbe war, als das Oberkleid.

Der Tapphart war urſprünglich lang, wurde aber ſchon um 1400 ſo gekürzt, wie wir ihn hier ſehen, und nach der Mitte des 15. Jahrhunderts nur noch von den Bürgern getragen. Der ärmelloſe Tapphart war vorzugsweiſe das Kleid der Handwerker, und als ſolches iſt er für Baſel ſchon zu Anfang des Jahrhunderts nachweisbar.

Ueberhaupt kamen alle Kleidungsſtücke, welche wir auf dieſen Bildern bemerken, ſchon zu Ende des 14. Jahrhunderts vor, und auch die weißen Schleier mit ausgezacktem Rande und die blauen Mäntel, in welchen hier die Frauen erſcheinen, gehören noch der früheren Zeit an. Von jener ſtutzerhaften und gekünſtelten Tracht, wie ſie um die Mitte des 15. Jahrhunderts vom Burgundiſchen Hofe ausgieng und bald überall bei den höheren Ständen Nachahmung fand, iſt hier noch nichts zu bemerken. Jedoch möchten wir hieraus keineswegs folgern, daß dieſe Bilder noch der erſten Hälfte des Jahrhunderts angehören, ſondern eher umgekehrt, daß die Tracht der Basler Bürger von der burgundiſchen Mode längere Zeit noch unberührt blieb. Da nämlich Vincenz Ferrer hier bereits als Heiliger dargeſtellt iſt, ſo können die Bilder jedenfalls erſt nach ſeiner Heiligſprechung gemalt ſein, alſo jedenfalls geraume Zeit nach 1455. Nun wurde 1473 zu Baſel ein Generalkapitel des Dominikaner-Ordens abgehalten, unter dem Vor-

ſitze des Ordensgenerals Martialis Auribelli, der einſt die Canoniſation jenes Heiligen betrieben hatte. Wie nun die Entſtehung des berühmten Todtentanzes mit der Peſt von 1439 in Verbindung gebracht wird, ſo könnten wohl auch dieſe Bilder bald nach jenem Generalkapitel geſtiftet worden ſein, und zwar gerade im Jahre 1474, in welches der hundertjährige Geburtstag des ſo ſehr gefeierten St. Vincenz Ferrer fiel.

Dieſe halbzerſtörte Malerei iſt jetzt nahezu der einzig erhaltene Ueberreſt einer Kunſtgattung, welche in Baſel einſt durch zahlreiche Werke vertreten war; denn die ſchriftlichen Nachrichten laſſen keinen Zweifel darüber, daß im 15. Jahrhundert nicht nur Kirchen und Klöſter, ſondern auch Stadtthore und andere Gebäude dieſer Art mit Wandgemälden geſchmückt wurden. Wären nun alle dieſe Malereien noch vorhanden, ſo hätten wohl manche derſelben wegen des dargeſtellten Gegenſtandes für uns noch ein ſachliches Intereſſe; wohl nur die wenigſten jedoch würden uns das bieten, was wir in modernem Sinne einen Kunſtgenuß nennen. Indirekt aber verdanken wir ihnen auch in dieſer Hinſicht noch ſehr viel; denn ſchwerlich hätte ein Holbein je daran gedacht, in Baſel ſich bleibend niederzulaſſen, wenn dieſe zahlreich vorhandenen Malereien ihm nicht gezeigt hätten, daß ſeine Kunſt in dieſer Stadt geſchätzt werde und deshalb hier eine Zukunft habe.

Schickſale einiger Basler Fähnlein in franzöſiſchem Sold.

(1589—1593.)

Der Hang zum Kriegsdienſt in fremdem Sold war von jeher den germaniſchen Völkern eigen. Der fremde Kriegsherr ſchätzte ſie wegen ihrer Waffentüchtigkeit und Treue. Oft waren ſie deſſen kräftigſte und zuverläſſigſte Stütze. So konnten ſchon die römiſchen Kaiſer die fränkiſchen, die byzantiniſchen die gothiſchen Hülfsvölker nicht entbehren; im Mittelalter, im 12. u. 13. Jnhrhundert, erhielten die ſüdwärts der Alpen kriegführenden ſchwäbiſchen Kaiſer öftern Zuzug aus den Ländern, welche ſpäter die Wiege des Schweizerbundes wurden, und in neuerer Zeit ſind es die deutſchen Reiter und Landsknechte, das ſchweizeriſche Fußvolk, welche bis ſpät die Stütze der italieniſchen Potentaten und den Kern der franzöſiſchen Heere bilden.

Unſere Zeit kennt den Söldnerdienſt kaum mehr. Mit den Fortſchritten der Civiliſation, den Erleichterungen im Erwerb und Verkehr, den Wandelungen, die der Volksgeiſt erfahren und der politiſchen Ruhe, deren ſich im Vergleich gegen früher die europäiſchen Staatengebilde erfreuen, mußte er nach und nach verſchwinden. Am längſten hat er ſich in der Schweiz erhalten, weil ihm hier die Verhältniſſe von jeher beſonders gün-

ſtig geweſen ſind, ſo namentlich die Uebervölkerung und die Armuth der an Bodenfrüchten weniger geſegneten Gegenden der innern Schweiz. Hier wurde dieſer Dienſt, zumal bei dem ſich dafür einſtellenden Begehr von Seite der Nachbaren, ein gewöhnlicher Erwerbszweig. „Der Krieg war der Handel dieſer Leute," wie der Spanier Pulgar ſich ausdrückt. [1]) Daß dieſer Handel über ein halbes Jahrtauſend blühen oder doch beſtehen konnte, läßt ſich noch auf andere, als blos materielle Gründe zurückführen. Von den Vätern auf die Söhne ſich vererbend, wurde er im Verlauf der Zeit traditionell, haben doch einzelne Geſchlechter, wie z. B. die Reding, Jahrhunderte lang in fremden Dienſten ſich ausgezeichnet. Sodann hat es Zeiten gegeben, wo bald drückender Mißwachs, bald aber auch, abgeſehen von Liebhaberei und Leidenſchaft, Impulſe höherer Art dazu antrieben, Beweggründe, welche dieſen Dienſt mehr ein Mittel zur Erreichung politiſcher oder religiöſer Zwecke, ja beinahe als geboten erſcheinen ließen. So in ihren Kämpfen in Italien und Frankreich, geſchart um Kaiſer oder Papſt, gewonnen für dieſen oder jenen Staat, im Solde der Liga oder der Krone Frankreichs, obſchon auf fremdem Boden ſtehend, haben die Eidgenoſſen oft für die eigene Sache, für die Erhaltung oder Erweiterung ihrer Marchen, die Wahrung ihrer Religion gekämpft, zugleich aber auch, eingedenk ihrer Ehre, oft dieſelbe Tapferkeit und Standhaftigkeit bewieſen wie in den ſchönſten Zeiten ihrer Geſchichte. Für die Siege, welche ſie der Partei, auf deren Seiten ſie ſtanden, haben erringen helfen, iſt ihnen von Seite der fremden Schriftſteller, mit Ausnahme der Militärſchriftſteller, nicht immer nach Verdienſt gelohnt worden. Aber in unſern ſchweizeriſchen Archiven ſind die verborgenen Denk-

[1]) S. von Elgger, Kriegsweſen und Kriegskunſt der ſchweiz. Eidgenoſſen ꝛc., p. XVII, und ſo noch an andern Orten.

mäler ihrer Thaten erhalten geblieben. Die neuere Zeit macht ſich deren Enthüllung zur Aufgabe. So, was z. B. die Religionskriege in Frankreich betrifft, hat Dr. A. Ph. v. Segeſſer in ſeinem gediegenen Werke: „Ludwig Pfyffer und ſeine Zeit" dargethan, daß die Haltung der Schweizer in den Schlachten von Dreux und Montcontour und auf dem Rückzug von Meaux eine für das Waffenglück der katholiſchen Partei entſcheidende geweſen iſt. Wie hinwiederum die Zuzüge aus den proteſtantiſchen Cantonen die Sache der Hugenotten hat fördern helfen, ſo z. B. in den ſpätern Kämpfen bei Arques und Ivry, erhellt aus den Archiven dieſer Cantone.[1])

An Material über dieſe Kriege ſind auch unſere Basler Archive reichhaltig, wenn auch nicht wie diejenigen der andern Cantone, weil wir nicht wie dieſe, im Falle waren, tractatmäßig ganze Regimenter nach Frankreich zu ſenden [2]), von deren

---

[1]) Bei dieſer Gelegenheit ſei uns geſtattet, auf die im Jahr 1883 von H. de Schaller herausgegebene „Histoire des troupes suisses au service de France sous Napoléon I" aufmerkſam zu machen. Man wird dort leſen, was uns Herr Thiers in ſeiner „Histoire du consulat et de l'empire" nicht ſagt, wie namentlich die Schweizer durch die heroiſche Vertheidigung der Stadt Polotsk an der Dwina, dann durch ihre wüthenden Bayonettangriffe in der Schlacht an der Berezina den Rückzug der Trümmer der großen Armee über dieſe zwei Flüſſe im J. 1812 erleichtert haben. pag. 148—169.

[2]) Ein Regiment zählte von 13 bis ſelten über 20 Fähnlein, dieſe gewöhnlich zu 300 Mann, worunter etwa 30 Büchſenſchützen, 40 Hellebardiere, die Übrigen Spießträger waren. Der Spieß war die Hauptwaffe, ebenſo geeignet zur Abwehr der Reiterei wie zum Angriff gegen das Fußvolk. Die Freifähnlein wurden von den hiezu obrigkeitlich ermächtigten Hauptleuten ohne jede weitere Einmiſchung von Seite der Regierung geworben, während beim traktatmäßigen Solddienſt die beidſeitigen Regierungen gegenſeitige Verpflichtungen eingingen. Näheres darüber ſ. bei v. Elgger, v. Segeſſer u. A.

Oberſten dann genauere Berichte nach Hauſe gelangten. Von dem uns Dargebotenen ſchienen die folgenden Briefe zur Aufnahme in dieſe wenigen Bogen geeignet. Sind ſie auch nicht immer erfreulichen Inhalts, ſo geben ſie uns doch eine kleine Illuſtration zu der damaligen Kriegführung.

Die im erſten Brief erzählten Vorgänge fallen noch in jene Zeit höchſter Verwirrung, als Heinrich III. von Frankreich in Folge der Ermordung des Herzogs Heinrich von Guiſe und ſeines Bruders, des Cardinals von Lothringen, der Oberhäupter der heil. Liga, vom größten Theil ſeiner Anhänger verlaſſen, die Liga ſich zum erbitterten Feind gemacht und er außer dieſer noch die Hugenotten unter Heinrich, König von Navarra, zu bekämpfen hatte. In dieſer mißlichen Lage, arm an Hülfsmitteln, überdieß noch von Karl Emanuel von Savoyen bedrängt, welcher angrenzende franzöſiſche Gebietstheile und die Stadt Genf bedrohte, entſandte Heinrich III. ſeinen früheren Geſandten bei der Eidgenoſſenſchaft Nicolas de Harlay-Sancy in die Schweiz, mit dem Auftrage ihm Mannſchaft und Geld zu verſchaffen. [1]) Dieſer ſchlaue Unterhändler, das Verhältniß Genfs und Berns zu Savoyen geſchickt ausbeutend und in den ſchmeichelhafteſten Worten für die Schweizer die Sache ſeines Herrn als ihres Freundes verfechtend, erlangte von Bern, Glarus, Solothurn und Graubündten drei Regimenter, von Neuenburg und Schaffhauſen je ein Freifähnlein, von Baſel deren zwei nebſt 20,000 Sonnenkronen. [2])

---

[1]) Siehe darüber Zurlauben, Histoire militaire des Suisses etc., t. V, p. 308 ff.

[2]) Ueber einen bei einem ſpätern Anleihen von Sancy der Regierung verpfändeten Diamant ſ. Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel, VI, 314 und L. Vuillemin, IX, 286.

Der Rath ernannte zu den Fähnlein die Hauptleute. Das Protokoll ſagt darüber:

Am 24. März: „Hauptmann Spirer und Bartlome Voheim „ſind zu Hauptlüten beſtätigt. Iſt inen em„pfohlen, ſich redlich und tapfer zu halten."

Am 29. März: „Den hinziehenden Hauptlüten ſollen einige „Rüſtungen uß dem Zügbus mitgegeben wer„den, auch Spies, Hellebarden und Anderes."

„Mit dem Ambaſſador ſol geredet werden, „er ſol unſere Knecht und Hauptlüt nit ohne „Geld laſſen."

„Witnauer iſt begnadigt. Wan er wieder „uß dieſem Zug komt, ſol er erwarten, was „ime umb ſiner Ungehorſame zu ſagen."

Wie aus dem nun folgenden Brief erſichtlich, fand am 4. April der Aufbruch der beiden Fähnlein nach Genf und Savoyen ſtatt.

Aus Thonon, 27. April 1589.
(Hte. Savoie.)

Edel geſtreng, from, ehrenveſt, furſichtig, erſam, weyſz, gnedig-gebiettende herren und getreuwe vetter. Ew. gnaden ſeien mein underthenige, gehorſame und wilfhärige dienſt, ungeſpartter vleysz bevor.

Dieweil ich kurtz veruckhter zeit E. G. geſtreng E. W. vetterlichs hertz und miltigkeit, wie in anderm, alſo auch in diſem erfahren hab, daß mir durch E. gnaden und gunſt verwilliget worden zu Baſel, in meinem geliebten vatterlande, ein frey fenle aufzurichten und fort zu fhüren, hab ich aus ſchultiger gehorſame nicht underlaßen khönnen, E. Gnadt geſtreng E. W. in eil kürtzlich zu verſtendtigen, wie es umb mich und

Digitized by Google

andere zugebne baßleriſche Haubtleute ſambt unſeren vertrautten Kriegsleutten itzmollen ein geſtalt habe, und waß noch ſonſt biß anher in dieſem Zug begegnet ſeye, welches alſo geſchaffen iſt.

Nachdem wir den 4 aprillis auff Genff zu gezogen, haben wir vernommen, wie die Clauß[1]) von den Bernern und Genffiſchen ſo nach Eroberung des ſtättleins Jöghs (Ger) zuvor hergeſchickt, beſchoſſen, aber verlegenheit des orts halben ohne frucht ſey geſturmet worden, derohalben ſich begeben, das bey 300 ſchützen der unſeren, darunter Hauptmann Hans Jakob von Dießbach, Cunradt Rubelin, der herr von Villeneuve, der herr von Bauge ſich über den berg gethan, und den andern theil an der Clauß ſampt beygelegenen werkhen eingenomen. Dieweil ſich aber der feindt hefftig geſterkht, ſeindt die unſeren das eingenomen dorff zu verlaſſen und wiederumben zum anderen hauffen dißſeits der clauß zu begeben gezwungen worden. Hiemit bin ich und haubtman Straub als baldt mit unſern Zeichen auf die clauß zu fort zu ruckhen verwandt worden.

Wie wir dann den 12 Aprillis daſelbſten umb Mittag ankhommen und biß auf den abendt in der ſchlacht ordnung verharret ſindt, und demnach in daß nechſt dorff in das nachtlager verruckht.

Den 9. tag ſindt unſere zwey fenle wiederum fur die clauß zur tagwacht vermandt worden, und weil ſich der feindt in einem außfal auß der clauß gegen unß erzeigt und ſonſt auch von berg herab und über die Rona mit Handtgeſchütz dermaßen wider unß gehandtlet, daß wir an dreyen ohrtten zu thun bekhommen, haben wir unß mit Gottes hilff dermaßen zur wehr geſtelt, daß unß (wie woll ungelegenheit des ohrtts ſchedtlich) nicht mehr den zween Knecht durch geſchos an ſchenkhlen verletzt und ohn einigs verluſt woll beſtanden ſindt; der iren

[1]) Fort d'Ecluse.

aber ſeind von den unſern 3 erlegt worden und die übrigen in die clauß zu entfliehen gezwungen, da den unß ohnewiſſent wie vil der irigen weitters verletzt ſeyn möchten.

Nach zweyen tagen ſindt wir auß bevelch der feldtherrn unverichter ſach ſambt andern hauffen auf Genff zugezogen, daſelbſten wir den auf der aunderen eidtgenoßen zukunfft bei ſechß tagen verharret, und den 22. Aprillis auf dem Plumpalaiß (Plainpalais) vor Genff gemuſtert worden.

Den 23. aprillis ſindt unſere zwey frey fenle ſampt einem von Bern under haubtman Imber von Dießbach, auch eins von welſche Newenburg under haubtman Oſterwaldt mit zwey Corneta reitter und 300 welſchen ſchützen auß Tonnong zum vhorzug geſchickht worden, da wir den zu abendt umb 10 uhren ankhommen, und das volkh in einer ſchlacht ordnung fur die ſtadt geſtelt, und hiemit den burgern ſolche forcht gebracht, daß ſie unß noch den ſelbigen abendt die ſtatt pforten eröffnet haben. —

Dieweil ſich aber die im ſtattſchloß nicht ergeben, hab ich alſo baldt mit meinen Knechten an etlichen ortten das ſchloß verlegt, und nachgehenden tag durch beygelegene heußer mit meinen ſchützen alſo wider des ſchloßes beſatzung gehandlet, das ſie ſich den 25. aprillis mit verluſt einß meiner knechten ergeben, und den 26. umb 12 uhren mit wehr und waffen, doch ohn fliegende Zeichen und ohn feuer auf 70 ſtarkh aus dem ſchloß ihren weg ſindt beleittet worden.

Es hat ſich auch obgedachten den 25. diß monats begeben, daß ich zwiſchen dem parlament, ſo mit dem haubtmann des ſtattſchloß der auffgebung halben gehandlet worden, mit 7 ſchützen gegen einem ſchlößle zwiſchen Tonnong und Ripallien gelegen herauß geſpatzirt, und dieweil ſie ſich mit geſchos gegen unß

erzeigt, habe ich in Gottes namen das ſchlößle angerandt und nach eingeriſſenen pfordten ein teil deßelbigen erobert, den andern teil aber, nemlich ein runden feſten thurm, darein ſich die beſatzung begeben, mit feuer angegriffen und alſo bezwungen.

Der beſatzung knechten, ſo darinnen gefunden worden, ſindt auß allen nach gehenden tag durch iren corporal (der dardurch ſein leben zu friſten verhofft) nicht weit von der veſtung Ripallien fünff mit dem ſtrang an einen baum hingericht worden, er aber nachmalen auf beger ſeines letzteren geſellen ſo er gerichtet, von umſtehenden Soldaten von der leittern herab erſchoſſen worden.

Sonſt ligen wir noch allhie zu Tonnong mit unſern zwey fenle, wie woll wir jetzt auf die wacht für das cloſter oder veſtung Ripallien ſo nach gezogen, daß wir ſie mit einem armbruſtſchutz erreichen mögen. Deß Speirers und Voheim volkh aber ſampt denen berneriſchen, ſolothurniſchen und anderen heuffen ſindt außerhalb der ſtatt nicht weit von Ripallien, auf einer ſeiten, die lantzknecht aber, deren heutt 800 wollgebutzt under zweyen zeichen ankhommen, auf der andern ſeiten, dem tiergarten zu loſirt und weil diß tagß zu ſchiff daß grob geſchutz, zu land aber andere ſachen zur belegerung dienſtlich ankhomen, würdt man dieſe nacht etwaß neher der veſtung zu ſchantzen, damit man auf morgenen tag mit groben geſchütz darwider handtlen möge. Gott verleyh unß darzu ſein hilff und ſighaffte handt zu ſtreitten.

Letztlich ſo khan ich auch E. G. G. E. W. nicht verhalten, daß unß viel knecht von fenlen (darunter auch Euer Gnaden etliche burger begriffen) mit wehr und waffen entloffen und mir auf die ſechßhundert Kronen werdt entragen haben.

Hiemit E. G. G. E. W. dem allmechtigen Gott, mich aber Eurem vetterlichen ſchutz und ſchirm befellende. Datum Tonnong den 27. Aprillis Anno 89 (1589).

E. W.

underthenniger befliſſener burger
Hanß Ulerich Widtnauer hauptman.

Brief und Unterſchrift ſind nicht von ſeiner Hand, ſondern vom Feldſchreiber geſchrieben.

Dieſem Hauptmann Weitnauer werden wir ſpäter noch oft begegnen. Der an ihm im Rathsprotokoll gerügte Ungehorſam dürfte ſich auf frühere unerlaubte Werbung oder Reislaufen beziehen. Solches kam öfters vor.

Bisweilen finden ſich bei einem Fähnlein zwei Hauptleute, deren jedoch nur einer Commandierender war; dies die Urſache warum wir ſofort bei Beginn des Zuges drei Hauptleuten begegnen. Voheim lebte übrigens nicht lange mehr.

Zur Ergänzung der großen Lücke zwiſchen obigem Brief und dem folgenden fügen wir nun das Nöthigſte bei. Mangel an Reiterei und Geld und das nicht zu bezwingende Fort de l'Ecluse hemmten die Fortſchritte der unter der Führung der Herrn Sancy und Guitry kämpfenden Eidgenoſſen und der mit ihnen verbündeten Genfer. Unterdeſſen hatten in Frankreich die zwei Gegner der Liga ſich ausgeſöhnt. Seit Ende April machten die beiden Schwäger Heinrich III. und der Navarreſe gemeinſchaftliche Sache. Das Unternehmen in Savoyen hatte für ſie nicht mehr dieſelbe Bedeutung. Sancy überredete daher die Schweizer, dem König nach Paris zu Hilfe zu ziehen, den Genfern und Bernern es überlaſſend, ihren Streit mit dem Herzog von Savoyen allein auszufechten. Ein darauf bezügliches Schreiben von Hauptmann Speyrer wurde am 24. Mai

im Rath verleſen. Er berichtete, „wie das kriegsvolk, ſo umb Genff, durch Burgunt zum könig zu ziehen willens.“ Es ſcheint nicht erſt lange darum gefragt worden zu ſein. Schon am 20. Mai ſahen die im Stich gelaſſenen Genfer die zum Theile mit ihrem Gelde geworbenen Truppen, es waren 10000 Mann, abziehen und den Weg über Neuenburg nach Frankreich einſchlagen. Die Regierung war damit einverſtanden.

Ueber das Weitere berichtet nun der folgende Brief des den Basler Fähnlein beigegebenen Feldſchreibers Dußmann. Dieſe Briefe zu commentiren, würde über die Grenzen dieſer Blätter hinausgehen.

Aus Nogent ſ./Seine, 12. April 1590.
(Aube).

E. G. H. Nochdem ich in erfarung khomen, wie daß E. Gn. ſo gar khein ſchryben überanwurt worden, khan ich mich nit genugſam verwunderen, den ich denſelben zum dritten molen, wie unſere ſachen beſchaffen und was man jeder zeit ußgerichtet, und whohin man zogen, zugeſchriben hab, wie dan daß letzt ſchryben ſo der Hechtmeyer E. G. überantwurten ſollen, ußwiſen hat. Weil dan ich uff dißmol abermolen botſchaft bekhomen, hab ich uß ſchuldiger pflicht nit underloßen wollen E. G. abermolen dernach waß mir in diſem jar gehandet zu berichten.

Nochdem wir, G. H., glücklich und woll (Gott hab lob) in Frankrych den 8. juny abglaufenen jars (1589) uf des königs grundt und boden khomen, für ein ſtettli Geußy[1]) genennt, dorin ein veſt ſchloß, hat man unß mit freiden empfangen, das ſie mit ſtuckh freid geſchoſſen, ſeindt mir neben der ſtatt Schomon[2]) ſo ligiſch, den 15. gedochts monats zogen

[1]) Jussey? Hte Saone.

[2]) Chaumont en Bassigny, Hte Marne.

und für die ſtatt Chatelliung ſuſonne[1]), ſo auch ligiſch khomen, doſelbſten uf die drey ſtund in der ſchlachtordnung gſtanden, die reyter, ſo uß der ſtatt gfallen, handt mit den unſeren geſcharmützlet, aber ſie handt ſich bald müßen wyder in die ſtatt machen. Allß unſer volckh angegriffen, die ſtatt, ſo an einem berg ligt, beſchießen wöllen, hatt der Herr von Sanſis ſo unß gefüert und Güttry[2]) abgewert und anzeigt, der König hab im geſchryben, er ſolle khein ſtatt oder ſchloß ſtürmen loßen, ſunder ſolle das volckh zuo ime füeren. Von danen hat er unß alleweg gefüert biß mir den 28. d. monats für die ſtatt Thonnören[3]), ſo auch ligiſch, gſein khoment. Allß ſie den gwalt gſach handt ſie ſich dem König ergeben. Seindt umb 2000 kronen gſtrofft worden. In ſolchem ziechen, ſo mir in Picardy gethon, hat der Künig Ehetampoes[4]) blegeret[5]), die mit gewalt eingenomen, hat ſie dem kriegsvolckh ſechs ſtund lang preiß geben, handt ein groß gutt darein bekhomen. Von danen iſt der Künig gon Poiſſi[6]) zogen, in welcher ſtatt vor jaren der Betza von Genff disputiert hat. Iſt ein gewaltiger paß über die Sonnen[7]), hat eine lange ſteinerne bruckh mit 30 joch. Allß er ſie eingenomen, hat er ſie nm 2 thonen gold, 10,000 brott und ſo vil omen weyns geſtrofft, dan es hat ein gewaltiger weynwachs daſelbſt. Danenthin iſt er gen Pontoiſſen[8]), ſo auch

---

[1]) Châtillon sur Seine, Côte d'or.

[2]) Jean de Chaumont, Sieur de Guitry.

[3]) Tonnerre, Yonne.

[4]) Etampes, Seine-et-Oise. — Aus Irrthum verlegt der Schreiber die Stadt Etampes in die nordöſtlich gelegene Picardie.

[5]) Dieſe Belagerung wird hier gelegentlich erwähnt und fällt in eine ſpätere Zeit.

[6]) Poissy, Seine-et-Oise.

[7]) Seine.

[8]) Pontoise.

ein paß iſt, zogen, ſo er auch mit gewalt einnemen müßen. Sindt auch wie obſtot geſtrofft worden. Alß mir den 9. july durch gedachte ſtatt Ehetampoes zogen, und den 14. d. monats gon Poiſſi khomen, handt mir doſelbſten das feldleger gſchlagen, iſt den 16. d. monats der Künig, der von Navarra, Mariſchalk Biron und Domon[1]), der Conte von Suoſſon[2]) mit ſampt vilen vom adell uff die 400 ſtarkh khomen, handt mir uff das feldt in die ſchlachtordnung ſton müeſſen, und gſein 15 ſenli, 13 mer, 12 mer, und darein 4 fry ſenly eydtgnoßen, 2 lantzknecht ſenli. Sindt mit den frantzöſiſchen reytern und fußvolckh uf die 50,000 ſtarkh gſein. An iedem ort der ſchlachtordnung drey große ſtückh biren. Alß nun der Künig gegen unß geruckht, hat man die ſtückh abgeſchoßen, die hockenſchütz doruf, und aber nur wenig gewirkht, hiemit wider gladen und gſchoſſen, daruf mit allen dromen, trommeten und pfeiffen lärmen ſchlagen und blaſen laſſen, daruf gegen J. M. anglauffen, wie man ſchier zu ime khomen, iſt man ſtil geſtanden, iſt er gegen unß gritten. Als er ſtil gehalten, hat er unß beſichtiget, und vor freiden angefangen zu weinen. Als er die aug gwiſcht, hat er dem obriſten und jedem hauptman die handt botten, und ſie gantz fründlich wilkhom ſein heißen, und durch ſeine dolmetſcher anzeigen laßen, er ſage gott groß lob und dankh, das mir ime in ſeinen höchſten und größten nöten zuozogen ſeigen. Er wölle unß halten deßglichen kheine eydtgnoßen nie ghalten worden. Iſt allſo von unß zuo den andern regimenten gritten, und inen wie unß anzeigt, daruf wyder noch Pontoiſe zogen. Nochdem ſeindt mir den 18. d. Monats mit J. M. ufbrochen, und durch den herrn von Thinwaville gfüert. Und den 20. d. monats gen Saint Cloo

[1]) d'Aumont.

[2]) Graf von Soissons, Sohn des Ludwig I. von Condé.

(St. Cloud) bei Paris khomen. Iſt J. M. in ein luſthuß dorbey gloſiert gſein, der von Navarra in ein ſchön ſchloß ſo ein luſthuß iſt und Meudon heißt, ſo dem cardinal von Bourbon zuo gehört, daß überig volckh noch zuo Paris. Allß nun den 21. d. m. J. M. mit den Parißeren parlamentet, hat der von Maine inen anzeigt, ſie ſollen nit mher den 24. ſtund mit der antwurt wartten, hat allſo den 22. ein münchen, ſo ein cordelier gſein[1]), abgefertiget, der J. M. — eben in dem ſal, do er, die alte Künigin, der von Guiſſen und andere das leidig blutbad, den maſſackhren, ſo vor jaren uf Bartholomei zuo Paris bſchehen, gerathſchlaget, — erſtochen, wo er morgen früe vor tag den 23. todes verſcheiden. Hat man im allſo todt uf dem beth hoch gelegt und menigklichem ſächen laſſen, hat er ein aſchenfarb attloßen Käpli ufkhan, und ein guldin klein krütz an einem blauwen ſidenen ſchnuor am halß hangen, in beyden henden ein groß guldin krütz, zuo den füeßen zwen ſilberne liechtſtöckh, darine zwey brennende liechter ſampt einem ſilbernen wheywaſſer Keſſeli. Bei dem beth zwen harſchierer und bei der thür einer. Glich bey dem beth 4 münchen ſo jacobiter, 3 pfaffen ſo drey tag und necht luth bättet. Den thäter hat man eyn gantzen tag in dem hoff ligen laßen, hat in meniglicher mit füeßen gſtoßen, danenthin uf den blatz zuo Saint Cloo mit 4 roßen gſchleifft, mit denſelben in 4 ſtückh zerzert, und doſelbſten verbonirt. Daruf die zwen marſchalckh Biron und Domon ſampt die räth Henricum von Navarra, ſo general leutenant des ganzen landts geſein, durch einen trometer ofentlich zu einem Künig ußbloßen laßen. Uf das ſeindt mir mit J. M. den 27. d. m. ufbrochen und Jne Künig ſeelig in einer bleyenen ſarkh uf einen wagen, darvor ſechs braune pferdt, ſo mit ſchwarzem tuch ein lang

[1]) Den Dominikaner Jacques Clément.

weiß krütz daruf und über die por (Bahre) ein ſchwartz dopplet dafet mit einem weißen krütz, die fhenli und fhanen, ſo er in zeytt ſeins läbens gwunnen, neben der por, bſchloßen gfüert, ſein rath vor her leidlich (in Trauer gekleidet) und hindennach daz alt regiment. Seindt mir mit ime den 28. wyder gon Poiſſy khomen, hat man ine in die kilchen gſtelt in das chor für unſer frauwen altar, vor und in der kilchen mit ſchwartzem tuch umbhengt. Den 31. hat man ine gen Combionen (Compiegne), ſo in Picardei ligt, gfüert, dohin mir ine bleitet, und ine alldo in die kilche gſtelt ſampt alle fhenli und fhanen offen dorin geſteckht, do er noch iſt. Uf das hat man unß getheilt, unſer regiment[1]) in Normandei, Sollothurner, Pündtner und fry fhenli in Picardei. Seindt mir den 31. durch den marſchalckh Domon gfüert und den 12. anguſt gon Eheſomen[2]) bei der ſtatt Schateo Jeorgji[3]) khomen, und den 15. durch gedochte ſtatt über den paß, und den 17. für die ſtatt Schattellung de Marne[4]), dorin ein veſt ſchloß, gegen Bert[5]) khomen, hat man ſie gleich mit 4 ſtuckh beſchoßen und ungevor umb ſieben uhren geſtürmt und (gott hab lob) im erſten ſturm mit verlierung wenig volckhs gewunen, darin übel hußghalten worden, die ſtatt plündert, morgens das ſchloß beſchoſſen, ſo ſich gleich ufgeben, daruf den 22. ufbrochen und den 17. ſeptembris für die ſtatt Nully le frant[6]), dorin ein veſt ſchloß, ſo 4 meil von Schatre Jeorgi, in welcher ſtatt 200 ligiſche ſoldaten gſein, welche man blägert, iſt mit dem ſturm gewunen worden, übel dorin zuogangen, alleß ſo erwütſch worden,

---

[1]) Die Basler Fähnlein ſcheinen damals dem Regiment Wichſer zugetheilt geweſen zu ſein.

[2]) Essommes, Aisne.

[3]) Château Thierry, Aisne.

[4]) Chatillon sur Marne.

[5]) Fère en Tartenois?

[6]) Neuilly s. Front, Aisne.

erſchlagen ſampt etlich wybern, die ſtat geplündert, und die eine vorſtat allerding verbrent und bei 10 heüſern in der ſtatt. Dananthin denn 21. uſbrochen und alle tag zogen, biß den 30., ſeindt wir für ein ſtettli Blane[1]) gnent, dorin auch ein veſt ſchloß, khomen. Iſt mans glich an vilen ortten beſtigen und geplündert, das ſchloß, ſo zween tieffe waßergräben und vier ſtarckhe thüren gehept, hat ein frantzoz die erſte porte mit dene petar uſſgeſprengt, daruf ſie ſich glich ergeben. In gedochter ſtatt iſt der künig wyder von Combionen[2]) mit ſeinem volckh zuo roß khomen, uf das ſeindt mir mit ine den erſten oktobris für das ſtättli Euthe[3]), ſo a la dama de Guiſſen zuegehörig und 4 meil von Dieppen glägen, ſo ſich glich ergäben. Alß, dan ſeindt mir den 6. für Neüwſchatel, ſo 10 meil von Roan[4]) ligt, zogen. Handt ſi ſich glich ergeben, den ſie die plünderung geförchtet. Den 10. und 11. gen Blinville, 4 meil von Roan. Do ſeindt mir alle tag zogen, biß mir den 18. durch die ſtatt Meüllen[5]), do ein gewaltiger paß über die Sonnen (Seine), ſo ein ſteinerne bruckh mit drei ſhallbruckhen und 36 joch hat, zogen. Welche obgedachte ſtatt all in Normandei ligen. Sendt allſo den 21. für Paris mit der gantzen armada khomen, den der duc de Maine[6]) den Pariſern fürgeben, er habe den künig zu Dieppen über daß mer gejagt und habe ſein volckh zum theil erſchlagen und zerſtreuet, die dry fry ſenli, ſo er verretheriſcher und (reverenter zſchryben) ſchelmiſcher weiß gnomen, gen Paris brocht und in unſer frauwenkirch hencken laßen.

---

[1]) Blangy, Seine inf.
[2]) Compiegne.
[3]) Eu, Seine inf.
[4]) Rouen.
[5]) Meulan, Seine-et-Oise.
[6]) Mayenne, der Bruder der zwei ermordeten Guiſe.

Allß wir ungevor umb mittertag dahin khomen, hat der künig die ſchlachtordnung machen laßen, hat er die Engell- und Schottlender, deren 10,000 wolgerüſteter ſtarckher manen, mit rotten und blauwen kaßſaggen, uf die linkhe ſeitten, die Pündtner glich an ſie, unß, die ſollothurner in die mitte, die fry fenli und landzknecht neben unß, die theütſchen reyter oben dran, die welſchen neben uß. Daruf iſt J. M. uf einem apfelgrauen ſchimel, ſo ein weyſer federbuſch ufgehept, ganz freidig lachend und wolgemuet vorhar gritten, hat er unß uf ein birenſchutz weit zuo der ſtat gefüert, domit ſie ſach, wohin er ine gejagt und geſchlagen habe. Seindt allſo biß gegen obent in der ſchlachtordnung gſtanden. Danonthin doſelbſt in die dörffer herumb das läger geſchlagen. Wie es umb mitternacht worden, hat er unß ufmanen laſſen und bevolhen, daß man wyß wortzeichen[1]) ufſteckhe und ſtilſchwigend ohne trumen hinuß uf das feld ziechen, und unß rüſten, welches beſchechen. Iſt J. M. ſampt den fürſten, herren und alle frantzoſen zuo roß, all in weyſen hembdern khomen, ſindt allſo in der ſchlachtordnung ſtilſchwigend noch Paris zogen. Allß wir uf ein birenſchutz darzuo khomen, iſt J. M. und all ander von roßen abgſtanden und ir wher in die handt gnomen, hat er die Engellender und Schotten an die vorſtat am waßer, die Pündtner an die andere, unß, die Sollothurner bey Sant Jacobs vorſtadt, fry fenli und landzknecht ſampt franzoſen an die oberen zwo vorſtet ziechen heißen. Wie mir nun im ziehen, hatt gott der allmechtige ein großen dickh nebel uf die erden khomen laßen, allſo daß ſie unß nit ſechen mögen. Wie wir nun zuo der ſchantz, ſo vor ußen ſtot neben St. Jacobs vorſtat khomen, ſeind ungevor bey 40 oder 50 ſpörreiter vorhanden, ſo uns im läger ein lärmen machen ſollen, denn ſie

[1]) Wahrzeichen.

ſich des gſchwinden liſts von ime Künig nit verſachen, dan vermeinten mir ſeigen ire fründt. Alls ſie aber die wyſen hämbder gſachen, handt ſie unß gflohen und ſindt den Engliſchen in die handt khomen, iſt allſo kheiner dorvon entrunnen. Allß die in der ſchantz unſer gwar worden, handt ſie angefangen mit den ſtuckh ſchießen, aber (Gott habe lob) alles zuo hoch gangen. Daruf ſeindt wir den nechſten mit ſturmleitern die ſchantz anglauffen und erſtigen, und waß erwütſcht worden, erſchlagen, waß entfliechen wöllt in die vorſtett, alles erſchlagen. Handt allſo mit hilff deß allmechtigen in einer ſtund die fünff vorſtett, 14 feulin, 14 ſtuckh biren bekhomen und über die 800 man erſchlagen, do unß (Gott ſeig lob) nit 60 man bleiben, welche vorſtett man geplündert und dorin zwei nächt glegen. Es hatt J. M. nit gwöllen, daß man wyther fürruckhe, dan man zuo der porten in St. Jacobs vorſtatt, welche noch offen gſtanden, hinein khomen wäre, dan die flucht und ſchreckhen gar in inen gſin iſt, dan ſie ſich der gſchwinden ſtradagema nit verſechen. Er hat aber die plünderung geförchtet, den eß hette khein abwehren geholffen. Denſelben tag hat J. M. mit zwo cartonen uß der vorſtatt in die porten der ſtatt ſchießen laßen, hat großen ſchaden gethon, uf das ſeindt mir den 24. ein ſtund vor Tag wyder hinuß zogen und unß bei den .... mülenen in die ſchlachtordnung geſtelt, vermeint der von Maine ſolt hinuß gfallen ſein, aber nit khomen wöllen. Seindt allſo den 26. wyder noch Ehetampes zogen, die ſtatt wyder einzuonemen, iſt verſchinen jors zum dritten molen eingenomen worden, welche der von Longenville in der nacht beſtig und eingenommen. Daß ſchloß, ſo dorin uf einem büchel ligt, hat ſich gewert, hat man mit 6 ſtuckh darein geſchoßen. Alls aber J. M. ſelbſt dry ſtuckh in ein thurm gerichtet und anzündt, handt ſie begert zu parlamenten, handt ſich den 28. ergeben.

Der künig hat glich das ſchloß abbrechen und zum theil verbrennen laſſen. Von dannen ſeindt mir den 30. ufbrochen und wyder nach Normandei uff die ander ſeiten zogen, do mir alle tag gereißt, biß mir den 7. Novembris für die ſtatt Vandomen[1]), iſt ein ſchöne ſtatt, khomen, ſo 10 meil von Durß[2]) ligt. Iſt ein ſchön land dorumb mit räben wie das Elſäß. Dan mir doſelben uf etliche meil in den hußern ettwan 30, 20 oder mehr faß mit wyn gfunden haben. Iſt oben in gedochter ſtatt ein veſt ſchloß. Iſt ein paß über das waſſer Sälliere[3]). In welcher ſtatt J. M. geboren, getaufft und erzogen worden, dan ſie allweg ſeiner voreltern gſine, aber der von Maine hats mit verrätherey eingenomen. Alls ſie ſich uf vielfaltiges anhalten nit ufgeben wöllen, handt ſie ine nur verachtet, hat man den 8. und 9. mit acht ſtuckh an dreyen orten dorin gſchoſſen, und gedochts tags mit dem erſt ſturm mit gwalt eingnomen, den mehrentheil erſchlagen, die ſtatt geplündert, dermoßen zerſtört, daß zuo erbarmen, groß gutt darin bekhomen, den gubernator hat man uf einem eßel mit dem ſchwert gerichtet, einen münch, ſo ein cordelier, ſo geholffen dem von Maine die ſtatt zu übergeben, hat man gehenckht. Allß das verrichtet worden, iſt man den 11. ufbrochen, und zogen mir, den 18. in die vorſtat Mans[4]) khomen, welche ſtatt im pay de Maine ligt, ſo veſt iſt. Iſt ein gewaltiger paß über das Waſſer ſchartres[5]), dan es durch die ſtatt läuft. Eß hat der printz dophin, ſo gubernator dorin gſein, zu beyden ſeyten des paßes die vorſtett verbrennen laßen, hat großen ſchaden gethon. Wie die burger anzeigen, mag mans mit 5 oder 6 thonen golds nit wyder machen. Iſt jämmerlich an-

[1]) Vendôme, Loir-et-Cher.
[2]) Tours.
[3]) Loire.
[4]) Le Mans, Sarthe.
[5]) Sarthe.

zuoſähen gſin. Allß man 204 ſchütz dorin gethon hat erß der gubernator den 23. ufgeben. Man hat die burger um 10,000 kronen geſtrofft, ine gubernator und den zuoſchatz abziechen laßen. Nochdem ſind wir den 29. durch gedochte ſtatt über den paß zogen, und durch das ſtettli Frene[1]), ſo auch ein gewaltiger paß über gedocht waßer iſt, den 7. decembris gen Allanſon[2]) khomen, doher des künigs bruoder ſelig den nammen khan und hof ghalten hat. Welche ſtatt ein ſchön veſt ſchloß mit rondellen hat, mit einem waßergraben, hat man mit 7 ſtuckh und zwo ſchlangen an dreyen orten geſchoßen, handt ſich den 8. ergeben, doß ſchloß aber, dorin man an 4 orten gſchoßen hat, ſich den 15. ergeben, darin capitaine Lageant mit 200 ſoldaten gſin iſt, hat man ſie abziechen laſſen, die burger umb 12000 kronen geſtrofft. Allßdan ſeindt mir den 18. durch das ſtettli Cheez[3]) ſo ſich glich ergeben und umb 1000 kronen gſtrofft, zogen, und den 19. für die ſtatt Argentan, ſo ſich auch glich ergeben, khomen, hat man ſie auch umb 12,000 kronen gſtrofft. Und ſeindt den 21. für die ſtatt Falaiſſe[4]), ſo 7 meil von der ſtatt gnant ligt, ſo küngiſch iſt, dorin ein groß, ſtarckh, veſt ſchloß uf einem bergli ſampt der ſtatt ligt. Allß man daß gſchütz dorfür gfüert, hat J. M. ſelbſt ſchantzen helffen, und mit 10 ſtückh an dreyen orten den 23. dorin geſchoßen, hat man den einen thurm am ſchloß den 27. zum ſturm beſchoßen, iſt ein eintziger man hinuf gſtigen und dermoßen geſchruwen, als wan der huffen do wäre, ſie hiemit hinder ſich tryben, doruf der huffen nachgedruckht, das ſchloß eingnomen, danenthin die ſtatt, in welcher ſtatt ein wyb, ſo in mans kleydern angethan gſein, ſo ſich handtlich gewert und irem herren den hocken gladen, das er ſchießte, iſt glich vor dem ſchloß zuo todt ge-

[1]) Fresnay, Sarthe.
[2]) Alençon, Orne.
[3]) Séez, Orne.
[4]) Falaise, Calvados.

hauwen worden, hat mans, domit man ſie ſäche, zwen tag ligen laßen, iſt vaſt alleß dorin erſchlagen und die übrigen zuo den läden uß geheuckht worden, etliche ſoldaten abziechen laſſen, die ſtatt geplündert, dorin ein groß guott funden worden. Den gubernator, ſo conte von Briſſau heißt, ein gewaltiger groſſ, ſo gefangen, vermeint dormit madama de Longueville, ir dochter und ſins frauw, ſo zuo S. haus Amiens gfangen ligen, zuo löſen. Daruf ſeindt mir den 30. ufbrochen und den 1. january für die ſtatt Liſſe[1]), 16 meil von Roan, zogen. Iſt ein gewaltige, ſchöne ſtatt. Allß man dorin gſchoßen, hat ſie ſich den 5. ergeben, iſt umb 20,000 kronen gſtrofft worden. Noch diſem ſind mir den 7. ufbrochen und den 12. für das ſtettli Hunfloi[2]), ſo an einem arme des meers ligt, und der paß gen Hablea Graß[3]), dan nur drey meil wegs zuo waßer darvon ligt, zogen, ſo gar veſt iſt, hat der zuoſchatz an verbrennung der heußern, wie zuo Mans, und an zerſtörung einer ſchönen kilchen, ſo hart an der ſtatt thor gſtanden, großen ſchaden thon, das ein harter ſtein erbarmen möcht. Eß hat uf einer ſeit ein fluot, uf der andern ſeiten ein tieffen waßergraben gehept, und wol verſchantzt gſein. Allß man aber mit drey ſtückh vom berg und mit vier uf der anderen ſeiten die hoch wherenen beſchoßen, handt ſie angfangen parlamenten, dan die von Hablen[4]) handt inen mit drey ſchiffen zuo hilff khomen wöllen. Aber der künig hat ein ſchlang ſampt zwey ſtuckh an daß waßer gſtelt und verparicardet ſampt zwey ſchiff grüſtet. Wen ſie herzuo wolten, wurd er ſie empfangen haben. Allß ſie daß erfaren, ſeindt ſie nit khomen, handts allſo den 18. ufgeben, hat man ſie abziechen laßen. Uf das ſindt mir den 25. ufbrochen und alle tag zogen, biß wir den 2. february

[1]) Lisieux, Calvados.
[2]) Honfleur, Calvados.
[3]) Hâvre-de-Grâce.
[4]) Hâvre.

für ein ſtettli Neancourt[1]), ſo ein paß iſt, zogen, welches man mit dem ſturm gnomen, alles dorin erwürgen und die ſtatt plündern laßen, dan ſie den künig ein bättel fürſten gheißen. Sindt allſo den 3. ufbrochen und neben der ſtatt Mantea[2]) den 13. gen Galliung[3]), ſo ein ſchön küniglich ſchloß iſt, ſo uf einem berg ligt, und ein paß über die Sonnen iſt, gehört dem cardinal von Bourbon. Sindt allſo den 17. gen Annet[4]), ſo ein küniglich luſthuß iſt und dem von Domallen[5]) zuogehörig, zogen, uf welchem huß ein hirz ſampt vier großen ſchwartzen leydthund und ein weiß windſpil ſtodt. So das zeytt die ſtund ſchlachen will, ſo bällen die hund den hirtzen an, und ſchlecht der hirtz mit dem recht fuoß die ſtund. Sind alſo den 18. für die ſtatt Trai[6]) zogen, welche ſtatt ein veſt ſchloß uf dem berg oben an der ſtatt hatt. Welche wir blegeret, dosſelbſten iſt hauptman Wytnauwer wyder von Paris uß der gfangenſchafft den 21. zuo unß khomen, alls der von Maine inen entbotten, ſie ſöllen ſich dapffer wheren, er wölle inen zur hilff khumen, daruf denen von Paris verheißen, er wölle inen den 15. Martij ſtilo novo deß künigs haupt todt oder lebendig bringen. Allß daß J. M. vernomen, hat er's von herzen gern gehört, hat fleißig laßen ſpecht halten, hat er in daß ſchloß mit ſtuckhen allgmach ſchießen laßen, dan er den von Maine mit freiden gewartet, iſt er von Manten durch Iffri[7]) über den paß zogen. Allß der künig daß erfaren, hat er im ein ſchlacht anboten und ime mit freiden entgegen zogen, ſeindt derhalben vor Treu der blägerung abzogen, und den 3. Martij an der erſten jungen faßnacht in ein fleckhen Saint Andrej[8])

[1]) Nonancourt, Eure.
[2]) Mantes, Seine-et-Oise.
[3]) Gallion, Eure.
[4]) Anet, Eure-et-Loir.
[5]) d'Aumale.
[6]) Dreux, Eure-et-Loire.
[7]) Ivry, Eure.
[8]) St. André, Eur.

zwo meil von Iffri zogen. Iſt an der herren faßnacht, montag und zinstag zur nacht ein wunderzeichen am himmel gſtanden, allß bluttige ſpieß. Wie wir nun ungevor umb mittentag uf das feld khomen, iſt der künig gantz luſtig gſein, hat ſeine reyter und fußvolckh ſelbſt in die ſchlachtordnung gſtelt, do er bei 1200 luther wolgerüſteter kürißer gehept, ſo all ſtattliche vom adele, hat unſer regiment ſo 12 fenli, die Pündtner, ſo 7 fenli, neben im an die linkhe ſeiten, neben unß an der Pündtner ſeiten den herren von Montpanſier, ſo drey cornet mit ſtarckhem volckh gfüert, und ſechs cartonen an J. M. rechten ſeiten, die Sollothurner, ſo 13 fenli, und junkher Balthaſar mit fünff fenli, dan er vier vom alten regiment ufgrichtet, vor inen har marſchalk von Biron mit vier cornet, noch dem die vier fryen fenli und drey lantzknechten und einen ſchönen teutſchen reyter, bei denſelben marſchalkh Domon und baron von Biron mit iren corneten. Alle wolgerüſt ſeindt allſo dem feindt under die augen zogen, aber er, ſo in einem boden glägen in einem vortheil, hat nit heruß wöllen. Allß nun die nacht khomen, ſeindt mir ungevor zwo ſtund in die nacht abzogen, und doſelbſten in den dörfern herumb glägeret, dan es gar kalt gſein. Wie mir allſo in allem ziechen, iſt gedocht wunderzeichen wyder am himel erſchinen und gegen dem ort, do am morgen die ſchlacht bſchechen, gſtanden, und die ſpitz ſo bluotig gſchinen und ſich gegen dem feindt khert. Handt allſo mit freiden deß morgens erwartet. Allß derſelbig khomen, ſeindt mir wyder uf gedochte waldſtatt zogen. Wie mir dohin khomen, hat J. M. ſchon mit den reyßigen und fußvolckh die ſchlachtordnung gmacht, iſt ein iedes regiment wyder an ſin ort wie am obent gſtanden. Wie nun J. M. gantz freidig lachend umb die ſchlachtordnung gritten und gſächen ob alle ding wol geordnet, hat er das gſchütz ſelber

richten laßen, und inen anzeigt, wan er anzieche und gegen den feindt ruckhe, ſo ſollen ſie anfochen ſchießen, daruf wyder zuo der ordnung khomen und gſprochen, mir ſollen ein guot hertz haben, mir ſollen in einer ſtund ſächen, wie er mit ſeinem feindt umbgon wölle, und hiemit ein handt ufgeworfen. Der feindt, ſo den wynd gehept, hat J. M. gſächen, das er in bekhomen, hat ſeinem roß ein wyß fädren ufgeſetzt, ſo in papir, hat ime ſein helmlin ufgſetzt, daruf ein wyſer Federbuſch gſtanden. Seindt allſo im namen des herren ungeruowt umb 11 uhren in einem halben mon daher zogen, daruf das groß geſchütz abgangen, handt dormit bei 40 ſchütz gethon, hat großen ſchaden under den reytern und fußvolckh gethon. Mir ſeindt ungevor bei 60 thuſend oder mehr ſtarckh gſein. Der feindt ſo uf einem bergli und hinder einem hegli ghalten, hat ein großen münch bei ime gehept, ſo ein großes krütz in den henden truog, iſt vor und in der ordnung umbher geritten, ſie gſegnet und inen anzeigt, der pobſt hab ſie abſolviert, werd inen khein leid bſchechen, dan ſie werden die lutheriſchen hugenoten zuo grund und boden legen, und ſo einer umbkheme, ſeige er ohn hölen ſelig. Doruf man nider knüwet und bättet und allgemach anzogen. Wie nun ein cornet ſpörryter uf der linkh ſeiten noch unſerem geſchütz, vermeinend daßelbig zuo bekhomen, hat der von Monpanſier uf ſie angryffen, ſeindt ime zwey roß under ine erſchoſſen worden, aber allweg uf ein andres khomen, ſich ſo fürſtlich ghalten, das er ſie zuo ruckh tryben. Uf das der künig herfür druckht und uf denn angryffen, vermeint den von Maine zuo bekhomen. Aber er ſo nit fürſtlich ghandlet, hat ein anderen uf ſein roß geſetzt, und hiemit mit etlich ſpaniſch herren entryten. Der künig, ſo den erſten herren, ſo rott gſein, ſelbs mit ſeiner hand gwunen, denſelben gegen unß brocht, den ſähen laßen, do er ſein wher

gantz bluotig in der hand gehept, doruf wyder angeritten. Iſt ime ſein roß erſchoßen worden, aber glich uf ein anders khomen. Der feindt, ſo vier ſtuckh bishar gehept, hat fünff ſchütz in unſer ſchlachtordnung hinden gethan, aber (gott hab lob) ohne ſchaden abgangen, feindt ime glich abgewunnen worden, die unſren handt ſie glich in die flucht gſchlagen. Die landtzknecht, dero ſechs fenli gſein, ſeindt mer alls halber uf der waldſtatt bleiben. Alls nun von kürze wägen der feindt in der flucht gſein, iſt der künig ime biß vor Manten vier große meil nochgejagt. Wie mir beyde regiment eydtgnoßen, der Pfeiffer gegen unß und der von Bry[1]) gegen den Sollothurnern gſtanden, wie das der von Biron gſach, hat er unß anzeigt, es ſeige des künigs voruß und ſein bevelh, mir ſollen ſie nit angryffen, dan er wölls nit haben, die knecht aber, ſo nüt dorumb geben wöllen, handt heißen fürziehen. Dan do iſt khein verzagter man gſächen worden, ſeindt all fröhlich und luſtig gſein, in anfähung mancher wenig gäßen und trunkhen khan. Wie ſie gſächen, daß man allgemach geruckht und ſie angryffen wöllen, handt ſie unß ein dromen ſchlacher geſchickht, der hat unſrem oberiſten anzeigt, der oberiſt Pfeiffer und Berlinger[2]) laßen uns bitten, umb gottes, des jüngſten gerichtes und der heilligen junckhfrauwen Maria willen, mir ſollen inen gnod erzeigen und ſollen ir wyb und khind bedenckhen, und das ſie eydtgnoßen ſeigen. Daruf inen durch den dromen ſchlacher entbotten, mir ſeigen des künigs diener und begeren die kron zuo erhalten, ſie ſich uf unß ußzogen, ſo ſie aber das begären, ſollen ſie ire harniſch und wher von inen legen, welches ſie glich gethon. Doruf der von Biron zuo

[1]) Laut Zurlauben, VI, 50, war dies das Regiment von Berolbingen, wie es auch etwas ſpäter ſich herausſtellt.

[2]) Berolbingen.

inen gritten, die fenli von inen gnomen, und ſie hinder der Sollothurner ſchlacht gfüert, dan er dorvor ghalten. Seindt alſo hinden nocher allß arme gfangene leuth zogen, handt allſamen an den hüeten und beinen ligiſche luthringiſche krütz zuo einem wortzeichen khan. Seindt mir allſo dem feindt biß gegen Iffri an dem paß nochzogen. Deß von Maines troß ſampt der Spaniern, Frantzoſen, eydtgnoßen, landtzknecht und reytern iſt allen unſern frantzoſen worden, handt ein groß gutt von gulbenen kettenen, ring, kleinot, ſilbergeſchir und kleyder dorin bekhomen, hat alle fenli, fhanen verloren, drey ſchöne ſpanniſche panner, eins ſo gar rott, ſo der pabſt geſchickht hat, iſt nit mehr den ein reyter fhanen, dero 12 gſein ſind, dovon khomen. Der umbkhomen, ſo uf der waldſtatt und in der flucht erſchlagen worden, ſeindt bei 12,000 und mher. Der unſern ſeindt nit 100 bleiben. Dem herren gott ſeig lob, der unß den ſig geben hat. Glich noch gethoner ſchlacht hat ſich die ſtatt Vernung[1]), ſo auch ein paß gen Paris, den 7. ergeben, den 8. Manten. Den 16. hat der künig die ligiſchen eydtgenoßen abfertigen laßen und iedem knecht ein ſonen kronen zuo einem wortzeichen gſchenckt, waß er mit den hauptleüten gredt, wurt man uf dem tag zuo Baden, dohin ire fenli khomen werden, vernemen, ſie bis Ehetampois bleiten laßen. Von unſerm regiment hat ein ieder hauptman inen 50 kronen glichen, domit ſie wyder heim khomen mögen. Den 18. ſindt mir ufbrochen, und den 21. für Courbellen[2]) zogen, ſo ſich glich ufgeben, iſt ein gewaltiger paß gen Paris. Den 22. durch Courbellen, und den 25. gen Moulin[3]). Hat man dan den 28. mit 9 cartonen an dreyen orten darin geſchoßen, und

[1]) Vernon, Eure.

[2]) Corbeil, Seine-et-Oise.

[3]) Melun, Seine-et-Marne.

gedochts tags mit dem erſten ſturm die erſter ſtatt (Gott hab lob) gewunen. Allß ſie aber über die bruckhen in die under ſtatt, do das waßer rings weiß herumb fleußt, gflochen, hat ſie ſich den letzten des monats ergeben. Allß nun diſe päß den Parißern eingenomen worden, iſt daruf Villeroy, gubernator zu Paris, den 1. Aprillis gen Mullin zuo J. M. khomen, und der gneden begert, dan ſie ſich ergeben wöllen, aber der künig ime zuo antwort geben: Ja, er wölle inen gnad bewißen, dergeſtalt wan die, ſo an des künigs todt ſchuldig und ine von der kron tryben helffen, in wyßer kutten, barfuß und härin ſtrickh am halß tragend den künig ſelig zu Combienen holen und ine gen ſan Dinis tragen, dohin er denn khöre, danenthin erwarten, waß er mit inen reden werde; die ſtraff aber wölle er den vier marſchalckhen übergeben. Doruff er Villeroy ſolches hinder ſich zuo bringen vier tag lang ſchub begert. Allß er ime das für brocht, handt ſie J. M. 7 thonen golds dorfür gebotten, ſie deßen zuo erloßen. Aber der künig das nit thun will. Seindt doruf den 2. ufbrochen und den 5. eine meil von Montro[1]) zogen, ſo ſich den 6. ergeben und umb 25,000 frankhen gſtrofft worden. Allß die ſtatt Trovin[2]) erfaren, hat ſie ſich den 7. ergeben, den 8. die ſtatt Bree[3]). Den 9. und 11. zogen bis gen Nousgens[4]) für die ſtatt, ſo ſich auch ergeben. Ziechen allſo für die ſtatt Sant Burgun[5]) ſechs tag von Boſſell[6]). Seindt iezund den Parißern alle päß abgeſchlagen. Waß J. M. noch fürgnomen, iſt glücklich und wol abgangen. Iſt ein milter barmhertziger Fürſt und ein krieghsman, lugt alleweg ſelbſt zuo ſeiner ſach. Wie eß ſunſt mit, handt mir den dritten theil nit mehr, ſeindt wenig vom feindt

[1]) Montereau, Seine-et-Marne.
[2]) Provins, S.-et-M.
[3]) Bray s. Seine, S.-et-M.
[4]) Nogent s. Seine, Aube.
[5]) St Broing? Hte Marne.
[6]) Baſel.

umbkhomen, ſunder gſtorben. Eß ſind unß 8 heufelein gſtorben. Man gibt wenig gelt und iſt gar thür. Man meynt diewyl mir ietzmolen khein feldfeindt mer haben, wie mir den zuovor kheinen nie gehept biß uf den tag der ſchlacht, ſo werde J. M. ein enderung machen. Denn er hat des volckhs zuvil. Waß ſich nun ſeyther verlauffen und zuotragen würt, will ich E. A. (wils gott) bey eheſter bottſchafft zuoſchryben. Daß hab E. G. ich allß dero gehorſamer und underthäniger diener unſers kriegs halber nit verhalten ſollen. Thuon hiemit dieſelben E. G. dem Allmechtigen in ſeinen ſchutz und ſchirm bevelhen, der dieſelben E. G. in langwäriger geſundtheit und glückſäliger regierung halten wölle. Datum im läger vor Nousgens, den 12. Apprillis anno 1590. E. G. etc.

underthäniger, dienſtgehorſamer burger
Gregorius Dußman,
ſchryber zt.

In obigem längern Bericht gehen die nun noch folgenden vier Briefe auf, wovon drei von Hptm. Speyrer geſchrieben ſind, der vierte von Hptm. Weitnauer oder doch in ſeinem Namen. Wir fügen bei, daß ſofort nach Heinrichs III. Ermordung, am 1. Auguſt 1589[1]), Heinrich von Navarra, von den Hugenotten als ſein Nachfolger erklärt[2]), den ihm be-

[1]) Obiges Datum neuer Zeitrechnung entſpricht genau dem im Bericht Dußmanns enthaltenen vom 22. July alter Zeitrechnung, da für die Jahre 1582 bis 1700 der nun übliche Gregorianiſche Kalender dem Julianiſchen ſtets um 10 Tage voraus iſt. Unſer damaliges Rathsprotokoll bedient ſich des alten Kalenders. In dieſen Briefen iſt es verſchieden gehalten, der Gebrauch der alten Zeit iſt jedoch vorherrſchend.

[2]) Die Liga hatte mehr zum Schein den Cardinal von Bourbon als Karl X. zum König proklamirt. Sein Tod ließ ſchon 9 Monate ſpäter die Liga ohne königliches Haupt.

freundeten Städten und Cantonen seine Thronbesteigung als König Heinrich IV. von Frankreich und Navarra brieflich anzeigte; noch vorher aber hatte er sie durch seine Gesandten darum bitten lassen, ihre Mannschaft dahin zu instruieren, wie früher seinem Vorgänger, so nun ihm zu dienen. Die betreffenden Stellen in unserm R. P. lauten:

„20. Aug. 1589. Seind 2 ambassadoren vom neuwen „könig auß Frankreich und Navarra, namlich der herr Sillery „und der herr Loubert, erschienen: ein gnedigen gruß und vil „guts von J. M. in Frankreich vermeldet, darneben gebetten, „man wolle den baslerischen fendlinen schriben, daz sie diesem „könig wie zuvor dem andern alle gehorsamb leisten."

8. Sept. 1589. „Schreiben k. m. v. Frankreich ihren „guten willen versichernd etc.: soll ir schriftlich gedankt werden „cum congratulatione."

Aus Dreux, 24. Februar, 1590.
(Eure-et-Loir.)

Gestreng Edell ꝛc. Ich hab umb gehen nit sollen noch wöllen, F. G. und T. W. durch diß mein klein schryben unsers kriegs zu berichten, welcher gestalten wir, seit ich erstmohlen E. G. und E. W. vor und nach eroberung der statt Manß [1]) von aller verloffenen sachen beschaffenheit zugeschryben, gehalten worden, wie dan mir nit zwyfflet, daßelbig werde E. G. und F. W. zukhomen oder aber durch abgesanten Hanß Jacob Hechtmeyer genugsam berichtet und verstendiget worden sin.

Nach dem J. K. M. alle sachen bis anhero von den gnaden Gottes glücklich und woll abgangen, findt wir den 29. novembris uff Allanßon [2]), ein fine statt sampt einem fürstlichen schloß und vesten platz zuo zogen, mit volbringung unserer

[1]) Le Mans.

[2]) Alençon, Orne.

knechten ein ſchwere reyß, und den 6ten Decembris aldo ankhumen. Als aber das ſchloß biß uff den 16. Decembris das grob geſchütz erlitten und lang wytter hette haben mögen, ſo haben ſy ſich doch an J. M. uff guote compoſition, ſampt etlichen anderen umbligenden ſtetten, ſchlößern und fleckhen ergeben.

Von dannen, G. H., ſind wir den 21ten für Falleſa [1]) ankhomen, ein ſtatt ſampt einem verriempten ſchloß belegert, beſchoſſen, und uff den 26ten Decembris gantz khurtzwyllig und luſtig umb 2 uhren noch mittag mit dem ſturm angeloffen und ingenumen, den inwonern erbermlich und jemerlich, in welcher veſte under anderen fürnemen herren der Graf von Briſſach gefenglich angenommen worden.

Von dannen, G. H., iſt man zogen uff Laſſie [2]), auch in Normandei ein khauffryche ſtatt, den 7ten Januarij aldo ankhumen, belegert, welche den 7ten Januarij ſich an J. M. gnaden ergeben. Aldo hat man unßerem regiment noch notturfft tuoch, die khnecht zuo bekleyden, ußtheillen loſſen, uß der ſtatt Can [3]) dargebracht.

Von dannen, G. H., iſt man uff Huenfle [4]), ein veſter platz am mher zuo zogen, dieſelbige belegert, acht tag lang beſchoſſen, letstlich uff guote compoſition an J. M. ergeben. Aldo iſt J. M. pottſchafft zukhumen, wie daß Myllan [5]) vom Dumena belegert ſeye, J. M. ohne allen verzug mit der gantzen rytterſchaft zuo entſchütten geylt. Als aber Dumena [6]) den Künig vermergt, iſt er gewychen über das waſſer, die ſtatt jenſeydt belegert, etlich ſtürme verloren, auch letstlich gar abzogen und gewychen. Wie alſo mir uff 3 meyll vor Myllan an-

[1]) Falaise, Calvados.
[2]) Lisieux, Calvados.
[3]) Caen.
[4]) Honfleur.
[5]) Meulan, S.-et-O.
[6]) de Mayenne.

khumen, handt J. M. die ſtatt Boſſi[1]) ſampt der bruckh und paß mit gwalt ingenumen.

Haben alſo, G. H., mit reyßen, belegeren und ziechen diſen winter zubracht, glychwoll an eßen unn trinkhen khein mangel und an gelt noch nottürft verſechen worden. Es iſt diſer tagen K. M. uß Engellandt ein ſuma gelts zuogeſchickht worden und iſt J. M. deßglichen von Roſchella[2]) auch mher erwarten. Den 18. Februarij, G. H., iſt man für die ſtatt Troes[3]) zogen, wo die Blauwyller ſchlacht[4]) beſchechen iſt, die belegert, beſchoſſen, guoter hoffnung dieſelbige bald inzunemen.

Hab ich, E. G. und S. E. W., der khürtze noch unberichtet nit ſollen loſſen, wie auch in daß khümpftig, waß wytters fürfaldt, bei gelegener bottſchafft (wo möglich) beſchechen ſoll. Mit ſampt minen anbefolenen kriegsleuthen E. G. und S. E. W. zuo gnaden underthenig und dienſtlich befelende, der almechtig Gott verleych E. G. ein glückliche und frydliche regierung. Geben im läger 3 meyll von Troeß, den 24ten Februarij anno 1590. Eeuwer Gnaden und S. E. W.

underthenigſter, dienſtwylliger und gehorſamer

gez. Jo. Spyrer
von Baßell.

Vor Chartres, 1. Merz 1590 a. St.
(Eure-et-Loir.)

Edell Geſtreng ꝛc. Durch herrn hauptman Michael Bäldj von Glariß, wird E. G. ꝛc. von uns ohne allen zweyffel ein ſchreiben deſſelbigen datums den 7. Novembris Anno 90 datirt[5])

[1]) Poissy, bei Paris. [2]) La Rochelle. [3]) Dreux, E.-et-L.

[4]) Die im Jahr 1562 von den Hugenotten verlorene große Schlacht bei Dreux, eigentlich Blainville, ſ. deren ſchöne Beſchreibung bei Segeſſer, I, 249 ff.

[5]) S. deſſen Schreiben vom 7. November 1590, p. 1377 im Archiv.

und geben worden, daruß dan E. G. unſere hochanligende beſchwerden vernommen haben, und wiewol mir daſſelbig ſchreiben nit allein, ſunder zum offtermalen E. G. ꝛc. unſers kriegs bericht znogeſchriben, mag ich erkennen ſolche E. G. nit überlüffert noch behendigte worden ſein, dan uns in einem gantzen jar von E. G., als unſern g. g. herren, daruff dhein wider andtwortt noch ſchreiben zukhomen noch worden iſt. So hab ich nit underlaſſen ſollen noch wöllen, weil ich die gelegenheit gehept, E. G. ꝛc. zu verſtendigen, wie wir diewyl her gehalten und was wir verrichtet haben. Nachdem J. K. M. die armada unnd eidtgnoſſiſche regiment zertheilt, hat man uns wider in Normandey gefüert, da wir ein monat zwen oder drey an dem mher uff und ab gezogen, ſchlechtlich mit gelt verſechen worden, doch darzwiſchen Baſſj[1]) Norſchun le Roy[2]) und eine ſtatt Feckhan[3]), ſo ein haffen des mehrs ein gewaltige veſtj daran, ſo denen von Ruan und Hableiraß[4]) wol gedient, eingenommen und erobert, nochwerts von Diepen mit einer großen anzal krut und lodt wider ob ſich gezogen, unverſechener dingen für Schartreß die ſtatt khomen, daſelbſt K. M. und alle regiment ſich wider geſamelt, dieſelbig belegert, und wo das glickh uff unſer ſeitten das wir die inkriegen wurden, hielt ich für keinen zweiffel, das J. K. M. mit hilff und gnaden des allmechtigen Gottes Paryß und andere abfellige ſtett auch bezwingen und zur Gehorſame pringen wurde. Das hab ich alſo mit kürtze E. G. ꝛc.

Datumb in der belegerung von Schärtres, den erſten mertzen Stilo antiquo et ben° anno 91.

E. G. unnd S. F. E. W.
underthenigerunnd gehorſamer burger
Johann Speirer.

---

[1]) Passy, S.-et-M.
[2]) Nogent le Roi, E.-et-L.
[3]) Fécamp, Seine inf.
[4]) Hâvre de Grâce.

Anet bei Ivry, 5. März 1590.
(Eure-et-Loir.)

Vor den Rath gebracht 6. April 1590.

Geſtreng, Edell ꝛc. Als E. G. uß letztem ſchryben vernomen, wie das K. M. mit irer armada die ſtatt Treß[1]) belegert, iſt der hertzog von Dumena uß der ſtatt Pariß mit ſiner gantzen armada (ußgenomen 6 fenli lantzet und 4 fenli eydtgenoßen) zogen, vorhabens zwyffels ohn die ſtatt Treß zu entſchütten. Als aber K. M. vermergt, daß der hertzog Dumena[2]) uff zwo oder drey meyll wegs von der belegerung der ſtatt Treß den 17. Martii ankhomen, iſt ihr K. M. monderigs abzogen, mit dergeſtalten dem Dumena zu wychen, wiewols die wider parthey vermeint und ein geſchrey haben loſſen ußgohn, ſunder vor vortheyll iſt K. M. den 3. Martii dem feyendt in wyttem veldt begegnet, gegen ein andern gehalten und geſtanden. Als aber die nacht vorhanden, iſt ihr K. M. in die nechſten dörffer abzogen und iſt alle glegenheüth deß veldts woll abgeſechen worden. Mornderigs am tag den 4. Martii dem feyendt abermolen under augen zogen (bey Iffry 16 meyl wegs von Pariß) denſelbigen angriffen, und mit der hilff gotteß geſchlagen, überwunden und alle deß Dumena macht zu ſtuckhen gerichtet. Die ligiſchen Schwytzer, G. H., als wir ſye haben wöllen angryffen, hand ſy ihre fenli undergeſchlagen und an unß das „miserere mei“ begert, hiemit alſo baldt ihre wher und waffen zuboden geleydt, und ſich an K. M. ergeben, als verfierte und verloſſene leuth. Dan der Dumena und ſine reyßigen, als unßer grob geſchütz in ſy woll getroffen, die flucht genummen, aber wenig davon khumen, dan K. M. ſelbs perſönlich gar weydt den flüchtigen nochwindt geben, und in der flucht der mherer theyll erſchlagen und umbracht.

[1]) Dreux, E.-et-L. [2]) de Mayenne.

Daß hab ich, E. G. ꝛc. in der ill und uff daß khürtzist und underthenig und dienstlich nit wöllen, noch söllen verhalten. Es soll auch E. S. ꝛc. uff daß böldist diser ergangener feldtschlacht der lenge noch ußfüerlicher berichtet und verstendiget werden, diewyll diß min khlein khurz schryben in gnaden uffnemen. E. G. und S. E. W. mich hiemit underthenig und dienstlich befelende. Geben zu Anet bey Iffry den 5. Martii, anno 1590.

E. G. S.
E. W.

underthenigerund gehorsamer
gez. J. Spyrer
von Baßell.

Den Edlen, Gestrengen, Fromen, Vesten, Fürsichtigen, Fürnemen und Wyßen herren Burgermeyster und Rhath der statt Baßel, meinen gnedigen herren zu presentieren. Baßell.

Aus Mantes, 14. März 1590.
(Seine-et-Oise.)

Edel Gestreng ꝛc., wiewoll ich den 5. diß monats februari E. G. von dem zustandt dises frantzösischen kriegß zugß weitleisig geschriben, hab ich doch auß betrachtung großer unsicherheit und verhinderung gethaner pottschafft E. G. jetzt schwebender kriegß sachen sambt neuwlich beschehener schlacht und meiner gefangenschafft halben wiederumb berichten wöllen, damit wo vhorige pottschaft aufgehoben, doch diße E. G. . . . zukhommen mechte. Mein gefangenschafft hat sich also gehalten. Nachdem ich den 11. Septembris des verloffnen 89 jaars in dem verätherischen scharmutz zuo Arken[1]) bei Diepen sampt hauptman Ludtwig Osterwaldt seeligen von teutschen knechten gefangen

[1]) Arques, bei Dieppe.

und wider gegebenen glauben der zweihundert kronen, meiner verſprochnen caution, von der teutſcheu knechten oberſten, graff Jacob von Collalto[1]) und Sant Salvator einem Italiäner (dem mich zween lantzknecht verkaufft) weitterß an ſchweren eißen, ſo ſie ſpringer heißen, gefangen gehalten, hab ich wegen großer ungelegenheit des orts und ſchwere der erforderten caution von drithalb dauſendt kronen, nicht er (eher) khennen erledigt werden, dan biß ſich Ezechiel Falckheißen unſer vier frey ſhenlen beſtelter velt prediger den 13. Februarii diſes 90 jaars mit großer gefärligkeit gewagt und mich zu Paris mit dreyzehenhundert kronen vom obgedachten graffen erlöst hadt. Nachdem ich nun den 17. Februarii von Paris ſambt obgedachtem meinem veltprediger und einem gegebenen drummelſchlager verreyßet, ſindt wir nicht weit ob Saint Germain zwo meil von Paris neben einem ſchloß Hoiſi genandt von zwantzig wollgerüſter zu pferdt angeſprengt, und über gutt gegeben gleidt, der königiſchen und pariſiſchen paßpoſten dreyer pferden ſambt allem dem ſo wir ſunſt bey uns gehabt und ſich auf zweyhunderdt kronen werdt erſtreken thut, beraubt worden, von dannen wir ſelbigen abendt auf Poyſi[2]) zu gangen, nachgehenden tag aber gen Meulan in die veſtung, ſo zwiſchen der Saine gelegen zu monſieur de Bel Lengreville dem gubernator gezogen, welcher uns nach erzeigter freundtſchafft und guttwiligkeit einen getreuwen gleitsman zugeben, ſo uns durch Haudan[3]) für die ſtatt Dreis[4]) in unſer herleger gefurt, welche ſtatt den 20. Februaeri von den unſern zum ſturm beſchoſſen aber von wegen ſtrenger gegenwehr und hinderung eines veſten thurns nicht iſt gewonnen worden. Dieweil auch K. M. vor des hertzog von Maine zukunfft, ſo die ſtatt entſchütten

[1]) Dieſer hatte auf Philipp's II. Befehl deutſche Landsknechte angeworben und der Liga zugeführt.

[2]) Poissy. [3]) Houdan, S.-et-O. [4]) Dreux.

wollen, berichtet worden, ſindt wir den 2. martj von der ſtatt abgezogen und unſeren weg nitſich durch Nonancourt[1]), ein ſtättle (ſo kurtz zuvor von den unſeren mit dem ſturm erobert) auf Morville[2]) zugenommen, da wir den daß nachtleger gehabt und nachgehenden tag wiederumb zur linkhen ſeitten in voller ſchlachtordnung über ein weit veldt, Saint Andreas veldt genandt, hinauf gezogen, nicht anders verhoffend, dan denſelbigen tag mit dem feindt ein treffen zu thun, wie unß deßen K. M. denſelbigen morgen bericht hat. Dieweil wir aber auf zwo meil gegen Würj[3]) zuo dem feindt entgegen gezogen und erſt gegen dem abendt deſſen anſichtig geworden, haben wir ungeſchaffter ſachen die quartier zum nachtleger eingenomen, welche des feindts furieren ſchon zuo ires volkhs nachtherberig anquartirt hatten. Den 4. martj aber, ſobaldt der tag heerbrochen, ſindt beyder parteyen heerzeüg in voller ſchlachtorttnung gegen einander geruckht. Unnd weil K. M. deß ortts und des windtes widerwertigkeit, ſo geſtrackhs wider unſere orttnung gegangen, bedacht, hat ſie unſeren gantzen heerzeüg zu beſeidts auf einem gradt der heidt (wegen eines kleinen beigelegenen dobels) an den feindt gefürt und durch unſere drey fhanen teutſcher knechten under herrn von Schönberg (ſo in der ſchlacht gebliben), ſambt etlichen frantzöſiſchen regimenten zu fuos anſtatt eines verlhornen hauffens auf unſerer linkhen ſeitten gegen den ſpaniſchen und albaneſiiſchen reitteren (ſo grimmiglich auf die unſeren geylet) angegriffen, welche doch balt der marſchal d'Aumont, herr von Mattini, herr von Anvers und Vilmandier mit iren kiriſern endtſetzt und der ſchlacht einen anfang gemacht haben, darauf auch ein anderer feindtlicher hauff ſpörreitteren von Wallonen und Spanniern, ſambt der teütſchen ritterſchafft under dem Pottſtein, graff von Manßfeldt ſambt dem hertzogen von Braun-

[1]) Nonancourt, Eure. [2]) Moisville, Eure. [3]) Ivry, Oise.

ſchweig und Lünenburg auf des königs weyße cornete ſo gewaltig angriffen, das under dem könig das pferdt erſchoſſen und des marſchal Pyrons pferd übel in die pruſt verwundt worden. Doch hat ſich des königs fhanen ſo wollgehaldten, daß ſie balt die gantze ritterſchafft des feindts in die flucht gebracht, unnd ſechs fhanen teutſcher knechten, welche, wie ich berichtet, zuvor bei Eur draußen zu plattenen von dem Lottringer geſchlagen und dem hertzogen von Maine zuozuzihen gezwungen worden. Weil nun K. M. nicht anderſt vermeindt, den es weren die lantzknecht, ſo obgedachter maßen zuovor gegen unß am ſcharmutz zuo Arckhen ſo felſchlich gehandtlet, hat er ſie zum gutten theil durch ſeine Frantzoßen erſchlagen laſſen, ſindt alſo letzlich die zwey regiment eydtgenoſſen von Ury und Lucern, nachdem die Frantzoßen und Spannier, zuo roß und fuos, von inen gewichen, beſtehen bliben, und von dem könig durch den marſchal vhon Pirong zuo gnaden angenomen worden unnd aller ir droß, ſo in der flucht war, von Frantzoſen beraubt worden, wie auch der übrig droß der feinden, alſo das nicht einer darvon khommen iſt. K. M. hat nach aufnemung der eydtgenöſſiſchen regimenten dem hertzogen vier meil wegs gegen Manta für die pfordten nachgeſetzt und auf dem weg eine große zal von denen zu roß erlegt. Iſt als der hertzog durch die ſtatt Manta dem könig entritten und ſeinen weg auf Saint Denis zu genommen, da er ſich nach etlicher fag zur zeit noch verhalten. Waß nun K. M. gegen ſeine feyndt und die abgefallenen ſtätt weitters werde fürnemen, wirdt die zeit mitbringen. Sunſt hat ſich den 7ten Martj Vernon und Manta an könig ergeben und ligt jetztmalen unſer hauffen daſelbſten herumb ſtil.

Vhor der ſchlacht hat ſich drey naecht nacheinander ein ungewönliche rötte am himmel von langen feurigen ſtreimen neben weyßen zuſammen lauffenden wolcken alß zwey ſtreit-

tende heerzeüg ſehen laſſen, welches ſich letzlich alles vhor der ſonnen aufgang in ein libliche weyße farb verwandtlet hat, welches ohne zweyffel eine vhordeuttung geſchehener ſchlacht geweßen iſt.

Deß hab ich E. G. ꝛc. . . .

Datum zu .. bey Manta, den 14. Martj Anno 1590.

E. G. G. E. W.

undertheniger befliſſener burger
haubtman

Unterſchrift fehlt.

(Sollte von Hauptmann Weitnauer unterzeichnet ſein.)

Dieſe Briefe ſchließen mit der Schlacht bei Ivry, 14. März 1590 (4. März a. z.) und erzählen ausführlich den Zwiſchenfall mit den Schweizern. Eidgenoßen ſtanden Eidgenoßen gegenüber. Aber das Gefühl der Bundesbrüderlichkeit und die Rückſicht des ritterlichen Königs für den Schweizernamen wendeten die drohende Schmach eines Zuſammenſtoßes ab. Durch die Niederlage Mayenne's, des jüngſten Guiſe, der nach ſeines Bruders Tode den Oberbefehl über die ligiſche Armee hatte, war Paris für ſeine Vertheidigung auf ſich allein angewieſen. Heinrichs Sieg, wenn ſofort von ihm verfolgt, dürfte möglicherweiſe den Bürgerkrieg damals ſchon zum Abſchluß gebracht und der Sache des Proteſtantismus in Frankreich dauernd aufgeholfen haben. Statt deſſen, ſei es daß die Erſchöpfung der Truppen, Mangel an Geld und Munition ihm hinderlich waren, ſeien es Beweggründe anderer Art geweſen, verweilte er zwei Wochen in Unthätigkeit auf dem Schloſſe ſeiner damaligen Freundin, der tugendhaften Dame de La Roche-Guyon bei Mantes. So wurde der Hauptſtadt Zeit gelaſſen, ſich von ihrem Schrecken zu erholen und die Rüſtungen zur

Abwehr eines Angriffs zu vervollständigen. Eine Capitulation war nicht mehr zu erwarten. Hingegen hoffte Heinrich Paris durch Hunger zu bezwingen. Er beschränkte sich auf eine Blokade und Abschneiden der Zufuhr, und verwandte den größern Theil seiner Armee zur Wegnahme der südlich und östlich von Paris bisher von der Liga besetzten Orte. Erst zu Anfang Mai schritt er zur Belagerung. Die Noth stieg während derselben in der Stadt auf's höchste, drückte aber die Belagerer, wenigstens unsere Basler Freifähnlein, nicht weniger. Da nur ausnahmsweise Naturalverpflegung verabfolgt wurde, der Mann aber für seine Verpflegung selbst zu sorgen hatte, so war das Ausbleiben des Soldes, wie es zur Regel geworden war, eine beständige Ursache von Entbehrungen und Leiden, Unordnung und Streit. Statt des Soldes gab der König stets nur freundliche Worte, mit denen er immer wieder die armen Söldner zu vertrösten wußte und ihre Bitten um Erlaubniß zur Heimkehr abschlug. So wurden unsere vier[1]) Freifähnlein während dieser fruchtlosen dreimonatlichen Belagerung durch Strapazen, Hunger und Krankheiten deciniert, wie aus den folgenden sieben Briefen ersichtlich ist. Der endlich auf Befehl Philipps II. von Spanien aus Flandern zum Entsatze herangerückte Herzog von Parma, der gewandte Alessandro Farnese, hatte durch die Wegnahme der Stadt Lagni an der Marne die Verproviantierung der Hauptstadt möglich gemacht. In Folge davon hob Heinrich die Belagerung auf.

---

[1]) Wie aus den ursprünglichen zwei Fähnlein nun deren 4 geworden sind, ist aus den Briefen nicht ersichtlich. Wir wissen aber, daß bald nach dem zu Gunsten Sancy's gefaßten Beschluß die Regierung auf Bern's Wunsch die Werbungen auf vier Fähnlein auszudehnen gestattet hatte. Wir finden sie nicht immer alle bei einander, sondern bisweilen getrennt. Büchel, der 1591 starb, scheint bei Werdenberg Lieutenants-Stelle versehen zu haben.

Bei St. Denis, 19. Mai 1590.

Edell, Geſtreng ꝛc. . . . Wir habindt mit underthenigkheit E. G. ꝛc. an unß beſcheen ſchreiben, deß datumb den 10. Aprill verganges monets bey hanß Jacob Hechtmeyern unddt ſeinen mitconsorten empfangen, Euch des glücklichen lob und denkhwirdigen ſiegs, ſo unß der almechtige Got verleichen und mitgetheilt, glükhwündſchend, welchem allein die höchſte eher zuznomeßen, dem wir auch hierumb lob und preyß ſagen und geben, haben wir in aller gehorßamy gern vernomen und inbehendigt.

Demnach, G. H., ſo iſt von unß durch mhermalen ſchreyben E. G. ꝛc. . . . bericht, wie und waß geſtalten unßer kriegszug ſich verhalten, khundt gethon, unndt aber durch Jr gnediges ſchreiben verſtanden, daß denſelben nichts zukhomen, hieran aber wir kheinen mangel erwinden noch ſchuld daran habindt nachtragen. Piten auch Z. G. wöllen unß ſolches zuo ungnaden nit achten noch zuo ungehorſamy rechnen, dan wir ja ein jeder in ſonderbarem ſeinem ſchreiben uff E. G. und T. S. E. W. rath, hilff, bevelch und geheyß gewartet, geſechen, undt anderſt nit in willen noch ſindt. Wir haben aber auch, G. H., unſers gantzen weherenden zugs uff K. M. bevelch, ſtreng imer und jederzeit ſtarckh fortziechen unndt reyßen müßen, wie noch beſchicht auch die noturfft erfordert, dardurch wir in kelte und froſt, ein und andres mangelbaren und unglegnen ſachen unſer kriegsvolckh ſterbender krankheiten willen wider unſer hertzlich groß bedauren hinderloßen müßen. Jedoch uff E. G. und F. S. E. W. wiſſenſchafft undt begären, ſollen wir denſelben nit verhalten noch pergen, waß unſer ein jeder für anzall knecht under ſeinem zeichen und fendlin noch habe, ſo wöllen wir mit waarheit bekhennen, daß ich Johann Spirrer noch einhundertdryßig und etlich knecht, und wir Wer-

denberg und Büchel uff 125 knecht habindt. Undt wündſchten von dem almechtigen Got nit mher, dan daß wir E. G. ꝛc. . . . mit größerer anzal berichten möchtindt, dormit wir unſerem veyndt, deren noch vil ſindt, in deme namen deß Almechtigen und befürderung ſines lobs und eheren widerſtandt thun möchtindt, auch mit deßelben hilff und beyſtandt fürohin thun wöllendt. Und dieweil wir mit unſerem regiment hiedißet dem paß und die vier frey fendlin jenſeits des waßers bei Sinclu[1]) ligen, und diſen gantzen zug gar ſelten bey einandren cottiert noch gelegen ſindt, können wir in diſem unſerem ſchreiben durch ungelegenheit willen irer ſachen halb wenig bericht geben.

Betreffendt, G. H., Mathiß Klotzen von Memmingen, ſo under Hans Conradt Hurtter von Schaafffhuſen gedienet und E. G. noch uff 2100 gulden ſchuldig und usſtendig, ſollen wir E. G. unberichtet nit laßen, daß er Klotz bei ime Hurtter nit mher allß drey monet dienſt gehept und übrige Zeit etwaß pfennigs ſich endthalten, bürgſchafft umb E. G. usſtandt, werden wir allhie diß lands ſeinethalb nit mögen zuo wegen pringen, waß aber ime in übrigem bevor ſteet, wöllen wir uff J. G. bevelch ſovil unß müglich widerlegen und arreſtieren loßen und folgender Zeit E. G. deßen reicheren bericht thun. Piten alſo in aller underthenigkheit und gehorſamy unß jederzeit loßen mit gnaden bevolchen ſein. Wir ſollen und wöllen auch E. G. und S. E. W. nit verhalten, wie wir aber erachtindt, E. G. ſchon berichtet ſein werden, daß nachdem wir auß Ormandy[2]) verganges frülings khomen, und nach Paryß gezogen, biß hiehar darumb gelegert haben, wir gleichwol gelegenheit unſerer narung, aber mit gelt und andrem ſo ſchlechtlich gehalten, daß wir unß khümerlich auspringen khonindt, obgleich Ihr K. M. allen müglichſten fleyß

[1]) St. Cloud. [2]) Normandie.

und mitell anwendet und ſuocht, wir ime auch fürhin und lenger gern dienſt erweyßen wolten, ſo müſſen wir doch in allem an unſeren ſoldaten allen mangel mit bedauren ſechen, alſo daß alle eydgenoſſiſche regiment ſich uff heüt dato den 18. May endſchloßen, auch J. M. fürbracht, dergeſtalt nit mher zedienen, ſondern nach unſerm geliepten vatterlandt wider heimzeziechen, dan wir dheiner beſſerung verhoffindt, doch wöllen wir ſolches E. G. geheiß bevelchen und weitherem gefallen heimſtellen. Daß haben wir E. G. und F. S. E. W. undertheniglich verhalten nit wöllen, den almechtigen Got pitende, daß er dieſelben u. ſ. f. Datum bei Sant Dionys, den 19. May anno 1590.

E. G. und F. S. E. W.

underthenige und gehorſame burger

Hanß Spirer,
Heinrich Werdenberg,
Hanß Jacob Büchell.

Aus dem Lager vor Paris vom 19. Mai 1590.
Vor den Rath gebracht 20. Juni 1590.

Edele, geſtreng ꝛc. . . . Eß haben J. G. auß unſerem gemeynen ſchreyben verſtanden und bericht empfangen, wie unſer zug ſich halt und beſchaffenheit trage. Nun khan und mag ich mich wol erinderen deß ernſtlichen und ſtarkhen bevelchs, ſo mir von E. G. im hineinziechen uferlegt und bevolchen worden, welchem ich jederzeit zů gehorſamen und geläben ſollen und ſchuldig gſin bin, auch J. G. zum dikheren malen alleß unſers thuns mit ſchrifften, wie auch letztlichen bei Hanß Jacob Hechtmeyeren, je wan dieſelb nach meinem bevelch behendigt worden, berichtet hab, unndt hieran mich khein roß arbeit nachenhin bedauern laßen. Weill aber die unſicherheit uff diſen

ſtraßen bey langen zeiten nie ſo ſtarkh geweßen, mag J. G. erkhennen, daß auch meine J. G. zuogeſchrybenen miſſiſſen ufgehalten und beren beraubt worden, piten alſo E. G. und F. S. E. W. mir hieran khein ſchuld noch einige ungehorſamy zuozerechnen.

Darneben ſollen ich E. G. nit verhalten, waß ſich nach beſchechener ſchlacht, verloffen und zuotragen, auch zuo verſtendigen, allß namblichen daß wir uff den 7. mertzen unſerm calender nach für Wernung[1]) gezogen, welche ſtatt ſich an K. M. ergeben, volgens nach der ſtatt Manta[2]), da die ligiſchen ir zuoflucht gehept, gezogen, ſelb eingenomen, den 22. ejusdem Corbellen[3]) auch eingenomen. Den 26. ſindt wir für Myllung[4]), deren drey underſchydlicher ſteet an einem ſtarkhen paß an einander ligen, gezogen, die ein ſtatt zum ſturm beſchoßen und eingenomen. Die ander zwo ſteet haben ſich an K. M. uff compoſition ufgeben. Den 5. apryl zogen wir uf Montrion[5]), die ſtatt eingenomen. Den 15. apryl zogen wir uf a Prä[6]), dieſelb veſte einkriegt. Volgends ſind wir uff Nouſchan[7]) zugereist, welche ſtatt und paß eingenomen, mit ſampt Provän[8]), ſo ſich ergeben. Den 22. diß monets zogen wir uff Sans[9]), die ſtatt belegert, die beſchoßen, zween ſtürmen daran verloren, den driten tag darvor wider ab und uff Paryß zuo zogen. Den 30. beede ſteet Cryſſi[10]) und Lany[11]) under weg eingenomen, den 2. May für Paryß khomen, mit drey großen ſtuckhen in dſtatt gſchoßen, zwölff windmülenen verbrennbt, mit den Paryſianeren ein ſcharmützel gehalten, darnach ohne wenig ſchaden

[1]) Vernon, Eure.
[2]) Mantes, S.-et-O.
[3]) Corbeil, Marne.
[4]) Melun, S.-et-M.
[5]) Montereau, S.-et-M.
[6]) Bray s. S.
[7]) Nogent s. Seine.
[8]) Provins, S.-et-M.
[9]) Sens, Yonne.
[10]) Crécy en Brie, S.-et-M.
[11]) Lagny.

der unſeren wider in daß leger gezogen. Den 7. May iſt Byomont[1]) beſchoſſen und eingenomen worden; den 13. diß iſt Corſland[2]) auch erobert und andre veil ſtetten mher. Den 17. haben die unſeren wöllen S. Dionyß bei nächtlicher weyl einnemen, aber durch große fheür, ſo die in der ſtatt an veilen orten gemacht, haben die unſeren nit zukhomen mögen. Alſo haben E. G. und S. E. W. bericht, waß wir biß hieher mit Gott dem herren verrichtet, welcher unß ſein gnad und glükh genuog verleicht, wo wir allein beßere fürſechung und proviſion unſeres kriegsvolkhs hettindt, welche ich ſampt mir E. G. und F. E. W. underthenig und gehorſam zur gnaden bevelhen thue. Datumb den 19. May 1590.

E. G. und F. S. E. W.

(L. S.) underthenigerer und gehorſamer
Hanß Spirer.

Den Edlen, geſtrengen, ehrenveſten, fromen, furnemen, erſamen, undt wyſen herren burgermeiſter undt rath der ſtatt Baßell, meinen gnedigen, gönſtigen und hochehrenden herren.

Baſell.

St. Cloud, 22. May 1590.

Edel Geſtreng ꝛc. . . . Nachdem wir E. G. ꝛc. ſchreiben den 20. Martii von unſerem khorieren woll empfangen und hiemit E. G. vetterlichen geneigten willen gegen unß E. G. burgern mit ſonderbaren freüden und gehorſamer dankhbarkheit bericht, haben wir ſchuldiger pflicht nach nicht underlaßen khönnen, E. G. G. E. W. weitters zu verſtendigen, wie es jetztmalen mit uns und den unſern, ſambt gantzer königlicher armaden beſchaffen ſeye, gutter hoffnung E. G. ꝛc. werde Ihnen ſolchen bericht gefallen laßen.

[1]) Beaumont, S.-et-M. [2]) Conflans, Marne.

Sovil dan unſere zwey baßleriſche frey ſhenle, die wir auß E. G. ſtatt unſerm lieben vatterlandt gefürt, belangen thut, mögen wir in gutten treuwen zeigen, daz deren jedes diſer zeit noch 150 man begreiffe, die wir ſovil menſchlich muglich und unß ambts halben geziemen will, in ſo gutter achtung haben, daß ſie ſich nicht ſonders beklagen khönnen. Dan wie woll es ſich wegen gegenwirthiger pariſiſcher belegerung auch anderer fürfallender unkumlichkeitten halben, bei K. M. gelts halben etwaz ſtoßen will, haben wir doch fürſehung gethan, daß es unſern knechten an täglicher muntion nicht erwinden ſoll, gutter hoffnung, unß in übrigen ſachen dermaßen zu verhalten, daß beyde Gottes ehr gefürdert und K. M. an unſern underthenigen dienſten für baß (alß biß anher beſchehen) ein gnedigß wollgefallen haben werden.

Weitters waz Mathias Klotz von Memmingen, deße E. G. ꝛc. . . . in irem ſchreiben gemerkt, belangen thut, wurdt darvon haubtman Spyrer, alß dem ſolche ſachen beßer bekandt ſindt, E. G. ſchriftlich bericht thun.

Neuwe zeitung belangent, haben wir E. G. wie noch volgt zu berichten.

Den 21. Martii hat ſich Corbeil, ein ſtatt an der Saine, unnd 6 meil ob Paris gelegen, an K. M. ergeben, durch welche den 24. ſelbigen monats die königliche armaden der ſtatt Melun zugeruckht, deren ein theil den 28. morgens beſchoßen nnd durch ein gewaltigen ſturm erobert worden iſt, der ander theil aber, ſo durch die Saine umbgeben unnd zimlich veſt iſt, den 1. aprillis von K. M. zu gnaden angenomen worden, darauß auch 300 zu fus unnd 100 zu pferdt, ſo in der beſatzung gelegen, abzogen ſindt. Deßgleichen hat ſich auch die ſtatt Montriau[1]), nachdem ſie des königs

[1]) Montereau, S.-et-M.

ernſt unnd gantze armaden erſehen, ein königlichen zuſatz angenomen.

Sindt wir darauf für die ſtatt Sens gezogen, welche zwar zum ſturm beſchoſſen unnd geſtürmt worden, weil aber nach des erſten ſturms verluſt K. M. andere pottſchafft von hertzog von Longueville (ſo damalen mit ſeiner armaden umb Paris und Saint Denis geſtreifft) empfangen, iſt ſie alſobald mit irer gantzen armaden den 22 aprillis aufbrochen und den 27 ſelbigen monats durch die ſtatt Langin[1]) für Chalanton[2]) geruckht, welch auch den letzten aprillis erobert und 15 der oberſten darin erhenckht worden, ſo durch die Marnen denen von Paris zugeſchickht. Gleicher weyß iſt auch nachgehenden tag nach eroberung des ſtättleins Saint Mort[3]) mit 10 anderen fürnemen burgern geſchehen.

Den 2 May hat K. M. etliche regiment Eydtgenoßen neben Saint Denis her für die ſtatt Paris gefüert unnd in ein ſchlachtorttnung zur hinderhut geſtelt, ſie aber hiezwiſchen alle windmüllen denen vor Paris verbrendt, hiemit auch ſandt Martins vhorſtatt unnd den gantzen pariſcher gewalt in die ſtatt hineingeiagt, auch ſelbigen abendts die vhorſtatt gern widerumb verlaßen. Darauf wir den 6 May Beaumont belegert unnd weil ſich ſelbige ſtatt nachgehenden tag an König ergeben, iſt alles Kriegsvolckh umb Ponthoyſen[4]) hergelegt worden.

Den 12 May ſindt wir für ein ſchloß Conflant[5]) gezogen, ſo ſich ergeben, wir aber durch Saint Gratien unſeren weg auf Saint Clou, da vor einem jare K. M. von einem mönch ermört worden, zu genomen, da wir dißmallen königlichen bevelch weitters erwardent.

---

[1]) Lagny.
[2]) Charenton.
[3]) Saint-Maur, Oise.
[4]) Pontoise, S.-et-O.
[5]) Conflans, Marne.

Souſt ſoll der cardinal von Bourbon geſtorben ſein unnd wurdt man morgen Saint Denis anfahen zu beſchießen. Haben E. G. ꝛc. dißmalen nicht verhalten wöllen, waß ſich forthin in königlicher armaden begeben würdt, wöllen wir nach gelegenheit der pottſchafft E. G. allezeit zuſchreiben, welchen wegen biß her unkundigkeit und pottſchaft . . . . . hat. Hiemit u. ſ. w.

Datum den 22. May 1590.

E. G. G. E. W. unnderthenig unnd gehorſame burger und hauptleüt

gez.: Hanns Uelrich Wittnouwer und
gez.: Onophriuß Mentzinger.

Aus ville d'Avray (?) vor Paris, 5. July 1590.
(Seine-et-Oise.)

Edel geſtreng ꝛc. wiewoll wir baßleriſch hauptleüt mehrmalen ſammentlich E. W. an unß gethanes ſchreiben geantwortet, haben wir wegen diſer gelegenheit nicht underlaſſen khönnen E. W. der ſachen halben weitteres zuverſtendigen, ſo ſich hie zwiſchen (wie hernach volgt) in königlicher armaden mit unß unnd andern regimentten ſampt der ſtatt Paris begeben hat.

Nachdem wir mit unſern vier frey fhenlen neben marſchal von Aumont unnd herrn von Saint Luc, gubernator zu Prouagen (?), ſampt anderer frantzöſiſchen fürnemen herren volckh zu roß unnd fuß ſo laug zu S. Cloud verharret, biß die brucken daſelbſt gegen ſandt Martins vhorſtatt reichent, dermaßen verſchantzet unnd beveſtiget, das wir da eins ſchlechten zuſatz bedörffen, ſindt wir den 14. brachmonats der Sainen nach hinauff gegen Paris gezogen unnd unß auff ein halbe

viertell meil zu ſandt Germans vorſtatt in ein fleckhen, Vaiera[1]) genandt, gelegert, da wir ſampt obgedachter franzöſiſchen herren volckh den Pariſern taglich durch die vorſtatt biß für die thor hineinfallen unnd inen, allen iren mayneidtig außfallenden lantzknechten (ſo etwan in wyl ein wenig frucht begeren einzuſchneiden) alda ſolchen ſchaden zufügen, daß von zehen fhanen nicht mehr über 400 vorhanden ſindt, weil wir inen alle tag viel erſchlagen. Deßgleichen geſchieht auch jenſeyt der Saine dem Montmarder zu von den unſern, bey welchen auch der König ſampt andern großen herren iſt, und den Parißern beyd mit ſcharmützlen unnd täglichem einfal vil zu thun machen, hiemit ſo hat auch der König vor acht wochen zwey große ſtuckh geſchütz auf die höhe bey Belleville an der Glarner läger ſampt zweyen andern auf die Höhe des Montmarders (da daz Gaſchgonier fußvolck ligt) ſtellen laſſen, welche alle tag etlich mallen in die heüßer zu Paris mit großem Krachen abgehendt. Doch ſindt die Parißer durch falſche verheißung der endſchittung des hertzog von Mayne, und durch zuſagung des hertzog von Anamours[2]), ſo bey inen in der ſtatt iſt, dermaßen verharttet, daß ſie inen eher die frucht auf dem velt verwüſten, die gütter unnd Vorſtett berauben und verderben laſſen, ehe ſie ſich auf K. M. gethanen fürſchlag ergeben wöllen. Sonſt leyden ſie in Paris ſo merckhlichen hunger, daß ſie nichts dan geriſch und haber brott (unnd deßen niemenmehren genug) ſampt eßel- unnd roßfleiſch eßen müßen. Ein Kue giltet in Paris 40 oder 50 Kronen, ein pfundt anken 1 krone, ein ey 5 oder 6 ſtiber, ein huen 8 franckhen. Summa es iſt in Paris alſo geſchaffen, daß ſie nach viler mainung 15 tag nicht mehr halten mögen.

Sonſt iſt den 22. oder 23. juny herr von Aumalen mit

[1]) Ville d'Avray?

[2]) de Nemours.

ſeinem volckh von herrn Homier, gubernator zu Sanlis dermaßen geſchlagen worden, das er kümmerlich mit wenigen gehn ſandt Johanns Amuiens hat entrinen mögen. Und hat ſich Saint Denis den 25. ſelbigen monats der geſtalt an den König ergeben, wo inen biß auf den 29. juny kein hilf khome, ſoll ſie der König mit angezinten lunden unnd aufgerichten fhanen ſampt vier Veltſtucken laßen abzihen wohin ſie wöllen, welches auch beſchehen: den ſie obgedachten 29. tag 1200 ſtarckh zu roß unnd fuß abzogen, und der gröſte theil iren weg auf das Picardey dem hertzogen entgegen genommen, den andern theil aber, ſo von ſpör reittern, gehn Paris geſchickht. Es hat ſich auch ſelbigen tag ein kurtzweilligß turniren zwiſchen einem königſchem und einem ligiſchem ritter, ſo einander außgebotten, begeben, und hat der königiſche beyde im ſpör, ſo er mit dem ligiſchen zurbrochen und andern, ritterlicher maßen den ſig erlaugt.

Den 26. juny iſt durch ein bierbreuer zu Sanlis ein merkhliche verretterey, ſo die mönchen unnd etliche burger daſelbſt wider die ſtatt gemacht, geoffenbardt worden unnd ſeindt die feindt in der nacht ſchon in dem ſtattgraben unnd auf den mauren erfunden, durch gottes hilf widerumb abgetriben worden. Deßgleichen iſt auch der ſtatt pforden wacht, welche der feindt mit verretterey ſchon ingehabt, erſchlagen und verjagt worden. Gott iſt höchlich für ſolche ſtatt zu danken, an welcher der könig diſes kriegß halben mercklich vil gelegen iſt. Der Mönchen unnd burger, ſo die verretterey angericht, ſindt nach dreyen tagen an die 60 erhenckt worden, alwegen ein burger und moench zuſammen. Weitteres hat ſich den 4. diß monats july daß ſchloß und ſtatt Dommartin, für welche das ſolothurniſche regiment ſammt etlich frantzoſen mit großen ſtuckhen haben zihen wöllen, auf des königs gnadt ergeben, unnd ſindt

nachvolgenden tag drey mönchen jacobiner unnd barfußer ordten zu S. Denis im königlichen läger gefangen worden, anzeigent wie ſie von der frauen von Montpanſier, ſo zu Paris unnd zu des königs ſelig mortt ſoll geholfen haben, diſen könig umzubringen ſein beſtelt worden. Sonſt iſt die gemeine ſag bei unß, daß der hertzog von Mayne mit zimlichem niderlendiſchem volckh herzu rucke, begerent die Pariſer zu entſchitten oder aber, wie man ſagt, dem König noch ein ſchlacht zu liffern, waß er aber hiemit werde ußrichten, wurdt die zeit mit bringen. Daß iſt gewiß, daß K. M. in erffarung khumen, daß der Spanier dem hertzog von Parma bevolhen, den ligiſchen in Frankreich auch mit gefhar des gantzen Niderlandts anf dißmol hilf zu thun, damit ſein K. M. nicht zu regirung khommen möge.

Auf diſen tag iſt der herr von Chatillon mit einem mechtigen volckh zu roß unnd fuß, ſo er auß Awernien hergebracht, bey Pariß ankhommen, unnd iſt man ſonſt anderer herren auch gewertig, mit welchen man dem feindt genugſamlich wurdt begegnen mögen.

Hiemit E. G. ꝛc.

Datum Vaiara (ville d'avray?) in der belegerung der ſtatt Paris den 5. July 1590.

E. G. ꝛc.

underthenige und befliſſene burger
gez. hans Ulrich Widtnouwer und
gez. Onophriuß Mentzinger.

Vor Paris, 21. July 1590 a. St.

Vor den Rath gebracht 22. Auguſt 1590.

Edell geſtreng ehrenveſt from fürſichtig fürnem erſam und wyß, gnädig und gönſtig hochehrende herren, Euwerer gnaden ſind mein gehorſam geneigt und wyllig ſchuldige dienſt beſter

vleyß bevor. Es werden Euwerer gnaden und ſtreng erſam Weyßheith ohne zweyffel myn jüngſt gethones ſchryben empfangen und daruß welcher maßen ſich biß anhero unſer krieg zugetragen und verloffen, berichtet worden ſyn. Uff daſſelbig ſoll ich euwrer gnaden und ſtreng erſam weyßheith ferners nit verhalten, daß wir uff den 4. Juny für die ſtatt Pariß ſambt S. Dionis gezogen, dieſelb zu rings belegert, alle päß eingenomen, dardurch ſy mächtig hunger und mangell lyden, auch täglich und ohne underloß mit großem geſchütz und ſcharmützlen geplagt werden. Es ſind auch von ligiſchen eidgenoßen, lantzknechten und frantzoſen uß Pariß ußgeriſſen und zu unß khomen von wegen großen hungers und andren mangletten ſachen, alſo daz wür zum almechtigen Gott verhoffent ſy lenger nit alſo verharren mögint ſonder in kurzer zeith ſich uffgeben müeßint. Es hadt gleichwoll Dumena (Mayenne) ſidt der belegerung underſtanden inen entſchüttung zethun, und wie man bey unß ſagt ſoll er uff 12000 ſtarckh ſyn, aber von den unßern uff etlich meyl wegs wider zu rugkh getryben worden. Uff hütigen tag aber, gnedigen herren, iſt er wider gegen uns genechent, alſo daz wür nit anderſt vermeinen und etlich dafür halten, mit ime noch ein ſchlacht zu thun, deßen wir mit freyden und wylligem gemüeth (mit beyſtand göttlicher gnoden) erwünſchen. Wiewoll die Pariſianer mit großem hunger und mangel genetiget und getrengt und von der zeyt an unſerer belägerung ihr ſpyß roß und eszell fleiſch ohne brot: ſindt ſy doch ſo gottloß und halßtarrig deß Dumena entſchüttung wartende, welcher ſin muotter ſin veyl khinder brüeder und ſchwöſtern in Parys noch hatt. Es iſt aber, gnedigen herren, K. M. armada ſo vyll ſtarkh in ſunderheit neben den fürſten und herren mehr als in die 5000 guotter vom adell, alſo daz ir M. dem Dumena woll khan endtgegen ziechen ohne uffhebung der belegerung der ſtatt Pariß.

Den 21. Juny, gnedige herren, hat Sanlis[1]) durch verretterey der geiſtlichen ſollen ingenomen werden, aber durch den allmechtigen gott gnediglich (wie auch zu Compiena und hochen Langren[2]) den 11. juny) verhütet worden, deren ſchuldige biß in die 20 müenchen und pfaffen, ohne andere perſonen gehengt worden.

Den 29. Juny, gnedigen herren, hat ſich S. Dionis uff geben und hat K. M. die ſoldaten, deren 800 woll gebutzt mit ihren wharen, fenlin und ſpyll, ſambt groben geſchütz (zu welchem der K. inen roß geben hatt) loßen abziechen.

Den 13. July, gnedigen herren, hat K. M. bey nacht mit den Fraantzoſen alle vorſtett rings wyß umb Paris ingenomen, hiemit die ſtatt aller dingen eingethon. Es begert K. H. diſer ſtatt Pariß verderben gar neit, ſunſt möchte ihr dieſelb (mit beyſtand des almechtigen) leichtlich und woll mit gewaldt ienemen. Sunſt ligen wir mit unſerm regement aller nechſt bey Paris und werden doch mit gelt ſchlechtlich verſechen, munition, nüt brot noch notturfft, und ander ſachen mechtig theuer, daz der gemeine khnecht kümerlich ſich ußbringen mag.

Es iſt verrugter zeiten, gnedigen herren, ein furier von Byell bey unß ankhomen, zeigt mir woll an, wie daz er ein ſchryben von euerer gnoden ſtreng erſam wyßheith an mich und ander haubtleuth gehabt, er ſeye aber deſſen und andern uff der ſtraß leyder beraubet worden. Ich khan auch euwer gnaden und ſtreng erſam wyßheith underthenig und dienſtlich mit höchſtem beduren nit verhalten, daz etliche ſchryben ſo ich an euwere gnoden und ſtreng erſam wyßheith gethon underwegen glicher geſtalten ſindt undergeſchlagen worden, underthenig und dienſtlich euwer gnoden ſtreng erſam wyßheith bittende ſolches mir zu kheiner ungehorſame noch unflys, ſunder

[1]) Senlis, Oise. [2]) Langres, Hte Marne.

alles gnediglich unſicherheitſame der ſtraßen zu rechnen und meßen. Hiemit euwer gnoden ſtreng erſam wyßheith der geſundtheit auch glücklicher und langwüriger regierung beſelende

raptim bey Pariß den 21. july deß alten calenders auß 1590.

Euwer gnoden ſtreng erſam wyßheith

underthenigher gehorſamer dienſtwilliger

gez. Jo. Spirer.

Aus dem Faurbourg St. Germain zu Paris
23. July 1590.
Vor den Rath zu Baſel gebracht 22. Auguſt 1590.

Edel ꝛc. Auf daz nechſt ſchreiben an E. G. ꝛc. von Voiera bey Paris im juny gethan, haben wir nicht underlaßen khönnen, E. G. ꝛc. weitters zu berichten, waß ſich von dato an in königlichem veltleger und anderswo begeben hat wie hernach volgt.

Den 14. july ſindt wir zu nidergang der ſonnen von Voiera der vorſtatt S. Germain zu Paris zu geruckt, und unß innerhalb derſelbigen ſchanz ſo lang verhalten biß daz wir morgents gegen tag gar in die vhorſtatt hinein zuruckhen von herrn marſchal d'Aumont verwandt worden ſindt. In welcher wir ſampt ſiben fhanen lantzknechten, ſo hernach gevolgt, und etlichen frantzöſiſchen regimenten ſambt herrn marſchal d'Aumont loſirt auß königlichem bevelch verbliben. Hie neben ſo ligt der herr von Chatillon in den drey obern vhorſtätten S. Jacobs, Victore unnd in der vhorſtadt S. Martiens mit ſeinem volkh loſiert; jenſeyt dem waſſer aber daß ſolothurniſch regiment in der vhorſtatt S. Martin, unnd die Glarner noch zur zeyt in irem alten quartier zu Bellville, auf einer höhe, an einem ſehr luſtigen ort, von welchem ſie mit einem veltſtuckh die ſtatt Paris leucht-

lich erreichen mögen. So ligt das bündtneriſch regiment noch oberhalb der ſtatt Paris zu Pont Charlanton[1]), den paß daſelbſten ſambt der ſchiffbrucken verwarende.

Woß den herzogen vhon Mayne[2]) belangt, haben wir dieſe gewiſſe zeitung, nachdem er vor 16 tagen ſich gegen königlicher Maj. einer ſchlacht liſſerung vernemen laſſen, iſt er alſo balt von Meaux wider hinder ſich geruckt unnd last ſich dißmalen mit ſeinem ſpaniſchen, niderlendiſchen und teutſchen zuſammen geleßenem volckh widerumb ſehen, doch der geſtalt, daß, nachdem er jetztmolen des herzogen von Longuevillen mit herrn de la Noua und herrn Chiuri volckh ankunfft widerumb vermerkht, hat er alſo balt etliche brucken bei Meaux an einem paß abwerffen und den paß beſetzen laſſen. Waß er hiemit vermeine wurdt die zeit mitbringen. Es iſt zwar nun etlich malen daß geſchrei von einer ſchlachtliſſerung bey unß außgangen, und hat K. M. nun zum andern mal den platz darzu beſichtiget. Es last ſich aber dißmalen (wie auch vor 16 tagen) nicht anſehen, alſo ob der feindt beſtehen werde, weil er allein mit ſechshundert Spaniern ſambt etlichen Niderlendern unnd zwey regimenten lantzknecht unnd (weyß nicht) mit waß anderm zuſammengeleßenem geſinndt ſoll verreist ſein. Es ſey imme aber wie imm wölle, ſo wurdt doch neben der ſchlacht (wo ſie vielleicht geſchehen ſoll) die pariſiſche belegerung nicht aufgehebt werden. Den es unß, gottlob, an volckh nicht mangeln thut. So iſt auch der hunger in Paris under dem gemeinen volckh ſo groß, daß ſie gutter hoffnung nicht lang halten werden. Es last ſich aber nach etlicher muttmaßung anſehen, als ob der hertzog von Maine darauf umbgehe, daß er durch einen geſchwinden kriegßlüſt allein ſein weib unnd kindt auß Paris bringen möchte, an welchem es im doch woll erwinden ſoll. Weitter ſo ſoll man

[1]) Charenton. [2]) Mayenne.

in Paris jetzt etlich tag lang des hertzogen d'Anemours gemangelt haben, unnd weyß man nicht, ob er ſich noch in der ſtatt verhalte, oder ob er außgeriſſen ſey, darauß dan ein wunderbar geſchrey in der ſtatt gechen ſole. Hiemit ꝛc. Datum zu Paris in Saint Germain vhorſtatt den 23. July 1590.

E. ꝛc. underthenige und gehorſame burger
gez. hanns Ulrich Widtnauer
gez. Onophrius Mentzinger.

Aus dem Lager bei S. Denis, 2. September 1590.

Geſtreng Edel ꝛc. Wir haben underlaſſen nit ſollen E. G. ꝛc. nachmalen zu berichten, waßgeſtalt eß mit unſerm krieg ein beſchaffenheit die zeit her deß jüngſt E. G. zugeſchiktem ſchryben, wie wir hoffen ſolchs überlüffert und behendigt worden, daruß E. G. ꝛc. neben anderen unſer hoch anligen und beſchwerden verſtendigt worden ſin, haben wir doch uf E. G. ꝛc. unß gethonden ſchryfftlichen bevelch, daß wir K. M. treuwe dienſt leiſten ſollen, bis anhero an gelt und anderm mangel gelitten, do wir ſonſt urſach genug gehept heim zuziechen. Diewyl eß aber nit allein die kron Frankreich antrifft, ſondern auch unſer geliept vatterland berüren möcht, haben wir ſolches ohne E. G. ꝛc. vorwiſſen und bewilligung nit undernemen wöllen, und wiewoll wir in gemein ſolches gegen J. M. offtermalen erklagt, hat er unß jederzeit der beßerung vertröſtet und hiemit in güete abgewyßen, nit deſterminder wir an unſeren ſoldaten hunger und andere not ſechen müſſen. Wan aber unſere Paryſiſche belegerung glücklich abgangen wäre, würde deſſen menglichs ergetzet worden ſein.

Diewyl aber Duc de Moena[1]) ſampt dem printzen von Parma mit einer zimblichen armada Spangier undt andrem

[1]) Mayenne.

volckh ankhommen, hat J. K. M. von der belegerung gelaſſen, inen endgegen gezogen, fünff gantzer tag in ſchlachtordnung geſtanden, vermeinend ein treffen mit inen zethun. Aber der feyendt nit ſchlagen wöllen, ſonder ſich zuo rings eingeſchantzet und ſich alßz die füchßz vergraben. Alßz nun J. K. M. ſolches geſechen, hat er ſein gelegenheit anderſt genommen und ſein armada in drey theil zertheilt, etlich fürnemen in ire provintzen und heuſer wider zu ziechen erlaubet, biß uff weithere erforderung, deſſen wir unßz gegen J. K. M. den erſten diß erklagt ſampt andrem anligen, do er unßz aber vertröſtet, unßz wider nid ſich uff Manta zuo füren, erquickhung doſelbſten zehaben, nach gelegenheit zetrachten und etlich regiment zuo beurlauben. Sonſt hat Duc de Moena ſampt dem von Parma die ſtatt Lanung[1]) wider eingenommen, nachdem er drey ſturm darvor verloren und ime viel volkh erlegt hinin khomen und älles waßz darinnen von manßzſtammen umbgebracht und ermördet. Waßz guts darauß ervolgen wirt die zeit mit ſich bringen. Anders wir E. G. ꝛc. nützit berichten khönen.

Hiemit ꝛc.

Datumb raptim im leger bey S. Dionys.

E. G. und F. E. W.

underthenige und dienſtgehorſame

Johan Spirrer. Jacob Büchell.
Heinrich Werdenberg. Ha. Uolrich Wytnauer.
Onophrius Mentzinger.

Aus dem Lager zu Ville-Tanneuſe bei St Denis 4. Sept. 1590.
præs. et lectæ 7 Novembris 1590.

Edel, Geſtreng ꝛc. . . . dieweyl uns abermalen vyler zufallender ſchweren ſachen hoches bedenken anlaß gnuog gibt, neben yetz

[1]) Lagny.

gemeinem vonn uuß fünff baſleriſchen hauptleütten gethanem ſchreiben auch unſer und unſers volcks anligens halben E. G. G. E. W. kurtzen bericht zu thun, haben wir ſolches bey gelegner guotter bottſchafft nicht unterlaſſen ſollen und wollen, hertzlicher zuverſicht, E. G. werde diß unſer ſchreiben mitt gnedigem und vetterlichem hertzen bedencken.

Nachdem es ſich begeben, daß wir zwey baſleriſchen freyſenlein von unſerem außzug an auß E. G. ſtatt außerthalb einigen eydgenoßiſchen regiment erſtlich auff des herren von ſausy bevelh und nachgehendts auff K. M. mittſtimmung bey zweyen neuwenburgiſchen freyſenlein uns dergeſtalt verhalten, daz wir uns beyde in ſtürmen ſcharmützen und ſchlachten für andere uns haben gebrauchen laßen, das K. M. ein gnediges wolgefallen daran gehabt, und aber yetzmalen ſchlechtlicher dann ändere eydgenoßiſche regiment ſind gehalten worden, haben wir unß zwar deſſen ofttermalen durch unſern auffgezwungenen oberſtenlieutenant Petter Schuler von Newenburg und auch ſelbſt perſoulich gegen K. M. beklagt, aber über gethaner verheißung ſchlechte verbeßerung befunden. Welches uns dann wegen unſerer vertrauten völcker ſovil zu hertzen gangen, das wir uns deßen zuvor auch gegen E. G. ꝛc. ſchriftlichen beklagt. Weil wir aber deshalben von E. G. ꝛc. biß anher kein antwortt empfangen, iſt zu muttmaßen, es ſeyen ſelbige brüeff auff dem weg entzuckt worden. Und ſeind derhalben abermalen E. G. ꝛc. darüber beyde ſchrifftlichen zu berichten, und derenn gnedigen und vetterlichen rath zu haben gezwungen, underthenigklich bittend unß in diſer ſach, ſo uns zum höchſten angelegen, E. G. vetterlichen und trewen rath mittzutheilen und ſchriftlichen zu vermelden, weſſen wir uns in dem fal halten ſollen. Wir haben uns zwar bishär offtermalen bemühett, under ein eidgenoßiſch regiment, ſo unſere

zwey fenlein von hertzen gern angenommen, zu ſtellen. Weil wir aber bishär wegen hauptmann Petter Schulers flattieren und nacherlauffen bei K. M. nichts erlangen mögen, und zu beſorgen, weil K. M. yetzmalen alle eydenoßiſche regiment auff ihr veilfaltige gethane Klag biß gehn Manta zu einer tranſaction beſcheiden, es werde ſich yetz bald auch und allen eydtgenoßiſchen regimenten ettwas enderung begeben, ſo bedörffen wir E. G. vetterlichen rath und hilff zum hochſten, damitt wir über unſer (ohn rhuom zumelden) veilfaltige ſchwere müeh und krüegßarbeitt nitt erſt unſern und unſers volcks großen ſchaden zu erwarten haben.

Was neuwe zeittung belangt, ſo iſt die ſach alſo beſchaffen. Nachdem wir den 20 Auguſty die vorſtatt zuo Parys wegen einer vom feind außgebottnen ſchlacht biß gehnn Chellis[1]) hinauff gruckt, und den 22 ſelbigs monats des feindts ankunfft in voller ſchlachtordnung mitt der gantzen königlichen armaden erwarttett auch ſchon von beyderteyl reyßigen ettliche ſcharmütz (vor ſchlachten breuchig) beſchehen, hatt doch der Spanier liſt und des ortts unkennlichkeit vorhindert, daz nichts darouß worden, wiewol wir inen zu lieb fünffenmahl auff die waalſtatt gezogen ſeindt. Es hatt ſich des feindts armaden bey Lengny[2]) an einem berg und holtz ſo gewaltiglich umgeſchantzet, das er ohn einichen unſern abbruch die ſtatt beſchoßen, und weil unſer entſchüttung zu ſpat der ſtatt zu hilff hinauff geſchickt, im vierten ſturm erobertt, alles in der ſtatt (doch nicht ohn der Spanyern geringen abbruch) erwürgt, und alſo uns damalen zur ſchlacht das maul auffgeſpertt.

Den 30. Auguſty ſeind wir widerumb Parys zugeruckt, und ligen dißmalen umb Saint Denis herumb, des Königs wytteren beſcheid erwarttende. Diß und anderes, ſo im an-

[1]) Chelles, S.-et-M. [2]) Lagny, S.-et-M.

deren brüeff begriffen, haben wir E. G. dißmalen unſerer ſchuldigen pflicht nach nicht bergen können u. ſ. w.

Datum den 4. ſeptembris. Im jar Chriſti 1590, in unſerem leger zu Villtane bei Saint Denis.

E. G. G. E. W. gehorſame burger

gez.: Onophriuß Mentzinger

gez.: Hans Uolrich Widtnouwer.

præs. et lectæ 7 Novembris 90.

Den E. G. F. E. F. E. u. W. herren burgermeiſter und rath der ſtatt Baſell unſern g. g. e. herren und vettern

Baſell.

Ueber die Belagerung von Paris ergeht ſich theilweiſe noch ein Brief des Hptm. Speirer vom 27. Sept. und ein ſolcher des Feldſchreibers Dußmann vom 12. Oktober aus Etrepagny (Eure). Durch die langwierige Belagerung ſehr geſchwächt vertheilte Heinrich nach Aufhebung derſelben ſein Heer in die Provinzen, ſowohl für deren Sicherheit, als auch für den Unterhalt des Heeres zu ſorgen, und um letzteres nicht unthätig zu laſſen. Daher die in den folgenden Berichten erwähnten Kreuz- uud Querzüge. Der Krieg nahm nach wie vor ſeinen Verlauf, wenn es auch, was Farneſe und ſein Herr eben wollten, nicht zu großen Entſcheidungen kam. Auch die Noth der Heere hörte nicht auf, im Gegentheil. Wiederum verlangten die Schweizer entweder Auszahlung des rückſtändigen Soldes oder Entlaſſung, und wiederum wußte der König ſie zu beſchwichtigen. Farneſe, nachdem er ſich darauf beſchränkt hatte, durch den Entſatz von Paris und die Einnahme einiger kleinern Plätze die Liga wieder kampffähig zu machen, kehrte allgemach zu ihrem großen Verdruß nach Flandern zurück, was ihm übrigens die Zahl und der Zuſtand ſeiner Truppen

wohl auch rathſam erſcheinen ließ. Der König hatte inzwiſchen den Adel des Nordens um ſich geſchart und ſetzte an der Spitze von 3000 Reitern den ſich zurückziehenden Spaniern bis zur Grenze nach. Ein ſolcher Ritt mußte zu Abenteuern und Zwiſchenfällen genug Anlaß bieten. Zur Charakteriſtik des Königs mag es dienen, daß er auf demſelben einſt in einem Scharmützel mit eigener Hand dem Sohne ſeines Freundes Biron das Leben rettete, ein anderes Mal dagegen feldeinwärts, allein, unbemerkt davon ſprengte, das Schloß Coeuvres (Aisne) aufſuchend, wo die als eine große Schönheit ihm geſchilderte Gabrielle d'Estrées weilte. Er fand ſich nicht getäuſcht, und ſie ward von da an ſeine berühmte Geliebte. Sind das nicht wie Nachklänge zu Arioſto's Paladinen? Doch kehren wir von dieſer kleinen Diverſion, zu der uns das Beiſpiel des Königs verführte, zurück zu unſern armen Schweizern.

Aus Creil bey Senlis (Oiſe), 7. Sept. a. ſ. 1590.

Geſtreng Edele ꝛc. Als ich verrugter tagen E. G. ꝛc. für mich ſelber ſambt einem ſchryben ingemein aller hauptleüthen eüwer gnoden ſtatt ietzmollen in dienſt der von Franckhreich unſers dienſt und kriegsbeſchaffenheith dorin vermeldet und zugeſchryben. Als aber K. M. alle eydtgenoßiſche regement vertröſtet (nochdem die gantze armada den 3. September vor Paris abgezogen) uff Manta zufüeren, alldo etliche fenli beurlauben, contentieren und in dz. vatterlandt zuſchikhen, ſo handt ſich doch J. K. M. uß mangell an myttlen eins andren bedocht, von Eydtgnoßen niemantz zu beurlauben, ſunder den 7. ſeptembris nochvolgende abtheyllung der armada gemacht.

Benamdtlichen den hertzogen von Anevers[1]) uff die Scham-

[1]) Duc de Nevers.

pangien neben andern ſampt herren oberſten Arengers[1]) regement von Sollenthurn zu ſchikhen.

Den herren mareſchalkh von Domon abgeordnet neben andern auch die fryſenli ins Burgundt.

Der hertzog von Lungenwylla (Longueville) iſt abgeordnet in Picardey (aldo zu Ameans [Amiens] ſin frauw muotter auch ehegemachell in verwarung ſindt) zu khriegen.

Der hertzog Monpanſie in Normandey zu kriegen.

Der herr mareſchalkh von Biron ſoll in Potver (Beauvais? Oiſe) zu kriegen.

Der Künig würdt unßer regement, als ich acht, ſambt deß oberſten von Gryſſach regement und daß Pündtner regement ſambt anderm regement und kriegsvolckh by Ihr behalten und als K. M. unß anzeigt ſolche ſünderung und abtheyllung darumb gemacht, dz alle regement diſter baß (dz Gote wölle) gehalten und underhalten werden, mit vertröſtung J. M. wölle ꝛc.

Geben raptim zu Kre bey Saulis den 7. Septembris deß alten callenders anno 1590.

E. G. S. E. W.

underthenigſter dienſtwylliger und gehorſamer

gez.: Jo. Spirer.

Den E. F. V. F. F. und W. herren burgermeyſter und rhatts der ſtatt Baßell ꝛc. Baßell.

Bei Paris, 27 Sept. a. ſ. 1590.

Geſtreng, Edell ꝛc. Als ich khurtz verrugter zeith Euerer nit verhalten, daß zugeſchryben khan ich nochmollen E. G. gnaden ꝛc. etliche moll wir ſeydthar ye lenger ſchlechter mit gelt verſechen werden, wiewoll K. M. unß gantz friendtlich täglicher beßerung vertröſtet, ſo wyll es ſich zu lang verwyllen, alſo daß

[1]) Aregger, von Solothurn.

uß großem hunger und mangell ampt und kriegsleüth in khranckheitt fallen, zudem gantz übell bekleydet.

Als wür, G. G. ꝛc., 12 gantzer wuchen die ſtatt Paris belegert, dieſelbige alſo hart getrengt, dz etlich thußendt perſonen dorin ſindt hunger geſtorben, hund und katzen in der ſtatt umbher gejagt wie wyldtprett und geßen, auch alle eßell und roßfleiſch verzerdt und uffgeßen, auch deren hütt (reverenter zu melden) geſchaben, brüett und geßen. Alſo iſt diſe ſtatt ſo hart belegert und genetiget, dz nit weniger mangels große not und leydens als vor zeytten in Jeruſalem whar, ußgenommen daß offentlich khein menſchenfleiſch geßen worden, wiewoll ich berichtet bin worden, daß etliche khind ſollint verloren ſin worden. Es hadt auch E. G. ꝛc. der ſtatt Pariß höchſte nott uß beiligenden brieffen zuentnemen, welche ich uffgefangen hab.

Uff den 23. Auguſti deß alten callenders iſt der printz von Parma ſampt dem Dumena uff acht meyll wegs uff Pariß gegen unß genechert mit Ihr armada, do iſt K. M. vor Pariß abzogen und diſem feldtfeyendt entgegen etlich meyll wegs ja gar under die augen zogen, etliche tag und nacht in der ſchlachtordnung geſtanden, mit großem yffer und gantz wylliglich zuſchlachen, aber nach ſpangiſcher art haben ſy ſich ingeſchantzt wie die füchs, aller nechſt bey dem ſtettlj Langj, welches ſy mithin im vierten ſturm ingenummen. Der Spangier ſind in der ſturmluckhen 200 todt verblyben, der unßern 250 und mher.

Es whar K. M. über die dryßigthuſent ſtarckher guotter ehrlicher wherhaffter lüthen under denen ein großen gwaltigen ſtadtlichen adell neben fürſten und herren geſechen worden, alſo daß die Spangiſchen nit haben wöllen anbeyßen. Diewyll nun K. M. geſachen, daß der fiendt zu kheiner ſchlacht

zubringen iſt, iſt J. K. M. vorhabens die armada ein zeyte lang zu theyllen, und die belegerung der ſtatt Pariß uffgeben, wiewoll die lange zeytt nit leüchtlich mag geſpüßt werden, der adell ſich auch ermyehet, deren ein große anzall wider in ire heüſſer züchen mit verwylligung deß Künigs. Unß eydtgnoßen wyll der Künig gegen Manta zuo füeren vorhabens etliche regement zu urlauben.

Den letſten auguſti G. G. ꝛc., hat K. M. unßer regement ſampt etliche frantzöſiſche regement, auch ein guotte anzall reyßige in der nacht über daß waſſer zu Pont Schalanton[1]) gefüert, vorhabens vor tag die ein ſtatt Pariß bei St. Victors poſten einzunemen, aber durch etliche verretterey, als wir ſchon bey der innerſten furten waren, ohngeſchafft wider abzogen. Die übrige armada iſt zwyſchen Paris und St. Dionis in volkhomener ſchlachtordnung gſtanden und des feyendts abermol wartende.

Ich ſoll E. G. ꝛc. auch mit verhalten, Mattis Klotzen von Memingen betreffent, welcher under unſerem regement allein 3 monat gedient und glept, alzo dz an E. G. vorgeſtregte ſuma nützit mag gelangen. Daß hab' ich alles E. G. ꝛc.

raptim, aller nechſten bey Pariß den 2. Septembris deß alten callenders. Anno 90 (1590).

E. G. S. E. W.
underthenigſter gehorſamer
gez.: Jo. Spirer.

Den E. G. F. V. F. E. und W. herren burgermeyſter und rhath der ſtatt Baßell m. g. h. und g. herren zu preſentiren. Baßell.

---

[1]) Charenton.

Etrepagny bei Giſors 12. October 1590.

Edell geſtreng ꝛc. Nochdem ich E. G. von dem läger Nousgans[1]) den 11. verſchinen monats aprillis biß uf den 24. auguſti waß ſich in der zeytt verloffen und waß mir gehandlet mit ſampt der blägerung der ſtatt Paris und waß ſich in und ußerhalb der blägerung zuotragen, underthäniglich zuogeſchryben, in hoffnung E. G. daßelbig empfangen haben, daruf ich nit underlaßen wöllen E. G. in aller underthänigkeit wyther ꝛc. zuo berichten.

Allß namblichen nochdem wir 11 gantzer wuchen vor der ſtatt Paris glägen, der feindt nüt gewüßt wie er ſie entſchütten ſoll, dan er J. M. viel zu ſchwach gſein, hatt er ime ein feldtſchlacht anbotten zwüſchen Paris und Sandinis[2]). Uff daß feindt mir den 20. auguſti von gedochter ſtatt abzogen und unß uff das feldt, ſo beſtimpt worden, in die ſchlachtordnung gſtelt woſelbſten drey tag einandren noch ſeiner gewarttet. Allß er aber nit khomen wöllen, feindt mir am ſambſtag dernoch ime entgegenzogen. Allß wir in die burg, Schällen[3]) genant, zwo meil von der ſtatt Lägnj khomen, iſt der von Maine ſampt dem von Parma an einem berg und gſtüd glägen, vor ime ein mos, und eines mans hoch eingeſchantzt gſein, das mir nit zuo ime khomen mögen. Allß mir ime 12 tag, ußgnome Bartholomey, einandren noch under das gſicht in die ſchlachtordnung gſtanden, vermeint, er würde ſeinem erbietten nach herfür khomen, iſt er doch in ſeiner ſchantz verbliben, die reytter allwegen mit einandren gſcharmützlet. Allß mir den 27. dito den gantzen tag mit dem hällen huffen in der ſchlachtordnung gſtanden, die fryſenli am ortt von der rechten ſeitten, an inen 20 fenli ſo deß von Schatelliungs gſein, vor inem her ein regiment ſchützen, neben an der rechten ſeitten ein flügel ſchützen ſampt drey cornet reytter, an der linkhen

[1]) Nogent s. Seine. [2]) St. Denis. [3]) Chelles, S. et M.

ſeitten deß von Schatelliungs fenli, mariſchalckh D'Aumont mit ſeinen reyttern und fußvolckh, dananthin daß Sollothurner regiment, an irer linkhen ſeiten baron Birons fußvolckh, vor inen her Monsr. conte de Briennen mit drey corneten, an gedochten ſchützen zur linkhen ſeitten unſer[1]) und der Pundtner regiment, neben unſer linkhen ſeitten ein regiment ſchützen ſampt baron Biron mit ſeinen reüttren, daß mir uf die Wallunen und lantzknecht angriffen ſollen, allßdan J. M. und mariſchalckh Biron mit den kurißren, danenthin am ortt die landtzknecht mit der nochhuott. Der herr von Thenville (Dinteville) hat ſich zuo uns in unſer ſchlachtordnung geſtellt. Allß mir denſelben tag gewartet, anderſt nit vermeint dan ſie würden khomen, hat er die ſtatt und paß Lägni, ſo er mit 8 ſtucks beſchoßen, eingenomen, doran er drey ſtürm verloren, im vierten ſie erobert, aber bey den 600 man darvor verloren, die Spannier übel darin hußgehalten, wie dan die ſoldaten, ſo kriegßrecht ghalten worden, anzeigt handt. Wie nun J. M. gſächen, daß die ſtatt verloren und ſie nüt uß der ſchantz wöllen, noch vil weniger die ſchlacht halten, hat er unſer regiment, baron Biron, und monſ. Chatelliungs volckh den 30. dito genomen und in der nacht vor Paris gfüert, die kleine ſtatt einnemen wöllen. Allß man durch die vorſtatt an die ſtattmaur khomen, die leyttren angſtelt und etlich uf die maur gſtigen, und die leyttren in die ſtatt hinab laßen wöllen, ſeindt ſie bey wythem zuo khurtz gſein, dan ſie ein thieffer graben inwendig gmacht khan. Allß irer ſechß kürißer dorin khomen, vermeint die porten würde mit dem petar ufgſprengt werden, iſt es zuo ſpät gſein, dan der tag anbrochen, und ſeindt die lantzknecht, ſo in der vorſtatt glägen, ſolches inen worden, den nechſten

[1]) Die 4 Freifähnlein waren dem Schweizerregiment Wichſer zugetheilt worden.

in die ſchlachtordnung gſtanden, wie eß den ſechßen gangen, weißt Gott woll. Haudt alſo wyder zuoruckh müeßen, do ſie mit ſtuckh noch unß geſchoſſen, aber (Gott hab lob) ohne ſchaden abgangen. Daß übrige volckh, ſo auch in der nacht mit mariſchalckh Biron ufbrochen und für Paris gegen der Sandiniſer porten uf dem feldt in der ſchlachtordnung ghalten, alldo gewartett ob der feindt nochtruckhen wolle oder die in der ſtatt ein ußfhal thuon würden, aber niemants khomen wöllen, ſindt mir am montag umb drey uhren noch mitentag wyder abzogen und von Paris wyder nidſich zogen. Den 3. Septembris hat J. M. den Spanniern ſelbß ein corneten, ſo wüß, blauw und gäll ruothächtig (?) gſein, Monſr. Schatelliung zwo abgwunen, dan ſie in einem dorff loſieren wöllen, ſeindt ſie ime verzeigt worden, hat er den 2000 küriſſer und etliche lichte pferdt mit ſich gnomen, vil ſpanier erſchlagen, und vil gfangen.

Den 4. und 5. ſeindt mir durch das ſtettli Piomen [1]), eine meil von Sanlis, ein meil von Creo [2]) zogen. Den 8. dito hat J. M. die armada wyder getheilt in der anſechung alle oberſte und hauptleüth urlaub haben wöllen, von wägen daß man unß gar übell haltet, dan khein worheit nit iſt, man verheißt vil, wirt bey dem wenigſten nit gehalten, dan gar khein gelt vorhanden und leyden die knecht großen mangel, müeßen hinuß uf die beut lauffen, do es mancher mit der hutt zallt, (Gott erbarms).

Allß nun Sollothurner, fry fenli noch der Schampang, Schallung, und hohen Langren (Langres, H^te marne) mit mariſchalk Domon, dem hertzog von Ennevers (de Nevers) zogen, inen verſprochen mit inen doſelbſten zuo handlen, hatt monſ. mariſchalckh Biron unß, die Pündtner noch Manta ver-

[1]) Pont, Oise. [2]) Creil, Oise.

ſprochen zue fueren, mit unß doſelbſten zuo handlen. Wie mir ſchier doſür khomen ſollen, handt mir anderwegen die ſtatt Cleremont[1]), darin ein veſt ſchloß mit 8 ſtückh, bſchoßen und den 15. dito mit dem ſturm eingenomen, alleß volckh von burgern mit wyb, khind, haab und guott und ſoldaten in das ſchloß entflochen, ſo ſich noch ſechß tag ufgeben, ſie abziechen laſſen, dorin nit mher allß zwen man umbkhomen. Den 23. dito durch das ſtettli Muy[2]) gon Grand Seran[3]), 4 meil von Mantes; den 28. dito durch die ſtatt Giſor[4]), ſo 7 meil von Mantes, 12 von Roan, gen Epernj[5]) zogen, doſelbſten mir wartten, wan er mit unß abhandlen, gelt und ſchuoch ſeinem verſprechen noch geben wölle, wiewoll er unß gern wyder biß noch Dieppen an daß mher hette, die Knecht aber ſo übel kleydet, kheine ſchuo, khein gelt, nit handt, daßelbig nit thuon wöllen, ſunder begeren irem vatterland zuo, dan iro gar wenig mher ſeigen, und ſterben alle tag noch mher, waß ſie ußrichten wolten, ſo ſie an feindt ſollten. Eß ſeigen wol 12 fenli vorhanden, do man nit 4 volkhomen fenli ufrichten khönte. Die Pündtner, ſo 7 handt, möchten nit 3 ufrichten. Dan under unſrem regiment ein hauptman in den andren nit 100 knecht mher hatt. Und iſt J. M. nunmhe unſerem regiment über die 268,422 cronen ſchuldig, dan mir zu dreyen wuchen ettwan ſo es vol gerechnet 100 cronen empfochen. Iſt zuo erbarmen wie eß zuogodt. Ich eracht aber, E. G. ſeigen deßen von den knechten, ſo hinuß khomen, genuogſam berichtet.

In diſer zeyte hatt der von Maine und Parma den 6. octobris Courbellen[6]), die ſich unß den 21. martij ergeben, wyder eingenomen, iſt ein gewaltiger paß über die Sainnen

[1]) Clermont, Oise.
[2]) Mouy, Oise.
[3]) Serans, Oise.
[4]) Gisors, Eure.
[5]) Etrepagny, Eure.
[6]) Corbeil, S.-et-O.

nach Paris, hat mit 26 ſtuckh darin geſchoßen. Allß J. M. mit allen ſeinen reuttern ſie zuo entſchütten ußgereißt, hat er underwägen ein gutſchen vol nunnen, ſo von Paris nach Pouißj [1]) reyßen wöllen, antroffen, die zwo cornet und zwo regiment ſchützen bleitet. Allß J. M. zuo der gutſchen khomen ſie angredt, hat die äpptiſſin J. M. nit khönt, do er befragt, waß daß für reütter ſeigen, ſie ime geantwort, Spanier und andere ſo ſie glaiten wöllen, und hiemit zuo ime gſagt: „Monſiour, wer ſind ir," dan ſie nit gewenst, das es der künig, hiemit er ſein volckh gerüefft, die von ſtunden vorhanden. Allß ſie die wyßen pergie gſächen, ſie den nechſten die flucht geben, J. M. hernoch und ſie erylt erſchlagen, allſo daß nit fünff man dervon khomen.

Eß iſt diſer tagen der Ville Roy ſampt andern von Pariß zuo J. M. khomen, ſo uß bevelchs des von Maines im friden handlen ſollen, dan daß land würth zuo beyden theilen verhergt, verderbt, verbrent und würt nit geſeyt, und waß daß arme volckh den ſummer eingeſchnitten, vermeint den wynther ſich dormit zu erhalten, daß würt inen ietzmolen gnomen. Iſt allſo bey den armen landtleüthen ein ſolcher jamer daß Gott erbarmen möchte. Der Almechtige geb ſinen friden.

Es ſeindt den Parißren noch alle paß verlegt, daß inen uf dem waſſer nüt zuokhomen mag. Allein uf dem landt iſt aber allenthalben herumb uf 12 oder mher meil wägs verhergt, die dörffer zum theil nidergrißen und verbrent.

Daß hab E. G. ꝛc.

Datum im läger Eperenj [2]), ein meil von Giſor, 12. octobris anno 1590.

E. G. S. und F. E. W.

underthäniger dienſtgehorſamer burger
Gregorius Dußman, ſchryber.

[1]) Poissy. [2]) Etrepagny, Eure.

Aus [1]) , 12. October 1590.

Schreiben von den Hauptleuten Spirer, Werdenberg und Büchel an Burgermeiſter und Rath zu Baſel.

Sie beziehen ſich auf ein durch Hauptmann Mentzinger abgeſandtes Schreiben und wiederholen die in demſelben vorgebrachten Klagen über die Entblößung der 3 Regimenter von allem Nothwendigen, namentlich Geld, Kleidern und Schuhen. Anſtatt daß der König ſeinem Verſprechen die Regimenter, wenn in Mantes angekommen, befriedigen zu wollen, nachgekommen ſei, habe er ſie abermals mit guten Worten vertröſtet und ſie ermahnt ihn nicht zu verlaſſen: „Ihr Majeſtet ſagte „ſie khenne noch möge uns Eydtgenoſſen laſſen, wie wirs auch „erachten, ſechen und glauben mögen, daz J. M. ohne Eydt„genoſſen nüt ußrichten ꝛc.“ Am 4. Oktober ſei auf abermalige Beſchwerden hin mit dem König „tractiert“ worden, von welchem „Abkommen“ eine Abſchrift hiemit zur Kenntniß an Bürgermriſter und Rath eingeſandt werde u. ſ. w. Dieſe dem König von Navarra eingereichte Supplik („Abkommen“) lautet:

4. Oktober 1590.

Aller chriſtenlichiſter gnädigſter König!

Wiewol die obriſten und gemeine hauptleüth den großen jamer und ellend, ſo under allen regimenten E. M. als deren ſo deſſelbigen durch unſere vilfaltige ſchrifftliche und mundtliche fürträg genuogſamlich bericht ferner fürzubringen unnodtwendig ſin erachtind, ſo kennent wir doch uß großer unvermidenlicher nodt E. M. nit verhalten, das wir gegen unſeren armen kriegsleüthen (denen wir ſo wol als andern, ſo nur in unſerm anzug, gelt, wehr und waffen fürgeſetzt diſer zeit in ihrer höch-

[1]) Aus Giſors ging dieſer Brief ab, wie aus dem folgenden vom 7. November hervorgeht.

ſten nodt nützit zugeben habent) dermaſſen in großen ſchulden ſteckhent, das wir dieſelbigen (ohne unſern wyb und kinden ir tägliche narung von dem mundt entziechen) kümerlich zuo bezalen wüſſent. Zuo dem lauffen uns täglich größere ſchulden uff, daß, wa wir lenger alſo in armuot verharren ſoltend, wir ſolches nit allein gegen Gott und unſern armen nackhenden und hungerigen knechten, under welchen große und ſchwere kranckheiten ingeriſſen, ſondern auch gegen unſern gnedigen herren obern, die uns in unſerem abreiſen trüwlich darvor gewarnet, nit zuverandtwortten wüßtend, dan uns daruß nüt anderſt dan das wir umb unſer haab und guot kemindt, erſt der oberkeit unverſchuldt in ungnad fallen, und derſelbigen nit mehr under augen dörfftend, ſonder von huß und heim und dem unſern, erſt als die bandtitten, uß dem vatterlandt geſtoßen und ins ellend vertryben werden, zu erwartten habent.

Dernwegen wir E. M. underthenigſt noch diſes als dem letzten mal ſupplicirt wöllent haben. Sy wölle alhie (wie uns verſprochen worden, zuo Manta beſchechen ſollen) mit uns abrechnen laſſen, deßgleichen unverzogenlich etliche zalungen (deren wir 14 ußſtondt) erlegen, darmit wir unſern armen betriebten knechten etlicher geſtalt ein willen machen, und umb ſo vil uß ſchulden koment, und umb übrige ertantzen uns genuogſame verſicherung uff gewüßere art dan bishar thuon, damit wir wüſſent, wo wir dieſelbigen zu unſerm urlaub zu empfahen, deßglichen ſo J. M. uns weitter in Irem dienſt zu gebrauchen und zubehalten vorhabens, uns eine heittere, ußtruckhenliche und ohnfälbare verſprechung thun, weß und wellicher maßen man uns halten wölle, ſo ſindt wir dagegen erbittig J. M. weitter, ſo lang uns Gott leib und leben verleicht als eherlichen kriegsleuthen zuſtatt zudienen.

Inſaal aber dieſere unſere bylliche Suplication bei E.

M. nit ſtatt und platz gewinet oder empfahen möchte, ſo kennent wir E. M. nit verhalten, das weder wir noch unſere knecht alſo lenger weder dienen kennen noch wöllent, und pitten dernhalben gantz demüettiglich, E. M. wölle uns ein gnedig urlaub ſampt erdienten zalungen und gewonlichen gleit biß an die frontier, damit wir in das vatterlandt ziechen mögent, vergunnen. Sindt alſo von E. M. gnädigſter und wilfariger andtwortt warttende, dieſelbige wölle Gott in glückhlicher regierung und aller wolfart erhalten.

gez.: Oberſte und gemeine hauptleüth der dreyen eydtgnoſiſcher regimenter, jetz bei K. M. in Franckhreych.

Aus dem Lager bei Ivry, 7. November 1590.

Vor den Rath gebracht am 12. Januar 1591.

. . . Nach Bezugnahme auf das am 12. October durch einen Fourier aus Bündten von Giſors abgeſandte Schreiben fährt dieſer Bericht alſo fort:

„Ob aber ſolches E. G. zukhomen, mögen wir nit wiſſen, „dieweil aber unß uff daſſelbige khein reſpons von E. G. er„volget, haben wir unß uff gewiſſere gelegenheit bedacht und „Gregorius Dusman zuo E. G. mit ſchrifften und befelchen „abermalen abgefertigt, er aber gleich ſelbigen obens, nachdem „er ſein reiß fürgenomen, von etlichen Pantiten ufgezogen, von „inen beraubet, alleß waß er bey ime gehept benommen und „geplündert worden. Weil aber ꝛc.“

Nun folgt eine Wiederholung der in dem Schreiben aus Giſors vorgebrachten Klagen; bemerkenswerth ſind noch folgende Worte:

.... „Wir haben aber auch die troſtliche hoffnung, wir „würden auß demjenigen, waß E. G. dem herren von Sancy

„in namen J. K. M. fürgeſtreckt, zuo beſſerer underhaltung „der unſeren verſechen werden, do aber ſolches, wie wir „erachten E. G., deſſen guot wiſſens tragen, in andere weg „verwendet worden, und ſolches wenig genoſſen, welches unß „nit wenig, ſonder ſchmertzlich anligt. Dieweil dan gnedigen „herren, ein begeren von J. K. M. durch ire abgeſandten von „E. G. ꝛc. abermalen wie auch von andern Orten beſcheen wirt, „und villicht etwaß erhabliches usbracht werden möcht, ſo iſt „älein unſer underthenigſte pit unndt notrungenlichs begeren, in „ſolchem unß unndt unſere ampts auch kriegßleuthen vetter„lichen zuo bedenkhen und mit allen gnaden laſſen befollen ſein, „darmit wir unß und ſie ſolches unſern ſtrengen und ſchweren „kriegs zuo ergetzen, zuo genieſſen mher alß zuo endgelten „haben und veilmehr uff unß alß uff ändre anwenden laſſen. „Dan obgleich wol J. M. alle ire kriegsſachen glükhlich ab„gondt, ſo ſind wir doch übel gehalten und gefuert worden, „darburch wir manchen redlichen man wider unſeren willen „mit großem bedauren dohinden laſſen müſſen."

Wöllen alſo E. G. ꝛc.

Datumb im leger bey Yfrj den 7. novembris anno 1590 E. G. und F. S. E. W.

underthenige und gehorſame burger

Johan Spirrer,
Heinrich Werdenberg,
Jacob Büchell.

Das Jahr 1591 brachte keine militäriſche Entſcheidung von Belang. Nach Parma's Rückzug hatte Heinrich wieder nach Paris ſich gewendet, welches er von neuem bedrängte. Ein Handſtreich im Januar mißglückte. Am 12. Februar

wurde eine ſpaniſche Beſatzung in die Stadt geworfen, worauf der König ſich vor Chartres begab, welches nach zweimonatlicher Belagerung am 19. April capitulierte. Gleichzeitig beinahe ging Château-Thierry an die Liga, ſpäter, im Auguſt, Noyen von dieſer an den König verloren, und ſo fuhren beide Partheien fort, von der Normandie bis nach Burgund und dem Dauphiné mit wechſelndem Glück ſich zu bekriegen. Dank den im Herbſt aus England, Deutſchland und ſelbſt Holland erhaltenen Subſidien an Mannſchaft und Geld konnte endlich Heinrich wiederum an ein größeres Unternehmen denken. Er ſchritt zur Belagerung der Hauptſtadt der Normandie. Der Beſitz von Rouen ſollte ſowohl ſeine Verbindung mit dem Meer ſichern als ſeine Unternehmungen gegen Paris unterſtützen. Ihrerſeits ſuchten die Extreme der Liga durch noch engern Anſchluß an den Papſt und Spanien ſich zu ſtärken. Die Bannflüche des erſtern und die Intrigen Philipps II., mit denen er dynaſtiſche Zwecke verfolgte, hatten zur Folge, daß ſich nach und nach neben der fanatiſch-katholiſchen Parthei, welche den Staat der Kirche hintanſetzte, noch eine dritte bildete, die der politiſch und kirchlich national (gallicaniſch) geſinnten Katholiſchen, was ſpäter von großer Wichtigkeit wurde.

Auf unſere Söldner mußte es ſehr demoraliſierend wirken, wenn der König, wie ſchon früher angedeutet wurde, ſie mit andern ſeiner Heerestheile, nur um ſie nicht unthätig zu laſſen, von Provinz zu Provinz ziehen ließ, während er, wenn er dazu ſich veranlaßt ſah, ſeine Landeskinder, den berittenen Adel namentlich, auf einige Zeit nach Hauſe entlaſſen konnte. Wir dürfen uns daher nicht allzuſehr über die den folgenden Briefen vorangeſtellte Beſchwerde der Herren Guitry und Sancy bei Bürgermeiſter und Rath verwundern. Aber unbedingten Glauben möchten wir dieſen verſchmitzten Franzoſen auch nicht

ſchenken. Faſt möchte es ſcheinen, als wären ſie unſerer Leute, die ihnen durch die Entblößung, in welcher man ſie ließ, und durch ihre Soldreclamationen läſtig werden mochten, überdrüſſig geworden. So könnte man wenigſtens aus der ſpäter folgenden Anklage der Hauptleute Weitnauer und Mentzinger gegen den Herrn von Guitry ſchließen. In weniger niedergeſchlagener Stimmung iſt der etwas früher eingeſandte Bericht des Feldſchreibers Dußmann geſchrieben. Er beſchreibt die Belagerung der mitten in der fruchtbaren Beauce gelegenen Stadt Chartres, rühmt den genügenden Proviant und die Perſönlichkeit des Königs, beklagt ſich aber auch über den Mangel an Geld. Es machte ſich dieſer bald ſo fühlbar, daß im July von den vier Schweizerregimentern, welche damals in des Königs Sold ſtanden, zwei entlaſſen wurden, und ſo auch einige Freifähnlein, worunter dasjenige des Hauptmanns Werdenberg. [1]) Dieſer traf am 23. October mit ſeinem Volk in Baſel wieder ein. Gewiß konnte das in jenen Zeiten wohl ſchon gehörte Wort „point d'argent, pas de Suisses“ hier in keinem für dieſe nachtheiligen Sinne gedeutet werden.

Aux magnifiques Seigneurs,
Messieurs les bourgmaistres et conseil de la ville du Canton de Basle.

Magnifiques Seigneurs. Nous vous avons desya cydevant faict entendre comme la pluspart de nos compagnies de Suisses se desbandoyent. Ce desordre est tellement accru qu'à peine nous reste il le tiers des com-

[1]) So groß war die Geldnoth, daß den nach Hauſe Zurückkehrenden nur der ſ. g. Schlachtenſold ausbezahlt werden konnte und der andere als Schuld ſtehen blieb. Daß es unter ſolchen Verhältniſſen bisweilen zu Meutereien kam iſt natürlich.

pagnies. Il ny à aucune nécessité qui les aye faict retirer, soit de vivres ou d'argent. Le seul desir qu'ils ont eu de porter le butin quils avoyent en leurs maisons à esté cause de ce desordre, ayant trouvé la pluspart des plus mutineux que nous avons pu atraper, chargés d'or et d'argent. Vous le cognoistrez encore mieux, s'il vous plaist d'en faire plus particulière enqueste, comme nous nous assurons que vous le ferez, tant pour eviter le malheur qui vous en pourrait arriver à vous mesmes si vous aviez cy apres à vous servir d'eulx, que pour l'interest que vous avez de conserver l'honneur et la réputation de vostre nation, n'ayant jamais été vu que d'aultres Suisses ayant usé d'un si lasche et desloyal tour à leurs cappitaines. Vous en entendrez le discours plus au long par le lieutenant du cappitaine Curion qui va par dela pour remplir sa compagnie. Nous en escrivons à Monsieur l'ambassadeur pour l'assister en cela de ce qui luy sera possible, et esperons entre cy et huict jours vous envoyer un saufconduit de ceulx du comte de Bourgogne pour le passage des soldats qui auront esté levés pour remplir nos compagnies. Puis après vous avoir humblement baisé les mains nous prions Dieu,

Magnifiques Seigneurs, vous donne une santé longue et heureuse vye.

Escrit a Mottes, ce 27 jour de Mars 1591.

Vos bien humbles et affectionnés serviteurs et amis.

Guitry, Sancy.

Vor Chartres, 3. April 1591.

Edell, Geſtreng ꝛc. Nochdem ich E. G. ꝛc. vom 26. verſchinen monats februarij, waß ſich dieſen wynther verloffen, und waß mir

an dem mehr gehandlet, und wie J. M. den Spanier uß dem landt getriben, mit ſampt der jetzigen blägerung der hauptſtatt Schertres[1]) — ſo ein mechtige veſte und große ſtatt iſt, an dem einen ortt ein rinend waßer ſo zimliche nachen tragen mag dardurch laufft, eß hatt gedochte ſtatt zuo allen vier ortten herumb mechtige große gemurte und mit grund ußgefülte ſporen, ſo Künig Heinrich ſelligſter dechtnuß, ſo erſtochen worden, vor der ſtatt ußen machen laßen — mit andern verloffnen ſachen in aller underthänigkeit zuogeſchriben, in hoffnung E. G. daſſelbig empfangen haben. Weil den ich abermolen bottſchafft bekhomen, hab ich nit underlaſſen wöllen, E. G. obgedachter ſtatt halben waß ſich dormit wyther dan zuvor verlauffen, underthäniglichen zuoberichten.

Alß namblich noch dem J. M. den 1. martij den ſporen[2]) abermolen wie auch den 23. verſchinen februarij einnemen wöllen und darein geſchoßen, iſt doch wenniglich gsein, dan eß ein ſollich werckh, das einer ſo es gſächen, nit gnuogſam verwundern khan, allß man mit 10 Cartonen an zweyen ortten darin geſchoßen, handt ſie nüt darumb geben, und handt den 8. martij anfangen mit monſieur baron de Biron zu parlamenten. Allß der Künig gſächen daß man mit ſchießen nüt ußrichten khan, hatt er fünff fenli ſchantzburen bſchickhen laßen, hat er angefangen den ſporen abzuograben. Do ſie ſollichs inen worden, handt ſie den 12. dito mit monſieur La Vordin und baron Biron abermolen parlamentet, den 14. und 15. hat der groß Cantzler den ſie begert mit inen parlamentet, den ſie vom duc de Maine entſchüttung erwartet. Uf gedochten 15. handt in der nacht 200 ſchützen, ſo von Trev[3]) khomen, hinein ſollen, do ime yeder vier pfundt bulfer bey ſich gehept,

[1]) Chartes, liegt an der Eure.
[2]) Von Ravelins flankierte Verſchanzungen.
[3]) Dreux.

von welchen man 80 gfangen, dorunter drey hauptleuth, vil erſchlagen, die übrigen entlauffen. Den 16. handt ſie aber parlamentet und hiemit begert uf morndrig tag mit J. M. ſelbß perſonlich zuoreden, welches J. M. bewilliget. Und iſt J. M., mariſchalckh de Biron, ſein ſun, monſieur Sanſielis, groß cantzler, monſieur de Chiverni, Schatelliung und andere herren in der kilchen St. Johann vor der ſtatt erſchinen. Uß der ſtatt Monſieur de Coutan, de grand Mon[1]), obriſter über die reytter; in der ſtatt, monſieur de Bordeſier[2]), ſo obriſter in der ſtatt, ſein leütenampt, und ſunſt drey herren, welche mit großer ehererbietung und verentz vor J. M. und den übrigen fürſten erſchinen, und über die ſechß ſtund mit einandren uf dem kilchhof zwüſchen den fürſten und herren mit J. M. gſperiert[3]) und gredt, do J. M. nüt dan ſeitenwehr angehept, Monſieur de grand Mon und die übrigen den hutt ſtäts in henden, letztlich fründtlich von einandren abgeſcheiden. Den 18. in der nacht handt die unſeren dem feindt daß wachthuß in dem ſporen eingenomen, und ſie hinder ſich trieben. Den 20. dito am morgen ungevor umb 8 uhren, alß die Sollothurner mit irer wacht abzogen, dan ſie bey dem anderen ſporen bey dem thor, do ſie hinuß khomen zuo parlamenten, alle necht wachen müeßen, ſeindt 15 lichte pferdt ſo ſchützen gſein ſo von Trew, in die ſtatt khomen. In diſer zeytt nüt deſterweniger J. M. ſtäts im ſporn graben laſſen, domit er in einnemen möge. Den 23. dito am morgen früw umb ſyben uhren hat J. M. mit 12 cartonen uf der andren ſeytten über das waſſer, do ſie ſich gar nit verſechen, an dreyen ortten ein vermurt thor, ein thurm ſampt der mauren abgeſchoßen, und bis um drey uhren allerding zum ſturm beſchoßen, dermoßen ein brätſchen[4]) oder

[1]) de Grammont.
[2]) La Bourdaisier.
[3]) peroriert.
[4]) Breſche.

ſturmluckhen gmacht, daß iro 40 oder 50 nebeneinandren hinauflauffen mögen. Uf das hat J. M. vier regiment frantzoſen hinzuoziechen laßen, ſampt 300 küriſſer, darunder vil ſtattlicher vom adel gſein, do meinglicher vermeint, J. M. würde ſtürmen laßen, do iederman gantz willig gſein, aber J. M. nit haben wöllen, in anſechung monſier de La Nuev[1]) J. M. zum vierten molen bätten er ſolle ſtürmen laßen, aber nit thun wöllen, dan er vermeint ſie würden ſich, wan ſie den ernſt ſächen, ſunſt ufgeben, und würde hiemit die ſtatt nit verhergt und geplündert. Aber ſie handt nüt darumb geben, den ettliche fürneme khauffherren von Paris darinnen ſeindt, und der biſchoff die burger und kriegßleüth ſtäts ermant, ſie ſollen ſich nicht ufgeben, dan inen gwüß hilff khomen werde. Allß ettliche oberiſte allß monſieur de Viniolen, monſieur de Saint Jehan, und andere mit ettlich hauptleüth und ſoldaten uf die brätſchen gſtigen, mit inen geſcharmützlet, hat er Viniolen ſechß ſchütz uf ſin küriß und einen durch die handt, arm und ſchenkel empfangen, monſieur de Saint Jehan vier ſchütz, vier hauptleüth und ettliche ſoldaten uf der brätſchen und im graben bleiben, welche beide herren oberiſte J. M. lieb und gewaltige kriegßerfarne herren ſeindt. Gedochts tags ſeindt bis uf die nacht 882 ſchütz in die ſtatt thon worden, wie mir monſieur de Vernel oberiſter ſchützen hauptman ſelbß anzeigt hatt. Den 25. dito hat monſieur de Schatelliung mit inen parlamentet, domit man die todten uß dem graben thun khönnen, ſie zuo begraben. Uff den palmtag hat J. M. ſechß ſchütz in die ſtatt beym ſporen und dem thor uf die mauren thon, dan ſie allerding mit fäßern, ballen, ſackhen und anderem wyder verſchantzt gſein. Den 29. dito in der nacht hatt unſer volckh den ſporen allerdingen eingenomen mit ſampt den dreyen kaſematen, ſo im

[1]) de La Noue.

graben gſein, und den feindt in die ſtatt hinein tryben, do ich am morgen mit ettlichen herren hineingangen und gedochten ſporn beſichtiget, do ich ein ſollich werckh gſächen, daß ſich einer zu verwundern hat. Diſen tag ſeindt deß duc de Maines oberiſter hofmeiſter, Focon genant, monſieur Boiou ein oberiſter, ſo zwey jar lang zuo welſchen Rüwenburg ſich ghalten, doſelbſten zuo deß herren nachtmol gangen, under dem ſcheyn allß ſeige er der religion, und ietz J. M. ſo gar zuowyder, der dritt, gubernator zuo Trev, ſo in die ſtatt wöllen, welche von den unſeren ein roßlauff reytt von der ſtatt gfangen worden, den nechſten tag dem Künig zuogfüert. Waß nun J. M. mit inen fürnemen, weiß noch niemants. Sunſt handt ſie den 30. und letzten diß abermolen parlamentet und noch ein monat ſchuob begärtt, do J. M. nit lenger dan acht tag inen ſchuob und termin zulaßen wöllen, dan ſie ſtäts der entſchüttung ſich vertröſtet, welche 8 tag ſie nit angenomen. Dieſer zeytt ſeindt mir des printz von Condes, des monſieur de Monpanſiers, ſo noch mit ſechß cartonen, krutt[1]) und loth[2]) zuo unß khumen ſollen, erwartet. In ſolchem parlamenten hat monſieur de Schatelliung ein verdeckhten lauffgraben an die prätſchen zuo der ſtattmaur machen laßen und noch graben, und allerdingen uf die prätſchen das werckh in der nacht ufgerichtet, allſo das er ſie in der ſtatt überhöcht. Allß aber die faß noch nit verfült, dz werckh nit verſtättiget, handt ſie den letſten diß am morgen am tag mit halsparten, ſpießen und ißnen hockhen allerdingen wyder zerſtört, doruf fheürwerckh mit bäch, dannethin granaden mit ſchlegen in ſtein und holtz hinußgeworffen, aber der von Schatelliung nüt darumb geben, ſunder ſelbß doran wyder gearbeitet, dz. J. M. marſchalckh de Biron ſeiner glacht. Den J. M. ohne underloß von dem ſporen zuo ime

[1]) Schießpulver (Nahrung). [2]) Blei, überh. gießbares Metall.

Schatellinng und wider darvon gritten und gſächen, ob alle ding recht verſechen, wie er den für und für ſelbß vornen dran. Allß ſie in der ſtatt gſächen, das khein nochloßen do iſt, auch khein entſchüttung khompt, handt ſie den letſten diß uf die nacht umb ſiben uhren mit J. M. wyder parlamentet und hiemit ufgeben, der geſtalten von inerthalben gedochter ſechß tagen khein entſchüttung, ſo 300 ſtarckh ſeige, in die ſtadt khome, ſo wölden ſie allßdan wie die capitulation ſo beſiglet und von beiden theilen underſchriben vermag, abziechen und J. M. die ſtatt übergeben, und ſoll khein theil in dieſer zeytt mehr ſchießen, ſchantzen und graben. Im fhal aber wie obſtodt die entſchüttung hinein khome, ſoll gedochte capitulation nüt ſein, dan ſie von denen von Orleans, Roan, Trey, Sant Bouguin, Amien, Ambry und Kandenbeckh der entſchüttung vertröſtet gſein, aber ſo friſch nit das ſie khomen dörffen, wie mir dan, Gott hab lob, ietzmolen aber khein veldtfeindt handt, dan ſie förchten J. M. noch ſeydthar der ſchlacht. Eß hat J. M. in dieſer blägerung vom 17. februarij biß uf den letſten martij noch und noch 1840 ſchütz mit 14 ſtückhen in die ſtatt thuon laßen, darunder er manchen ſelbß thon.

Sunſt ligt gedochte ſtatt in aller mitte zwüſchen Paris, Roan, Orleans und andern ſtetten und ligt im landt Borßen[1]), in einem guotten fruchtbaren landt, von weyn und korn doch mehr an früchten, hatt yederzeyt die Paryßer und andere proviandiert, iſt inen und andern ein großer abbruch. Daß gemein gſchrey iſt am hoff die ſtett Trey, S. Burggonien und Ammion Ambry wöllen ſich ietz ergeben, diewil er diſe ſtatt gwunnen, dan ſie nit vermeint müglichen ſeige, daß er ſie gwinne oder daß er ſie blägere, wie erß den mit ſunderem vortheil und liſt angryffen und gedochte blägerung thon hatt. Und diewyl

[1]) Beauce, dieſe herrliche, fruchtbare Gegend im alten Orléanais hieß die Kornkammer von Paris.

gedochter ſtatt ein ſolcher ſchaden in den vorſtetten mit abbrechung der heüßern, dan großer mangel an holz mit verbrennung viler heußren, an den räben, ſomen und ſunſt an den eingeſamleten früchten uf 10 meil wägs ſchybenwieß [1]) herumb bſchechen, ſo wöllen ſie deßen nit erwartten. Der allmechtig Gott wölle J. M. und unß allen wyther wie noch bißher allwegen glückh und gnad verlichen, und unſer vatterland vor ſolchem jamer und unfhal bewaren.

J. M. belangend ſo iſt er iederzeit (Gott hab lob) freüdig und frölich, mit theütſchen und welſchen, hat die Schwitzer gar lieb, redt mit meniglichem, iſt gar gnedig, barmherzig und milt, nit bluottgirig, hat daß kriegßvolckh lieb und verfüert ſie nit, wie man ettwan findt. Wan er nur nit ſo vil am hoff hette, ſo mehr ligiſch den küngiſch und doch nit derglichen thuon dörffen, den J. M. ein großer uffatz hatt. Er khent auch dero vil, thuot noch zur zeytt gegen inen nit derglichen. Iſt ietzmolen ſeiner M. glich — wie alle fürnemſte catholiſche fürſten und herren ſelbß bekhennen und manß am hoff von inen hört — nit uf erden, der ſo manlich, dapfer, ſtreitbar und herzhafft ſeige. Vermeint, ſo er nit in allen ortten vornen dran, ſo habe eß kheinen furgang und richte nüt uß. Dabey auch ſo gotzförchtig und ſeine predigen ſo ſtyff haltet, wie er den uf dem heillig oſtertag in einem cloſter Joſephat genant, in einem garten offenlichen predigen und das heillig nachtmol geben loßen, do vil Eydtgenoßen dorein gangen, deß ſich J. M. hertzlich erfreüwt hatt und ſtyffe achtung uf ſie geben, wie er dan in allen predigen achtung gibt. Eß ſind von Frantzoſen ſtattliche vom adell, uf die 1000 oder mehr zuo deß herren nachtmol gangen, do J. M. alle pſalmen anfocht zuo ſingen, und allß mit hocher luther ſtim ſtundlang, wie er ſunſt in

[1]) In der Runde.

einem grüenen ſammeten ſäßel ſitzt bey gedochts herren tiſch, hat J. M. alle ſachen geordnet, und monſieur de Schatelliung bey dem tiſch ufgewartet und gedient. Mir handt leyder (Gott erbarms) ein jar lang kheine theütſche predig gehört, den herr Ehezechiel Falckhyßen, alß ſie wyder zuo unß khomen und wyder von unß müeßen erbeten werden, daß er uß ſeinem läger, ſo 2 großer meil von unß gſein, zuo unß in unſer läger khomen, und uns den 28. martij eine gethon (Gott hab lob). Die ſachen weren wol zuo verbeßren aber mir handt wenig leider kriegßerfarne, ſo unſer hürten und füerer ſein ſollen. Gott wöllß beßren.

Ich erachte in einem monate werde J. M. wyder mit ſeiner armada für Paris, die zuo belägeren, würts ietzmolen kurtz mit inen machen. Der von Maine würt in nit mehr wie zuvor darvon lockhen. Eß laßt J. M. inen ſpeiß zuokhomen, domit ſie die narung haben, gibt aber zuo Sandinis, do mans durchfüert, großen zoll, waß von korn, wyn, rinder, ſchaff und und anders iſt.

Unſere läger belangend were proviandt und weyn gnuog vorhanden, wen nur J. M. mher geltt gebe, es were alleß in zimlichen geltt. Mir empfochen aber zuo dreyen oder vier auch ettwan 100 cronen, mag nit bſchießen. J. M. iſt allen fenlinen ein große ſuma ſchuldig. Gott wöllß zuo einem guotten endt ußfüeren.

Daß hab ich E. G. ꝛc. underthäniglichen nit verhalten ſollen. Waß ſich nun wytter zuotragen würt ꝛc.

Datum in der blägerung vor der ſtatt Schertres den 3. Apprilis Anno 91.

E. G. S. und E. W.
underthäniger dienſtgehorſamer burger
Gregorius Dußman, ſchryber ꝛc.

Den E. G. E. F. F. F. E. und W. herren burgermeiſter und einem erſamen rath der ſtatt Baſell meinen gnedigen, hocheherenden, gepietenden, lieben herren und vättren. Baſell.

Vor Autun[1]), 23. Mai 1591.

Edell, Geſtreng, Ehrenveſt, from, fürnem, fürſichtig, erſam und weys, Eurer G. S. und E. W. ſyend mein underthenige und gehorſame dienſt yeder zeyt bevor.

Inſonders gnedig, hochehrende und gepiettend lieb herren und vätter, nachdem ich mehremolen durch meyſter Conrad Langen, herrn hauptmann Spyrers geweſenen veldtſcherer, ein ſchreiben an Ewer G. G. E. W. gethan, darinnen auch Ihrer Gnaden vätterlicher rath über herrn marechal D'Aumonts anlangen an unß vier hauptleüt underthenigklichen begertt, hab ich doch hiezwiſchen meines begerens halben kein gewiſſe antwortt haben mögen; villicht weil ſolches wegen ungelegenheitt und gefahrligkeit des wegs oder aber E. G. G. E. Weysheitt fürfallender geſchefften halben nicht hat beſchehen mögen. Dem ſye aber wie imm welle: ſo hab ich doch, G. G. H. und Vätter, gehorſammer burgerlicher pflicht nach E. G. G. F. W. deßen, ſo ſich hiezwiſchen mit marechal D'Aumonts armaden (deren auch unſere vier fendle yngelybett) begeben hatt, in kurtze zuberichten nicht underlaßen kennen. Und haltet ſich die ſach alſo.

Nachdem wir den 26. mertzens in Bourbonnois widerumb bißſeytz der Loyren geſchiffet, ſeind wier den 1. aprilis durch unwegſamme und wilde ort zu Moulin im Nivernoys ankommen, und den andern ſelbigs monatts vonn dannen für das ſtettlein Chatteaucignon[2]) im land Mornay, dem herren von Longeville zuſtendig, zur blägrung geruckt, weil es 14 tag vor-

[1]) Saône-et-Loire. [2]) Château-Chinon, Nièvre.

unſerer ankunfft von Lygiſchen iſt erobertt worden. Es hatt ſich aber ſelbige nacht, weil ich mitt meinem fendle vor der ſtatt die wacht gehalten, ein merckliche rötte am himmel von langen fewrigen ſtreimen erzeigt, welche ſich ungefahr nach einer ſtundt in ein ſchönen weyßen bogen, ettwas breütter dan ein regenbogen verendert hatt. Waß das ſelbig bedeütten möchte laß ich dem verſtendigern das urtell.

Am oſterabendt haben wir durch ein bettard ein anſchlag wider Chateaucignon gehabt, weil aber der, ſo den bettard an der ſtattpfortten anhefften ſollen, geſchoſſen worden, und die lygiſche beſatzung die gantze nacht ſo hefftig feür über die mauren hinauß geworffen, hatt man den anſchlag beruhen laßen.

Den 7. Aprilis ſeind uns vier ſtuck grob geſchütz vonn ochſen über veil berg, nach gelegenheit des landts gezogen, vonn Dezife[1]) ankommen, welche die Lygiſchen in der ſtatt wider iren vorigen glauben, das kein geſchütz dahin kommen möge, erſechen, und zwen trommetter zum parlament dem mareſchal D'Aumont zugeſchückt. Welchen doch der marechal kein andere anttwortt werden laßen, weder daß er nachvolgenden tag durch die groben ſtuck, welche ſchon zum ſchieſſen bereittet waren, mit inen parlamenten welle, wie dann auch beſchechen were, wa ſich die lygiſche beſatzung nachgehenden morgen frye nicht auf gnad und ungnad auch mitt verheiſſung 12000 kronen zur rantzion ergeben hetten. Nach ergebung iſt die ſtatt zur plünderung preyß geben worden, und die rinckmauren geſchlißen, weil auch veil der burgern an irem herzen meineydig geweſen ſeind.

Die ligiſche beſatzung obgedachter ſtatt iſt geweſen 400 wol bewertter ſoldatten, ſo 300 gutter pferdt bey ſich gehabt,

[1]) Dezize (Saône-et-Loire).

die den unſern zu theil worden, und hat der marechal von ſelbigen 400 mannen 40 hauptleütt gefangen angenomen, deren oberſter herr von Marel genant wirtt. Die übrigen hatt er dem König ſchwören laßen, und nachgendts under ſeine fendlin gethan.

Von yetz gedachten 40 hauptleütten aber, ſo in die ſtatt Saulieu[1]) beleittet worden, hat marechal D'Aumont ſythar vier mit dem ſtrangen richten laßen, weil ſye ihr verſprochne rantzion nicht auff geſetzten termin erlegt; württ auch mitt den übrigen der geſtalt proſedieren ſo ſye ihrem zuſagen nicht genug thuond.

Den 10. tag aprilis ſeind wier mitt dem geſchütz von dannen auffbrochen, und für das ſtettlein Lormen[2]) ziehen wellen, welches die lygiſche beſatzung daſelbſt erfaren, und derhalben ſampt der burgerſchaff auß Lormen entloffen iſt. Die ſtatt, ſo den Frantzoſen zur beütt worden, hat man auch irer rinckmauren beraubt, und ſeind wier mitt dem geſchütz vir ein ander ſchloß, Meleconte (?) genant, forttgeruckt, welches ſich ſelbigen abendt nach ettlich beſchenen ſchützen auß ſtucken ergeben, und iſt dem hertzog von Nevers das ſchloß, dem es zuſtendig, wieder yngeraumbt worden.

Vonn dem 15. Aprilis ſeind wier biß auff den 18. ſelbigs monatts mitt dem geſchütz über wilde berg durch die ſtett Lormen und Saulieu für das ſchloß La Motte gezogen, welches deß velſens halb, darauff es gelegen, und der wyern komlichkeitt halben, zimlich veſt iſt. Weyll es ſich aber auff des herren Davanne[3]) auffordern nicht ergeben wellen, ſeind den 19. aprilis 4 große ſtuck darfür geruckt, deren zwey vonn Flaviny[4]) (da ſich yetzmalen das burgundiſche parlament haltett)

[1]) Saulieu (Côte-d'or).
[2]) Lormes, Nièvre.
[3]) Comte de Tavannes.
[4]) Flavigny sur Ogerain (Côte-d'or).

gebracht worden. Nachvolgenden tag, welcher iſt der zwenzigſt ſelbigs monatts, hatt man vor mitthag das ſchloß La Motte angefangen zu beſchüeſſen, und erſtlich die hochweren geſtillet, nachgendts die mauren zum ſturm beſchoſſen. Weyl aber die ſelbige neün oder zehen ſchuch dick, hatt es erſt im hundertiſten ſchutz durchgeſchlagen, darauff nach neünzehn ſchütz ein loch zum ſturm genugſam gemacht, alſo daß mann hatt ſtürmen wellen. Weyl mann aber gewußt, das der herr La Motte de Renan, ſo eben 4 oder 5 tag zuvor von hertzogs du Maine armaden heimkommen, an dißem übl deß langen aufhaltens nicht ſchuld getragen, ſonder ſich, wa ſein weyb Madame de Vaugrenant mitt iren ſoldaten nicht darvor geweſen, ergeben, hatt man ein kürißer durch die ſturmlucken hineingeſchückt, welcher dem herren la Motte de Ternan zugeſchruwen und herauß zugehn vermant: welches er mitt weyb und kündern gethan, und zur ſturmlucken hinauß dem herren mareſchal (ſo am ſelbigen ortt mitt 1500 mannen zum ſturm ſeiner gewarttett) demüttig entgegen gangen, im ſeine döchterlein, deren der mareſchal eins am arm genommen, preſentieret, und ſich ime in gnaden ergeben hatt.

Darauff mann daß ſchloß geſtürmpt, die beſatzung eintweders umbracht oder gefangen hatt, demnach das ſchloß geplindert, und in ſelbigem, als einem rechten raubhauß, groß guott gefunden.

Von der beſatzung ſeind auch ſelbigen abendt zween mitt dem ſtrangen gerichtett worden, und hatt mann ſidhär der übrigen auch nicht verſchonett.

Das baurßvolck, deßen über die maßen veil im ſchloß geweſen, hat mann widerumb in ire dörffer, dem herren La Motte de Ternan zuſtendig, heimziehen laßen.

Von ſtucken iſt eine edle dochter und ſonſt iren zween

erſchoßen worden. Was des herren La Motte fraw, Madame de Vaugrenant in ſeinem des heren abweſen böſes umb dz ſchloß här an den fürreiſſenden durch ire ſoldaten angerichtett, ich auff diß malen kürze halben anſtehn laß. Sye iſt aber irer mißethaten halben vom herrn marechal dem parlament gen Flaviny zugeſchückt worden, über ſye nach irem guottdunckeu zu urtheilen.

Den 27. aprilis ſeind wier zum ſtettlin Rene le Duc[1]) gezogen, ſo ſich vier tag zuvor dem marechal ergeben. Iſt dem graffen von Varny des Königs zuoſtendig. Weyl wier daſelbſten gelegen, haben ſich bey fünffzehn guotte ſchleßer dem marechal ergeben, und ſeind unſere reütter denen zu Beaulne[2]) biß in die vorſtatt hineingefallen und die geplindertt.

Den 5. Meyens ſeind wier für Autin[3]) die hauptſtatt im Burgundt gerückt, da die fünff fendlin eydtgenoßen, ſo der herr von Sanſy und Guittry gefüert, zu uns kommen, mitt welchen wier in underſcheidne vorſtett ſo herr marechal D'Aumont die nacht zuvor yngenommen, loſiert worden. Derhalben der ſtatt beſatzung noch ſelbigen tag wider unß vier freyfendlin in Sanct Andreſen vorſtatt hinaußgefallen zu ſcharmutzen, ſeind aber bald von uns widerumb hineingebutzet worden. Dergleichen haben ſye vor uns auch nachvolgenden tag lermen gemacht.

Den 11. May hat marechal D'Aumont und der herr von Cipierren drey groſſer cuartonen ob unſerem quartier in Sanct Andreſen vorſtatt laſſen für die ſtatt füren, auch zwo ander ſchlang mit fünff kleinen veldtſtücklinen, gegen der Bernern quartier hinauff an einen rein ſtellen laſſen. Und haben ſelbigen abend umb 11 Uhren zwey unſerer fendlinen bey den drey Cuartonen die wacht gehalten, die ſchantzkerb und

[1]) Arnay-le-Duc, Côte-d'or.
[2]) Beaune, Côte-d'or.
[3]) Autun, Saône-et-Loire.

faß herzuogeruckt, daran der marechal D'Aumont auch ſelbſt mitt uns gearbeittet hatt, und iſt alſo ſelbige nacht die ſchantz zun ſtucken vollendett worden.

Den 12. ſelbigen monats, nach dem das geſchütz geſtelt worden, hatt herr marechal D'Aumont umb 8 uhren vor mittag ein ecken des waals, ſo an einem ſchönen baumplatz (wie bey Ewerer Gnaden ſtatt Sanct Petersplatz ſein möchte) gelegen, zu beyden orten beſchieſſen laſſen, und haben die veldtſtücklein, ſo auff der höche geſtanden, die beſatzung ab dem platz hinder dem waal hinweg treüben ſollen. Weil aber der ecken des waals veil dicker und veſter weder man achten mögen, ſeind die kuglen der großen ſtucken nicht anderſt dann in einem bachoffen oder leimen beſtecken bliben und wenig ſchaden gethan. Derhalben mann letzlich vonn allem ſchießen müeßen ablaßen, damit krautt und lott nicht unnutzig verbraucht würde. Doch iſt ſelbigen tag mancher in der ſtatt von unſerm geſchütz beſchedigt worden, und haben ſy uns dergleichen ettlich mitt handroren erſchoßen, auch einem Berner mit einem veldtſtücklein ein ſchenkel abgeſchoßen. Weil nun dem alſo, und villicht der feindt auch in der nehe geſpürt worden, hatt der marechal den 13. may dye drey quartonen und zwo ſchlangen ſampt krautt und lott widerumb in das leger füeren laßen, und uff die 50 newer ſchantzkerben von unſern knechten laßen rüſten, welche bey unſerem quartier noch zur zeytt behalten werden.

Denn 15. may hatt man unſere zwo ſchlangen (deren eine ein nottſchlang) widerumb hinauß in die undere ſchantz bey unſerem quartier gefüertt, und auf zwey wachthüßlin an dem waal gerichtett, darinnen ſich ettliche ſchützen ſehen laßen, deren in zweyen ſchützen von unſeren ſtucken ſex oder ſiben gepliben, und hatt mann weytters dieſelbigen wachthüßlein gar hinab-

geſchoßen, und dergleichen auch in ihre ſchantzkerb, deren auff die 80 einander noch auff irem waal geſtanden, gedonnert.

Den 16 may hatt man zum vorbeſchoßenen ecken des waals zu graben, und iſt man yetzmalen ſchon mitt graben darunder, guotter hoffnung es werde die beſatzung bald durch ein Sprenge gezwungen den waal zu verlaßen, auff welchem inen wegen des ſtrengen gegenbauwes alleweg vonn unſerem geſchütz veil umbracht werden.

Neben diſem meinem ſchreiben hab ich auch K. M. ſchreiben, an herrn marechal D'Aumont nüwlich gethan, herzugelegt, und hiemit E. G. ꝛc.

Datum im leger vor der ſtatt Autin am 23. may Anno 91.

E. G. G. E. W.

underthenigſter und dienſtgehorſammer burger

gez.: Uolerich Widtnauwer.

Den E. G. F. E. F. E. und weyſen herrn burgermeyſter und rath der ſtatt Baſell meinen gnedigen gepiettenden lieben herren und vettern. Baſell.

Aus Mantes, 8. July 1591 a. ſ.

Geſtreng, Edlen ꝛc. Ich hab verſchiner zeit, als hauptmann Michael Bäldj von unſerm regiment in unſer lieb vatterlandt abgefertiget worden, E. G. ꝛc. alles unſers Kriegshaltens und füerens, auch wie alle ſachen beſchaffen, warhafftig mit höchſter clag in ſchrifften berichtet und verſtendigt. Ob aber E. G. ſolliches geliffert, mag ich nit wiſſen, dan darüber ich von E. G. ohnbeandtwortt worden, So kan ich doch hochbeſchwerlichen E. G. nit verhalten, das wir vergangenen winter an großer kelte, auch neuerer zeit in Normandei, hin und wider am mehr[1]) gefüert, nochwerts für Schartres[2]), welche ſtatt mit

[1]) Meer. [2]) Chartres, E.-et-L.

großer gefahr belegert, mit ſtarckher wachten und andern zumuottungen, ſo eidtgenöſſiſchen brüchen zuwider, übel erfroren, doch mit guotter vertröſtung, wo wir die ſtatt in kriegen wurden, deſſen ein ſtattliche ergetzlichkeit und beſſere erhaltung beſchechen ſolle. Als nun die ſtatt mit hilff Gottes ingenommen und erobert worden, iſt uns mit dem wenigſten nützit geleiſtet noch gehalten worden, ſonders uff ein andere ſtatt ſo Dordang[1]) ebenmeßiger weiß vertröſtet, die man dan auch belegert, an uns kein müeg und arbeit geſpart nocher wurden, der hofnung und des vertruwens, wir wurden deſſen genießen. Aber do war auh nüts, und muoßten mit leheren henden hinziechen. Die ſtatt Luſiers[2]) wart nochwerts auch ingenommen. Alß durch übel haltent und ſtreng fierens das Sollothurniſche wie auch andere eidtgenoſſiſche regiment urlaub zuo fordern genuogſam urſach gehept auch erlangt haben, und weil auch Jr K. M. gefallen wöllen, etliche fendlin von unſerm regiment, ſo an knechten gar entplöst, und die übrigen unluſtig lenger zudienen, fort zuoſchickhen, doch uns unbewußt, uf wen es fallen mögen, und uns deßwegen uf Manta[3]) beſcheiden, daſelbſten mit uns aller gepier nach abzuhandlen und zu tractieren, und nochdem wir uns diſen gantzen zug und zeite erlitten, und J. K. M. über den zwentheil des gantzen Franckreichs underwürffig und gehorſam gemacht, ſo ſindt wir doch deſſen wenig erfröuwt noch ergetzt worden, ſonder wie E. G. ꝛc. von herren hauptman Werdenberg, ſeinen ampt und kriegsleüthen vernommen, und leider augenſcheinlich ſechen werden, mit was großem ſpott, verlurſt und nochtheil man uns abgefertiget, und obglich wol Jr K. M. mein fendlin neben andern lenger zu verharren er-

[1]) Dourdan, S.-et-O.
[2]) Louviers, Eure.
[3]) Mantes, S.-et-O.

mant, und auch von E. G. nit erfordert, ſondern vor der zeit zugeſchriben Jr M. treüwen dienſt zu leiſten, daran dieſelb E. G. ein gönſtigs gefallen trage, ſo hat mir keins wegs über ſollich Jr K. M. auch E. G. befelch und mantata ungehorſam zuo erzeigen, ſonderlichen mit einem ſollichen ſpotlichen abzug, darus ich meinen eherlichen ampt und kriegsleüthen, deren ich noch ein zimliche anzal ires wolverdienten ſoldts und langwirigen trüwen dienſten ein ergötzlicheit, vil weniger ein monat ſoldt, wil geſchwiegen gar und volkommene bezalung thun mögen, noch kondten, muoß alſo mit ſchmertzen und großem bedauren ſolchen unbill und jamer ſechen und duldig leiden. Und wiewol ich us bewilligung Jr. K. M., auch des herrn oberſten und regiments, E. G. ſelbs perſöhnlich relation und bericht thun wöllen, ſo erzeigt ſich beider ſeits Jr K. M. und des feyendts macht ſtarckh, alſo das es ſich anſechen last, balt etwas mit hilff Gottes uszerichten, da ich dan nit gern von meinen anbevolenen truwen kriegsleüthen ſein wolte. Hienebent aber, G. G. ꝛc., iſt an E. G. mein underthanig dienſtlichs pitten, Sie wöllen uns ſo vill gnad erzeigen neben andern ſtetten, ſo ire feindli im veldt und unſerer religion ſindt, Jr K. M. zuozeſchreiben, das uns beſſer underhaltung dan bisher beſchechen, geben thiengj, da ich hof etwas erſchießlich ſein werde, oder E. G. wöllen mich mit erſten berichten, weſſen ich mich verhalten ſolle, dan ich E. G. ꝛc. zu gehorſamen ſchuldig und geneigt bin und hiemit ꝛc.

Datum Manta den 8. July stilo antiquo Anno 91.

E. G. und G. F. E. W.

Gehorſamer burger

Johann Speirer, hauptman.

Aus Courcelles vom 31. July 1591.
(Seine-et-Oise)
Vor den Rath gebracht 7. Auguſt 1591.

Edell, Geſtreng ꝛc. Es iſt E. G. ꝛc. wolbewust, wie daß wir ettwann ſchrifftlichenn und auch mündtlichen durch hauptman Mentzinger an E. G. underthäniglich und demüettiglichen langen laſſen, uns in gnaden behülffen zu ſein, damit wir wegen großer unkumbligkeit deß geringen volckhs unſerer fendlinen ettwan under ein eydtgenoſſiſch regiment möchten geſtoßen werden, da wir denn an E. G. ſovil vermögen, daß ſy uns hierinnen gnediglichen gewilfahret und obgedachtes unſers begerens halben fürgeſchrifften ſo wol an K. M. Franckhrychs, als an gemeine herren oberſte Eydtgenoſſiſcher regimenten zukommen laſſen, deren wir zwyffels ohne zu unſerem beſſeren nutz gebrucht hetten, wo ſich nit hiezwiſchen, wyl hauptman Mentzinger abweſend, begeben hette, daß uns K. M. (deren wir dann in billichen ſachen zu gehorſamen eydtshalben verpflichtet ſind) damahlen in belegerung der ſtatt Chartres zu herren marſchalckh D'Ammont in das Burgundt zuziehen ernſtlichenn bevolchen hette, dahin wir auch durch deß herren Alphonſi delphinatiſchen gubernatoren beleittung im monat martio kommen ſind. Nachdem nun wir daſelbſten wider mündtliche und ſchrifftliche gethone verheißung K. M. unnd deß herren marſchalckhs, deſſen wir ſelbs genuogſame ſchreiben ufzulegen haben, ohn ſonderbares wolhallten (wie noch) ſeltzam herumbgeſchleifft ſind worden, ja offtermahlen in anderthalb oder zweyen monatten nicht über einhundert kronen uf ein fendlin knecht empfangen, hetten wir uns zwar in ankunfft hauptman Mentzingers ſchrifften by K. M. und obgedachter herren oberſten gern gebrucht wo ſy uns nit zuwider geweßen. Diewil im dann nit anderſt zuthun was, ſind wir recht neben dem berniſchen regiment, ſo mit großem verlurſt einer anzahl knechten,

eben ſo übell gehaltten worden, inn großer geduldt fortgezogen, und hieneben wegen mangell deß geltts vil unordnung und beſchwerden gegen dem armen baursman in gütten von unſeren knechten ſechen müſſen, unnd iſt ſo wenig beſſerung ervolgt, daß wir jetzmahlen die ſachen ſchier am ergſten befinden: ſonderlich von wegen einer merckhlichen ufruor, ſo ſich den 28. july in abweßen herren marſchalckh D'Aumonts uff dem veld an einem „rends vous“ (daß iſt an dem ortt, da man im ziehen von dem veldtmarſchalckhen die quattiere zu empfahen pflegt) erheppt hatt. Dann als ſich damahlen unſere knecht zu raſten ſo lang nider geſetzt, biß man die quattiere empfienge, iſt der herr von Quittry[1]) (damahlen in abweßen des herren marſchalckhs ſtatthalter) mit ſeiner ritterſchafft herzugerent, und von einem unſerer ſoldaten ein roß, ſo derſelbig ettlich tag zuvor einem frantzoſen umb 4 kronen abkaufft, gefordert, welches im der ſoldat zwar nit abgeſchlagen, aber doch mit erforſchung ſeines ußgegebenen geltes zuzuſtellen anerpotten. Dieweil aber neben diſſem der herr von Quittry deß frantzöſiſchen roßverkäuffers begert, und unſer ſoldat, ſo daß roß gehabt, denſelben zuſuchen herumbgeloffen, hatt einer von deß herren von Quittry rüttern daſſelbige roß mit gewaldt hinwegfüeren wollen, welches im doch deß ſoldaten, ſo daß roß umb 4 kronen erkaufft, geſellen nit zulaſſen wöllen, derhalben der herr von Quittry ſampt ſinen conſortten mit gezugten wehren uf dieſelbigen geſchlagen und verwundt haben, und wyl ſich der unſeren ettlich (wie dann in ſolchen ſachen beſchicht) zur gegenwehr geſtellt (und villicht auch ettwas unbeſcheidner wortten gegen herren von Quittry geprucht) deshalben der herr deren einiglich hinder der ordnung mit zwen ſtichen erlegt, deßglichen auch ein anderer unſerer ſoldaten, von ſinen rüttern einer mit einem

[1]) de Guitry.

ſchutz umbracht worden iſt. Unnd hiemit ſind deß herren von Quittry ritter ohn underſcheid gegen unſeren ligenden und ſitzenden ſoldaten gerent und deren eilff verletzt. Wyl wir nun ſölliches erſehen (dann wir dazumahlen wegen deß quattiers zum quattierherren, ſo neben uns gehaltten, geritten waren) ſind wir herzu geſprengt, und herren von Quittry mit wortten zu begüettigen underſtanden, deſſen er ſich doch ſo wenig erſettigen laſſen, daß er uns vil mehr von im zu wichen vermant und hauptman Wittnauwer zum vierttenmahl daß gezugkte wehr kreützwyß umb den halß gezogen, unnd umbzubringen ſampt allem unſerem volckh getreüwet, wo man im die müttmacher zuo henckhen nit glich herauß geben werde. Diewil aber hauptmann Wyttnauwer im eydtgenoſſiſcher brüchen nach recht zuhaltten fürgeworffen (dann er ſine knecht unverhört nit hengkhen welle laſſen) iſt der herr von Quittry ab ſolchem beſcheidt dermaßen erzürnt worden, daß er zwey regiment frantzöſiſcher ſchützen hinder und für unſer ordnung gefüert, denen uns all zu erſchießen bevolchen, und hatt er glich neben der ordnung mit ſiner ritterſchafft in uns fallen wöllen, derhalben hauptmann Wittnauwer deren zwen, ſo der herr von Quittry wytters anklagt, ſelbs uß dem volckh gefüert und ob denen glich ſtandtrecht (daß doch zuvor im gantzen zug nie geprucht worden) zuhaltten erpotten und gehaltten hatt. Weil ſich aber die anklag über ſy gethon unbillich erfunden, und ſy der herr von Quittry ſelbs endtſchuldigen müeſſen, ſind wir in unſer quattier fortgezogen, und noch ſelbigen abend dem marſchalckh D'Aumont erzeigte unbilligkeit neben begertter beurlaubung ſchrifftlichen gehen Langeren zukommen laſſen, derglichen auch nachgehenden tag, da er in unſerem leger ankommen obgedachte klag mündlichen vor ihm gethon, deſſenthalben er ſich höchlich bekümmert und uns kein urlaub geben

wöllen, weil er ohn vorwüßen K. M., deren diener er ſich bekennt, deſſen kein bevelch habe, er wölle uns aber neben müglichem wolhaltten dermaßen in allen ſachen beholffen ſein, daß uns derglichen injurien nicht mehr begegnen ſöllen. Unnd damit uns unſere knecht nachgehender zytt nit anzuklagen hetten, als ob wir mit ihnen under dem hüettlin[1]) ſpylen wölten, haben wir ſy gemeinlich derglichen beſcheidt anzuhören zu herren marſchalckh gefüert, da er inen dann mit vilen wortten ſein treüw verſprochen und ſy zu beſtandthafftigkeit ermant hat, angeſehen daß nit allein jetzmahlen K. M. höchſte noth ſolches erfordern, ſonder wo es in Franckhrych felen ſölte, es zwyffelsohn ſy auch und ihr geliebtes vatterlandt einer loblichen Eydtgenoſſenſchafft betreffen würde, mit angeheuckhter verheißung, wann eine lobliche Eydtgenoſſenſchafft mit krieg (davor doch Gott ſein wölle) ſollte angefochten werden, woltte er, ob er glichwol altt unnd deß kriegens ſchier erſettiget, ihnen wegen K. M. dienſten nit allein mit volckh, ſonder ouch mit guott unnd bluott als ein getrüwer fründt zuoſpringen. Ja es würde in gedünckhen, es beſchehe im von K. M. unbillich, wann ſy ein anderen an ſin ſtatt dahin ſchickhen ſöllte. Wievil aber diße deß herren marſchalckhs vermanung by unſerem volckh erſchoſſen, wirtt E. G. ꝛc. fürthin täglich geſpüren mögen, weil uns die knecht täglich verlauffen. Derhalben weil wir eins theils von E. G. ꝛc. vor einem jar durch ſchrifften, deren E. G. ꝛc. ſich noch zu erinneren, K. M. treüwlich zudhienen vermant worden, anders theils aber die ſachen dahin geratten, daß wir neben entblößung unſerer zeichen noch zur zeite kein beſſerung geſpüren mögen, und zu beſorgen iſt, daß uns wegen mangells an volckh ettwan noch ein ſchmach begegnen möchte, ſo gelangt an E. G. ꝛc. unſer underthänig und gedemüetthig-

[1]) täuſchen. S. Grimm, Wörterbnch unter „hütlein“.

lich pitten, uns in bißem anligen gnediglichen und vätterlichen (ohn welche uns villicht zu kurtz beſchehen möchte), von K. M. abzuforderen unnd heimzuziehen mit ſchreiben vermanen, dann wir die knecht alſo nicht mehr wiſſen zu erhaltten, und täglich ſehen, daß einer hütt, der ander morgen jämerlich daruff gehet, ja auch einem kranckhen nicht mit einem ſchlechten zehrpfennig kennen behülffen ſein. Hiemit E. G. ꝛc.

Datum zu Courſelles in unſerem veldtleger, den 31. july 1591 E. G. S. E. W.

underthänige unnd gehorſame burger
gez. Hanns Ulrich Witnouwer.
gez. Onophriuß Mentzinger.

Denn E. G. E. F. F. F. E. und W. herren herren burgermeiſter und rhat der ſtatt Baſell unſern gnedigen herren unnd oberen 2 Siegel.

Aus Courcelles, 31. july 1591.
(Seine-et-Oise).

Edel, geſtreng ꝛc. Nachdem wir von unſerm hauptman Hans Ulerich Witnauwer durch wiſſen, willen und erlaubnus Euwer erſamen unnd wyßen raths der hochloblichen ſtatt Baſel aus E. G. ſtatt mit dem ehrenzeichen ſindt gefüert worden unnd die beſchwertten bißes kriegszugß nun biß in die drithalb jare von wegen unſers vatterlandts gedultet und getragen, den man uns in ſolcher zeit mit gelt, mit munition, mit kleider unnd andern notwendig ſachen, ſo ein kriegsman haben ſoll unnd muß gehalten, daß wir ſolches E. G. mit geſchrifften nicht genugſam können noch möchten zu verſtehen geben oder daſſelbig mögen erkleren, den wir manches mal in 5, 6 monaten keinen pfenning von unſern hauptleütten empfangen haben, unnd unß in ſolcher werender zeit bißes kriegß nur mehrtheils mit ſtellen unnd rauben haben erhalten müßen, wie ſolches E. G.

nicht allein jetzt von unß, ſondern täglich von denen von unß hinaus zihenden werdent vernomen haben unnd täglich vernomen werdent, damit wir unß dan gegen den inheimiſchen frantzoßen unnd bauers volckh verhast gemacht und noch täglich verhast machen, alſo, wo wir hinkhomen, von denſelben nur die räuber, ſchelmen unnd diebe genennt werden, und wo dan ein knecht hinder der orttnung bleibt, von den bauren oder unſerm eigenem volckh außgezogen, jämmerlich zerhauen unnd auch gar erſchlagen werden.

Wie unß dan den 28. july anno 91 monſieur Guiverich[1]) umb einer geringen urſach, ſo nur einen man unnd ein roß doch unſchultiger weyß hat angetroffen, unſere 4 frey fhenlen alle hat wöllen unnd bevolhen umbzubringen, wie es dan darauf geſtanden, wo under unß einer nur einen ſchutz gegen inen gethan, ſo weren wir alle von dem mörtter erſchlagen worden. Wie wir dan von den frantzoßen zu fues, dieweil wir geraſtet unnd kein orttnung gehabt, hinden und forn in irer orttnung gegen unß geſtanden, die reutter neben unnd unter unß, unferſehens mit aufgezogenen hanen unnd bloßen rapieren unnd gutalaßen[2]) herumb gerendt, viel gehauen unnd übel verwundt, auch irer drey gar umb daz leben gebracht, darunter der ein auß E. G. ſtatt Baſel, dan den Guiverich mit ſeiner eignen handt unnd wehr einen auß E. G. herrſchafft Munchenſtein umbgebracht hat, unnd wan nicht etliche frantzöſiſchen herren ſo häfftig abgemandt, ſo were ſolches geſchehen, dan er ſolches zum andern mal, unß alle umbzubringen, ernſtlich bevolhen hat, unnd wie etliche getreue frantzoßen für wahrhafftig ſagen, ſo hab unß ſolcher nicht allein auf diſen tag ſondern den andern zuvor geſchehen ſollen. Derohalben werden wir auf diſmal höchlich verurſacht, E. G. underthenig-

[1]) Guitry. [2]) Coutelasses.

lichen unnd vätterlichen anzuruffen umb hilf, rath, ſolcher unſerer ſach zu bitten unnd behilflich zu ſein, damit wir vor weitterer gefhar, ſo unß von unſerm eigenen volckh geſchehen wurde, ſein möchten, wie dan diſer haß, ſo ſie gegen unß tragen, immermehr würdt aufgehebt werden.

Wir ſindt diſſen Krieg von unſeren hauptleütten von einem herrn zum andern mit lugen, betrug unnd guttem fürgeben, welches noch nie mit dem geringſten geſchehen, dermaßen herumb gefüert unnd geſchleifft worden, welches inen doch under andern eydtgenöſſiſchen regimenten von oberſten unnd hauptleutten häfftig iſt abgewerdt worden. Wie wir auch letzlich, alß wir von Shertras[1]) über die 40 meil wegs ſampt 50 reittern allein zu dem monſieur marishal d'Aumont von inen ſindt gefüert worden, von dem ſich auch daß Sollothurniſche, Glarneriſche unnd Bündtniſche regiment mit gantzem erneſt abgewendt haben. Aber mit dem großen verheißen unnd guttem fürgeben, ſo ſie unß gethan, alß nemlich, ſo balt wir gen Langren khomen, werde man unß gelt und munition unnd anderes, ſo unß nottwendtig iſt, geben, unnd ſo hoch geſchworen, es ſeye auf die 40 tauſendt kronen daſelbſten, ſo unß werden ſollen, darauf wir nun über die funf monat lang gewanderdt, aber noch keinen ſtieber darvon geſehen, mit ſolchen lugenen haben ſie unß von den andern regimenten gebracht, aber ire verheißung mit dem wenigſten nicht geſpürt, will geſchweigen gehalten.

Gunſtige, gebiettunde herren, unnd getreue vätter, dieweil nun unſere ſach alſo beſchaffen unnd jeder kriegßman mit ſeinem eydt, gewiſſen unnd conſciens bezeugen ſoll und muß, daß dem wie obgemelt alſo iſt, unnd wir auch under hauptmans Hans Ulerich Witnaurs fhenle nicht mehr über 30 knecht von denen 300, ſo von E. G. ſtatt ſind außgefüert worden, mehr vhor-

[1]) Chartres.

handen. Aber mit denen, ſo er nach der ſchlacht unnd den roßbuben, ſo er täglich unnder unß miſchlet, möchtens, ſo mauß mit vleyß zellete, auf die 60 gefunden werden.

Dieweil nun unſer wenig unnd der winter auf dem halß, wir die wacht nach billigem gebrauch nicht mehr möchten verſehen, auch mit dem wenigſten nicht bekleidet, unnd ſolche gefhar von unſerm volckh täglich erwartten müeſſen, haben wir ſolcher unſerer beſchwerten halben von unſeren hauptleuten umb freundtliche beurlaubung gebetten unnd begert. Dieweil ſie aber daßelbig nicht thun, auch weder raſtzedel noch paßporten geben wöllen, müeſſen wir errachten, ſie begeren unß gar umb und umb zubringen. Derohalben haben wir nicht ſollen noch wöllen an E. G. wiſſen unnd willen ohne zeichen, paßportten noch raſtzedel hinauß ziehen, E. G. ſolches zuvor kundt zu thun, damit es unß nicht einmal möcht aufgehebt werden, wir weren wie ehrloße leut von unſerem zeichen, ohne paßportter und ohne beurlaubung hinweg gezogen. So bitten wir E. G. gantz underthenigklich unnd vätterlich, unß auß ſolcher nott unnd weitterer gefhar zu helfen, unnd unſere hauptleut dahin halten verſchaffen, und ernſtlich zu ſchreiben, daß ſie unß mit ſampt den ehrenzeichen in unſer lieb vatterlandt füeren ſollen, damit wir mit eren unnd freuden daſſelbig erreichen mögen, unnd deſſen nicht mehr gewartig ſein, wie unß von E. G. jetz 4 jarr iſt ernſtlich fürgehalten worden, warumb wir darzu geſchwigen unnd ſolches zu haben gehn laſſen. Dan wir bevelhs halber unnd gemeinen knechte forthin gantz unnd gar nicht mehr dienen wöllen, unnd under den Neuenburgiſchen fhenlein täglich von 10, auch 12 unnd mehr mit einander hinweg ziehen, alſo daß bald keiner mehr von inen wordt vorhanden ſein, welches wir inſonderheit hauptman Witnauer unſerm hauptman fürgehalten, darauf er unß geantworttet, wir

ſollen ſie ziehen laſſen, er wölle darnach under das Berner regiment, darbey wir geſpüre unnd ſehen, daß er unß nimehr mehr willens iſt, in unſer vatterlandt zu fhüren, welches wir aber gantz unnd gar nicht thun wöllen, auch ſolches E. G. nicht würdt von unß begeren oder zulaſſen würdt.

E. G. thun wir in gemein gantz vätterlich und underthenig-lich bitten, E. G. wölle unß mit einem ſchreiben by bißem potten zukhomen laſſen, damit wir von E. G. einen vätterlich bericht empfangen, wie wir unß forthin weitters halten ſollen. Hiemit E. G. in den göttlichen, unß aber in eueren vätterlichen ſchutz unnd ſchirm bevelhende.

Datum zu Coſellebutone (?) den 31. juli anno 91.

E. G. G. E. W.

Willige unnd gehorſame burger unnd underthanen
der zweyen Basler frey fhenle
der ſelbigen bevelchs haber unnd gemeiner ſoldaten.

Vor Pierrefonds, 25. auguſt anno 1591.
(Oise.)
praes. et lectae 27. September 1591.

Edlen, Geſtrengen ꝛc. Ich hab verſchiner zeit bei herrn hauptman Michael Bäldj von Glariß wie auch hernach mermahlen und jüngſt den 8. July abgeloffnen monats, als her hauptman Werdenberg mit andern fendlinen beurlaubet und heimzogen, der lenge nach, wie wir die zeit hero unſers lange-wehrenden kriegs tractiert, gfüert und gehalten werden, mit bedauren und clagen zuogeſchriben, wüſſend gemacht und verſtendiget, wie ſolliches zuo thun ich mich ſchuldig erkenne, und zweiffelt wir keineswegs nit, es werde E. G. ꝛc. durch glaub-würdige yetzmalen heimreiſenden perſonen grundtlich und mundtlich berichtet werden, wie übel an gelt gantz ſchlechtlich wir gehalten.

Und obglich wol wir urſachen gnuog auch urlaub zu erfordern und zuheiſchen, ſo hab ich doch uff E. G. an uns beſchechen ſchreiben und Jr K. K. anſprechen und begern nit widerſetzen ſondern gehorſamen ſollen und alſo in Gott ꝛc. (ungefähr lautend wie der brief v. 8. July).

Wiewol alle eidtgenoſſiſche regiment mit cleiner anzall volckhs beſetzt und nit über 3000 kriegsleüth mehr in gemein, und für mein perſohn 100 haben, ſo kan mon doch dieſelbig kümerlich erhalten, iſt aber uns villfaltiger wyß durch den Konig und andere herren in gehmein verheiſſen und verſprochen worden, uns fürbaßhin mehrere und beſſere underhaltung zugeben, diewyll unſer anzall der fendlinen weniger ſeyen. Aber alles verheißen und zuſagen beim wenigſten ſydtharo nit gehalten und wenigs hoffens zum künfftigen haben, alſo daß es zuerbarmen. Und ſo wir gegen unſern veyendt waß ußrichten ſolten, und der allmechtige Gott nit ſonder ſein gnad erzeigt, möchte uns das guot lob, ſo wir die zeit erſtritten und erlangt, ſchmeleren und verlieren, darvor aber Gott uns alle gnedig behüetten und bewaren wölle ꝛc. Darneben, G. H., haben wir die biſchoffliche ſtatt Noion [1]), ſo ein ſchlüßel des Bycardeis [2]) iſt, belegert, welche der hertzog Dumaina zum vierten mal entſchütten wöllen, aber Jn K. M. in allmall zu ruckh und abgetriben, etliche erſchlagen, der herrn von Davanen ſampt villen andern gefangen, hat das veſt cloſter darvor beſchoßen und mit dem ſturm durch die Engellender ingenommen, volgents den 9. diß monats auguſt die ſtatt zum ſturm auch beſchoßen, die haben ſich uffgeben, was darin von reütter und fuoßvolckh, mit gewerter handt abzielhen laſſen. Yetzmalen

[1]) Noyon, Oise.
[2]) Picardie.

ligen wir vor einer ſtarckhen veſte Pierſont [1]) genant, ſo in einem walt vier meill vom Compienen gelegen. Welcher geſtalt es ſich darmit enden, würt die zeit mitpringen ꝛc. Amen.

Datum in der belegerung vor Pierſont, den 25. auguſt altem calender nach, anno 91.

E. G. unnd S. F. E. W.
underthaniger und gehorſamer burger
Johann Speirer.

Vor Rouen, 7. December 1591 a. st.

Geſtreng, Edlen ꝛc. Nachdem ich letztlichen E. G. zugeſchryben und aller ſachen berichtet ꝛc. Nach eroberung der ſtatt Nojon ſind wür für die veſte Pierrſont gezogen, die belegert und über 100 ſchütz mit großen ſtuckhen darin thun loſſen, nützit fruchtbars ußzrichten vermögen, darvor wyder abgezogen, uff die ſtatt Gurne [2]), ſo unß mechtig überlegen, gezogen, ſolche belegert, beſchoſſen und eingenomen den 26. ſeptembris. Von dannen ſind wir gefüert worden für die ſtadt Codobeck [3]) ein gewaltiger paß vom mher ghon Roan. Belegert beſchoſſen und eingenomen, volgens daruff für Roan, die gewaltige ſtatt nur ſechen, den 1. Novembris mit allem ernſt und gwalt belegert tröſtlicher hoffnung zu dem aller höchſten Gott wür wöllen mit ſiner hylff gnad und khrafft auch etwaß nützlichs ußrichten und ſchaffen. Doch muoß zeith weyll groß mhije und arbeith tag und nacht auch darby ſein und iſt vor diſer ſtatt Roan der fürſt von Anhalt, ſo erſt neüwlich zu unß khomen in einem fueß geſchoßen worden, und blyben teglich bederſeits in ſcharmützen ein guott theyll. Der liebe Gott erhalte uns ꝛc.

[1]) Pierrefonds, Oise.
[2]) Gournay, Seine inf.
[3]) Caudebec, Seine inf.

Raptim in belägerung der ſtatt Roan den 1. Decembris deß alten Callenders anno 91.

E. G. und S. E. W.
underthenigerdienſtgehorſamer burger
gez.: Jo. Spyrer.

Um Rouen nicht in Heinrichs Hände fallen zu laſſen, eilte der Herzog von Parma wiederum der Liga zu Hilfe. Der König wich nach einer vergeblichen Belagerung Anfang April 1592 nach Dieppe zurück, wußte aber in der Folge als geſchickter Stratege nach einem glücklichen Gefecht am 10. Mai ſeinen Gegner in der Gegend von Yvetôt ſo ſehr in die Enge zu treiben, daß dieſer nur mit Liſt ſich in letzter Stunde einer völligen Einſchließung entziehen konnte. Mit großer Umſicht bewerkſtelligte Parma ſeinen Rückzug nach Flandern, wo er noch in demſelben Jahre an einer ſ. Z. bei der Belagerung von Caudebec erhaltenen Wunde ſtarb. Seinen Gegner, Marſchall Biron, Heinrichs treuen Diener, raffte eine Kanonenkugel vor Epernay weg. Dieſe Vorgänge nebſt wiederholten Klagen über ihre Noth bilden den Inhalt der letzten noch vorhandenen und hier folgenden 4 Briefe unſerer im Feld ſtehenden 3 Hauptleute Speirer, Weitnauer und Menzinger, welche, wie wir aus anderer Quelle wiſſen, bald nach Oſtern 1593 „ſchier gar ohne Volk“ in Baſel wieder eintrafen.

Aus , 15. April 1592.

Edel Geſtrengen ꝛc. Ich hab niht underloſſen ſollen E. G. und S. F. V. W. biey euweren günſtigen ehrenden herrn ſtattſchryberen zuo berichten die geſtaltſame unſerß kriegs wie wol ich hievor E. G. die vorgenomen belegerung der ſtat Rouan auch andere verloſſene ſachen zuogeſchriben und ver-

ſtendiget. So haben wir doch dieſelbige unſerß ſiendts deß von Parmans ſo ſich ſtarckh erzeigt verloſſen und den 10. diß monates aufgeben und aber aller nechiſt der ſtat ihr K. M. mit ſampt ſienem volckh in ſienem vortheil gezogen do wir daß niht anderſt vermeinen alß daß ein threffen mit ime beſchehen ſolle. Der liebe Jeſus verliehe ſien gnad und vätterlicher bieſtandt. Sonſt iſt eß bißher ir K. M. alle ire furgenomene ſachen glücklichen und wol abgangen wie den her ſtatſchrieber E. G. mundlichen berichten wirdt. Jedoch werden wir mit gelt ſchlechtlichen tractiert und übel gehalten und laufft derwegen mir ſer große ſchulden beſchwerden und laſt uff den halß zuo dem daß wir ſo ein lange zeit drüwlich und redlich gedienet. Dieweil dan unſer langwirig drüwlich und redlich dienen E. G. gnedigſten befelhen und geheiß zuo obedieren und gehorſamen nicht haben wollen manglen unß tag und nacht in großer geſoor unſerß liebs und lebens laſſen brauchen, inſunderheit wier liechtlich erkhennen mögen daß durch leiſtung unſerer dienſten ſolches unſerm lieben vatterlandt nicht weniger alß der khron Franckhriech fürſtendig heill und wolfart erſchieslich iſt, über dem und zuo aller vorderſt zuo preyß ehr und lob deß Almechtigen zuo pflantzung und erbauwung ſienes heilligen und dieren namens. Derwegen mir E. G. umb vätterlichen hilff und raht underthenigſt thuon erröffnen und bitten wie dan ich herrn ſtatſchrybern mundtlichen befelch deßhalben von mienetwegen mit E. G. zuoreden aufgeben. Daß wellen dieſelbigen in allen gnoden anhören. Hiemit E. G. ꝛc. unß auch unſere wieb und khinde umb vätterlichen rat ꝛc.

Datum den 15. Apprellen anno 92 deß alten callenders.

E. G. und S. F. E. W.

undertheniger gehorſamer burger

Gez. Jo. Spyrer, haubtman.

Aus Senlis 16. Juni 1592 alten Styls.
(Oise)

Geſtreng, Edell ꝛc. Es werden E. G. ꝛc. bey dem herren ſtattſchreibern mein uffgeben ſchreiben und mundtlich bevelch ohnen Zweiffel empfangen uund verſtanden haben, daruß dan E. G. berichtet, was urſachen die belegerung Roan uffgehept worden, namblich von wegen der ſtarckhen macht und entſchütung des printzen von Parma. Jedoch iſt Jr K. M. mit ſeinem volckh dem veyendt immerdar nochgetruckht, und ſo nach beiſammen gelegen das nüt anders zuvermuoten geweſen, dan ein gewaltiges treffen mit einandern zuothun, aber der veyendt ſich uß ſeinem vortheil nit begeben wöllen. Alſo hat Jr K. M. inn ein infaal, drei oder vier thun laßen, vill volckhs erlegt, groß guot bekhomen, und ſein armada zerſtröwet, das er derumwegen weichen müeßen, und bei Godabeckh[1]), aldo er durch ein handt und arm perſönlich geſchoßen worden, ſeinen weg über das waßer genommen und entrunnen, und diſer zeitt mit ſeinem überblibnem volckh bei Schätro Jerg[2]) ligen und umbſchweiffen thuot. Was mit ime weitter fürgenommen und darauß werden, wirt die zeitt mitbringen. Nocherwerts hat man uns an das mehr abermals geſüert, da wir ein ſtatt den 28. may St. Wallery[3]) genant, ſo ein paß, ingenommen. Sonſt ſagt man wol von einem fryden. Ob es gewiß mag man nit wiſſen. Gott wöll es beſchechen, dan wir ſehr übel gehalten, und wöllen die teutſchen reitter, auch die landtsknecht nit me dienen, darburch auch wir als die 3 regiment Eidtgenoßen gnugſame urſach auch urlaub zuo fordern gehept. Daruff Jr K. M. unns uff das erſt ſo müglich mit gönſtiger abfertigung vertröſtet. Ich hab auch zuo E. G. ꝛc. ſolche vertruwenliche

[1]) Caudebec, Seine inf.
[2]) St George? Eure.
[3]) St Valery-en-Caux, Seine inf.

hoffnnng, ſy werden an unſern langwirigen ſtrengen trüwen dienen ein gnedigs vernüegen und wolgefallen tragen und haben, und uns alzeit in E. G. gnedigen ſchutz und ſchirm bevehlende ꝛc.

Datum Senli den 16 juny anno 92 ſtilo veteri.

E. G. unnd S. J. E. W.

gehorſammer und underthaniger burger

Johann Speirer

(nicht eigenhändig gezeichnet.) hauptman.

Aus Epernay, vom 21. July 1592.
(Marne.)

Edel, Geſtreng ꝛc. Demnach ich jetzmollen gelegenheit zu ſchreiben erſechen hab ich gehorſamer unndt underthenigter pflicht halber nit unnderlaßen können, E. G. ꝛc. jetz ſchwäbender frantzöſiſcher kriegsſachen halben, kürtzlich zu verſtendigen, wie es allhie mit unns ein geſtaltt habt. Nachdem K. M. verſtanden, daß monſieur de Rhoſne[1]) in namen beyder hertzogen von Mayne unnd Parme daß ſtattlin Epernay an der Marne den 18. juny durch ergebung (ehe Sye mit Jhrer armada daſelbſt ankomen mögen) erobert, hat Sye im vortreißen daß ſchloß La Fere en Tardanvys[2]), ſo die frauw von Guiſe dem marſchal Montmorancy vorgehalten, widerumb eingenomen, unndt dannethin mit Jhrer K. M. armada dem ſtettlin Eperne zugeruckht vor welchem marſchal von Biron mit eim ſtückhlin auß der ſtatt getroffen unndt glich geſtorben iſt. Weill nun K. M. denn ligiſchen zuſatz zu Eperne zimlich ſtarckh bevunden, hat Sye Jhr armada von dannen über die Champaigne für das ſchloß Richecourt gefiert unndt daſelbig durch ergebung erobert. Damit

[1]) Chrétien de Savigny, duc de Rosne.

[2]) Fère-en-Tartenois, Aisne.

nun Ihr K. M. den zuſatz zu Eperné herauslokhe, hat Sye ein geſchrey außgehn laßen, alß ob Sye Ihr armada ſtrakhs wegs für Vitry fieren wolle, unndt hat noch mit der beſten ritterſchafft Ihr reyß auf Eperné zugenomen, unndt den 14. july vor Epernay 300 Vallonen ſo etlich hundert faß wyn von danen gen Dormay[1]) beleytet unndt im wider herauf reißen waren, dermaßen angetroffen daß nit mer den zwen in die ſtat entrunnen, vier gefangen unndt die übrigen 294 etewan ein halben musquete ſchutz von der ſtattmuren in einem rebberckh angeſichts der belegerten von J. M. ſelbſt unnd dheren ritterſchafft ſeindt ehrlegt worden. Dorauf wir ſontag den 16. july die ſtatt angehebt zubelegeren unndt die ſach mit hinzuſchantzen ſchon ſo weit gebracht (ohn angeſehen daß ſich die ligiſche armada in zimlicher anzall zur endtſchüttung nachet) daß wir gutter hoffnung ſy ſoll auf morndrigen tag zum ſturm beſchoßen unndt mit Gottes hilff erobert werden.

Auß Delphinat iſt gewiſſe doch boſt[2]) zeittung daß herr von Mangerong die ſtatt Wyen[3]) an der Rohne der ligue überantworttet, welche in für ſye zum gubernator in ſelbiger ſtatt beſtettiget hat, unndt hat ſich derhalben K. M. großeren unruw in ſelbiger provintz zuverſehen. Gott well es alleß zum beſten wenden ꝛc.

Datum in unnſerem leger vor Eperné den 21. july im thuſendt fünffhundert zwey unndt neinzigſte jahre.

Eüwer G. G. F. unndt E. W.
unnderthennigſter unndt dienſtgehorſamſter burger
Hanns Uolrich Witnauwer.

Post Scriptum.

Diewil G. ꝛc. in yetzgethonem ſchrieben der belegerung der ſtatt Eſpernay iſt gedocht worden, kan ich nit underloßen zu

[1]) Dormans, Marne. [2]) Poſt. [3]) Vienne, Isère.

vermelden wie eß mit derſelbigen witters ergangen ſige. Es iſt die ſtatt Eſpernay ettlich tag nocheinander beſchoßen worden, doch nit zum ſturm, ſondern allein die belegerten von den hochwerrent zu tryben undt den feldtfeyendt der ſich ettlichen molen hörren loßen daß er die ſtatt entſchütten wolle, gegen unß zu lokhen, welcher aber den fur nit beyßen wellen. Wiel nun unſer ſchießen von ſtukhen den beleggerten merkhlichen ſchaden am volkh zugefüegt unnd innen noch irer eignen ſag bey hunderttunndtfünffzig gutter ſoldaten verletzt hat, zu dem auch ſambſtag den 29. july den ſporren an der ſtatt durch den ſturm verlohren worden, unndt daß waſſer der ſtattgraben mehrtheilz abgeliffen, haben ſye ſich ſontag den driſigſten obgemeltes monats dergeſtalt ergeben, daß ſy noch ſelbigen abent, neben hinderloßung ihrer trummen unnd fanen, mit abgelöſchene lunden, wehr unndt waffen, ſack unndt pack, die ſtatt verloßen und ihren weg noch Reims in Champaigne zugenomen haben. In eroberung obgemelttes ſporrenß iſt marſchallß Birongs (ſo etwan dry wuchen zuvor eben vor diſer ſtatt mit eim ſtukh erſchoßen worden) ſohn durch ein büchſen ſchutz verletz worden doch imme am leben unſchedlich. Was nun K. M. in künfftigen tagen werdt fürnemen, wirdt die zeitt mit bringen.

raptim[1]) (bei Paris) 4. auguſt 1592.

Edlen Geſtrengen ꝛc. ſind mein underthenige, gehorſame, geneigte, ſchuldig und willige dienſt, beſtes vleiß undt meineß vermögens bevor.

Eß wirt on allen zwyffell meine beſchene ſchryben, ſo ich an E. G. gethon denſelben behendigt unndt zukhomen, do dan E. G. unſers langwerenden kriegs genuogſam bericht empfangen, wie wir ſo ſchlechtlich tractiert und gehalten werden, unſer kriegsvolckh, ſo ſich die lange zeit erlich und redlich erzeigt und

[1]) Eiligſt.

gehalten, deren doch leider in geringer anzall meer ſind undt täglich werden, allen mangell an gelt und kleidung undt anderes undt anderen notwendigen ſachen ſechen müßen, nit deſtweniger man unß täglich an ſeyendt fürt uundt brauchen laßen müſen, alſo daß gemeine ampt undt kriegsleüt unluſtig lenger undt fürther zedienen, urlaub fordern undt in ir lieb vatterlandt zeziehen begeren, daß auch nit ein wunder. Aber uff E. G. vordrigen bevelch haben ich nit alſo leichtlich abziehen khönnen, ſondern E. G. geheiß zugeleben und erwarten wöllen. Zubedenkhen iſt es über daß alle eher [1]) und redliche thaten ſo wir in die 40 moneten erſtriten und erlangt, in einer unglickhafften ſtunndt verloren werden möchte, darvor unß der almechtig Got gnedig bewharen wölle, dan wie E. G. erkhennen khan, waß mit wenig und unluſtigem kriegsvolkh uszerichten iſt. Piten derenhalben E. G. und F. S. E. W. ſie wöllen mich meine eherliche ampts und kriegsleüt in ällen vätterlichen gnaden gedenckhen und gnedigen rath ſchutz und ſchirm erzeigen, wie dan wir troſtlicher hoffnung ſindt E. G. ꝛc. thun werden, ſolches wir in aller underthenigiſter gehorſame undt dankhbarkheit erkhennen und verdienen ſollen, den almechtigen Got treüwlich pitende, dz er E. G. in glücklicher früdſamer regierung wölle erhalten. Sonſt ſindt wir diſer zeit vor der ſtat Eperne ſo der ſeyend vor ungevor zween moneten eingenomen gelegen, welche mit hilff deß almechtigen ſontag den 30. july wider einkrigt und bekhomen, und haben 250 guter ſoldaten deß fündts in die ſtat inen zuhilff khomen wöllen, welche ir K. M. ſelbſt eigner perſon angetroffen und den 14. july alle erſchlagen mit wenig reißigem volckh. Undt iſt unſer herr Marſchalkh von Byron vor diſer ſtatt, mit einem ſtukh erſchoßen worden, welcher unſere nation ſehr

[1]) Ehre.

geliebet auch ſtettigs bey undt mit unß gweſen, an allen geſorlichen orten unß thun dapffer anfüren und bey unß erzeigt. Der liebe Got bewar unß weither vor unfaal.

Datum raptim, den 4. auguſty ſtilo antiquo Anno 1592.

E. G. und E. S. E. W.
underthenigér burger
Jo. Spyerer.

Hauptmann Spirer hatte am 16. July aus Senlis geſchrieben „man ſage von Frieden.“ Es währte aber noch ein Jahr, bis die in den Augen der katholiſchen Parthei zu einem ſolchen unerläßliche Bedingung, Heinrichs IV. Uebertritt zur katholiſchen Kirche, erfüllt wurde. (25. July 1593.) Von da an machte die nationale Einigung raſche Fortſchritte. 1594 wurde Heinrich zu Chartres gekrönt, worauf er in Paris einzog. 1595 erhielt er die päpſtliche Abſolution. 1596 verglich er ſich mit Mayenne, und 1598 ließ ſich endlich auch Philipp II., ſeinen Anſprüchen entſagend, nach vergeblichen Kämpfen in der Picardie und Burgund zum Friedensſchluß von Vervins herbei.

In dieſen Zeitraum fallen noch die folgenden vier Briefe des Hauptmann Speirer, der im Auftrage Baſels ſich um die Rückzahlung der Gelder verwendete, welche die franzöſiſche Krone, theilweiſe ſchon ſeit des großen Condé Zeit, der Stadt, den Hauptleuten und der Mannſchaft ſchuldete.

Aus Poligny (Jura) 7. Auguſt a. c. 1595.

Edele geſtreng ꝛc. Demnach ich mich den 20. july deß alten callenders, mit den herren geſanten loblicher eydtgenoßenſchafft uff die ſtraß begeben, nach Franckhreych zu reyßen. haben gemelte herren mich zum vierten mall zu iren lyt geſchickht, dieſelb umb ein beſtimpt orth zu pitten, ernambßet, und ſy anzuhören. Als aber Jhr M. khein gelegen orth die herren gſanten zu empfochen, und beſunders in der frey graffſchafft Burgundt,

dem Khünig ſeiner reputation nachtheyllig nit wöllen biß anhero anhören. Sunder erſt den 7. auguſtj hatt Jhr M. die herren geſanten durch mich loßen beſcheyden ghon Maccun[1]) ein ſtatt gegen Leon ſy anzuhören. Wie zwyſchen iſt der Khünig vortgefaren ſtett ſchlößer und fleckhen eingenomen und an gelt geſtrafft. Arbuoys[2]) iſt (do der guott wein wachſt) beſchoßen blindt (der hauptman der ſtatt gehengt) und umb zechen thußent cronen rantioniert worden. Pollinguy ein ſtatt, als ſy daß geſchütz geſechen, mit dem Khünig überkhumen geben zwentzigthuſent cronen. Jetz ligt der khünig nit weytt von Lion de ſony[3]) welche allbereith belegert, wirt eitweder ſich ergeben oder gelt ſchwytzen mießen.

Den 29. july hatt der Khünig die ſtatt Sällis[4]) allerdingen eigner perſon ſelber abgeſechen, mich den ander tag (doch wyder meinen großen wyllen) in die ſtatt geſchickht dieſelb in Jhr M. namen auffzufordern, oder dreyßigthußent cronen Jhr M. zu erlegen. Als aber durch ſchryben der herren geſanten an Jhr M. ſolches geſtyllet, einmal ſo war auch herr oberſten Cuon von Viej mit XI ſenli eydtgenoßen in der ſtatt Sällis, ſo haben auch die von der ſtatt alle vorſtett allerdingen ſelber angeſtögt und verbrendt, zu ſampt den fruchtbaren beim allerdingen umbhauwen loßen.

Der fryden mit dem Dumena ſoll wie man ſagt gemacht ſin, er iſt aber noch nit zu hoff ankhomen, und nimpt der Khünig ſein weg mithin uff Leon zu.

Der connetable von Caſtylea, weder er noch ſein volckh, dörffen ſich ſechen loßen, alſo das er dem lande Burgundt mher ſchad den nutz iſt, und ein urſach daß der Khünig ins Burgundt gezogen iſt. Waß ſich wytter zutregt wyll ich uß

[1]) Macon, Saône-et-Loire.
[2]) Arbois, Jura.
[3]) Lons-le-Saulnier, Jura.
[4]) Salins, Jura.

underthenigeer ſchuldiger pflicht Euwer gnaden zu verſtendigen nit manglen, thun hiemit euwer gnaden ſtreng erſam wyßheith zu langwüriger geſundheith und glücklicher regierung göttlichen gnaden befellen. Geben in ill den 7. auguſtj deß alten callenders zu Pollingny in der frey graffſchafft Burgundt Anno 1595.

E. G. S. E. W.
underthenigeer gehorſamer und dienſtwylliger
und gez.: Jo. Spyrer.

Den G. E. F. V. F. F. und wyßen herren burgenmeyſter und rhatt der ſtatt Baßell meinen wohlehrenden gnedigen und gepietenden herren zu handen. Baßell.

Aus Paris, 4. November 1595 n. ſt.

Ehrenveſter fürnemer fürſichtiger und wyßer hoch und wolgeachter günſtiger ehrender lieber herr und guotter fryndt. Demnoch eüch ſampt andern minen G. und hochehrenden herren deputierten gſanten miner gnedigen herren und ſtellen hochloblicher Eytgnoßſchafft gefallen, gnediglich wöllen, mir etwaß in befelch zugeben, allhie zu Pariß zu ſollicitieren und ußzupringen, doran dan miner perſon nützit ſoll erwinden an täglichem flyßigem anhalten, wie ich mich dan in größerem obligiert und verpflicht erkhen, minen hochgeachten G. herren zu allentheyllen gehorſame underthenige wyllige dienſt zuerzeigen. Es langt aber zu den herren zu mherer befürderung und anſechens, ein ſchryben bey minen gnedigen herren der ſtatt Baßell, oder aber bey den herren der ſtatt Zürich innamen der überigen ſtetten an herren von Sellnerj[1]) ußzupringen, und mir zu preſentieren thun überſchikhen, bey dem ordinarj potten ſo all 14

[1]) Sillery.

tag zu Sollenthurn uff Leon [1]) zughott, an den herren Jo. Gruober doſelbſt, welcher es alzeith uff Pariß zu mir verſchaffen khan.

Es iſt der herr von Silnerj den 2. novembris deß neüwen Callenders allhie zu Paris ankhomen, und iſt vorhabens in zweyen tagen zu K. M. in Picardey zuverreyßen mir ſelber angezeigt. Daß leyder die große ſtatt Cambro (Cambray) in Picardey ſampt der veſte durch die Spanier, und mittel der inhabitanten eingenomen iſt worden, werden min G. herren wie auch ihr deßen in lenge noch verſtendiget ſin worden.

Diſer tagen iſt der hertzog von Annewers [2]) mit todt abgangen.

Es ſindt vor verrugter tagen und zytt ob ich gon Pariß ankhumen ein große anzall perſonen gerichtet worden reverenter zumelden gehengt worden und viertheylt, ſo die ſtatt Pariß verrathen wöllen, neben dem iſt ein pültnuß [3]) khoſtlich gemacht worden zu bedütten den hertzogen von Domallen (d'Aumale) ſo rechtlich verurtheyldt und offenlich zu Pariß gevierteylt, und an die 4 ſtraſſen offenlich gehengt worden, er aber eigner perſon iſt bey den Spaniern.

Es wölle der herr unbeſchwert ſin minen gnedigen herren der ſtatt Baßell, mine underthenige gehorſame wyllige dienſt vermelden und anzeigen, mit wünſchung glückhlicher regierung und langs läbens, mit underthenigen dienſtlichem pitten, ſo ihr gnaden ſtreng erſam wyßheyth an den herren von Sylnerj oder herren Sancy ſchryben werden, miner zu guottem eingedenckhen aller gnedigſt nit vergeßen ſin wöllen; daß ſtadt mir umb ihr gnaden ſtreng erſam wyßheith, die tag mins leben, underthenig und dienſtlich zubeſchulden und zuerdienen.

---

[1]) Lyon. [2]) de Nevers. [3]) Bildniß.

Thun hiemit den herren ſampt ſiner ehrenden hußfrauwen und lieben angehörigen, göttlichen gnaden treüwlich und woll befellen.

raptim zu Pariß den 4. novembris ſtylo novo anno 1595.

Euwer alzeitt dienſtwylliger

Jo. Spyrer.

Aus Paris 16. November 1595.

Mein fryndtlichen gruoß als liebs und guots zuvor, günſtiger lieber ſchwoger. Wyßent daß min geweßener diener Balthaſar mir und ſunſt einem hauptman etwaß gälts entragen, zum theyll wider worden, habe ine recht lauffen [1]) loßen, mag ſich wytter hieten ob er wyll.

Derohalben ime ſo er vylleicht ghon Baßell khumen, wurde nitzit glauben ſöllen. Wöllent dem herren Hornlocher neben fryndtlichem gruoß in ſtyll anzeigen ob meinen gnädigen herren vylleichter gefellig und angenem ſin wurde, ſo ich wurde bey dem Khünig verſchaffen möchte, deß printz von Conde ſäligen ſchuldtinhalt der handtſchryfft ſampt denen zinßen in die hauptverſchrybung zu pringen, dargegen min G. herren die handtſchryfft herußgeben wie billich. Derohalben wo ſolches minen G. herren gefellig und ich deßen befelch von Jhro gnaden mir zukhumen, wurde mich in allem treuwlich zu verichten befliſſen. Hiemit ſindt Gott woll befollen, den 16. Novembris deß nüwen callenders Anno 1595 zu Pariß.

E. D. W.

ſchwoger

Jo. Spirer.

An herren Veith Hörnlj ſpittallmeyſter zu Baßell. Baßell.

[1]) Spießruthen.

Aus Paris, 14. Februar 1596.

Geſtreng Edell ꝛc. E. G. ſchryben hat ich den 16. januarij ſtylo novo zu Pariß empfangen, daß ein an min G. herren von Syllnerj und alſobaldt überlyffert, thun mich gegen E. G. gantz underthenig und dienſtlich E. G. fürgeſchryfft und inteceſſion an obgemelten herren bedanckhen.

Betreffent deß printzen von Condes[1]) ſäligſter gedechtnuß ſchuldt, hab ich nützit wurden wöllen tractieren oder verhandlen, ohne E. G. vorwyßen und befelch, inſunderheith als ich verſtanden hab, von dem herren Syllnerj, und auch herren Curio, ſo allhie zu Pariß, daß diſe printziſche ſchuldt ime Curio[2]) in ſinen verſchrybungen und contracten inſerriert ſeye, wölcher ſich auch anerpotten ſo er etwaß gälts empfoche zu ſiner ankhunfft, E. G. daß hauptguoth reſtituieren wölle. Daß hab ich E. G. S. E. W. underthenig und dienſtlich zur relation nit wöllen verhalten. Belangent die drey ußſtenden zinß der ſybentzigthußent cronen hauptguotts, hatt mich der herr ambaßathor vertröſtet in khurtzem zu empfochen. Weßen ich mich alsdan mit dem gelt zuverhalten ſölle, uff die ſtraß zuwagen oder durch ein wechſell, wölches ohne coſten nit zugoth, wöll mich E. G. deßen gnediglich thun berichten. Es würdt der herr oberſter Zermatten von Sollenthurn und oberſter Hardtmann uß den Pünten in khurtzem auch expediert werden.

Neüwer zeyttungen halber anderſt nützit dan daß der Khunig noch vor Laſerne (?) verhofft mit einem waßerwerckh und ſchwölle dieſelbige zu bekhumen, diſer tagen haben die in der ſtatt ein ußfall than, ſtein und bulffer genummen und in die ſtatt gefierth, auch etliche ſtuckh vernaglet.

[1]) Condé.

[2]) Der Basler Hauptmann Jacob Curio befehligte in den Jahren 1594—1595 ein Fähnlein Eidgenoſſen unter Turenne im Luxemburgiſchen.

Den 22. januarij hatt der Khünig mit der fürſtin ſiner ſchwöſter, ſo etwaß krancky in der belegerung, eßen wöllen, und den tiſch für ihr beth ſtöllen loßen, iſt der boden deß gantzen gmachs, ußgenomen wo der tiſch und daß beth geſtanden, ingefallen.

Der fryden mit dem hertzogen von Saffoy und dem Khünig ſoll beſchloßen ſin, mit waß conditionen würth die zeith bringen.

Der fryden mit dem hertzogen von Dumena iſt allerdingen gemacht, und hatt gemelter Dumena dem Khünig zu Nußeo (Nouzon?) [ardennes] den 1. februarij den fuoßfall thon, einander umbfangen und geliebet.

Mit dem hertzogen von Mercur (Mercoeur) in Bryttannie iſt ein anſtand uff 4 monet lang gemacht. Ich bin aber glaubwürdig berichtet daß es auch ein fryden ſin ſolle.

Der jung fürſt von Conde der ein ſucceſſor der kron ſin ſol iſt zu St. Germani, allernechſt bey Pariß, welchem der Marggroff von Piſani zugeben iſt.

Es wolle E. G. ꝛc. diß mein gering und kleinfüeg ſchryben, wie auch die perſon, in allen guaden uffnemen, und in gnedigem bedacht für woll recommandiert halten, thun hiemit E. G. ꝛc.

Geben zu Pariß den 14. februarij Anno 1596.

Unterſchrift fehlt weil abgeſchnitten, das ganze Schreiben iſt aber von der hand des

Johann Spirer.

Wie hoch die Forderungen für unſere Hauptleute und ihre Mannſchaft ſich beliefen, finden wir nirgends. Die ſeit Condé von der Stadt Baſel dem König vorgeſchoſſenen Gelder betrugen ohne die nie bezahlten Zinſen an hunderttauſend Sonnenkronen.

Vergeblich wurden bis ins 17. Jahrhundert hinein durch Abordnungen und Gesandtschaften im Verein mit den in der gleichen Lage sich befindlichen Mitständen persönlich beim König Schritte zur Rückerstattung seiner Schulden gethan. Er anerkannte sie, entschuldigte sich aber mit seinen ruinierten Finanzen und suchte mit guten Worten und Versicherungen sich die Gewogenheit seiner lieben Schweizer ferners zu erhalten. Darüber ereilte ihn der Tod, 1610, und mit diesem scheinen auch unsere Reclamationen verstummt zu sein.

Die Originaltexte zu diesen 35 Briefen befinden sich auf S. 1172. 1247. 1274. 1453. 1291. 1299. 1295. 1281. 1285. 1243. 1234. 1241. 1382. 1318. 1375. 1357. 1355 und 1369. 1347. 1351. 1377. 1455. 1469. 1524. 1489. 1493. 1520. 1518. 1604. 1531. 1606. 1602. 1710. 1714. 1708. 1716 des Fascickels „Zeitungen von 1585 bis 1599“ im Staatsarchiv. Die Reihenfolge dieser Seitenzahlen entspricht derjenigen der Briefe. Orthographie und Syntax derselben haben wir soweit als thunlich unverändert gelassen. Die Deutlichkeit mancher Stellen läßt daher trotz nothdürftiger Ergänzung der Interpunction da und dort noch zu wünschen übrig.

Das Kloſter Olsberg.

Von **M. Birmann.**

Beim ſtattlichen Hofe Sennweid tritt ein klarer Quell hervor, der, nach wenigen Schritten ſchon zum Bächlein geworden, bald murmelnd in den vertieften Graben hineinfällt, bald offen und in der Sonne glitzernd glatte Steine umſpült, bald rauſchend über gelegte Querhölzer ſpringt und nach einer halben Stunde ſeines Laufes bei Gibenach in den Arisdörfer Bach übergeht.

Das iſt die Fieleten, die Grenze einſt zwiſchen der Burggrafſchaft Rheinfelden und dem Sisgau, ſpäter zwiſchen dem öſterreichiſchen Vorlande und der Landſchaft Baſel, heute der Violenbach, der die Kantone Aargau und Baſelland trennt.

Am Bächlein ziehen ſich die Matten hin, deren Dunkelgrün durch das glänzende Gelb der Dotterblume und das Blau des großen Vergißmeinnichts wie durchmalt erſcheint. Rechts und links erhebt ſich das Gelände in fruchtbarem Ackerfeld, und auf den Höhen erſcheint der Wald. Hortus Dei wurde das ſchöne und ſtille Thälchen ſchon vor 800 Jahren genannt.

Am klaren Wäſſerlein liegen, nicht weit von der Quelle, die beidſeitigen Häuſergruppen von Aargau- und Baſel-Olsberg; weiter unten, etwa halbwegs ſeines Laufes, ſtehen die ſtattlichen Gebäude des einſtigen Kloſters: eine große Kirche mit angebauten Kloſterräumen aus der Zeit des 17. Jahrhunderts

nebſt einigen freiſtehenden Wohn- und Oeconomiegebäuden. Das heutige Leben vermag dieſe Räume nicht zu erfüllen; am ſchönen Sommertage erſcheinen ſie wie ausgeſtorben.

Die Abgelegenheit und Stille dieſer Stätte iſt es wohl, welche ihre erſten Bewohner hierherzog. Wie dieſe ſich einſt hier eingerichtet, was ſie im Verlaufe der Zeit hier gelebt, gethan und gelitten haben, das vernehmen wir heute nicht mehr an Ort und Stelle. Wir müſſen nach Aarau gehen, wo die Urkunden des Kloſters Olsberg aufbewahrt werden und müſſen mühſam die zerſtreuten Notizen über Olsberg zuſammenſuchen, wie ſie in den Zuſammenhang anderer Geſchichten verwoben ſind.

Wer in ältern Zeiten nach den Anfängen des Kloſters fragte, dem wurde eine von Guillimann und Sebaſtian Münſter für die Aebtiſſen bearbeitete etymologiſche Ausdeutung des Namens Olsberg in Verbindung mit den zwei hiſtoriſchen Thatſachen dargeboten, welche aus der Zeit des frühern Mittelalters aus der St. Galler Chronik bekannt waren. Danach iſt Olsberg eine Abkürzung von Cadolsberg und kommt her vom Namen Chadalo des jüngern, der mit Irminger die Ungarn geſchlagen und dann aus Dankbarkeit dieſes Stift gegründet hat. Münſter ſchon erzählt es ausführlich, und Müller noch hält ſolchen Bericht in ſeinem neuen Werke über den Aargau der Mittheilung werth. Es iſt aber nur eine auf Irrthum beruhende Spielerei. Es gab nämlich 891 wohl einen Chadaloh, Grafen zu Augſt, aber nicht einen ältern, da senior in der St. Galler Urkunde ſteht im Sinne von seigneur; ſo fehlt denn für uns einem jüngern Chodalah jedwede Berechtigung des Daſeins. Kloſter Olsberg hat einfach ſeinen Namen erhalten von der zur Zeit ſeiner Stiftung ſchon beſtehenden villa de Olsberch.

Die Frauen ſelber vertieften ſich nicht in weitführende

Deutungen. Ihnen genügte die Verſicherung der Pilger, daß der Höhenzug über ihrem Kloſter dem Oelberge gleiche; ſie leiteten gerne den Namen ihres Hauſes von demjenigen der hl. Stätte ab und führten in ihrem Siegel Chriſtum am Oelberge.

Was können wir aber heutzutage mit Sicherheit feſtſtellen? Wann, von wem und wie hat Kloſter Olsberg ſeinen Anfang genommen? Iſt es ausgegangen vom beſcheidenen Bau einer Zelle oder iſt es, wie alle Klöſter unſerer Landesgegend aus jenen Zeiten, gleich im Beginn als eine von den Großen des Landes ausgeſtattete wohlthätige Stiftung aufgetreten?

Eine Feuersbrunſt hat im Jahr 1199 das Kloſter verzehrt und mit ihm auch den Schatz der Documente. Nichts iſt von dieſen übrig geblieben, als eine 1114 von Albert von Habsburg ausgeſtellte Urkunde über die Stiftung ſeiner Jahrzeit durch Schenkung von 10 Mütt Getreides auf dem Bözberg. Nichts Anderes hat Olsberg ſelber gerettet, als die Erinnerung an die Namen ſeiner ſieben erſten Aebtiſſen:

Agnes von Mörsberg hat regiert von 1084 bis 1116,
Agathe von Ramſtein bis 1136,
Kunigunde von Honberg bis 1144 und iſt im Kapitelhauſe begraben,
Giſela von Hertenberg bis 1160,
Anna von Froburg bis 1180,
Gertrud von Froburg bis 1196,
Gutta von Schlieugen bis 1200.

Lützel weiß dieſem Wenigen noch beizufügen, daß durch die Aebtiſſe Anna von Froburg und unter Beiſtand ihres Bruders, des Biſchofs Ortlieb, Olsberg von der Regel des h. Benedict hinübergeführt worden iſt zur Ordnung der Ciſterzer und daß es ſich dabei der Viſitation Lützels unterſtellt hat. Lützel ſtand damals in ſeinem Zenit, es zählte unter Abt

Chriſtian 200 Mönche, aus deren Reihe Heinrich von Horburg auf den Biſchofſtuhl gelangt war; die Biſchöfe Adalbero und Ortlieb waren ſeine beſondern Gönner. Unter Lützels Aufſicht verblieb Olsberg Jahrhunderte lang.

Wenn ſo gleich Anfangs die Töchter der erſten Häuſer des Landes an der Spitze der Stiftung ſtanden, ſo muß dieſe letztere, wenn nicht geradezu von jenen Häuſern ausgegangen, doch von ihnen geſtützt worden ſein. Die Zeit der Stiftung fällt wohl auf das Ende des 11. Jahrhunderts, 100 Jahre vor die Zeit, da Lieſtal gebaut, die Burggrafſchaft Rheinfelden ausgeſchieden und das Haus Houberg von ſeiner Machtſtellung verdrängt wurde.

Aus Schutt und Aſche erhob ſich ein neues Stift, das die Aebtiſſe Berta von Thierſtein als ſeine zweite Gründerin nennt. Zwölf Jahre lang wirkte ſie für den Aufbau ihres Hauſes, bis ſie von Jutta von Muesbach abgelöst wurde. Von da an folgen ſich in großer Vollſtändigkeit faſt zwei Jahrhunderte lang die Urkunden des äußern Gedeihens: Aecker und Matten, Wälder und Häuſer kamen an das Stift, bald als fromme Gabe für das feierliche Gedächtniß der abgeſchiedenen Seele oder als gläubiger Umtauſch zeitlicher gegen ewige Güter, bald durch Tauſch oder Kauf um Schillinge und Marken Silbers. Vorſorglich wandten die Pflegerinnen ſich an die Großen des Landes und ließen ſich, bald nach ihrem Brandunglücke, von Graf Rudolf von Habsburg 1240 und von Ludwig von Froburg 1242 gleichlautende Erlaubnißbriefe ausſtellen, wonach Edle und Unedle ad jus atque dominium nostrum spectantes den religiosis sororibus monasterii de Olsberg Gaben und Geſchenke bieten und dieſe ſolche annehmen dürften. Noch 1284 ließen die Frauen ſich vom Grafen Theobald von Pfirt einen wörtlich gleichlautenden Brief geben, als er auf der Burg zu Lieſtal ſich aufhielt. Vorſorglich wandten ſie ſich an den hl.

Vater ſelbſt, damit er nicht bloß dem Biſchof, ſondern dem Erzbiſchof in Biſanz ausdrücklichen Auftrag ertheilte, das Stift gegen alle Anfechtungen zu ſchützen. So that es 1234 Gregor IX., 1249 Innocenz VI. und noch 1261 fordert Urban IV. den Domherrn Rudolf von Froburg auf, es nicht zuzugeben, daß Aebtiſſe und Convent des Gottesgartens in Perſonen und Gütern beläſtigt oder beſchädigt werden.

Eine der erſten Erwerbungen des neu aufblühenden Kloſters war diejenige der villa Olsberg, die ſie von den Brüdern Heinrich und Rudolf von Auggen um 150 M. S. erkauften; dann reihten ſie Aecker und Huben und ganze Schuppiſen in Arisdorf und Giebenach und Hersberg an, dann in weitern Kreiſen in Magden, Augſt, Winterſingen, Maiſprach, Zeinigen, Füllisdorf, Baſel, Blotzheim und vor Allem ſchöne Rebgelände zu Haltingen. Im Jahre 1252 ſchenkte ihnen Ulrich von Ramſtein ſein Haus in Baſel, und ſie machten in der Folge daraus ihr Abſteigequartier, den Olsberger Hof. In Rheinfelden hatten ſie Bürgerrecht und ihr eigenes Haus.

Mit den Erwerbungen der Güter wechſeln die Verleihungen derſelben ab. Große und Kleine des Landes wurden ſo Lehenträger des Kloſters, und auch mit dieſen hatten die Kloſterfrauen, wie mit den Verwandten der Verkäufer und der Vergaber, oft ihre liebe Noth. Keiner hat ihnen aber ſchlechter mitgeſpielt und ſie tiefer verletzt als der Bauer Hake in Augſt. Seine Lehenpflichten hatte er ſchlecht erfüllt, und darum war er mit Recht beim biſchöflichen Conſiſtorium in Baſel verklagt und von dieſem nach einer Unterſuchung wegen hartnäckigen Widerſtandes mit dem Interdikt bedroht worden. Als der Offizial den Brief öffentlich in der Kirche zu Augſt anheften ließ, rannte Hake während des Gottesdienſtes in die Kirche, riß die Schrift herab und zerſchnitt ſie und rief zornig: „So ſpricht man

den Verurtheilten los!" Das geiſtliche Gericht erließ nun am 19. Mai 1285 gegen den hartnäckigen Hake ein ſtrengeres Urtheil; allein dieſer erklärte, Jeden, der ſolches Schriftſtück nach Augſt bringen würde, erſtechen zu wollen, und wirklich verfolgte er den geiſtlichen Boten mit blanker Waffe. Nun war das Maß voll, und es wurde ihm angekündigt, daß er binnen 8 Tagen Genugthuung zu leiſten und zu gehorchen hätte, ſonſt ſollte ihn der Bannfluch treffen mit vollem Gewicht. Jedermann wurde ermahnt, den Widerſacher der Kirche, d. h. Gottes, als ein Scheuſal zu fliehen und ihn zum Gehorſam zu zwingen. Hake mußte nachgeben; aber die aufgeregten Kloſterfrauen überlieferten ausführlich ihr ſchweres Erlebniß und damit den Namen des Uebelthäters in langer Urkunde der Nachwelt.

Als aus dem nahen Arnolstorf der Freie Ulrich dem Grafen Ludwig von Froburg nach Waldenburg als Dienſtmann gefolgt war, ſollte dieſer Weggang auch unſern Frauen zu Gute kommen. Der eine Sohn Ulrichs, Arnolt, war kinderlos und wandte mit ſeiner Gattin Hedwig und ſeiner Schwiegermutter, der nobilis mulier Lutgardis de Lampenberch, ſeine Gunſt mehr dem Kloſter Schöntal zu. Der andere Sohn aber, Ulrich von Arnolstorf, vom Grafen zum Schultheißen von Waldenburg geſetzt, verkaufte ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in Hersberg an die Frauen zu Olsberg um 12 M. S., und ſeine Söhne und Enkel, Schultheißen zu Waldenburg und Meier zu Arnolstorf, verkauften und verſchenkten noch manches Stück an das zu jeder Erweiterung geneigte Kloſter.

Nicht minder ausgiebig war der Verkehr der Frauen mit dem Geſchlechte derer von Schauenburg. Heinrich von Schauenburg, Ritter, begann mit der Verpfändung ſeiner Güter zu Füllisdorf; nach drei Jahren mußte er dem Kloſter dieſe und ſeinen Hof zu Giebenach völlig dahingeben, und bald darauf hatte

ſeine Wittwe Gertrud mit reichen Huben und Schuppiſen die wieder aufgelaufenen Schulden zu decken. Auch ihr Sohn Bertold, Ritter, verkaufte fleißig an Olsberg; aber als eine Tochter ihres Hauſes oder vielleicht ihre eigene Tochter, Junta, von den Chorfrauen in geheimer Abſtimmung zur Aebtiſſe gewählt worden war und vom Biſchof den Stab und das pectorale (Bruſtkreuz) empfangen hatte, da ſchenkte die Wittwe Bertolds, Mechtild, reiche Gülten und Gefälle zu Rickenbach und Rotenflue an das Stift.

Auch die Zielempen zählen in beſonderem Sinne zu den benefactores unſres Kloſters. Heinrich, der Stammvater der Zielemp in unſern Gegenden, war aus ſeinem Seßhauſe in der Grafſchaft Pfirt dem letzten Grafen von Homburg, Hermann, hierher gefolgt und hatte von ihm neben andern Gütern auch ein Reichslehen in Augſt erhalten. Seinem vielfach bedrängten Lehensherrn war er Bürge gegen den Biſchof. Sein Sohn Arnolt hatte aus dem Homburgiſchen Dienſtverhältniß außer Gütern und Gülten in den Dörfern des Sisgau auch ſolche von Johann von Habsburg in der alten Grafſchaft Honberg, in Oeſchgen, Eiken und Frick erhalten und von Rudolf von Thierſtein einen ſchönen Ausſichtspunkt des Farnsberges, um darauf ein neues Haus zu bauen. Im Jahr 1314 erſcheint er als Edelknecht von Farnsberg und vergabt mit ſeinen Söhnen Heinrich und Johann das Reichslehen zu Augſt an Olsberg. Sein Enkel Ulrich, genannt von Buus, amtete als Schiedsrichter im Prozeß der Gebrüder Geuſeli gegen Olsberg zur Zeit, da ſeine Schweſter Suſanna Aebtiſſe des Kloſters war. Noch 1355 beſtätigen Heinrich und Arnolt die Schenkungen ihrer Vorfahren an Olsberg.

Länger als mit allen dieſen Häuſern des niedern Adels im Sisgau dauerte die Verbindung des Kloſters mit denen von

Eptingen. Von 1277 an wechseln Verkäufe und Schenkungen der Eptinger an Olsberg in rascher Folge ab. Eine willkommene Gabe war die 1314 von Mathias von Eptingen gemachte Schenkung des Kirchensatzes von Diegten und heute noch sagt am dortigen Pfarrhause die eingemauerte Steinschrift, daß

> anno 1704 ist dieses Haus von Grund auf von der gnädigen Aebtisse von Olsberg, Frau Maria Franzisca von Eptingen als Collatrix durch Herrn Pfarrer J. Rud. Brenner, Pfarrer allhier, erbauen worden.

Minder erträglich als diese war die Schenkung Peters von Eptingen, Ritters, Schultheißen zu Rheinfelden, welcher mit Ausnahme seines Schlosses Gutenfels alle seine Güter dem Kloster vergabte. Es zeigte sich nach seinem Tode, daß solcher nicht gar viele mehr übrig blieben. Im Verlaufe der Zeit wählte eine ganze Reihe von Eptingern in Olsberg die letzte Ruhestätte, und 1485 sah Jac. von Eptingen, Ritter, mit Erstaunen, wie viele Zweige seines Geschlechts schon vorübergegangen waren.

Als Elisabeth von Eptingen den Krummstab führte, zählte sie im Kloster neben den zahlreichen Conventualinen noch 6 Laienbrüder als Verwalter, und sie hatte den Verdruß, zu sehen, daß diese in dem von der Aebtisse Berta Münch von Münchenstein 1255 erkauften Hof Iglingen den Einsitz von Begharden begünstigten und die Erbauung einer Kapelle daselbst durchsetzten. Sie sah die kommenden Zwistigkeiten voraus und starb 1343. Zunächst aber gelang ihrer Nachfolgerin noch die Erwerbung der Rechte von Beromünster an der Kirche zu Magden um 260 M. S. und die von Bischof und Pabst genehmigte Incorporation der dortigen Pfarrei.

So hatte Olsberg in beständigem Wachsthum seinen Höhepunkt erreicht. Die gnädige Frau sah um sich, in allen Alters-

ſtufen, die Töchter der erſten Häuſer des Landes. Wenn ſie ausging an den biſchöflichen Hof nach Baſel oder in die nahe Stadt Rheinfelden, wenn hohe Gäſte, weltliche oder geiſtliche ins Kloſter kamen, ſo waren das Ereigniſſe für das ganze Haus. Sie erwarb Güter und Gefälle, ſie baute an den Gebäuden zu Olsberg und in den äußern Beſitzungen und ſuchte ſich ſo den bleibenden Ruf einer Mehrerin des Stifts zu erwerben. Vor allem ſchmückte ſie das Gotteshaus ſelber mit Altären und Gewändern, mit Bildern und heiligen Gefäßen; wo möglich mit ſeltenen und wunderthätigen Heilthümern. Der Gottesdienſt ward, Jahr aus, Jahr ein, nach der unverbrüchlichen Regel des hl. Bernhard gefeiert, am ſchönen Herbſttage die Flur in andächtiger Prozeſſion umzogen und aufs Neue geſegnet. Indeſſen verwaltete ein wohlbeſtelltes Laienperſonal die Güter des Stifts, ſammelte die Zehnten in die Speicher zu Diegten und Magden, die Bodenzinſe und Gefälle in den großen Räumen zu Olsberg und zu Rheinfelden. Die Lehenmannen kamen bei Anlaß von Aenderungen und Todesfällen in das Stift, um aufs Neue in Gelübde und Pflicht desſelben zu treten.

Zwei Jahrhunderte lang hat das Kloſter in ungeſtörtem Wachsthum zugenommen; es ſollten nun faſt vier Jahrhunderte folgen, durch welche hindurch dem Fernerſtehenden nur der Eindruck eines bald raſchern, bald langſamern Verfalles gemacht und unterhalten wird.

Vom Pfarrhaus zu Magden aus, das vom Stift um ſo ſchweres Geld erworben worden war, ſollte der erſte Schlag erfolgen. Es ſtritten um die Pfarrei Johann von Brunnkofen und Nicolaus Koſt. Das geiſtliche Gericht ſprach ſich für den Erſtern aus, aber die Aebtiſſe Margareta von Baden (aus Baſel ſtammend) und der Convent hielten zum Letztern. Der

Streit gedieh ſogar dahin, daß über das Kloſter das Interdikt und, beim weitern Beharren der Frauen, zuletzt über die Aebtiſſe und Conventualen die niedere Excommunication ausgeſprochen wurde. Erſt nach geleiſteter vollſtändiger Satisfaktion löste der ſtraßburgiſche Offizial Rembold von Samunda die Gedemüthigten wieder.

Darauf folgte der zweite Schlag. Im Jahr 1427 brach Feuer aus und in wenigen Stunden lagen die ſtattlichen Gebäude darnieder. Das Unglück war groß, da es ſich zeigte, daß das angeſehene Stift die Mittel nicht fand, ſeine nothwendigen Bauten wieder aufzuführen; denn 1434 war die zur Weihung erſtellte Kirche noch ein mangelhaftes Werk. Fünf Jahre ſpäter noch mußte die große Kirchenverſammlung zu Baſel ihre Verwendung eintreten laſſen, und ſie forderte die mildthätige Chriſtenheit zu Steuern auf für das darniederliegende Gotteshaus. Aber auch damit war nicht geholfen. Die Mittel waren namentlich auch durch die koſtſpieligen Beſuche der Väter des Conziliums aufgezehrt worden. Nach 13 weitern Jahren mußte der General zu Ciſterz den Viſitator des Kloſters, den Prälaten zu Lützel auffordern, in Olsberg endlich Ordnung zu ſchaffen. Peter Stoß kam nun als Abt ins Haus, und Anna Burghoferin ward als Statthalterin beſtellt. Langſam erholten ſich die äußern Verhältniſſe des Stifts; aber noch 1482 muße der Abt von Lützel ſich mahnen laſſen, eine völlige Reformation des Kloſters vorzunehmen. Die Aebtiſſe Margareta von Dachsburg vermochte nicht durchzudringen; dieſes gelang erſt ihrer Nachfolgerin, Anna Müller von Lieſtal, der erſten bürgerlichen Aebtiſſe von Olsberg. Kaum war das Stift wieder in eine gute Bahn gebracht, als der dritte, größte Schlag erfolgte.

Anna Müller war 1517 geſtorben und an ihre Stelle

durch geheimes Mehr der Conventualen Catharina von Schönberg zur Vorsteherin gewählt worden. Im 8. Jahr ihrer Regierung, am 2. Mai 1525 stiegen die Rotten der empörten Bauern von den Höhen gegen das Stift herab; die Frauen und fast alles Gesinde waren geflohen, und so wurden die Vorräthe des Hauses, der Wein in den Kellern als herrenloefs Gut herausgeholt und verschwendet, die Gebäude wurden durchlaufen und durchsucht; vor allem wurde nach den Pergamenten geforscht, als der Quelle aller der Dienstbarkeiten und Lasten; und als diese nicht gefunden wurden, fuhr die wilde Menge gegen die Gebäude und die Einfassungen und zerstörte und verderbte, was immer mit den Händen zu erreichen war. Bald darauf starb die alte gnädige Frau vor Gram, und ihre Nachfolgerin in der äbtlichen Würde ward Agnes Küfer von Rheinfelden. Die Conventfrauen waren nun selber von dem überall erwachten, freiheitlichen Geiste erfaßt und erfüllt worden: erst liefen die Beginen zu Iglingen bis auf Eine, eine übelmögende Person, auseinander. Sie nahmen mit sich, was beweglich war und zerstreuten sich und heiratheten in den umliegenden Dörfern. Die österreichische Regierung befaßte sich zwar nicht mit der Ein- und Durchführung der Reformation und der Aussteuer der austretenden Klostergenossen; und doch sehen wir, daß auch Olsberg sich fast ganz entleerte, und alle Frauen bis auf zwei entweder in ihre häuslichen Kreise zurücktraten oder durch Heirath ein eigenes Hauswesen gründeten. Auch die Aebtisse ging nach Basel und ward die Ehefrau des gewesenen Priesters Haltmeier; das Kloster war so gut wie aufgelöst. Es ist nicht zu wiederholen, welche Fluth von Schimpf und Fluch noch zwei Jahrhunderte später von einem geistlichen Geschichtsschreiber des Stifts über das Andenken dieser zweiten „Catharina Boré" ausgeschüttet wird.

Das Kloſter Olsberg ſchien ſeine Geſchichte abgeſchloſſen zu haben, da zeigte ſich ſo recht der hohe Werth der Paternität der Abtei Lützel. Der Abt Heinrich ſuchte vor der Hand bloß das Stift zu erhalten; während Iglingen von der Regierung zur Hand genommen wurde, konnte er für Olsberg einen getreuen Schaffner beſtellen. Nach ſeinem Tode übernahm auch für Olsberg die Sorge ſein Nachfolger Nicolaus IV., und 23 Jahre nach dem Ausſcheiden der letzten Aebtiſſe wurde in der aus Schwaben berufenen Catharina von Hersberg eine energiſche neue Vorſteherin beſtellt. Dieſe ſchied vor allem die aus Iglingen herübergekommene Schweſter „als ein räudiges Schaf von ihren geiſtlichen Töchtern" und wußte von Erzherzog Ferdinand den Hof Iglingen als einfachen Bauernhof wieder zu erlangen. Als fröhliche Gotte finden wir ſie 1581 im Hauſe des evangeliſchen Stadtſchreibers zu Lieſtal. Sie ſtarb 1588. Ihrer Nachfolgerin Urſula Schmozerin von Rizall war es vorbehalten, auf's Neue die herbſten Prüfungen zu beſtehen. Der Nuntius hielt fortwährend das Stift der Anſteckung von der neuen Lehre verdächtig und ordnete eigenmächtig eine Viſitation durch den Abt von Wettingen an. Alle Proteſte der Frauen, des Abtes von Lützel und ſelbſt der öſterreichiſchen Regierung waren umſonſt. Doch ging dieſer Sturm vorüber, und die Aebtiſſe wandte ſich wieder energiſch und gewandt der öconomiſchen Herſtellung des Stiftes zu. Da kam der 16. Sept. 1632 und ſetzte all ihrer Thätigkeit ein Ziel. An dieſem Tage forderte der in Schwedens Dienſten ſtehende Oberſt Gonthier Rheinfelden zur Uebergabe auf und zog dann mit 70 Reitern nach Olsberg. Die alte Aebtiſſe hatte Orgel, Uhren, Altartafeln und andere bewegliche Schätze in ihren Hof zu Rheinfelden geflüchtet und war mit ihren 10 Conventualen nach Seckingen, Klingnau und Baden geflohen.

Gonthier plünderte Olsberg und eilte dann den Geflohenen nach, aber die Stadt Baden verſchloß ihm ihre Thore. Bald darauf flohen die Frauen nach Wettingen, wo ſie faſt ¾ Jahre lang, darauf nach Balstal, wo ſie 16 Monate blieben. Indeſſen nahm der kaiſerliche Commandant, Graf Spaur, aus dem Olsberger Hof zu Rheinfelden 400 Saum Wein, die Zehntfrüchte von Rheinfelden und Magden, 18 aufgerüſtete Betten und Alles was beweglich war. Im folgenden Jahr verlangte der ſchwediſche Commandant Croneck eine Contribution von fl. 800, und als ſie nicht bezahlt wurde, plünderten die durlachiſchen Soldaten auch die nun aufgefundenen Koſtbarkeiten des Kloſters und fuhren ſie auf dem Rhein nach Baſel. Im Jahr 1634 ließ der Rheingraf das Gebäude in der Stadt zerſtören, die dem Kloſter gehörenden Gebäude zu Magden, die drei Höfe Olsberg, die Scheunen, ſogar die Häge und Nußbäume anbrennen und von den eigentlichen Kloſtergebäuden alles Holzwerk, ſelbſt die Ziegel von den Dächern fortführen. Kirchenſtühle und Altäre wurden zerſchlagen; bei 100 Saum Wein, 800 Säck Früchte und 14 Betten wurden mit allem beweglichen Eigenthum bis auf das irdene Küchengeſchirr und das letzte Werkzeug mitgenommen und um ein Spottgeld verkauft. Abgedeckt, thüren- und fenſterlos ſtand das Kloſter da, als am 18. Sept. 1635 die Frauen zurückkamen. Zehn Jahre ſpäter hatten ſie ſich zur Wahl einer neuen Aebtiſſe zu verſammeln. Catharina Koler von Rheinau ſchätzte den erlittenen Schaden auf 100,000 Dukaten; ſie ſtellte unter dem Beirath des Abtes von Lützel die Gebäude und die ganze Oeconomie des Kloſters ſo gut als möglich wieder her. Im Jahr 1649 konnten die Nebenaltäre wieder durch Abt Bernhardin Buchinger eingeweiht, der Hochaltar aber erſt 1673 würdig aufgeſtellt werden.

Es hatte ſich aber indeſſen gar manches verändert. Im Verlaufe der Zeit waren durch den ſtets ſinkenden Geldwerth die Gefälle, welche nicht in natura zu liefern waren, auf einen unbedeutenden Betrag zuſammen geſchmolzen. Die olsbergiſchen Höfe zu Olsberg, Gibenach und Hersberg waren zu kleinen Dörfern erwachſen, und die Anſprüche der vermehrten Bevölkerung an Wald und Feld, die Zertheilung des Grundbeſitzes und daherige Zerſplitterung der Zinſe, die in ſchweren Zeiten geſchehene Verſchleppung und Zerſtörung der Beraine hatten in die Einkünfte des Kloſters eine ſolche Unſicherheit gebracht, daß von allen Seiten nur Schaden erwuchs. Das ſchmale Wäſſerlein beim Kloſter ſchied den öſterreichiſchen vom ſchweizeriſchen Boden, und mit einem Schritte darüber ſtanden die Frauen auf dem Gebiet einer andersgläubigen Regierung und auf dem Grund andersgläubiger Bewohner. Und dieſe Regierung und dieſe Bewohner hatten ganz kein Intereſſe mehr an der Aufhellung der Dunkelheiten in den Gerechtſamen des Kloſters; ſie verfochten vielmehr als Gegenpartei ihre Anſprüche mit dem Nachdruck des eidgenöſſiſchen Standesgefühls und mit dem feſten Willen, die uralten Laſten nicht auf alle Zeiten hinaus, nicht auf Kind und Kindeskind vererben zu laſſen. Selbſt im eigenen Lande erwachten mehr und immer mehr die Stimmen, welche den Fortbeſtand der Klöſter als einen Schaden für den allgemeinen Nutzen bezeichneten. So iſt ſeit dem 30jährigen Kriege das Kloſter Olsberg an Macht und an Einfluß nur noch der Schatten des einſtigen.

Wohl gab es immer noch Lichtblicke in das einförmige und mannigfach bedrängte Leben der Frauen. Die Aebtiſſe Maria Franziſca von Eptingen wußte nicht nur einen prächtigen Hochaltar zu beſchaffen, ſondern ſie erwarb unter Mithülfe des Einſiedliſchen Paters Joachim und deſſen Bruder,

des päpſtlichen Gardiſten Conrad Pfyffer, dahin auch ein würdiges Heilthum. Papſt Innocenz XI. ließ ihr den ehrwürdigen Leichnam des Märtyrers Victor zukommen, der dann in Olsberg mit inbrünſtiger Andacht aufgenommen wurde. Dann erwarb die Aebtiſſe für künftige Kriegszeiten ein Fluchthaus in Lieſtal, die bisherige Amtswohnung des ſtädtiſchen Schultheißen, die ſpätere Bezirksſchreiberei. Großes Lob wird ihr auch geſpendet für ihre Pflege der klöſterlichen Disciplin und der Oeconomie.

Aber nun begannen neue Anfechtungen, welche mit der Auflöſung des uralten Stiftes enden ſollten. Der Uebergang des Sundgau an Frankreich ließ es der öſterreichiſchen Regierung als unſtatthaft erſcheinen, daß Olsberg immerfort der Viſitation des Kloſters Lützel unterſtellt bliebe. Nach vielem Verdruß legte der Generalvicarius, Abt Nicolaus, die Paternität in die Hände Anſelms, des Reichsprälaten von Salem. Unter den 12 Nonnen und 16 Laienſchweſtern hatten ſich 3 Parteien gebildet. Die Aebtiſſe und der Verwalter leiteten die öſterreichiſche, der Lützelſche Beichtvater die franzöſiſche, die Conventualen aus dem Bisthum Baſel und der Schweiz hielten ſich neutral. Abt Anſelm begnügte ſich nach vorgenommener 10tägiger Viſitation nicht mit der bloßen Einſetzung eines Beichtvaters, ſondern ſchickte auch unter dem Vorwande der zerfallenen Kloſterzucht, in der Perſon der Kloſterfrau Juliana Guggerin von Staudach eine Priorin ein. Auf die energiſche Appellation der Aebtiſſe an die oberſte geiſtliche Behörde des Ordens, zu Ciſterz, und dann am kaiſerlichen Hofe ward Prälat Auguſtin von St. Urban mit einer neuen Viſitation beauftragt, und die Verfügungen von Salmansweiler wurden aufgehoben und Olsberg wurde der Aufſicht des Abtes zu Tennenbach unterſtellt. Die Regierung aber nahm nicht nur

die gesammte Verwaltung der Güter in die Hand, sondern gab auch strikte Vorschriften über die Führung des innern Haushaltes, über Küche und Keller, über Verminderung der Dienstboten. Darauf verkaufte sie die Höfe zu Iglingen und Ober-Olsberg und wandelte 1788, nach dem Tode der Aebtisse Victoria von Schönau, das Kloster in ein adeliges Fräuleinstift um unter folgenden Bestimmungen:

Es sollen von nun an aufgenommen werden adelige Fräulein im Alter von 15—40 Jahren. Der Kaiser wählt aus einem Dreiervorschlag des Convents die Aufzunehmenden. Sie bleiben erbfähig und dürfen sich verheirathen. Nur die Oberin legt das Klostergelübde ab, ihr kommen jährlich fl. 800, den Stiftsdamen fl. 500 zu. Die Kleidung ist schwarz, das Bild des h. Leopold in Email wird auf der einen Seite getragen, auf der andern der Namenszug des Kaisers im goldenen Kreuz. Sie hören täglich eine Messe und beten für die Verstorbenen im Fegfeuer ein de profundis. An Sonn- und Feiertagen hören sie eine Predigt, sonst sind sie in ihren Andachtsübungen frei. Besuche dürfen sie empfangen in Gegenwart der Oberin, auf Bälle gehen in Begleitung einer Assistentin. Ueber Nacht dürfen sie ausbleiben mit Erlaubniß der Oberin, für längere Zeit mit solcher der Landesstelle.

In die alten Räume zog nun ein neues Leben ein. An die Stelle der methodischen Andachtsübungen trat vielfach ein heiterer Lebensgenuß; musikalische Instrumente wurden eingebracht, und manch weltliches Lied in frohem jugendlichem Chor klang dem Besucher entgegen.

Aber diese Zeiten gingen schnell vorüber, und von dem Wirbel der Veränderungen am Ende des Jahrhunderts sollte auch Olsberg nicht unberührt bleiben. Das Ländchen wurde

von Oeſterreich abgeriſſen und kam an Frankreich und bald darauf 1803 an den neugeſchaffenen Kanton Aargau.

Sofort wurden die zurückgebliebenen ältern Conventfrauen penſionirt; die Aebtiſſe M. Joſepha von Forimthaler hielt Fr. 1600 und ſtarb 1813 in Frick, die Frau Aſſiſtentin Fr. 1000, die Frau von Reinach Fr. 1000, jede Laienſchweſter Fr. 400. Die Räume wurden zu einer Erziehungsanſtalt für Töchter beſtimmt, wobei Lehrerinnen und Zöglinge ohne Rückſicht auf Religion aufgenommen werden ſollten. Vier Lehrerinnen unterrichteten in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, in Erdbeſchreibung, Geſchichte, Naturkunde, Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen, Klavierſpiel und Handarbeiten. Mit der Mühle, den Wirthſchafts- und Beamtengebäuden zählte man damals noch 17 Häuſer.

Im Jahr 1830 wurde auch dieſes Inſtitut aufgehoben und der Ertrag der Güter dem Schulfond einverleibt. Erſt 1846 ſollten die ſo lange nicht benützten Gebäude eine neue Verwendung finden. Auf den hundertſten Jahrestag der Geburt Peſtalozzi's wurde eine Erziehungsanſtalt für arme Kinder, eine Peſtalozziſtiftung, in die alten Kloſtermauern verlegt.

Das innere Weſen des Kloſters hat ſich mit den Zeiten verändert, und es iſt an Stelle einer jahrhundertelangen Pflege des Glaubens für kurze Zeit diejenige des Wiſſens und in neuerer Zeit eine ſolche der Liebe getreten. Im Äußern aber hat ſich wenig verändert; die Anlage der Gebäude iſt dieſelbe geblieben; das Wäſſerlein fließt wie von jeher an ihnen vorbei, und heute noch wird die Stätte bezeichnet mit dem Namen des Kloſters Olsberg.

Basels Baugeschichte im Mittelalter.

Von Dr. **Albert Burckhardt.**

Wenn wir uns um zweitausend Jahre an die Stelle zurückversetzen, wo heute Basel steht, so bietet sich unserm Auge ein recht idyllisches Bild dar. Zwischen den beiden grünen, noch theilweise mit Wald bepflanzten Hügeln schlängelt sich ein sanftes Bächlein hin; Schafe, Rinder und Schweinchen löschen in den klaren Fluten desselben ihren Durst, und rothhaarige Raurakerkinder fangen unter den Steinen Krebse in zahlreicher Menge hervor. Wo das Flüßchen in den Strom sich ergießt, sehen wir große Netze ausgespannt, ein Fischerkahn ist am Ufer angebunden, einige Hütten, einfach aber doch nicht ärmlich gebaut, dienen den Bewohnern als Obdach. Das kleine Flüßchen ist der heutige Birsig, an Stelle der einen Hütte erhebt sich der Gasthof zu den Drei Königen und an der Stelle der andern, etwas höher gelegenen der Palast des blauen Hauses.

Einer Niederlassung von Fischern verdankt also Basel seinen Ursprung; eine derartige Gegend forderte unwiderstehlich zur Ansiedlung auf, und hat eine solche jedesfalls lange schon vor dem Augenblick bestanden, als die Bewohner dieser Fischerhütten, ihren rauracischen Stammesgenossen folgend, die Fackel in die eigene Wohnung warfen, um mit Weib und Kind, mit Hab und Gut eine neue Heimath in den fruchtbaren Gebieten

an der Garumna und am untern Rhodanus zu ſuchen, und ſo zugleich den immer häufigern Angriffen der auf dem rechten Rheinufer wohnenden Germanen zu entgehen. Jedoch ein Mächtigerer trat dieſem Unterfangen mit Glück entgegen: Gajus Julius Cäſar. Das wandernde Volk gelangte durch die Engpäſſe des heutigen Kantons Neuenburg, durch die Berge der Freigrafſchaft, an die flachen Ufer der langſam dahin ſchleichenden Saône. Sie erſtiegen mit verwunderten Blicken die herrlichen Gelände der Côte d'or, bis ſie dann in der Nähe des heutigen Autun ihr Schickſal, das heißt Julius Cäſar, erreichte. Geſchlagen und vom römiſchen Feldherrn mit beſtimmten Weiſungen verſehen kehrte kaum noch der dritte Theil der ausgewanderten Rauraker an den Rhein zurück, die Freiheit war für immer verloren. Zunächſt wurden die Hütten wieder aufgebaut, neue Netze verfertigt, ein neuer Kahn gezimmert. Bald erſchienen auch die Truppen derjenigen zum Schutze der Landesgrenzen, welche man kurz vorher noch ſo blutig bekämpft hatte, der römiſche Adler wurde auch bei den Raurakern aufgepflanzt. Hochgeſtellte Perſönlichkeiten zogen durch unſer Gebiet, Prinzen von Geblüt, die künftigen Herren der Welt, leiteten den Kampf mit den gefährlichen deutſchen Stämmen. Feſtungen und Colonien wurden angelegt. Lucius Munatius Plancus gründete Auguſta Rauracorum. Jetzt begann auch ein neues Leben für den Bewohner des kleinen Fiſcherdorfes. Die Herren in der Stadt kauften gerne den Salm und den Lachs, die Forellen des Birſigs bildeten einen Erſatz für die beliebten Muränen, welche der Römer ſo ungern im fremden Lande mißte; die Krebſe mußten aushelfen, wenn etwa ein Auſterntransport von der Nordſee von Trajectum oder Lugdunum Batavorum, Utrecht oder Leiden, nicht rechtzeitig eingetroffen war für den Feſtſchmaus, den der römiſche Stadtcommandant von Augſt ſeinen Offizieren

zu geben pflegte. Auch Soldatenzüge kamen häufiger durch unſer Dorf; ſie erfuhren, daß daſſelbe einen celtiſchen Namen trage, welcher dem lateiniſchen Robur ähnlich klang; mit der Zeit wurde eine Straße angelegt, ſie führte bei Baſel vorbei dem Rhein entlang hinunter nach Cambete, dem heutigen Großkembs, und weiter nach Argentoratum, dem wunderſchönen Straßburg. In einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten ſah alles ganz anders aus in unſerer Gegend, die celtiſchen Rauraker waren vollſtändig romaniſiert, römiſche Sitten und römiſcher Götterdienſt waren allgemein angenommen, Latein ſprach man nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern auch auf dem Lande, (nur die Eigennamen erinnern noch an die frühere vorceltiſche Zeit), römiſche Kunſt und hauptſächlich römiſche Bauthätigkeit verbreiteten ſich über das ganze Gebiet. Aus dem kleinen Fiſcherdorf war ein anſehnlicher Flecken entſtanden mit ſteinernen Häuſern, gottesdienſtlichen Gebäuden und Standquartieren für die römiſchen Truppen; denn immer nöthiger wurde eine ſorgſame Bewachung der Rheingrenze, immer häufiger wurden die Angriffe der Germanen, welche bald ſich auch auf das linke Ufer des Rheines ausdehnten. In dieſe ſturmvollen Zeiten fällt diejenige Nachricht, welche nicht nur in baugeſchichtlicher Hinſicht einiges Licht verbreitet, ſondern welche auch als die erſte deutliche Erwähnung unſerer Vaterſtadt von Seiten eines lateiniſchen Schriftſtellers daſteht; derſelbe — es iſt Ammianus Marcellinus — meldet nämlich, im Jahr 374 habe Kaiſer Valentinian in der Nähe von Baſilia, welches die Einwohner des Landes Robur nennen, eine Befeſtigung, ein munimentum, errichten laſſen. Daß dieſes Baſilia damals kein ſchmutziges Bauernſtädtchen kann geweſen ſein, geht aus folgendem Umſtande hervor: Kaiſer Valentinian hielt ſich hier mit ſeiner königlichen Hofhaltung längere Zeit auf; von dieſer Anweſen-

heit des Herrſchers rührt wohl der Ehrentitel der Stadt Robur ἡ βασιλεια d. h. die königliche her, denn auf dieſe Weiſe darf doch wohl allein der Name unſrer Vaterſtadt erklärt werden. Nun möchten wir natürlich gar zu gerne wiſſen, wie denn dieſe königliche Stadt ausgeſehen hat, allein da laſſen uns die Fundſtücke gar bedenklich im Stich; wohl hat ſich bei dem Abbruch des Diesbacherhofes hinter dem Münſter, bei dem Bau des Gerichtsgebäudes und neuerdings wieder bei dem Graben und Legen der Fundamente für das neue Obergymnaſium die Stadtmauer des alten Baſilia oder doch wenigſtens von deſſen Citadelle, des Caſtrum, auffinden laſſen, allein nur ganz unbedeutende Aufſchlüſſe erhalten wir, ſobald die Einzelheiten näher in's Auge gefaßt werden. Römiſche Münzen, einige Grabſteine, ein römiſcher Begräbnißplatz in der St. Eliſabethenvorſtadt, und eine Anzahl von Gegenſtänden, welche für den gewöhnlichen Hausbedarf dienten, dies iſt faſt alles, was ſich aus jener Zeit erhalten hat.

Ob die Befeſtigung des Kaiſers Valentinian da errichtet worden ſei, wo ſich jetzt der Kinderſpital erhebt, und wo bis auf den heutigen Tag der Name Burgweg an die Trümmer vergangener Jahrhunderte erinnert, auch die Entſcheidung hierüber vermögen wir mit Sicherheit nicht mehr zu fällen. Immerhin pflegten die Römer nicht prope, d. h. „neben bei" zu ſagen in einem Falle, wo wie hier ein breiter Strom zwiſchen den beiden zu bezeichnenden Lokalitäten floß.

Bei dieſem ungewiſſen Stand der Dinge ſoll uns daher auch das römiſche Baſel nicht länger aufhalten, ſondern laſſen wir unſere Stadt in germaniſch-chriſtlicher Zeit uns vor die Seele treten; je mehr wir uns dem eigentlichen finſtern Mittelalter nähern, deſto mehr Licht verbreitet ſich über unſre Arbeit, und ſind wir nicht mehr gezwungen, ſo vollkommen im

Dunkeln zu tappen, wie dies im aufgeklärten Alterthum der Fall war.

Am liebsten möchten wir nun das Basel aus der Zeit Kaiser Karls des Großen uns vorstellen; wissen wir doch, daß der damalige Bischof Hatto bei dem Herrn des Abendlandes viel gegolten hat, wissen wir doch ferner, daß unter Karl eine rege Bauthätigkeit im ganzen fränkischen Reiche sich entwickelt hat, eine Bauthätigkeit, von welcher das Aachener Münster heute noch ein sehr glänzendes Zeugniß ablegt; wie nahe liegt da nicht die Vermuthung, daß auch in Basel in ähnlicher Weise, wenn auch in kleinern Verhältnissen sei gebaut worden, besonders wenn man dazu nimmt, daß Bischof Hatto zugleich Abt von Reichenau war, wo damals sehr eifrig gearbeitet wurde, wie dies die noch vorhandenen Bauten deutlich aufweisen. Ein Münster hat jedesfalls damals schon an demselben Orte wie jetzt bestanden, und um dasselbe herum gruppierten sich die klosterähnlichen Gebäude, in welchen das Domcapitel untergebracht war. Die noch vorhandenen Bauten von Reichenau und der Bauplan des Klosters St. Gallen mögen uns einige Anhaltspunkte geben für das Basler Münster des neunten Jahrhunderts. Auch Befestigungswerke wurden in jener Zeit errichtet, jedoch müssen dieselben nicht von sehr großem Belang gewesen sein, sonst hätten wohl nicht die Ungarn, welche doch gewiß keine Meister in der Belagerungskunst gewesen sind, die Stadt im Jahre 917 einnehmen und verbrennen können. Das zehnte Jahrhundert bildet gewissermaßen den Tiefstand in der Entwicklung Basels, die Stadt gehörte dem Königreich Burgund an, einem ohnmächtigen, von innern und äußern Feinden schwer heimgesuchten Staate. Immerhin wird in einer Stelle Basel als urbs, d. h. doch als große Stadt bezeichnet, womit auch der Begriff der Wehrhaftigkeit von vorneher-

ein verbunden war. Mit dem elften Jahrhundert besserten sich auch die Zustände für Basel, besonders seitdem die Stadt unter Kaiser Heinrich II. mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Ich brauche den Namen dieses Kaisers nur auszusprechen und unwillkürlich eilen die Gedanken nach unserm ersten Kunstwerke, nach dem Münster, dessen Bau ja hauptsächlich durch die freigebige Unterstützung des Kaisers ermöglicht wurde. Vielfach ist die Thatsache der Bauthätigkeit Heinrichs anbezweifelt worden, jedoch entschieden mit Unrecht; denn dafür sprechen neben der allgemeinen lokalen Ueberlieferung, der Tradition, mehrere schriftliche Zeugnisse, und sprechen am deutlichsten die Reste, welche sich aus jener Zeit erhalten haben. Freilich die Annahme, daß der jetzige Bau zum größten Theile aus dem beginnenden elften Jahrhundert stamme, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, allein entschieden ist jener Zeit zuzuschreiben der untere Theil des größern, des St. Georgthurmes, mit seinen nun allerdings roth übermalten grauen grobkörnigen Steinen und mit dem einfachen Zierrat jener Bogenstellung, wodurch die kahle Mauer des Thurmes glücklich belebt wurde. Weiter ist ja noch ein sprechendes Andenken an Kaiser Heinrich II. erhalten geblieben, leider allerdings nicht mehr der Stadt Basel, sondern dem Hôtel Cluny zu Paris, es ist dies die nur mit schmerzlicher Empfindung zu nennende goldene Altartafel, jenes Kunstwerk, welches durch Mangel an Verständniß von Seiten der Landschaft, durch Basler Aengstlichkeit und hauptsächlich in Folge bürgerlicher Speculation der Heimath ist entfremdet worden. Eine solche Kostbarkeit wie die Altartafel konnte nur für eine sehr ansehnliche Kirche bestimmt sein, und eine so ansehnliche Kirche konnte nur in einer belebten und wohlhabenden Stadt sich befinden. Mit der kirchlichen Architektur hielt wohl Schritt die Bauthätigkeit auf dem profanen Gebiete; freilich ist von diesen Bauten nichts

mehr ſtehen geblieben, Feuersbrünſte und Erdbeben und nicht zum mindeſten die veränderten Bedürfniſſe ſpäterer Jahrhunderte haben mit denſelben vollſtändig aufgeräumt. Auch dürfen wir uns die Stadt nicht allzu ausgedehnt vorſtellen, ſcheint doch eine Urkunde von 1002 dafür zu ſprechen, daß auf dem linken Ufer des Birſigs noch keine Häuſer geſtanden haben, und daß alſo das damalige Baſel nur den Münſterplatz mit ſeiner Umgebung, die Eiſen- und Sporengaſſe, den Markt und die Freieſtraße umfaßte. Allein auch in dieſem engen Bezirke ſind öfters Könige und Kaiſer eingekehrt, haben Päpſte ihren Aufenthalt genommen und wurde ſogar im Jahre 1061 ein allgemeines Concilium abgehalten, auf welchem König Heinrich IV. ſich die von den Römern geſandte Krone aufſetzen und den Biſchof von Parma zum Papſte wählen ließ. Dieſer erſte Basler Papſt hat allerdings ebenſowenig wie ſein ſpäterer Nachfolger Felix V. allgemeine Anerkennung gefunden und wurde ſchon im folgenden Jahre abgeſetzt.

Bürgerkriege, veranlaßt durch religiöſe Motive, gehören ſtets zu den ſchrecklichern Erſcheinungen der Weltgeſchichte, und ſo war auch die Zeit des Kampfes zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII. eine Periode ſehr großen Unglücks für das deutſche Reich im allgemeinen und für unſere Gegend im beſondern, da gerade hier beide Parteien ihre eifrigſten und kühnſten Anhänger aufwieſen, kein Wunder alſo, wenn auch die Basler Kirche unter ihrem ſtreitbaren Biſchof Burchard viel zu leiden hatte. In Folge der allgemeinen Ermüdung auf beiden Seiten hörte allmälig der Kampf mit dem beginnenden XII. Jahrhundert auf, und der tapfere Basler Kirchenfürſt konnte nun an Stelle des Schwertes die Maurerkelle in die Hand nehmen. Schon während des Krieges hatte er für die Befeſtigungen Baſels geſorgt, und dieſelben nicht nur verſtärkt,

ſondern auch bedeutend erweitert; damals erhielt die Stadt jenen Umkreis, welcher durch die innern Gräben heute noch gekennzeichnet iſt, und frühe treten auch die Namen der einzelnen Thore, der ſpätern Schwibbogen auf. Am obern Ende der Stadt ſtand Kunosthor, der St. Alban Schwibbogen, dann kam Eſchemerthor, auf dem jetzigen Barfüßerplatz vermittelte das Eſelsthürlein die Verbindung mit dem Leimenthal, während auf dem Nordweſtplateau das Spalen- und Kreuzthor die Ausgänge bildeten. Klein-Baſel war damals noch nicht befeſtigt, ſondern friſtete mit ſeiner Pfarrkirche St. Theodor als Dorf ſein Daſein unter dem Namen „Enrun Baſel“. Die große Stadt zerfiel in drei Hauptbeſtandtheile in die Burg, das rechte und linke Birſiguſer. Alle Hofſtätten innerhalb der alten Einfriedung zinsten dem Biſchof um Martini 4 Pfennige, die halben Hofſtätten ihrer 2. Zu dieſer Abgabe iſt das Eigenthum des Biſchofs an Grund und Boden zuſammengeſchmolzen, und noch bis zur Reformationszeit laſtete dieſer Zins auf allen Häuſern der innern Stadt, befreit von demſelben waren allein die Häuſer der Domherren und der Capläne, die Lehenträger der hohen Stift, die Beamten des geiſtlichen Gerichts, der Schultheiß mit ſeinen Amtleuten und einige weitere Bedienſtete mehr. Aus den Beſtimmungen, welche noch über den Einzug dieſes Martinzinſes vorhanden ſind, erhellt auch, wie groß in der Regel dieſe Hofſtätten waren, welche der Biſchof den neu ankommenden Einwohnern zur Niederlaſſung mit der Bedingung des Häuſerbaues abtrat, ſie maßen nämlich 40 Fuß in der Breite und die kleinern 20′. Daher kommt es auch, daß in den Gaſſen der innern Stadt die Häuſer im allgemeinen gleich groß ſind, ſo haben wir z. B. an der Gerbergaſſe auf der Birſigſeite noch faſt durchwegs dieſe kleinere Front, welche das Anbringen zweier Fenſter in der Breite er-

möglichte, an der untern Freienſtraße, dem Berg zugekehrt, ſtehen meiſtens Häuſer, welche auf dem größeren Areal erbaut ſind, und bei welchen daher drei bis vier Fenſter konnten angebracht werden. Natürlich ſind auch viele der breitern Häuſer dadurch entſtanden, daß zwei oder drei kleinere Wohnungen mit einander vereinigt, durch die Scheidemauer derſelben Thüren gebrochen und mit der Zeit eine mehr oder weniger ſchöne einheitliche Façade errichtet wurde. So kauften z. B. die Zünfte oft mehrere ſolcher Häuſer zuſammen; noch deutlich erkennt man im Innern des Weinleutenzunfthauſes und ebenſo bei der Brotbeckenzunft die beiden alten Beſtandtheile. Das Aeußere dieſer Häuſer, von denen ſich allerdings bei uns nichts mehr erhalten hat, war ſehr einfach; im Ganzen iſt wohl auch in Baſel der Holzbau oder der Fachwerkbau Regel geweſen. Zu ebener Erde befand ſich, mit einem Rundbogen gegen die Straße geöffnet, die Werkſtatt des Handwerkers oder der Kaufladen des Krämers; kleine Fenſter ſpendeten den Gemächern der obern Stockwerke nur ſpärliches Licht; der Einfachheit des Aeußern entſprach auch die innere Einrichtung; man kann es kaum recht begreifen, mit wie wenig Räumlichkeiten man in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters vorlieb nahm, eine rechte Stube mußte zwar in jedem Bürgerhauſe vorhanden ſein, allein Schlafzimmer oder gar etwa Boudoirs und ſonſtige Luxusgelaſſe waren durchaus unbekannt, in dem obern Stockwerk brachten die Bewohner des Hauſes in Kammern die Nacht zu, manchmal nach Analogie der Arche Noah, ohne daß eine ſtrenge Sonderung nach Stand und Geſchlecht ſtattgefunden hätte. Dieſe obern Stockwerke ragten um mehrere Fuß über das Erdgeſchoß hinaus, wodurch das Eindringen des Lichtes in die ohnehin nicht ſehr breiten Straßen der Stadt noch erſchwert wurde; bei engern Gaſſen kam es vor, daß die Häuſer oben beinahe an einander ſtießen. So

nur können wir uns die Möglichkeit jenes kühnen Sprunges erklären, welcher einen flüchtigen Edelmann bei dem Auflaufe des Jahres 1308 rettete, als ihm die Verfolger im Hause zum Schlüſſel bis auf den Eſtrich nacheilten und er ihnen nur dadurch entkam, daß er ſich über den Schlüſſelberg auf das Dach des Nachbarhauſes hinüberſchwang, eine That, welche allerdings die ganze Stadt in Staunen ſetzte, und die deßhalb auch der Chroniſt Albert von Straßburg ſeinen Aufzeichnungen einverleibt hat. Die Häuſer des alten Baſel ſtießen wohl ohne Ausnahme mit ihrer Giebelſeite gegen die Straße, wie wir dies in einer Menge von alten Städten hauptſächlich im Norden Deutſchlands allgemein noch erblicken. Bei dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Erdbeben mochte von dieſer Bauart abgewichen worden ſein, eine Aenderung, welche wohl aus techniſchen Gründen getroffen wurde, da die Ableitung des Regen- und Schneewaſſers bei ſolchen Giebelhäuſern immer mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden iſt, auch mochte der Einfluß der ſüdländiſchen Bauart, welche ja überhaupt die horizontale Linie viel mehr betont, neben dem praktiſchen Bedenken maßgebend geweſen ſein. In äſthetiſcher Hinſicht iſt allerdings das Verſchwinden der Giebelfaçaden in hohem Grade zu bedauern; wie viel lebhafter in den Conturen und wie viel reichhaltiger und luſtiger in der Dekoration nimmt ſich nicht eine alte Straße von Augsburg, Nürnberg oder Lübeck aus, das Auge klimmt und ſchwingt ſich von Gipfel zu Gipfel, die Individualität des Bauherrn und des Architekten kommt viel mehr zur Geltung, und geradezu großartig, fabelhaft wirkt eine ſolche Straße in ſternenklarer Nacht, wenn der Mond mit ſeinem Zauberlicht zwiſchen dieſen Zinnen, Schnörkeln, Wimpeln und Kaminen hervorbricht und von dem gewaltigen Thurm der Marienkirche die Mitternachtſtunde ertönt. Es iſt dies auch ein

Stimmungsbild, ein Traum mit offenem Auge; allein auch Gemüth und Herz müſſen dafür offen ſtehen, jedem werden dieſe Schönheiten nicht offenbart, ein wenig Sinn und Begeiſterung für die Vergangenheit iſt hier condicio sine qua non.

Auf etwas feſterm Boden bewegen wir uns, wenn wir uns umſehen nach den aus Stein maſſiv errichteten Wohnungen der Stadt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Freilich hat auch hier die Zeit gründlich aufgeräumt, allein wir beſitzen doch noch an andern Orten ſolche Bauten, wie ſie gewiß auch bei uns beſtanden haben. Der Adel wohnte, falls er ſich in den Städten niederließ, in kleinen Burgen, d. h. Gebäuden, welche innerhalb der befeſtigten Stadt wieder beſondere kleine Schlöſſer bildeten; dieſelben waren in bewegten Zeiten für die Stadtherren oft ſehr unbequem, um ſo mehr hingegen mochte der trotzige ritterliche Bewohner von deren Zweckmäßigkeit überzeugt ſein. In Zürich haben ſich noch einige dieſer Thürme, freilich in vollſtändigem Umbau erhalten; trotzig ſchauen ſie aus dem Gewühle der übrigen Häuſer hervor, überall verrathen ſie den Hauptzweck ihrer Erbauung, durchaus nicht etwa Bequemlichkeit und Wohnlichkeit, ſondern in erſter Linie Vertheidigungsfähigkeit. Kleine rundbogige Fenſterchen ſind in den dicken Mauern angebracht, die obern Stockwerke, welche dem Angriff von der Straße aus etwas weniger ausgeſetzt ſind, haben größere und vermehrte Oeffnungen, das Ganze wird von einem Zinnenkranze gekrönt und mit einem ſpitz zulaufenden Zeltdach bedeckt, eine durchbrochene Wetterfahne bildet den Abſchluß. Als Vorbild dieſer Ritterhäuſer in den Städten dienten die Burgen des Landes, ihr Charakter iſt finſter und trotzig. Auch darf man ſich die innere Einrichtung in dieſen Caſtellen nicht ſehr elegant vorſtellen, mochte auch für die Bedürfniſſe des täglichen Lebens etwas beſſer geſorgt ſein als in den Burgen

außerhalb des ſtädtiſchen Weichbildes. Immerhin ſind gewiſſe Vortheile vorhanden, welche entſchieden die mittelalterliche Wohnung vor den modernen Bauten auszeichnen. Das Aeußere der erſtern iſt nicht ſo nach der Schablone behandelt, die Eigenthümlichkeit nicht nur des Erbauers, ſondern auch der Provinz, der Landſchaft kommt viel mehr in Betracht, die Kunſt der Architektur war noch nicht in einige Mittelpunkte Europas concentriert wie heutzutage, da in Paris, Berlin, München oder Stuttgart die Prototypen für alle Bauwerke des Erdtheiles zu ſuchen und in Ausführung oder in der Mappe auch zu finden ſind.

Doch halten wir uns nicht zu lange auf mit dieſen äſthetiſchen Betrachtungen, ſondern kehren wir wieder zu Biſchof Burchard, d. h. alſo zum Beginn des XII. Jahrhunderts zurück. Neben dem Münſter erheben ſich ſchon mehrere Kirchen, St. Martin, St. Ulrich, wohl auch St. Peter und St. Leonhard. Freilich ſind die älteſten Bauwerke, welche einſt an dieſen Stellen ſich befanden, nicht mehr vorhanden mit Ausnahme etwa eines Reſtes, welchen wir in der unterirdiſchen Gruft von St. Leonhard erkennen dürfen. Schon damals genügte die Mauerumgürtung nicht mehr für die Bevölkerung, welche immer zahlreicher in die Stadt zog; dieſe letztere wurde ſtets mehr der Sitz der höhern Cultur und zugleich auch der Zufluchtsort der Freiheit oder doch wenigſtens gemilderter Hörigkeit. Handwerk und Handel begannen ihre goldenen Früchte zu treiben, ſo daß auch außerhalb der Stadtmauern ſich Leute anſiedelten in den ſog. suburbia oder Vorſtädten. Auch geiſtliche Körperſchaften ſchlugen ihren Wohnſitz draußen auf. Nicht daß man ihnen damals ſchon innerhalb der Stadt nicht den Aufenthalt mit Freuden gegönnt hätte, ſondern weil die beſſern und größern

Bauplätze immer seltener wurden. So entstand das Cluniacenserkloster St. Alban. Leider ist von diesem Kunstwerke noch in diesem Jahrhundert vieles zerstört worden, was sehr leicht hätte können gerettet werden. Wehe jedem künstlerischen Baue, dessen sich die Industrie oder die Wohlthätigkeit oder gar der Militarismus bemächtigt, die Liste der auf diese Weise geopferten Bauten ist sehr groß, und auch unsere Stadt liefert mehr als einen Beitrag dazu. Immerhin wollen wir dankbar sein, daß wenigstens ein Flügel des Kreuzganges, welcher doch wohl noch der Gründungszeit angehört, ist verschont geblieben.

Bald zeigte sich das Bedürfniß, auch diese äußern Quartiere mit in die Stadtbefestigung hineinzuziehen, was freilich in einer Zeit, da der Staat bedächtiger war im Bauen, nur langsam und allmälig vor sich gieng. Zunächst begnügte man sich mit einem starken Palissadenhaag, einem sogenannten Grendel, und erst wenn die Vorstadt drei oder viermal in Folge feindlichen Überfalles in Flammen aufgegangen, erst dann wurde auch eine festere Stadt*mauer* aufgeführt. Dies führt uns nun hinüber zu der Zeit, da Basel die große Stadterweiterung zu Ende des XIV. Jahrhunderts erlebte; bevor jedoch hievon die Rede sein kann, muß noch auf einige wichtige Erscheinungen, welche diesem Unternehmen vorangiengen und dasselbe eigentlich bedingten, aufmerksam gemacht werden. Gelegentlich sei hier auch der Bau der Rheinbrücke erwähnt, welcher, im Anfang des XIII. Jahrhunderts unternommen, wesentlichst dazu beitrug, daß die beiden Städte mit der Zeit zu *einer* verschmolzen werden konnten. Dann aber haben wir einen großartigen Aufschwung der Bauthätigkeit in Basel zu verzeichnen für das Ende des XII. Jahrhunderts; damals im Jahre 1185 zerstörte eine Feuersbrunst das alte Münster, die romanische Basilika Kaiser Heinrichs II. Auf dem bischöflichen Stuhle saß damals ein

thätiger Mann, Heinrich von Horburg, ein Elsäßer von Geburt, also einem Lande zugehörig, welches schon längst neben den Mittelrheingebieten als hervorragendes deutsches Kunstland dastand, in geistlicher Beziehung gehörte Heinrich von Horburg den Cisterciensern an, einem Orden, welcher sich um die mittelalterliche Architektur die größten Verdienste erworben hat; kein Wunder also, wenn der von ihm geleitete Münsterbau zu solcher Stattlichkeit gedeihen konnte. Außer an dem Münster wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an den Klosterkirchen der Bettelorden, der Barfüßer und Prediger gebaut, denen sich auch bald die Gotteshäuser der Nonnen in den Vorstädten und in Kleinbasel anschlossen. Bei diesem großen, durch Urkunden und Denkmäler beglaubigten Baueifer muß es uns befremden, daß ein Stiftsherr von Marbach im Elsaß zu Ende des XIII. Jahrhunderts in seine Arbeit eintragen konnte: „Die Städte Straßburg und Basel waren unansehnlich an Mauern und Thürmen, noch unansehnlicher in Betreff der Wohnhäuser.“ Dem gegenüber steht nun allerdings das Zeugniß eines andern Elsäßers jener Zeit, welcher von der großen, schönen und edeln Stadt Basel spricht. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, soviel steht fest, daß gerade im XIII. Jahrhundert ein gewaltiger Aufschwung Basels stattgefunden hat. Die dritte Classe der Einwohner, die Handwerker, gelangten gerade damals neben den Rittern und den altfreien Burgern zu größerm Ansehen, sie entwuchsen der frühern Hörigkeit, mit Bewilligung des Bischofs traten sie in Zünfte zusammen, gassenweise wohnten sie bei einander, hauptsächlich auf dem linken Ufer des Birsigs, wo daher auch bis in unsere Zeit die meisten Zunfthäuser derselben zu suchen waren. Auf dem rechten Birsigufer an der freien Straße wohnten mehr die altfreien Geschlechter, welche von dem Handel oder von dem Ertrage ihrer ländlichen Liegenschaften lebten.

Ein munteres Leben und Treiben mag in jener Zeit unsere Gassen durchzogen haben, da sehen wir Mönche aus allen möglichen Orden, Stifts- und Domherren, Johanniter und Deutschordensherren, Grafen, Barone und Ministerialen des Bischofs, die buntesten Trachten aus den verschiedenen umliegenden Landschaften, die vornehmern Bürger, welche sich dem Adel vollständig ebenbürtig fühlten, und die rüstigen Handwerker, welche immer mehr das Regiment der Stadt in die Hand nahmen. Allem diesem Gedeihen schien der 18. October des Jahres 1356 für immer ein Ende zu machen, denn da zerfiel die nach allen damaligen Berichten reiche und schöne Stadt durch das furchtbare Erdbeben, ein Schlag, welcher Basel an den Rand des Verderbens gebracht, andrerseits aber auch die Energie seiner Bürger, die finanziellen und geistigen Kräfte seines Volkes geweckt hat; und gerade in baulicher Beziehung mußte nothwendigerweise in Folge des Unglückes ein ungemein reges Leben stattfinden. Freilich dürfen wir uns den Zusammensturz der Stadt nicht derart vorstellen, daß kein Stein mehr auf dem andern geblieben wäre, dagegen spricht vor allem die Thatsache, daß weitaus der größere Theil unsres Münsters aus der Zeit vor dem Erdbeben herrührt, indem nur die obern Theile des Baues, die Gewölbe, Thürme und die Oberwand des Chores zusammenstürzten. Auch die westlichen Theile der Predigerkirche, sowie der Chor der Barfüßerkirche haben die Gewalt des Erdbebens überdauert. Allein das muß doch immerhin betont werden, eine Menge von Bauwerken wurde so stark beschädigt, daß ein nachträglicher, vollständiger Abbruch durchaus nöthig war, und so entstand denn das neue Basel doch in vollständig veränderter Gestalt aus den Trümmern des Jahres 1356. Daß mit ziemlicher Eile gebaut wurde, beweist schon die Thatsache der Neuweihe des Münsters im Jahre 1363, und wir dürfen doch hier annehmen, daß die Bürger mit ihren Wohnhäusern sich ebenfalls

werden, so sehr immer möglich war, beeilt haben. Die innere Stadt muß damals diejenige Physiognomie erhalten haben, welche sie bis in's XVI. Jahrhundert, ja theilweise bis in den Anfang dieses Jahrhunders gezeigt hat. Auch erfahren wir, daß bei dem Aufbau der Stadt mit einer gewissen Systematik vorgegangen wurde, wofür in erster Linie die „Fünfe über der Stadt Bau" zu sorgen hatten. Diese Beamtung, welcher die gesammte Baupolizei zukam, erscheint zum ersten Mal um das Jahr 1300. Ihr kam hauptsächlich die Entscheidung zu, ob der Zinsmann, welcher ein Haus zu Erbzins besaß, dasselbe auch in Stand und Ehren halte, ferner besaßen sie die Gerichtsbarkeit bei Nachbarstreitigkeiten, sowie die Feuer- und Gesundheitspolizei. Ihre Befugnisse reichen bis an die Grenzen des Stadtbannes und ihre Gebote wurden im Falle Ungehorsams von Rath und Bürgermeister exequiert. Im Jahre 1385 wurde die Bestimmung erlassen, daß man unter die fünfe einen Zimmermann und einen Maurer wählen solle. Auch Kleinbasel besaß natürlich ein besonderes Fünfergericht für Bausachen schon im XIV. Jahrhundert.

Mit dem Aufbau der Stadt war noch nicht eine Vergrößerung derselben verbunden, sondern zunächst begnügte man sich, die alten Befestigungen herzustellen, und erst allmälig wurde in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts das Weichbild Basels erweitert, so daß allerdings im Jahre 1383 die neue Befestigung der Stadt konnte an die Hand genommen werden. Verschiedene Gründe erforderten dieselbe gebieterisch. Eine ganze Anzahl von Gotteshäusern befand sich außerhalb der alten Mauern, wie St. Alban, das Steinenkloster, ferner Gnadenthal, das Predigerkloster und die Ordenshäuser der Johanniter und Antonier. Ferner wohnte in den Vorstädten eine solche Menge von Leuten, daß eine bloße Befestigung von Holzwerk, wenn auch mit einem Graben versehen, nicht mehr ausreichte. Die

Kriege der ſechziger und ſiebenziger Jahre des XIV. Jahrhunderts, das zweimalige Erſcheinen der Engländer oder der Schinder unter Cervola und Ingelram von Coucy und die fortgeſetzten Fehden mit dem Hauſe Oeſterreich, mochten ebenfalls durchaus das Erſtellen neuer Vertheidigungswerke und deren einheitliche Anlage verlangen. Die drohende Gefahr vor dem Herzog Leopold von Oeſterreich, welcher mit allen Mitteln die Freiheit der Stadt zu vernichten drohte, war der Hauptſporn zu der koſtſpieligen Arbeit, welche beſonders ſeit dem Jahre 1383 mit ununterbrochenem Eifer fortgeſetzt wurde. Freilich wurde die Stadt Baſel durch die glorreiche Schlacht von Sempach von dieſem gefährlichſten und mächtigſten Feinde befreit, allein nichtsdeſtoweniger ruhte der Baueifer der Bürger nicht, bis im Jahr 1398 die vollſtändige Umgürtung der Stadt mit Mauern und Gräben vollendet war. Die Stadtkaſſe wurde durch dieſe Bauten ſehr beſchwert, und verſchiedene Einkünfte mußten zuſammengelegt werden, bis die nöthige Summe aufgebracht war; ſo wurden die Bußgelder für Meineide und die Einkünfte der Münze verwendet, und ferner glaubte man im Intereſſe des Staates zu handeln, wenn auch die Juden zu beträchtlichen freiwilligen und wohl mehr noch unfreiwilligen Leiſtungen hinzugezogen würden. Auch Kleinbaſel, welches im Jahre 1386 durch Kauf an die große Stadt übergieng, wurde mit neuen Befeſtigungswerken verſehen, deren Erſtellung ſich allerdings bis ins XV. Jahrhundert hinauszog.

Dieſe Befeſtigungswerke ſind dieſelben, welche bis in unſre Zeiten in vollem Stand und Ehren geblieben ſind, jene ſtattlichen Mauern und breiten Gräben, jene trutzigen Thore und wehrhaften Thürme, welche in ſo mancher Gefahr Jahrhunderte hindurch die gute Vaterſtadt beſchützt haben. Einiges iſt in ſpäterer Zeit, in den Tagen des dreißigjährigen Krieges und noch ſpäter, das letzte

Stück ſogar erſt bei der Erbauung des Elſäßerbahnhofes hinzugefügt worden. Außer den drei Thoren iſt faſt alles verſchwunden und nur noch die Namen, die breiten Straßen und Anlagen, welche an Stelle der Befeſtigungen getreten ſind, erinnern an die frühere Wehrhaftigkeit der Stadt. Es iſt hier nicht der Ort, dieſen alten Feſtungswerken eine rührende Standrede zu halten, ſondern wir wollen uns mit einigen Bemerkungen begnügen, daß erſtens viele Stücke des Mauergürtels von Baſel zu dem Intereſſanteſten gehörten, was in dieſer Beziehung in deutſchen Landen iſt geleiſtet worden, daß zweitens bei dem durchaus nöthigen Abbruch des Ganzen im Einzelnen manches hätte können gerettet und mit den neuen Anlagen in Verbindung gebracht werden, und endlich, daß das Wenige noch Beſtehende durchaus ſollte erhalten und auch einigermaßen unterhalten werden. Wohl hat man in neueſter Zeit auch in Nürnberg angefangen, die Mauern auf der einen Stadtſeite niederzulegen, und müſſen auch die ſo merkwürdigen Thore der Stadt Köln eines nach dem andern vom Erdboden verſchwinden, hat auch Zürich mit ſeinen Thürmen und Thoren vollſtändig aufgeräumt und dieſelben theilweiſe durch recht geringe Neubauten erſetzt, allein das alles ſollte für uns nicht maßgebend ſein zu Baſel, wo man ſich ſo gerne rühmt, die Kunſt vor andern Orten zu hegen und zu pflegen, und wo auch in der That in vielen Kreiſen Pietät für die Vergangenheit und deren Werke vorhanden iſt.

Doch treten wir nun zu einem dieſer Thore in die Stadt hinein, nehmen wir an, wir kämen auf der großen Reichsſtraße des Elſaßes gegen unſere Stadt, alſo auf derjenigen Seite, von wo ſich Baſel am intereſſanteſten repräſentiert, im Vordergrund die zinnenbekrönten Mauern mit dem St. Johannthor links, dem Spalenthor rechts, aus dem Häuſermeer ragen die vielen Kirchen hervor, majeſtätiſch erhebt ſich das Münſter, im Hintergrund als Abſchluß des Bildes der lang-

geſtreckte Rücken des Gempenſtollen auf der einen und der Chriſchonaberg auf der andern Seite, in der Mitte die Schauenburgerfluh und die waldigen Höhen des Adlerberges, ein Bild, welches ſelbſt von den kritiſchen Reiſenden des vorigen Jahrhunderts als ein durchaus großartiges bezeichnet wird. Unter dieſem Eindruck nähern wir uns dem Spalenthor, dem ſtattlichſten Bauwerk dieſer Art weit und breit, errichtet im Jahre 1473 durch den Meiſter Jacob Sarbach, der es wie kein anderer verſtanden hat, das Nützliche, das heißt die Feſtigkeit mit dem Schönen, d. h. mit einer reichen Dekoration zu verbinden. Der ſpätgothiſche Stil iſt hier mit derſelben Liebenswürdigkeit behandelt wie bei irgend einer kirchlichen Baute des fünfzehnten Jahrhunderts, und deutlicher als irgend ein Chroniſt verkündet dem ſpätern Geſchlechte noch das Spalenthor, hier iſt der Eingang in eine Stadt, welche von wohlhabenden, kunſtſinnigen, unabhängigen und wehrhaften Bürgern bewohnt wird. Die Anlage des Thores iſt dieſelbe, wie ſie an vielen andern ähnlichen Bauten wiederkehrt, allein die Entwickelung aus dem Grundriß iſt mit ſolcher Meiſterſchaft durchgeführt, und die Zierraten mit ſolchem Geſchmacke angebracht, daß Städte wie Lübeck und Nürnberg, ja ſelbſt Prag uns um dieſen Bau beneiden dürfen.

Nun das Ausſehen der Stadt, das heißt die Gaſſen und Häuſer im fünfzehnten Jahrhundert. Der Fremde wunderte ſich vor allem über die Sauberkeit der Wohnungen und deren neue und ſolide Bauart. Da ſah man keine alten romaniſchen Façaden mehr, keine Holzbauten, auch die Thürme des Adels waren zum größten Theil verſchwunden. Nach dem Erdbeben war die Stadt in gothiſchem Bauſtyl aufgebaut worden, ſpitzbogige Thüren vermittelten den Eingang, die Einfaſſungen der Fenſter ſind tief eingekehlt. Ein ſteinerner, ebenfalls mit Hohlkehlen verzierter Kreuzſtock theilt dieſelben in vier Theile, auch werden

ganze Reihen von Fenſtern an einander gerückt, ſo daß auf dieſe Weiſe die ganze Breite der Façade in Fenſter aufgelöst wurde. Reichere Häuſer zeigten etwa auch gothiſches, durchbrochenes Mauerwerk, vielfach kam es ferner vor, daß das mittlere von drei ſchmalen, neben einander geſtellten Fenſtern ſeine beiden Nachbarn um einen oder zwei Fuß überragte, wodurch natürlich eine reichere Lebendigkeit erzielt wurde. Erker waren ebenfalls hie und da zu ſehen, allein jedesfalls waren ſie nicht ſo verbreitet wie in andern Schweizerſtädten, z. B. St. Gallen, Schaffhauſen und auch Zürich. Leider iſt keine ſolche Façade des alten Baſels aus dem XV. Jahrhundert mehr vorhanden, welche ſich noch unberührt auf den heutigen Tag erhalten hätte, denn wenn auch die Architektur noch hie und da dieſelbe geblieben iſt, ſo fehlt doch ſicherlich der Bilderſchmuck, welcher damals bei jedem ordentlichen Haus anzutreffen war. Der kleine Rollerhof auf dem Münſterplatz, einige ganz kleine Häuschen am Gerbergäßchen und an der obern Rheingaſſe mögen noch zu den älteſten bürgerlichen Wohnhäuſern der Stadt gehören; von andern hat ſich vielleicht nur ein kleiner Theil erhalten, ſo z. B. jenes kleine Fenſterchen an dem Magazingiebel in der Kornhausgaſſe oder dasjenige an einem Hauſe der Schwanengaſſe u. a. m. Auch würde man an der dem Hofe zu gekehrten Seite vieler Häuſer noch dieſes oder jenes gothiſche Fenſtergeſims, hier einen reich profilierten Kreuzſtock, dort eine hübſche alte Thüre mit eiſernem Klopfer entdecken.

Über ein Geſetz, welches heutzutage in der Architektur noch ausſchließlich dominiert, konnte das fünfzehnte Jahrhundert ſich noch mit jugendlichem Übermuth hinwegſetzen, nämlich über die Symmetrie. Nicht daß man deren Vorzüge nicht gekannt, ſie auch oft und viel angewendet hätte, allein man ließ ſich nicht von ihr knechten und die Folge war, daß eine ſolche alte Gaſſe viel weniger das Gefühl der langen Weile erregt

als eine Avenue in Paris oder irgend eine Straße auf unſerm Nordweſtplateau. Ein zweiter Vorzug, welcher ebenfalls ſehr viel zur Belebung der alten Städte beitrug, war die faſt durchgängig angebrachte Bemalung; die Farbe ſchützt bekanntlich den Stein, ſo daß ſchon aus dieſem praktiſchen Grunde ein Anſtrich zu empfehlen war. Nun aber bediente man ſich in der Regel für Geſimſe, Thürpfoſten, Schwellen und anderes mehr des rothen Schwarzwaldſandſteins; wo das nicht der Fall war, ſuchte man denſelben nachzuahmen, indem die betreffenden Bauglieder mit rother Farbe angeſtrichen wurden, wodurch natürlich gerade dieſe lebhafteſte Farbe zur dominierenden in unſern Gaſſen erhoben ward. Auch die Mauerflächen ſollten der Bemalung nicht entbehren, und in einer Zeit, da Reichthum, Handel und Gewerbe ſo ſehr zunahmen, kam man bald zu der weitern Folgerung, ſtatt nur architektoniſche Verzierungen und Wappen auch ganze Geſchichten, welche den verſchiedenen Anſchauungskreiſen entnommen waren, darzuſtellen. Hier waren es David und Bathſeba, dort die keuſche Suſanna oder an einem dritten Ort Abrahams Opferung; mit Vorliebe wurden Stoffe des alten Teſtamentes zur Abbildung auserkoren, denn hier hatte der Maler einen viel freieren Spielraum als bei den heiligen Geſtalten des neuen Bundes. Mit ihren Tugenden und Fehlern durfte man jene abbilden, wobei jedesfalls manche Vergleichung mit der damaligen Zeit unterlief. An andern Façaden erblickte man Bilder, welche dem klaſſiſchen Alterthume entnommen waren, Scenen aus dem Leben Alexanders und beſonders Darſtellungen aus der römiſchen Geſchichte, deren Helden mit ihren handgreiflichen Tugenden beſonders geeignet waren für eine immerhin etwas maſſive Malerei. Natürlich erſchienen die Geſtalten, Götter und Menſchen, in dem Coſtüm des XV. Jahrhunderts. Pallas Athene hatte ihre Gretchentaſche und Juno ihr wohlgeſchnürtes Mieder, nur etwa Venus

wurde in antiker Göttertracht dargeſtellt. Paris erſchien in der reichen Tracht, wie ſie hauptſächlich an dem burgundiſchen Hofe Philipps des Guten aufgekommen war, und Achill ſtand da, bis an die Zähne in Stahl und Eiſen gewappnet, wie Herzog Karl der Kühne oder irgend ein Ritter, der im Begriff war, in die Schranken zu treten. Auch der Staat pflegte ſchon im XV. Jahrhundert ſeine Gebäude mit Malereien ſchmücken zu laſſen; ſo erhalten wir Nachricht von einem neuen Gemälde am innern Spalenthor aus dem Jahre 1428; 1430 wurde ein Crucifix am Steinenthor angemalt, und 1440 wurde der Einzug des Huſſiten Procop am Rheinthor angebracht. Freilich waren dieſe frühern Malereien nur ein ſchwaches Vorbild von dem, was das XVI. Jahrhundert mit einem Meiſter wie Hans Holbein hervorgebracht hat.

Bei der Stadterweiterung hatte man mit vorſorglichem Blick die Mauern ſehr weit hinausgerückt. Große Rebgärten, in welchen jener wegen ſeiner Qualität nicht beſonders berühmte Baſelwein wuchs, waren in die Befeſtigung hineingezogen worden, daher kam es auch, daß nur die an den beiden wichtigſten Thoren gelegenen Vorſtädte, die Spalen- und die Äſchenvorſtadt, vollſtändig angebaut wurden, während noch Jahrhunderte lang zu St. Alban und St. Johann meiſt unſcheinbare Schuppen, Rebhäuschen, Stallungen und dergleichen mehr zu finden waren. Freilich wohnten in den belebtern Vorſtädten, zu denen auch die Steinen zu zählen iſt, mit Ausnahme der geiſtlichen Corporationen meiſt Leute, welche erſt ſeit kürzerer Zeit in die Stadt gezogen waren, oder welche wegen ihres Berufes hier eine beſonders paſſende Niederlaſſung fanden. Der Adel, die reichern Bürger und die meiſten Handwerker wohnten immer noch in der innern alten Stadt.

Freilich giengs mit dem Basler Adel im XV. Jahrhundert ſchnellen Schrittes zurück, die Edeln waren zu ſehr an das

Haus Öſterreich gekettet, als daß ſie noch aufrichtige, gute Bürger der Stadt hätten ſein können; zwar behielt man ſchon noch ſeinen Hof, ſein Abſteigequartier in der Stadt, allein nicht allzu oft wurde von demſelben Gebrauch gemacht, raſch änderten die adeligen Höfe ihre Beſitzer; da das Schwergewicht dieſer Familien außerhalb der Stadt lag, auf den Schlöſſern des Elſaßes, des Breisgaues und des Bisthums, ſo wurden auch die Wohnungen in der Stadt nur ſehr nothdürftig unterhalten. Jahre lang, wohl ganze Jahrzehnte hindurch blieben einzelne geſchloſſen, es fing nach dem Glauben der Leute an in dieſen großen, leeren Räumen zu ſpucken, und das wilde und wüſte Leben mehr als eines dieſer vornehmen Beſitzer gab Veranlaſſung genug, ihn nach dem Tod als vom Teufel gehetztes Geſpenſt durch ſeiner Väter Haus wandeln zu laſſen.

Auch auf den Achtbürgern, den eigentlichen Patriciern Baſels lag kein beſonderer Segen, faſt alle dieſe Familien ſind im Laufe der Zeit ausgeſtorben, die Irmi, die ältern Iſelin, die Grieb, die Gebwiler, die Offenburg und viele andere mehr. Auch beſaßen ſie ihre Höfe nicht in der Nähe des Biſchofshofes, wie die ritterlichen Miniſterialen, ſondern auf dem gegenüberliegenden Hügel zu St. Peter und St. Leonhard, wo jetzt noch der Offenburgerhof, der Griebhof und andere Beſitzungen mehr an ihre frühere Anweſenheit erinnern. Das Schwergewicht der Entwicklung Baſels in jeder, ſo auch in künſtleriſcher und baugeſchichtlicher Hinſicht lag auf den zunftmäßigen Bürgern, mochten ſie nun Handelsleute, Krämer oder eigentliche Handwerker ſein, und auch der Rath, der ja faſt ausſchließlich aus den Vertretern der Zünfte beſtand, legte eine höchſt lobenswerthe Bauthätigkeit an den Tag; zwar keine überflüſſigen Werke, welche den Bedürfniſſen des damaligen Baſels nicht entſprachen, wurden aufgeführt, allein das wollte man, die nöthigen Bauten

ſollten auch durch ihr Äußeres den Einheimiſchen und den Fremden verkünden, daß hier ein thätiges, wohlhabendes Volk wohne. Das Münſter gieng mit dem Schluß des XV. Jahrhunderts ſeiner Vollendung entgegen; es iſt als ein wahres Glück zu bezeichnen, daß der Abſchluß unſres erſten Bauwerkes noch vor der Reformation erfolgte; denn nachher wäre dies ſicher nie mehr geſchehen, und ob die Behörden unſres Jahrhunderts Zeit, Luſt und Geld gehabt hätten dieſes zu thun, dürfte in der That dahingeſtellt bleiben. Außer an dem Münſter wurde an der St. Leonhardskirche gebaut, deren Schiff in künſtleriſcher Hinſicht oft unterſchätzt wird. Um dieſelbe Zeit arbeitete man am Kaufhaus, und 1467/68 ſtellte Meiſter Jacob Sarbach, derſelbe der wenige Jahre ſpäter das Spalenthor erbaut hat, den Fiſchmarktbrunnen auf. Mit dieſem ſchönſten Brunnen, den Baſel aufzuweiſen hat, ſoll hier ein einſtweiliger Abſchluß erfolgen. An ihm wie an dem Spalenthore hat der Meiſter in erhabenſter Weiſe ein Zeugniß abgelegt von der Lebenskraft, welche auch im XV. Jahrhundert dem gothiſchen Stile noch innewohnte, und von der Verwendlichkeit deſſelben auch da, wo es ſich nicht um kirchliche, ſondern um profane Zwecke gehandelt hat. Dieſer gothiſche Stil wurde in Baſel noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch gehandhabt, allein die Betrachtung der Bauwerke, welche in dieſer Zeit hier ſind errichtet worden, liegt nicht mehr innerhalb der Grenzen, welche wir uns zu ziehen gedachten, als wir anfiengen, von der Baugeſchichte Baſels im Mittelalter zu ſchreiben.

Gedichte

von **Emil Sulger.**

Sonnenuntergang.

Die Sonne wendet ſich zum Schwinden,
Die Wellen plätſchern leiſe nur,
Und Alles neigt ſich im Empfinden
Des ſtillen Friedens der Natur.

Die Mandelbäume ſtreuen träumend
Den Blüthenſchnee ins weite Meer,
Die Wogen danken, aufwärts ſchäumend,
Die Berge grüßen ferne her.

O wem der ſtille, tiefe Frieden,
Der wunderbar umfließt das All,
In ſeiner eig'nen Bruſt beſchieden,
Iſt wahrhaft glücklich überall.

Denn nur, was wir im Herzen tragen,
Gehört uns eigen in der That:
Des Menſchenlebens ſchwerſte Fragen
Löst leicht, wer innern Frieden hat. —

Die Sonne ſinkt; zu Purpurfluthen
Verkläret ruht die weite See,
Es flammen tief in heil'gen Gluthen
Die Berge auf im Trennungsweh.

Digitized by Google

Sie iſt dahin, ſie hat vollendet
Des Tages mühevollen Lauf;
Doch, ob ſie heut' ſich weggewendet,
Sie geht uns morgen wieder auf.

Mein Herz, dir ward ſo Viel genommen,
Vernichtet ſcheint dir all' dein Glück:
O harre, es muß wiederkommen,
Auch deine Sonne kehrt zurück! (1882.)

Heimweh.

Wohl iſt es ſchön, in dieſem milden Lande
Dahinzugeh'n am weiten Meeresſtrande,
In dieſes Himmels ewig-blauem Licht,
Doch meine Heimath iſt es nicht!

Ob auch die fernen Berge ſchneeig winken,
Des Südens Früchte lockend mich umblinken,
Ob ſchimmernd ſich die Wog' am Felſen bricht:
Die theure Heimath iſt es nicht!

Es mahnen mich die weißen Bergesſtirnen
An unſrer Alpen eiſig-ſtarre Firnen,
Das hehre Meer an unſrer Seeen Pracht,
Wo reicher Fluren Segen lacht.

O Heimath, wann werd' ich dich wiederſehen,
Auf deiner Berge rauhen Pfaden gehen,
Wann hör' ich wieder um mich, ſüß und traut,
Der Mutterſprache heil'gen Laut? —

Wie gerne gäb' ich hin die ganze Wonne
Des Südens, ſeine Gluth und ſeine Sonne
Für meiner Heimath reine Bergesluft,
Für meiner Alpen würz'gen Duft!

Wohl iſt es ſchön in dieſem milden Lande
Dahinzugeh'n am weiten Meeresſtrande
In dieſes Himmels ewig-blauem Licht,
Doch meine Heimath iſt es nicht! (1882.)

Im Schwarzwald.

O Schwarzwaldduft, o Tannenduft,
O Wandern in des Waldes Hallen,
Wenn aus dem Grün der Vogel ruft,
Und tauſend Stimmen rings erſchallen:
Euch grüßt mein Herz! nach langen Jahren
Kehr' ich voll Sehnſucht euch zurück,
O laßt mich heut' auf's Neu' erfahren
Des Waldes ſorgenfreies Glück.

Um Stirn und Bruſt in freier Luft
Weht milder Lüfte Koſen.
Man fühlt ſich ſelber kaum bewußt
Den innern Sturm vertoſen:
Was auch den Sinn mag niederzieh'n,
Was lange ſchwer das Herz bedrückt,
Im Dom der Schöpfung muß es flieh'n,
Wo rein uns die Natur beglückt.

Am Tannenfuß will ich dem Gruß
Der Waldbewohner lauſchen,
Mich weihen reinſten Glücks Genuß,
Das fließt aus Waldesrauſchen:
In deinen Hallen kehre wieder
Der Jugend heit'rer Frohſinn mir,
Und ungezählt entquellen Lieder,
Der Bruſt im weiten Waldrevier. (1882.)

Sturm.

Wild toben die wallenden Wogen daher:
Gegrüßt ſei, gegrüßt mir, du ſtürmendes Meer!
Wie ziſchen und ſpritzen die Waſſer hinauf
Am felſigen Strande in mächtigem Lauf!

Am Himmel fliegt düſter Gewölke herbei
Und ſpiegelt ſich wieder, die Möve kreist ſcheu;
Der Sonne hellglühende Leuchte erliſcht,
Verdunkelt von Wolken und gährendem Giſcht.

Kampf, wuchtiges Streiten iſt Loſung für heut',
Als hätten die Tiefen der See ſich entzweit,
Und ſtürmten wildfeindlich die beiden Parthei'n
Mit grimmiger Wuth auf einander nun ein.

Stets höher noch, höher ſchwillt fluthend das Meer,
Die mächtigſte Woge wälzt haushoch ſich her;
Es gähret im tiefſten, unendlichen Schoos,
Als rängen ſich neueſte Welten draus los.

So lieb' ich dich, Meer, ſo enthüllſt du die Kraft,
Die in dir geſchlummert, wenn ruhig, erſchlafft,
Im Sonnſchein du ſpielteſt ſo friedſam und gut,
Als dächteſt du nimmer an Zürnen und Wuth.

Da fliegt der Orkan mit der Schwinge voll Gluth
Herbei und entfeſſelt die ſchlafende Fluth:
Nun zürneſt du auf, deine Seele erwacht,
Und herrlich bewährſt du die herrliche Macht.

Und Welle auf Welle voll Wonne herquillt
Zum Strande, wo eben ſie traulich geſpielt,
Die Bäume entwurzelt, die Felſen entwühlt,
Nicht tändelnd und koſend die Ufer umſpült.

Weit donnern die Wogen mit mächtigem Fall,
Erwecken im Berge erwiedernden Hall,
Und wie bei Gewittern, fern rollend und wild,
In heimlichem Zittern das Menſchenherz ſchwillt.

Wie ſchwach und zerbrechlich in Sturmesgewalt
Die menſchliche Stimme erſterbend verhallt,
Wie raſch liegt zerſchmettert der Kahn, den ſo traut,
So künſtlich der Menſch ſich langſinnend erbaut.

Hier beuge dich ſtill vor der Herrin Natur,
Sie zeigt ſich in Sturm und Gewitter dir nur,
Im Zorn nur enthüllt ſie wahrhaftig ihr Bild;
Es lügt, wer ſie ſchildert als edel und mild!

Vernichtung die Loſung, Verderben das Wort,
Und ob ſie mit ſengendem Strahle verdorrt,
Und ob ſie mit ſtrömenden Waſſern verheert,
Mit Bergfeuergluthen die Saaten verzehrt,

Ob Hagelsſchlag ſchmettert ins Korn auf der Flur,
Ob tödtender Blitz ihren Wolken entfuhr,
Ob wild die Lawine fegt Ortſchaften fort:
Vernichtung die Loſung, Verderben das Wort!

Doch nirgend ſo wüthend, doch nirgend ſo wild,
Als ſtürmenden Meeres enthüllt ſie ihr Bild;
Sie feiert voll Jubel den Freiheitstag heut,
Da kühn ſie ſich jeglicher Feſſel befreit.

Sei hoch mir willkommen, ſturmwüthendes Meer,
Laß rauſchen die Banner der Freiheit ringsher,
Wild tobe und ringe, dumpf donnere fort:
Vernichtung die Loſung, Verderben das Wort!

(1884.)

Druck von Ferd. Riehm in Baſel.

Basler Jahrbuch

1885.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1885.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume
920.0494 B29 7

Heyne Library 1909

My 09-10M

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Basler Jahrbuch. I. Jahrgang. 1879. — Herausgegeben von **Heinr. Boos.**
IX und 240 S. — Preis broch. Fr. 4. — Geb. Fr. 4. 50.

Inhalt: G. Bischoff: Adolf Christ. — Dr. B. Brömmel: Beschreibung Thomas Platters Reyssen, die er von Basell auß in Frankreich gethan hatt anno 1595. — Dr. Th. von Liebenau in Luzern: Thomas Murner in Basel. — M. Birmann: Die Genealogie der Grafen von Thierstein in Homberg. — Dr. H. Boos: Aus einem baslerischen Stammbuch des XVII. Jahrhunderts. — A. Sattler: Zur Geschichte der Reichsmünzstätte in Basel. — Das Socinische Geschlecht. — Miscellen. — Rückblicke, kurze. — Dr. A. Geigy: Uebersicht der Staatsverwaltung des Cantons Basel-Stadt.

— — II. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geh. Fr. 4 50 | Geb. Fr. 5. —

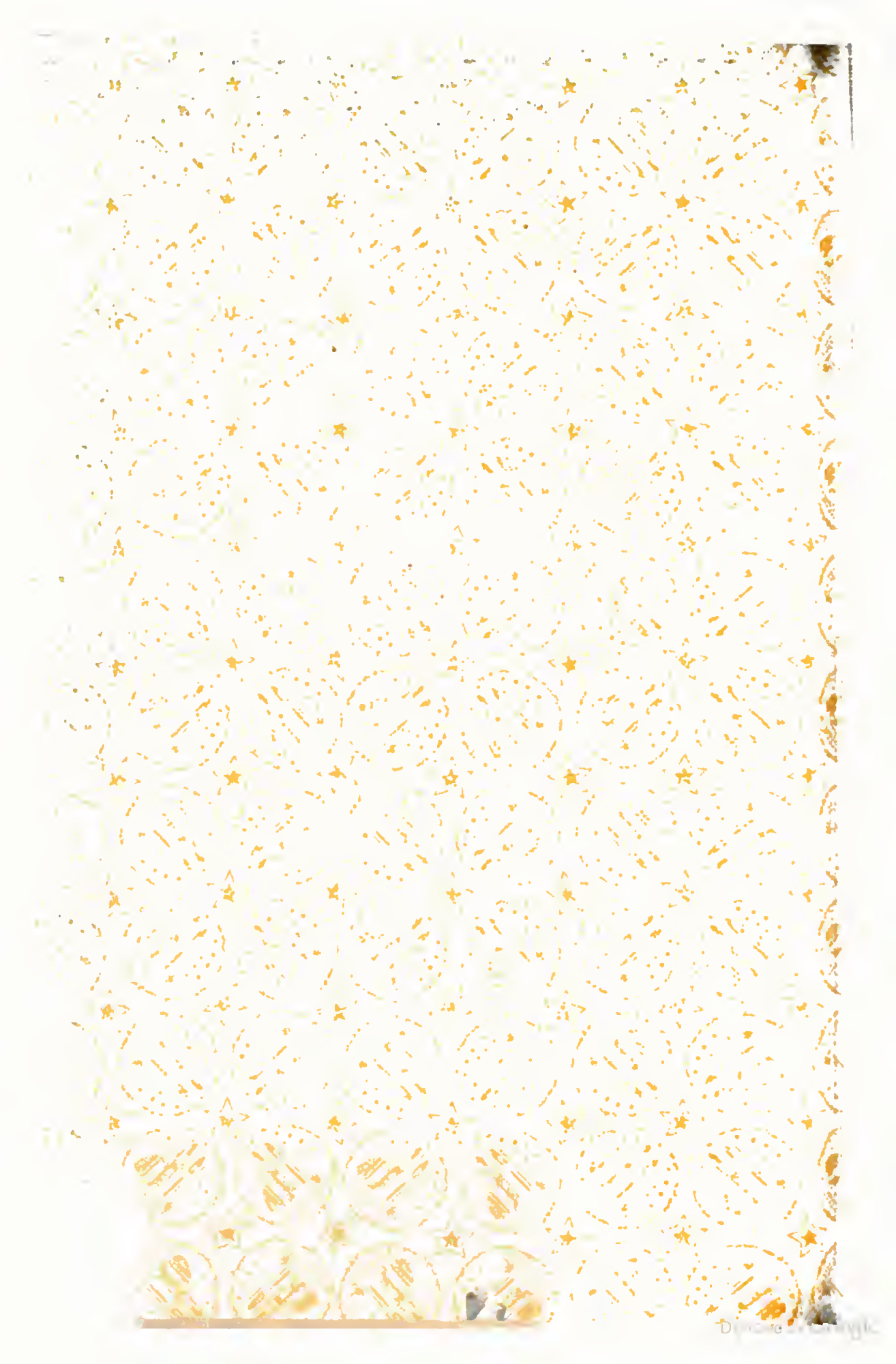
Inhalt: Die steinernen Gäste in der Sylvesternacht. — Fr. Oser: Graf Ulrichs Beichte. — A. Bernoulli: Schloß Pfeffingen. — M. Birmann: Drei Blätter aus der Geschichte von St. Jakob. — S. Vögelin: Sebastian Münster Kosmographey. — R. Wackernagel: Der Rath von Basel als Friedensvermittler zwischen England und Frankreich. — R. Vischer-Merian: Lied eines deutschen Reiters aus dem Heere der niederländischen Patrioten 1579. — A. Burckhardt: Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch. — A. Burckhardt: Eine Basler Gesandtschaft des vorigen Jahrhunderts. — Miscellen.

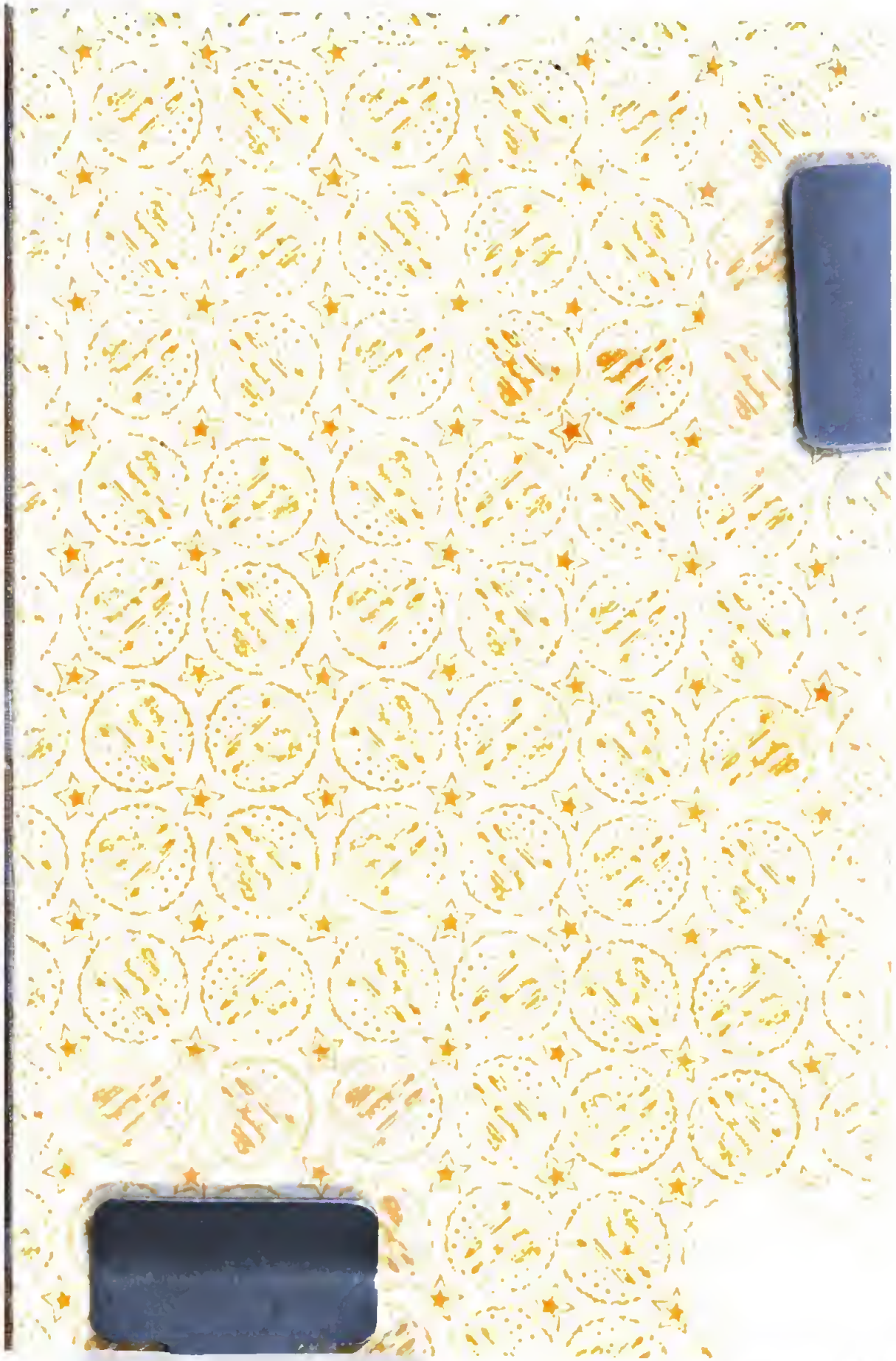
— — III. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geh. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: G. Heusler: Friedrich Weber. — Alb. Burckhardt: Ein politisches Gedicht aus dem Elsaß vom Jahre 1743. — M. Birmann: Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechtes. — C. Wieland: Ueber die Schweighauser in Basel. — A. v. Salis: Bischof Otto's Rache. — Th. Burckhardt-Biedermann: Don Emanuel Burckhardt, Generalcapitain des Königreichs beider Sicilien. — Ach. Burckhardt: Abbruch des Todtentanzes in Basel. — Elisabeth Hetzel: Die muthige That einer Baslerin. — R. Wackernagel: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im Mittelalter. — Uebersicht der baslerischen hist. Litteratur (1878—82). — Miscellen. — Basler Chronik des Jahres 1882.

— — IV. Jahrgang. Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** Preis geh Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: Martin Vogt. — Zum Titelbild. — J. W. Heß: Die Gemeindeschulen der Stadt Basel 1817—1822. — Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner (1833—1881). — Dr. Bernhard Riggenbach: Der 3. August 1833. (Aufzeichnungen eines Augenzeugen.) — Dr. Tr. Geering: Der Neubau des Zunfthauses zum Schlüssel durch Roman Fäsch 1485—1488. — Paul Meyer: Basels Concertwesen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. — Dr. G. Bischoff: Zwei Geschichten aus der Chronik von Jakob Christoph Pack. — Der Glockenfortschritt. (Gewidmet der freien Stadt Basel.) 1883. — Albert Burckhardt: Der Antheil Basels an dem Hussitenkrieg von 1421. — F. Föhr: Repertorische Rückblicke auf das Jahr 1882. — Basler Chronik vom 1. Oktober 1882 bis 30. September 1883.





UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076257929